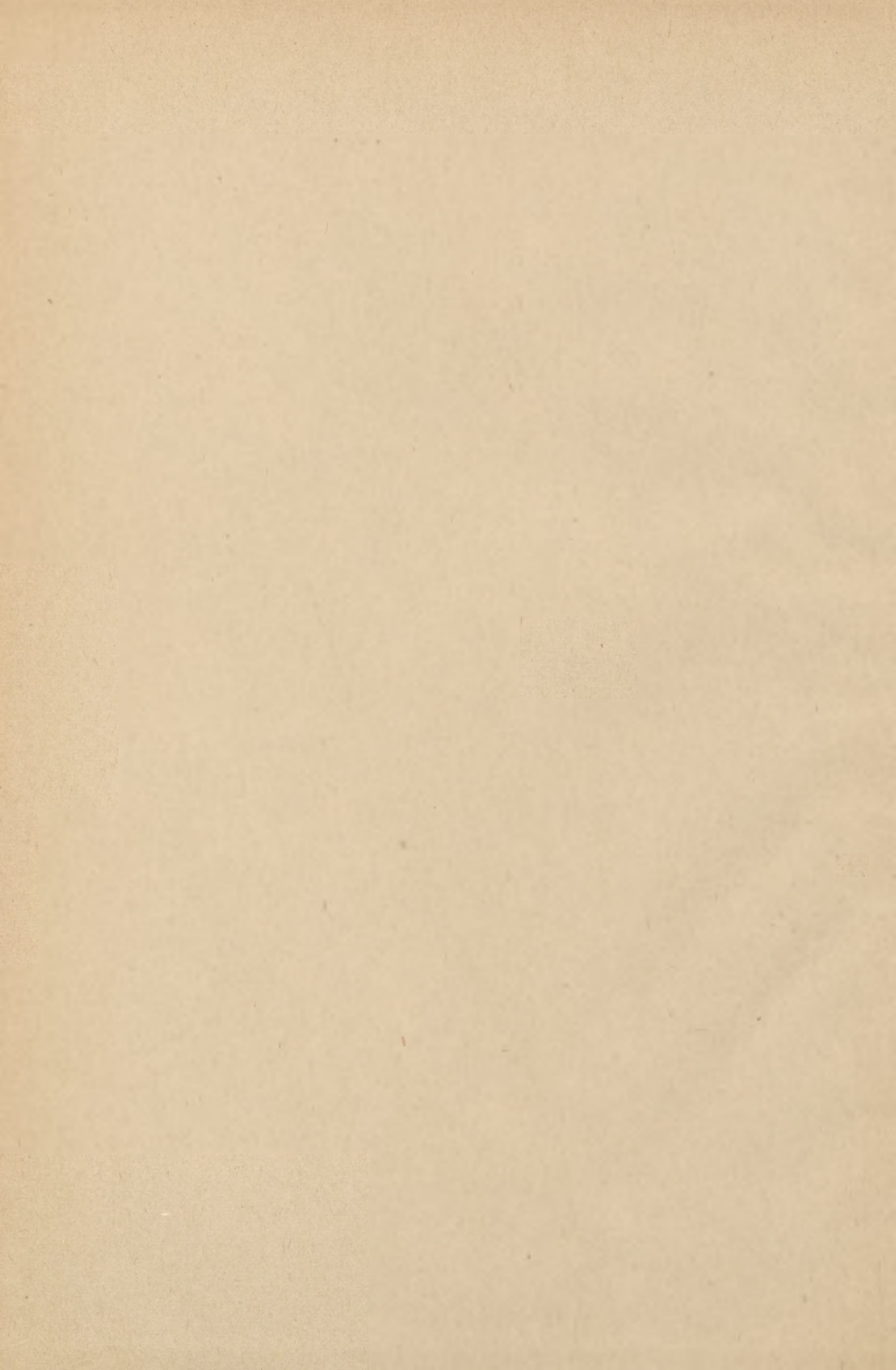
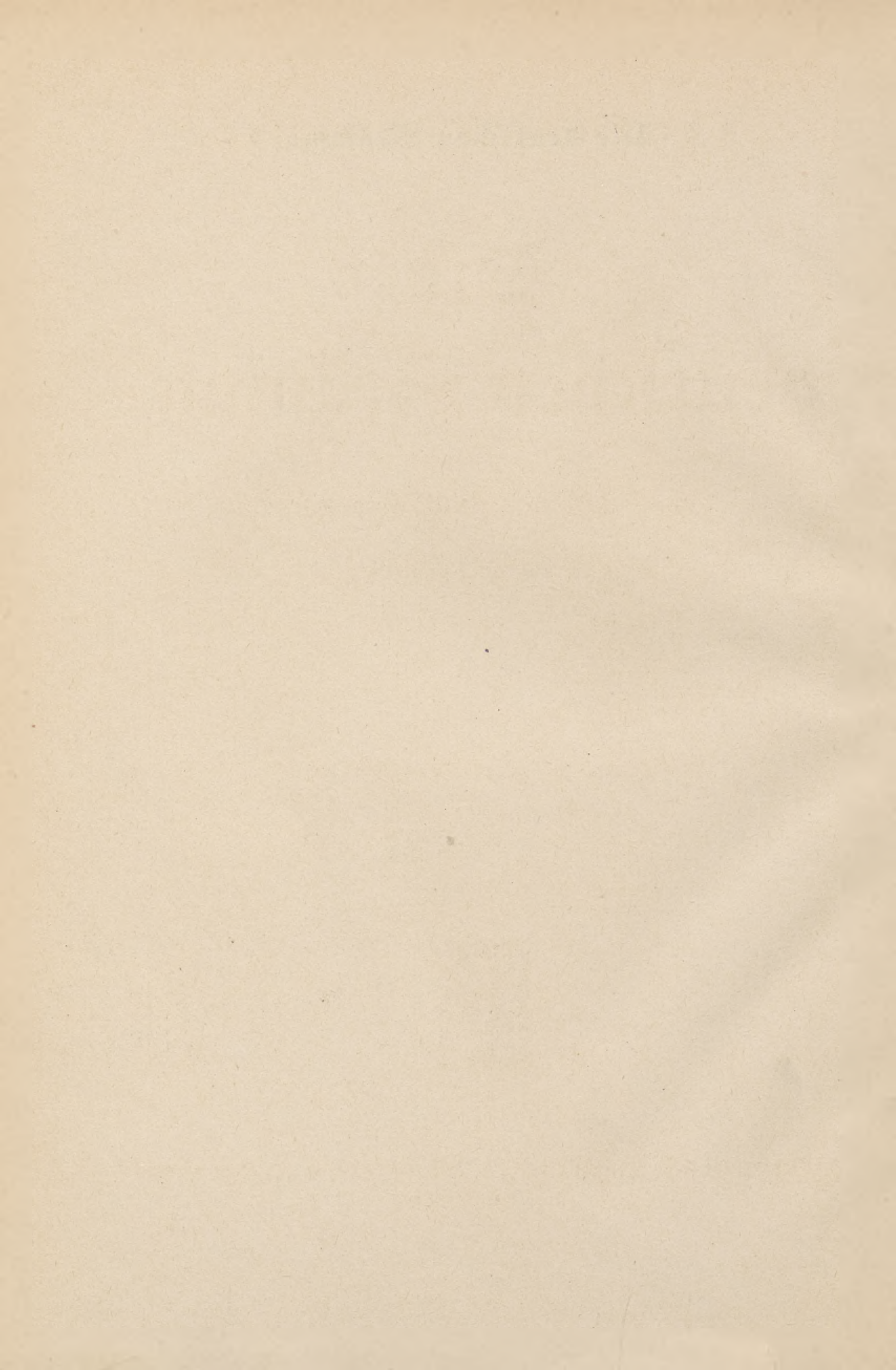
Die deutschen Stämme





Die deutschen Stämme



Christoph Obermüller

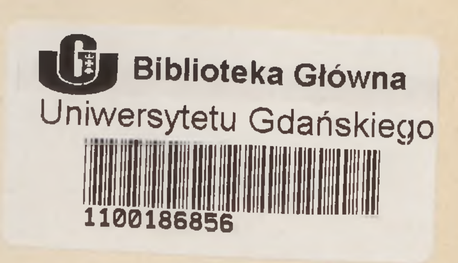
Die deutschen Stämme

Stammesgeschichte als Namensgeschichte und Reichsgeschichte

Mit 20 Karten

Zweite, fast unveränderte Auflage

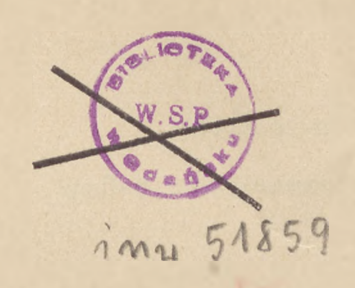




Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Umschlag- und Einbandentwurf von Kurt Gundermann, Leipzig



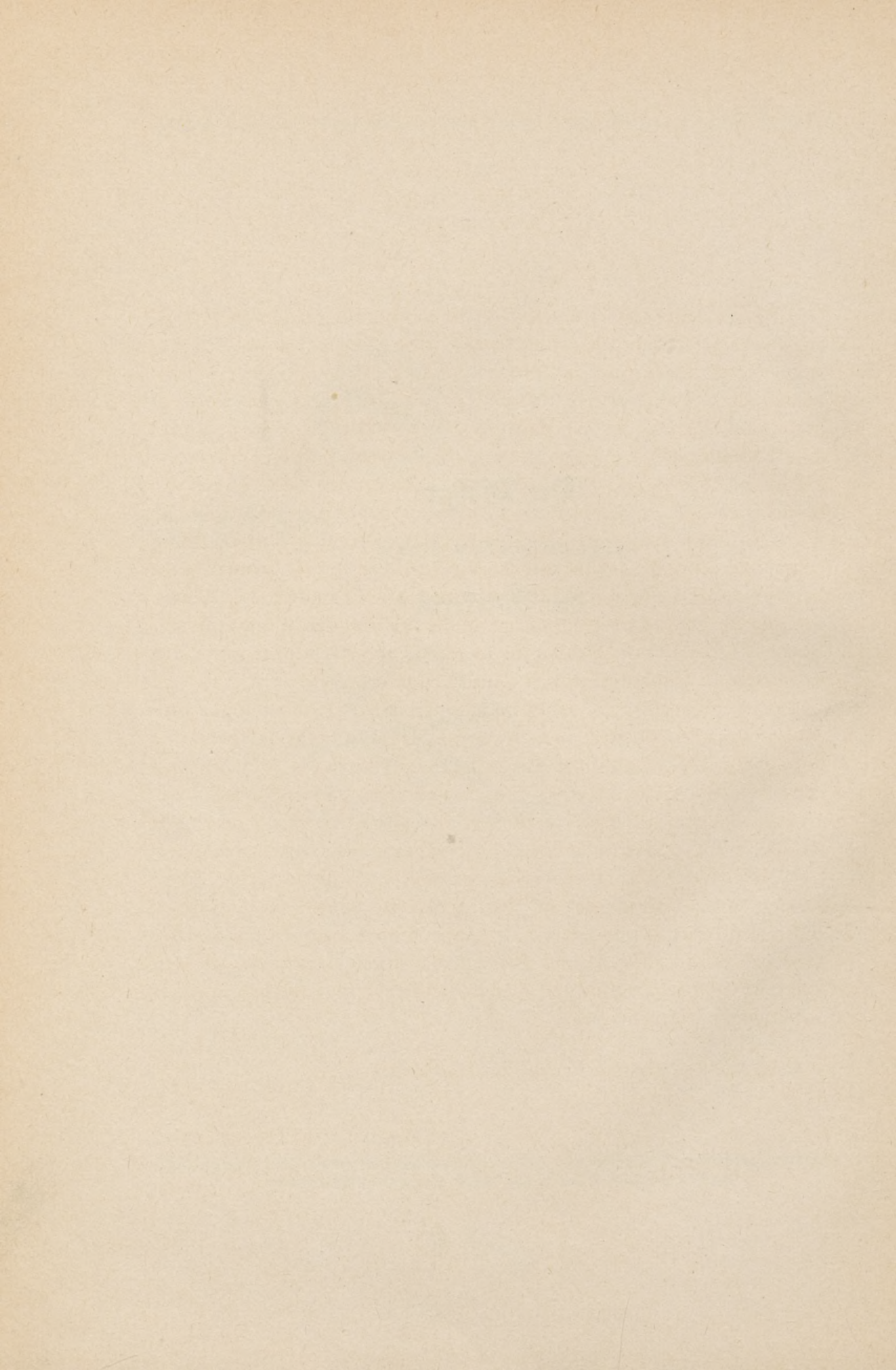


 Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Pfälzer

seiner lieben Frau

der Märkerin



Vorwort

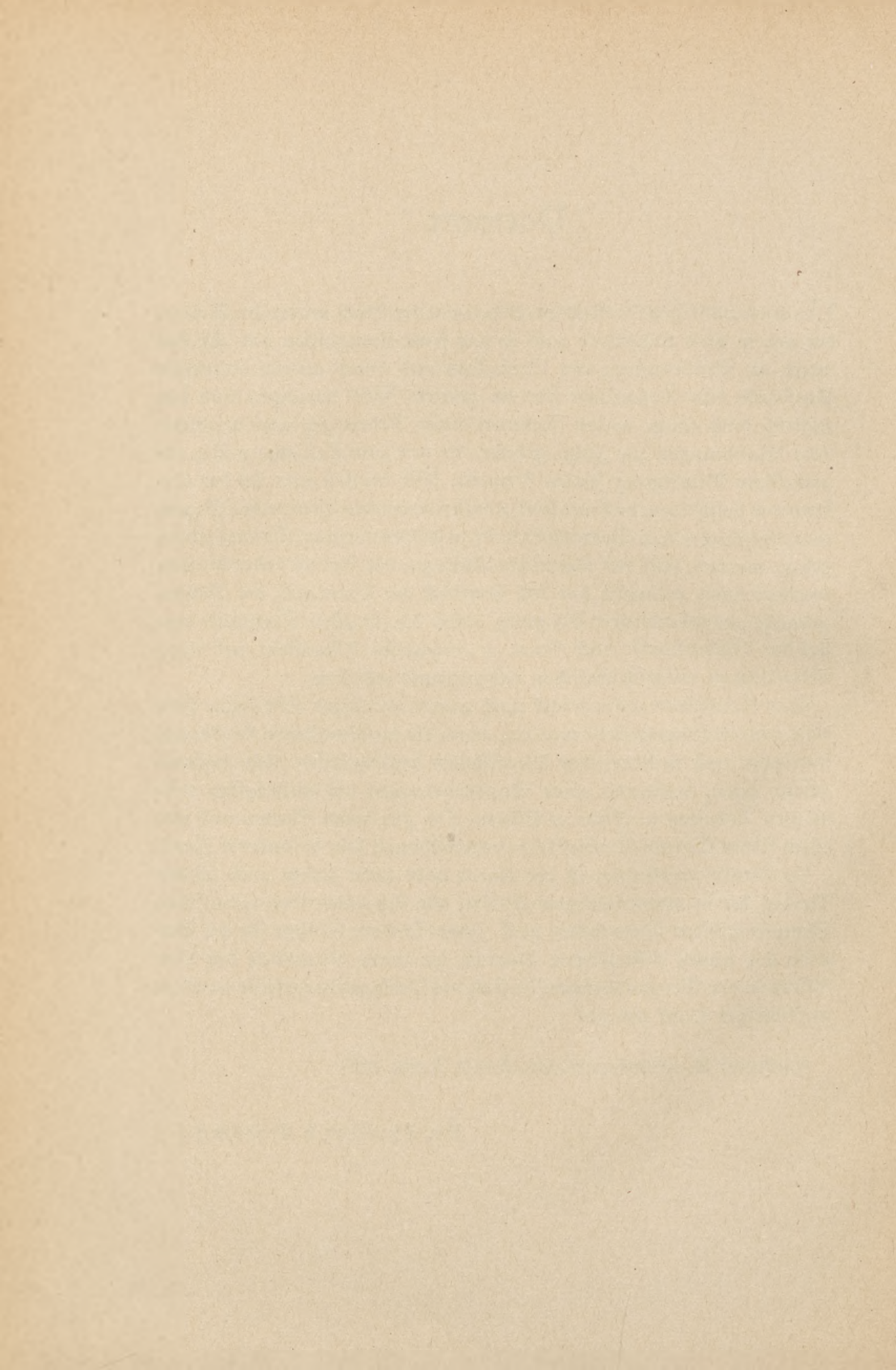
Nach vierjährigen Vorstudien erscheint dieses Buch mitten im Kriege, der wie in viele Schicksale auch in das seine eingegriffen hat. Er hat durch die Einberufung des Verfassers und durch allerlei technische Umstände das Erscheinen um ein ganzes Jahr verzögert und hat zugleich auch einige in den Rahmen dieser Arbeit gehörige geschichtliche Wandlungen zur Folge gehabt, die nur zum Teil eine völlig angemessene Würdigung finden konnten. Wir müssen uns bei der Erkenntnis bescheiden, daß mit dem atemberaubenden Tempo der Gegenwartsgeschichte kein Chronist Schritt zu halten vermag. Es darf jedoch gesagt werden, daß das eigentliche Anliegen der Arbeit dadurch nicht berührt wird, vielmehr hat das Herzstück der Thematik, der Reichsgedanke abendländischer Prägung, durch die jüngsten Ereignisse eine bei der Niederschrift noch kaum zu erahnende Aktualität und einen bedeutsamen zeitgeschichtlichen Hintergrund erhalten.

Das Erscheinen wäre gewiß noch weiter verzögert oder sogar fürs erste ganz in Frage gestellt worden, wenn die wohlwollende Förderung amtlicher und militärischer Dienststellen den Verfasser nicht instandgesetzt hätte, während eines Sonderurlaubes die wichtigsten technischen Arbeiten zu Ende zu führen. So gilt jenen Stellen und vor allem seiner Truppe für die Urlaubsgewährung sein besonderer Dank.

Zu Danke verpflichtet ist der Autor aber nicht zuletzt auch seinem Verlag, der in unermüdlichem Einsatz alle sich häufenden technischen Schwierigkeiten überwinden half. Insbesondere sei ihm für die Beigabe der höchst instruktiven Karten, die unter Mitarbeit des Verfassers in der Geographischen Anstalt des Verlages hergestellt wurden, aufrichtiger Dank gesagt!

Château M. (Südfrankreich), den 7. April 1941

Dr. Christoph Obermüller



Übersicht

Die germanischen Frühstämme

Die Wandalen
Die Goten
Die Langobarden
Die Burgunder

Die deutschen Altstämme

Die Sachsen
Die Franken
Die Schwaben
Die Bayern

Teil- und Nebenstämme

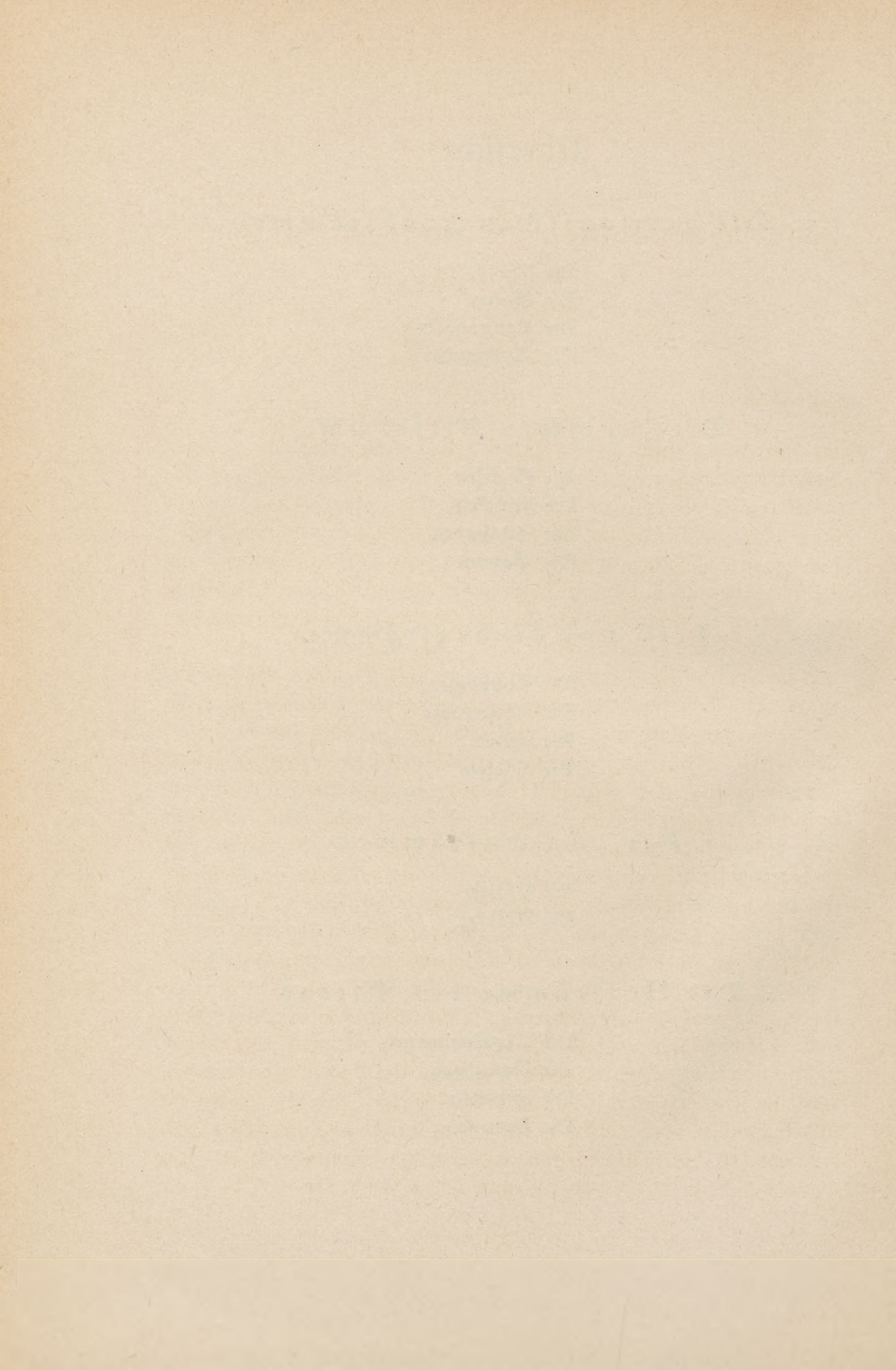
Die Thüringer
Die Lothringer
Die Hessen
Die Friesen

Die „Reichsstämme"

Die Pfälzer
Die Märker

Die Neustämme des Ostens

Die Mecklenburger
Die Pommern
Die Schlesier
Die Preußen



Namensgeschichte – Stammesgeschichte – Reichsgeschichte

Namen haben ihre eigene Geschichte, die nicht selten eine von der Geschichte des Gegenstandes, den sie ursprünglich bezeichneten, ganz unabhängige Entwicklung genommen hat. Die Namensgeschichte ist daher ähnlich der Wortgeschichte, mit der sie sich vielfach berührt, ein eigenes Feld, das – um beim Bilde zu bleiben – die Beackerung nicht nur lohnt, sondern geradezu fordert. Es ist gleichsam Brachland, das als ein Grenzgebiet zwischen Geschichte und Sprachgeschichte allzulange vernachlässigt worden ist.

Dabei macht die Grenzlage zwischen zwei einander ohnehin benachbarten Gebieten gerade einen der besonderen Reize der namensgeschichtlichen Betrachtungsweise aus, der sie auch für den nicht vordringlich wissenschaftlich interessierten Laien anziehend macht. Die Frage nach der Herkunft, Bedeutung und Geschichte vielgebrauchter Namen liegt dem gebildeten Laien sogar näher als dem historischen oder philologischen Fachwissenschafter, der derartige Grenzfragen nur so weit beachtet, als sie zu seiner Disziplin gehören. So hat die Wissenschaft zwar namensgeschichtliches Material in Fülle erschlossen; da es aber des zusammenfassenden Gesichtspunktes entbehrte, ist es verstreut und meist nur dem Gelehrten zugänglich.

Das gilt zumal für das Thema, das für jeden Deutschen zweifellos das reizvollste aller namensgeschichtlichen Sonderthemen darstellt, für die Namensgeschichte der deutschen Stämme. Wer hätte nicht schon die Frage aufgeworfen, was die Obersachsen mit den Angelsachsen und was beide mit den Sachsen Siebenbürgens zu schaffen haben, oder wie der gotische Stil mit dem schwedischen Gotland und den Goten Alarichs und Theoderichs zusammengehört – um aus der Fülle der Fragen nur wenige herauszugreifen.

Diese Fragen aus der Geschichte der Stammesnamen aber sind aufs engste mit der Geschichte der Stämme selber verknüpft. Es ist schlechthin unmöglich, der wechselvollen Geschichte der Stammesnamen zu folgen, ohne die wesentlichen Stadien der Stammesgeschichte in die Betrachtung einzubeziehen, so daß sich die Namensgeschichte der deutschen Stämme, die der Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist, nahezu von selbst zu einer deutschen Stammesgeschichte ausweitet.

Auch die Geschichte der deutschen Stämme gehört zu den von der Geschichtsschreibung bislang vernachlässigten Themen, zum mindesten im Hinblick auf zusammenfassende Darstellungen, jedoch – obwohl auch hier eine Fülle wertvollster Einzelarbeiten vorliegt, die den Vergleich nahelegen – aus wesentlich anderen Gründen als bei der Namensgeschichte. Die Vielfalt und Verschiedenart der deutschen Stämme – gar unter Einbeziehung der germanischen Stämme der Frühzeit – und die Mannigfaltigkeit ihrer Schicksale in der Geschichte ließ eine Gesamtdarstellung als ein uferloses Unternehmen erscheinen, das die Anteilnahme auch des interessiertesten Publikums ermüden mußte.

Hier nun erweist sich die Namensgeschichte als ein wertvoller und willkommener Helfer, der uns durch die Wirrnis der allzu zahlreichen Einzeldaten wie an einem roten Faden führt, indem er uns jeweils an jenen meist besonders markanten Punkten der Stammesgeschichte verweilen läßt, an denen diese ihren Niederschlag in einer Namengebung gefunden hat. Zugleich aber erhält die Darstellung durch die speziellen namensgeschichtlichen Ausführungen noch insofern eine besondere Würze, als sich der Betrachtung damit über die Wort- und Sprachgeschichte interessante kulturgeschichtliche Zusammenhänge und Ausblicke eröffnen.

So ergänzen Stammesgeschichte und Namensgeschichte einander aufs glücklichste. Sie bilden gleichsam zwei Schichten der Darstellung, von denen die obere namenskundliche im wesentlichen kulturgeschichtlichen Charakter hat, während die unter ihr lagernde stammeskundliche mehr der politischen und Staatengeschichte zugehört. Entsprechend dem natürlichen Vorrang der politischen vor der Kulturgeschichte jedoch ruht der Schwerpunkt der Arbeit durchaus in der Stammesgeschichte, im Vergleich mit der wir die Namensgeschichte als ein mit Ernst betriebenes Spiel bezeichnen möchten.

Ein noch tieferes Bemühen der Arbeit aber gilt einem dritten Gegenstand, den wir mit dem zuvor gebrauchten Bilde einer weiteren und tiefsten Schicht vergleichen können: der Reichsgeschichte, die das geheime Grundthema des Ganzen ist.

Bildet die Namensgeschichte als Zubehör der Kulturgeschichte um die Stammesgeschichte ein reizvolles Gerank, so strebt die Reichsgeschichte als ein Teil der Geistesgeschichte deren Sinndeutung an, denn wie die Kulturgeschichte gleichsam „verdünnte Geschichte", so stellt die Geistesgeschichte essentielle Geschichte, wenn wir wollen: die Essenz der Geschichte dar. Mit einer Metapher zu sprechen, die sich der Doppeldeutigkeit des Wortes Stamm bedient, versinnbildlicht die Namensgeschichte die zu dem Stamm gehörige Baumeskrone, die Reichsgeschichte dagegen seine tief in der Erde ruhende Wurzel.

Wenn in der Darstellung die Betrachtung von Stamm und Namen aus praktischen Gründen thematisch verbunden ist, so ist die Verbindung zwischen den Themen Stamm und Reich im Gegensatz dazu in einer tiefen Notwendigkeit begründet. Denn der Arbeit liegt die Überzeugung zugrunde, daß das Nebeneinander der deutschen Stämme kein Zufall ist, sondern einen geschichtlichen Sinn hat, dessen Deutung eine der vornehmsten Aufgaben nicht allein der Stammesgeschichte, sondern der gesamten deutschen Geschichtsschreibung ist.

Am Beginn unserer Geschichte gab es ein Nebeneinander nicht nur von Stämmen, sondern von Stammesvölkern, die sich sehr wohl ähnlich hätten zu Einzelnationen entwickeln können, wie dies bei den Germanenstämmen des Nordens geschehen ist, die sich noch heute sprachlich und kulturell nicht viel ferner als die deutschen Stämme untereinander stehen, aber mit Recht nicht als Stämme, sondern als Völker zählen. Wenn aus den Stammesvölkern des deutschen Raumes anders als im Norden Volksstämme einer großen Nation wurden, so läßt sich das wahrhaft zwingend nur aus einem Grunde erklären: aus ihrer gemeinsamen Zugehörigkeit zum Reiche, in dessen Gliedschaft sie zu einem mächtigen Ganzen verschmolzen.

Das Reich des Mittelalters aber, in dem sich dieser Vorgang vollzog, war mehr und etwas wesentlich anderes als nur ein durch besonderen Umfang ausgezeichneter Staat. Sein Wesen und seine Größe bestand im Unterschied zu den Nationalstaaten ringsum darin, daß es ein Ordnungsprinzip verkörperte und so im Dienste

einer großen Aufgabe, einer die gesamte gesittete Welt umfassenden Mission stand. Im Dienste einer Idee also und in der Trägerschaft einer überragenden Mission sind die Deutschen aus Stämmen zum Volke geworden.

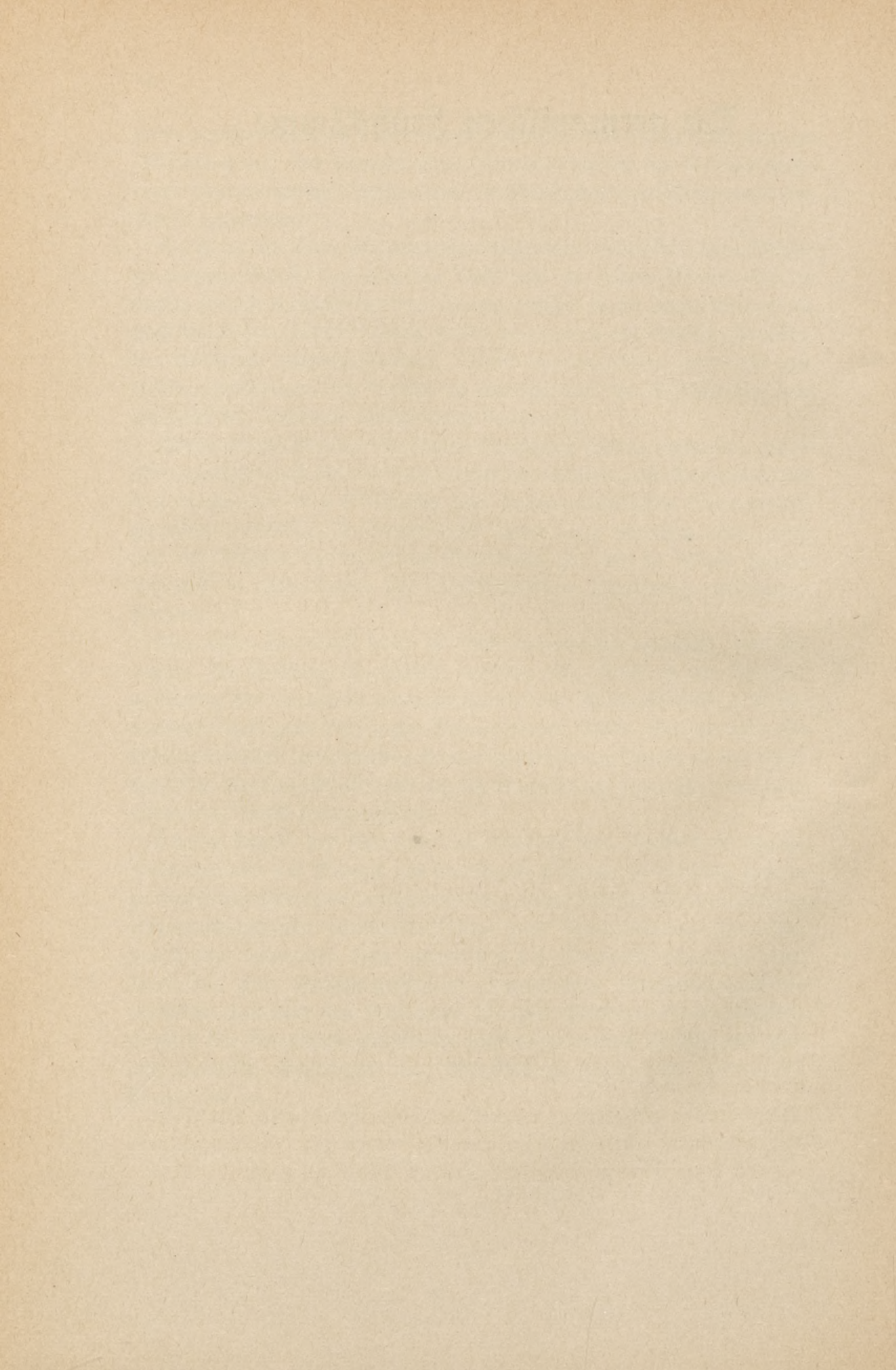
So ist es der Sinn der deutschen Geschichte geblieben, dem Reiche zu dienen. Sooft das deutsche Volk und im selben Maße, wie es dieser seiner Aufgabe untreu wurde, zerfiel es in ohnmächtige, in gegenseitigem Hader lebende Teile, mit denen die Stammesvölker der Frühzeit wiedererstanden. Stand es umgekehrt aber als ein Ganzes zusammen, so konnte es wieder wie im Mittelalter das Geschick des Erdteils entscheidend bestimmen.

Wenn Deutschland so in seiner Geschichte immer entweder mehr oder weniger war als ein Staat, wenn es entweder ein Reich oder ein Durcheinander von Stämmen und stammesähnlichen Territorialgewalten darstellte, so dürfen wir sagen, daß Stamm und Reich wie am Beginn der deutschen Geschichte, so auch in ihrem ganzen Verlauf in einer engen und schicksalhaften Beziehung zueinander standen.

Das gilt aber auch noch in einer besonderen Hinsicht, die für unsere Darstellung thematisch wichtig ist. Auch in der Einzelgeschichte der Stämme nämlich spielte der Reichsgedanke eine bedeutende und zum Teil sogar beherrschende Rolle. So gut wie alle Stämme haben unmittelbaren oder mittelbaren Anteil an der Führung des Reiches gehabt und sich im Kampfe entweder für oder auch wider das Reich hervorgetan.

Diesen Anteil der Stämme am Werden des Reiches, an seiner Führung und am Kampf um das Reich sichtbar zu machen, gehört zu den sinnträchtigsten Aufgaben, die sich im Rahmen einer deutschen Stammesgeschichte darbieten. Unter dem beherrschenden Gesichtspunkt der Reichsidee aber weitet sich die Thematik abermals aus. Aus der als Namensgeschichte konzipierten Stammesgeschichte erwächst eine von den Stämmen als den Gliedern eines größeren Ganzen her betrachtete Geschichte unseres gesamten Volkes, und zum umfassendsten Gegenstand der Darstellung wird *die deutsche Geschichte*.

Die germanischen Frühstämme



Die Wandalen

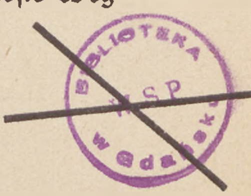
Wenn es auf den ersten Blick schwierig erscheint, in die verwirrende Vielfalt deutschen Stammestums eine angängige und einleuchtende Ordnung zu bringen, so ist die Aufgabe noch um ein Vielfaches schwieriger, wenn wir auch die Stämme der germanischen Frühzeit einbeziehen. Denn hier begegnen uns schier unzählige Namen, mit denen scharf umrissene Begriffe zu verbinden zum Teil sogar dem Fachgelehrten nicht mehr möglich ist.

Sehen wir aber näher zu, so ergibt sich ein weitaus günstigeres Bild. Wie aus der Fülle der späteren deutschen Stammesnamen einige wenige gleichwie Säulen – tragende Pfeiler des Reichsgebäudes – hervorragen, so zeichnen sich auch unter den Stämmen der Frühe nur wenige durch eine besondere geschichtliche Leistung aus, die auch einen namensgeschichtlichen Widerhall gefunden hat: die Wandalen, die Goten, die Langobarden und die Burgunder.

Diese Stämme gehören, obwohl sie als Ostgermanen nicht wie die West- und Südgermanenstämme zu den unmittelbaren Ahnen unseres Volkes zählen, auf zwiefache Weise nicht nur der germanischen, sondern auch der deutschen Stammesgeschichte zu, einmal als Vorläufer der späteren Neustämme in der Besiedlung des ostdeutschen Raumes, sodann aber und vor allem durch die noch weit bedeutsamere Rolle, die sie als Wegbereiter des Reiches gespielt haben. Gerade die Frühstämme haben einen gewichtigen Anteil am Werden des Reiches. Die Wandalen wurden von den Goten, diese von den Langobarden als Träger des sich erst entfaltenden Reichsgedankens germanischer Prägung abgelöst, bis schließlich die deutschen Altstämme das Erbe der germanischen Frühstämme antreten und das Reich auf einem festeren Unterbau als jene für die Dauer aufrichten konnten.

Wegbereiter des Reiches waren als frühester Stamm die Wandalen, die unter allen germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit trotz ihres so tragischen frühen Endes die weiteste Weg-





strecke durchmessen haben. Von dem heimatlichen Nordjütland sind sie kreuz und quer über das europäische Festland bis nach Nordafrika gezogen, wo sie unter Geiserich auf den Trümmern des alten Karthago noch vor den Goten unter Theoderich und den Franken unter Karl dem Großen ein erstes germanisches Weltreich errichteten.

Hatte Stilicho, eines Wandalen Sohn, das römische Reich als Heermeister noch einmal von innen heraus zu erneuern gesucht, so war König Geiserich der erste, der auf römischem Reichsboden ein selbständiges Germanenreich begründete. Und als Herr des wandalischen Mittelmeerreiches bestürmte er das Römerreich so lange, bis es ihm völlig erlag. Als Geiserich im Januar 477 nach einer ruhmreichen Laufbahn ohnegleichen starb, war eben im September zuvor Romulus Augustulus, der letzte Kaiser der Römer, von Odoakar des Thrones entsetzt worden. Odoakar aber war nicht nur ein letzter Nachfolger des Heermeisters Stilicho, sondern auch der unmittelbare Vorgänger Theoderichs des Großen, der den germanischen Reichsgedanken Geiserichs mit dem des untergegangenen Rom verknüpfte und so in seinem gotisch-römischen Reich bereits in wesentlichen Zügen das deutsche Reich des Mittelalters vorwegnahm.

Die Kimbern als Vorläufer

Stehen die Wandalen Geiserichs so am Beginn der deutschen Reichsgeschichte, so gehören sie anderseits durch ihren Ursprung und durch manche Ähnlichkeit der Schicksale mit dem frühesten aller Germanenstämme zusammen, von dessen Taten die Geschichte berichtet: mit den Kimbern, die in der Urheimat der Wandalen deren Verwandte und Nachbarn waren und zudem den späteren Wandalenzug quer durch Europa zu einem guten Teil vorweggenommen haben.

Das nordjütische Ursprungsland der Wandalen war nach dem übereinstimmenden Zeugnis der antiken Autoren auch die Heimat der Kimbern. Jütland hieß bei den Alten kurzweg Chersonesus Cimbrica – die kimbrische Halbinsel –, und später wird sogar die Nordsee zeitweise nach diesem berühmtesten der ihre Küste besiedelnden Stämme Cimbrica Thetys genannt. Und das Kap Skagen,

das mitteleuropäische Nordkap, war den Römern als Promontorium Cimbrorum, als Vorgebirge der Kimbern oder Kimbrisches Kap bekannt.

Von dieser ihrer Heimat an der Nordsee brachen die Kimbern, wahrscheinlich durch eine Meeresflut veranlaßt, zu ihrem Zug nach Süden auf, der sie zunächst in das böhmisch-schlesische Land und sodann an die Nordostgrenzen des Römerreiches führte. Vermutlich haben sich ihnen hier sowohl böhmische Bojer als auch schlesische Lugier-Wandalen angeschlossen, da später zwei kimbrische Anführer namens Bojorix und Lugius erwähnt werden. Die Kimbern besiegten die römischen Heere 113 bei Noreja und – inzwischen nach Gallien vorgedrungen – 105 bei Arausio (Orange), so daß die Römer bereits mit Furcht ihrem Einbruch in Italien entgegensahen. In jenen Tagen ist in Rom der terror cimbricus, der kimbrische Schrecken, sprichwörtlich geworden.

Die Kimbern wandten sich aber – wie später die Wandalen – statt gegen Italien von Gallien aus nach Spanien, und erst nach ihrer Rückkehr von dort gingen sie zum Angriff auf das römische Reich über. Und da dieses sich inzwischen unter Marius zum Widerstand gewappnet hatte, schlugen die Römer 102 bei Aquae Sextiae (Aix) die mit den Kimbern verbündeten Teutonen, Ambronen und Haruden und im folgenden Jahr 101 bei Vercellae in der Poebene die Kimbern selbst, womit der der germanischen Völkerwanderung um ein halbes Jahrtausend voraufgegangene Kimbernzug sein tragisches Ende fand.

Himmerland und Vendsyssel

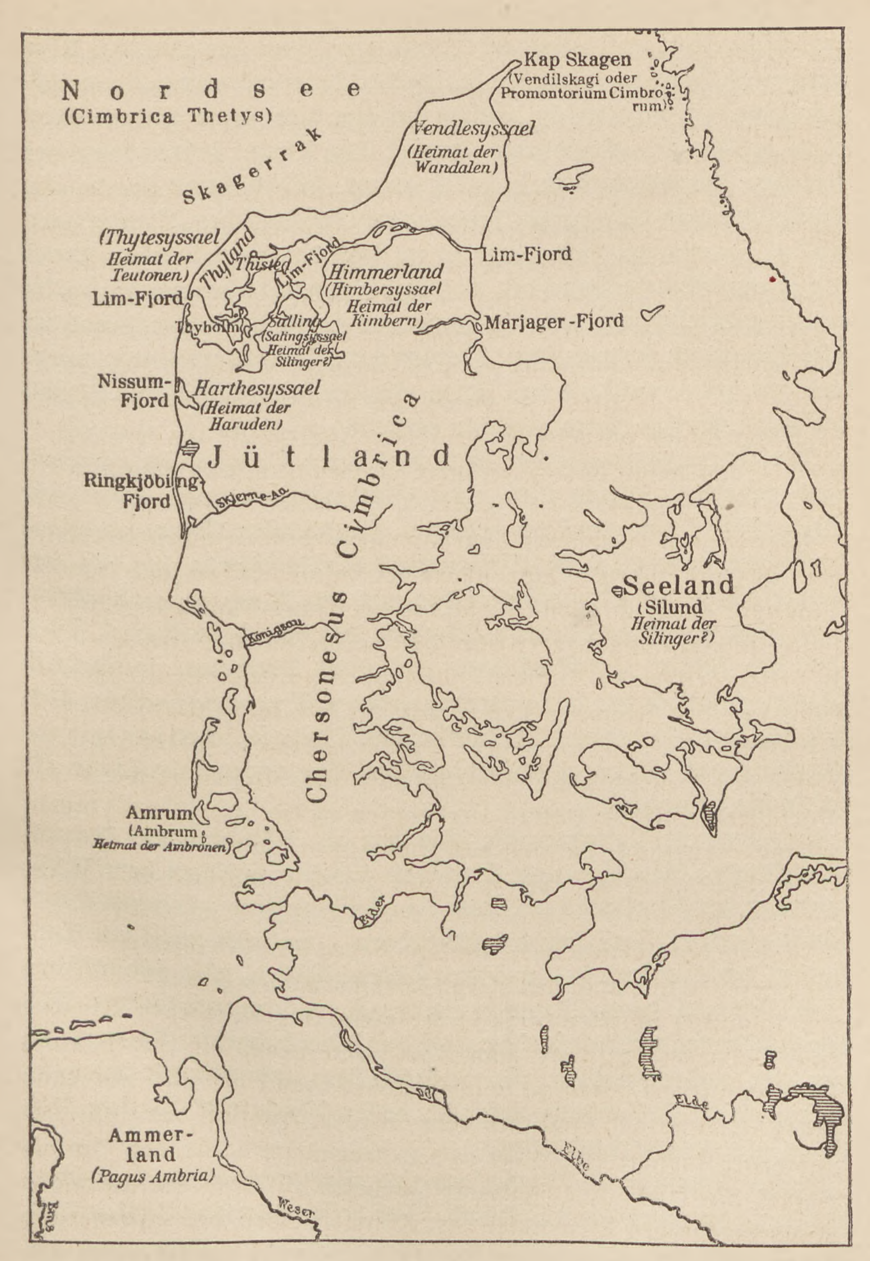
Nur geringe Reste der Kimbern und Teutonen überlebten die Volkskatastrophe. So soll nach Cäsar der später keltische Stamm der Aduatuker in Belgien auf Kimbernabkömmlinge zurückgehen. Die Nachkommen dieses bei Tacitus Tungrer genannten Stammes in der Gegend des heutigen Tongern sprechen wieder eine germanische, nämlich die flämische Sprache. Andere Reste der Kimbern und Teutonen sind nach dem Zeugnis von Inschriften an Neckar und Main zurückgeblieben, von denen wahrscheinlich jene römischen Söldner stammen, die ein halbes Jahrtausend nach der Schlacht bei

Vercellae als Cimbriani und Teutoniciani erwähnt werden. Auch der bayrische Tegernsee, der alte Lacus Tigurinus, verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung, da er an den Keltenstamm der Tiguriner erinnert, der sich in der Schweiz dem Kimbernzuge angeschlossen hatte.

Dagegen haben die sogenannten Zimbern in Norditalien, die ehemals deutschsprachigen Bewohner der sette und tredeci communi (sieben und dreizehn Gemeinden) im Süden des alten Welschtirol nur mittelbar mit den frühesten Germanen der Weltgeschichte zu schaffen. Doch ist die Überlieferung von der Abkunft der „Zimbern" von den Kimbern durchaus nicht erst neueren Datums. Bereits im Jahre 1708 huldigten die Bewohner der Zimberngemeinden dem dänischen König Friedrich IV. bei seiner Italienreise aus der Vorstellung heraus, damit den Herrn ihrer vermeintlichen jütländischen Urheimat zu begrüßen.

Aber die erst in unseren Tagen ausgestorbene „zimbrische Mundart" ist ganz eindeutig eine Abart der bajuwarischen, und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß die tirolischen Zimbern wenigstens teilweise von Langobarden oder von versprengten Goten (oder von zu diesen gehörigen Rugiern) abstammen, so besteht für ihre Herkunft von den Kimbern doch so gut wie gar keine Wahrscheinlichkeit. Erst die spätere gelehrte Deutung, die die südlichsten Vorposten des Deutschtums möglichst mit den ältesten geschichtlichen Vorfahren unseres Volkes verknüpfen wollte, hat diese Namengebung verursacht, die von den kimbrischen Vorläufern der Wandalen eine Brücke zu deren gotischen und langobardischen Nachfolgern schlägt.

Nur im nordjütischen Stammland haben wirklich weiterhin Kimbern gesessen und auch den alten Stammesnamen bewahrt. Zur Zeit des Augustus schickten diese in der Heimat verbliebenen Kimbern eine Sühnegesandtschaft nach Rom, und wenn wir später nichts mehr von ihnen hören, so zeugt doch der Name der jütischen Landschaft Himmerland (zwischen dem östlichen Ausfluß des Limfjords und dem Marjagerfjord) bis in die Gegenwart dafür, daß Jütland einmal die kimbrische Halbinsel gewesen ist. Und die Kurzform Himboer für den Bewohner des Himmerlandes, den Himmerboer (oder Himmelboer), erinnert noch heute, obwohl eine sekundäre Bildung, an den alten Kimbernnamen.



1. Heimat der Kimbern und Wandalen

Das Nebeneinander der beiden Formen Zimber und Himmer aber veranschaulicht auf besondere Weise die Länge der von den Kimbern zurückgelegten Wegstrecke. Beide Namensformen, die welschtirolische wie die dänische, weisen auf eine alte Form mit anlautendem „ach-Laut" – Chimbern – zurück. Die Römer faßten den ihnen fremden Anlaut als k auf – noch im 19. Jahrhundert wurde eine Dänin mit dem Vornamen Johanna von italienischen Bauern hartnäckig Jocanna genannt –, und so entstand die Form Cimbri. Durch die spätere Entwicklung des Lateinischen wurde daraus die in die deutsche Gelehrtensprache übernommene Form Zimber, während der alte Anlaut im germanischen Norden zum Hauchkonsonanten wurde und aus der so entstandenen Form Himber schließlich durch Assimilation die heutige Form Himmer entstand.

Die ältere Form Himber ist in dem alten Namen von Himmerland erhalten. Dieses hieß einst Himbersyssael, was soviel wie Steuerbezirk der Himbern bedeutet. In nächster Nähe von Himbersyssael, nördlich vom Westausfluß des Limfjords, lag das alte Thytesyssael, der Steuerbezirk der mit den Kimbern verbündeten Teutonen. Es ist das heutige Thyland mit der Hauptstadt Thisted und der südlich anschließenden Halbinsel Thyholm, in welchen Namen sämtlich der der untergegangenen Teutonen fortlebt. Und mit den Bewohnern des Thylandes, den Thyboer, leben wie mit den Himboer des Himmerlandes die alten Stammesnamen sogar als solche bis heute fort.

Entsprechend stammten die Haruden als Wander- und Kampfgenossen der Kimbern und Teutonen aus der zwischen dem Westausgang des Limfjords und dem Ringkjöbingfjord gelegenen Landschaft Harthesyssael, und die Ambronen – wahrscheinlich ein Teilstamm der Teutonen – von der schleswigschen, also südjütischen Insel Amrum, deren Name in älterer Form Ambrum lautete. Mit den Ambronen wird außerdem auch das oldenburgische Ammerland, der alte pagus Ambria, als vermutliches ambronisches Auswandererland in Verbindung gebracht, dessen Name eine ähnliche Bildung wie Himmerland zeigt.

Außer Amrum und Ammerland sind alle aufgezählten Landschaften Teile des nördlichen Jütland. Nur dessen allernördlichsten Teil, der in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung ist, haben wir bis jetzt noch nicht genannt: es ist die ebenso wie Thy-

land durch den Limfjord vom Festland abgetrennte Landschaft Vendsyssel, das Ursprungsgebiet der Wandalen. Vendsyssel ist das alte Vendlesyssael, der Steuerbezirk der Wandalen, und seine Nordspitze, das heutige Kap Skagen, nach dem wieder Skagerrag den Namen führt, wurde einst – wie von den Römern nach den Kimbern – von den Germanen nach den Wandalen Vendilskagi genannt.

Die Wandalen stammen also von der äußersten Nordspitze des mitteleuropäischen Festlandes oder, genau genommen, sogar von einer dieser vorgelagerten Insel, und vielleicht darf man ihre spätere überraschende Entfaltung als mittelmeerbeherrschende Seemacht mit dieser ihrer Herkunft von der wandalischen Insel am Skagerrak in Zusammenhang bringen.

Übrigens ist, wie an dieser Stelle angemerkt sei, das anlautende V des Namens Vendsyssel nicht etwa ein Argument gegen die heute üblich gewordene Schreibung des Wandalennamens mit W. Denn der Buchstabe V ist in unserer Sprache anders als in der dänischen zur Bezeichnung des W-Lautes nur für Fremdworte geläufig. Der Name eines germanischen Stammes aber sollte uns, auch wenn er vorzugsweise aus lateinischen Quellen überliefert ist, kein Fremdwort sein.

Der altdänische Historiker Saxo Grammaticus gebraucht für das heutige Vendsyssel den Namen Wandala oder Wandila, wogegen der in dem altenglischen Heldenlied von Beowulf vorkommende Name Wendle und die altisländischen Namensformen Vandill und Vendill wahrscheinlich eine schwedische Landschaft des gleichen Namens bezeichneten. Vermutlich war das schwedische Wendel-Land, dessen Bewohnern noch heute der Spitzname Vendelkråka anhaftet, die noch frühere Heimat der Wandalen, die in diesem Falle wie die übrigen Ostgermanen, deren sonstiges Schicksal so sehr dem ihrigen gleicht, von der skandinavischen Halbinsel stammen.

Als gesichert kann jedoch nur ihre Herkunft aus Vendsyssel gelten. Für diese zeugt aber nicht etwa nur die Namensähnlichkeit, sondern der erste Anlaß für die Vermutung, daß die Wandalen aus Nordjütland stammen, war vielmehr die bereits vor einem Menschenalter von Kossinna festgestellte auffallende Ähnlichkeit der in Vendsyssel und im übrigen Jütland gemachten vorgeschichtlichen Funde mit den Funden in der nachherigen schlesischen Heimat der Wandalen.

Das Wandalische oder Riesengebirge

Auf Grund der vorgeschichtlichen Funde, deren früheste etwa in die Zeit der Kimbernwanderung datiert werden, nimmt man heute an, daß die Wandalen entweder gleichzeitig mit Kimbern, Teutonen, Haruden und Ambronen aus Jütland aufgebrochen und dann in Ostdeutschland zurückgeblieben sind, oder aber, daß sie den Nachbarstämmen wenig später auf dem gleichen Wege folgten.

Erstaunlich ist nur, daß die Wandalen, die doch ursprünglich nur einen kleinen Stamm dargestellt haben können, bereits knapp zweihundert Jahre später von Plinius als eine der fünf Hauptabteilungen aufgezählt werden, in die er die Germanen gliedert. Das hängt damit zusammen, daß der Wandalenstamm in der ostgermanischen Kultgemeinschaft der Lugier eine führende Stellung erwarb und schließlich sein Name an die Stelle des lugischen trat. Die Vandili – also Wandilier – des Plinius sind allerdings darüber hinaus als eine ganze Gruppe von Germanenstämmen verstanden. Da Plinius auch die Goten und Burgunder zu dieser wandalisch-wandilischen Gruppe zählt, haben wir es wahrscheinlich mit einer zusammenfassenden Bezeichnung jener Völker zu tun, die wir heute Ostgermanen nennen.

Das eigentliche lugisch-wandalische Siedlungsgebiet erstreckte sich über den Raum zwischen den Sudeten und der Weichsel, die in einer alten Quelle Vandalicus amnis – wandalischer Fluß – genannt wird. Bei ihrer frühesten Erwähnung sind die Lugier um die christliche Zeitwende als Bundesgenossen des Marbod die Ostnachbarn der das böhmische Land beherrschenden Markomannen. Dazu stimmt es, wenn der um die Wende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts lebende Dio Cassius das Gebirge, in dem die Elbe entspringt, Vandalika ore – Wandalische Berge – nennt. Ob er damit das Riesengebirge oder die gesamten Sudeten bezeichnen wollte, ist aus seiner Formulierung nicht zu entnehmen, doch geht aus ihr als sehr wahrscheinlich hervor, daß der Schwerpunkt des vorgeschichtlichen Wandalenreiches, das sich nach Osten bis an den Oberlauf von Pruth und Dnjestr – also bis in die heutige Slowakei – erstreckte, in Schlesien lag.

Auf einen der von Tacitus genannten Teilstämme der Lugier-Wandalen, auf die Helisier oder Halisier wird von dem dänischen

Germanisten Gudmund Schütte der Name der nicht allzu weit jenseits der Grenzen des heutigen Schlesien gelegenen Stadt Kalisch zurückgeführt, die bei Ptolemäus als Calisia erscheint. Wahrscheinlich gehört auch der von Schütte auf die Oder bezogene ptolemäische Flußname Chalusus zu diesem Namen eines wandalischen Teilstammes.

Von Schlesien nach Andalusien

Ungefähr ein Halbjahrtausend lang, von etwa dem Jahre 100 vor bis 400 nach Christi Geburt, haben die Wandalen ihrer zweiten, der schlesischen Heimat die Treue gehalten. Nur vereinzelt wanderten Stammesteile ab. So konnte man aus einem in der Wetterau gefundenen Germanengrabe auf die Beteiligung schlesischer Wandalen am Heereszuge des Ariowist schließen. Später beteiligten sich die Wandalen am Markomannenkrieg sowie an den Einfällen der Goten und Sarmaten in das römische Reich, bei deren einem sie so empfindlich geschlagen wurden, daß sie sich verpflichten mußten, eine Reitertruppe zum römischen Heer zu stellen. Diese Truppe, die ala Vandilorum – Wandalenbrigade –, ist hernach in Ägypten nachweisbar, also auf afrikanischem Boden wie das spätere Wandalenreich Geiserichs.

Die über fünf Jahrhunderte bewährte Treue der Wandalen zum schlesischen Boden spiegelt sich sinngemäß auch im Namen Schlesiens wider, denn dieser geht, wie noch im Kapitel über die Schlesier des näheren zu erweisen sein wird, auf die Silingen zurück, einen der beiden Teilstämme der Wandalen. Silingen und Hasdingen bildeten das wandalische Volk, und wenn das Wandalenreich Geiserichs in Afrika in der Hauptsache von den Hasdingen getragen wurde, so scheinen die in Ostdeutschland zurückgebliebenen Stammesteile – die noch lange in Verbindung mit ihren afrikanischen Vettern blieben, wie eine von Schlesien nach Karthago geschickte Gesandtschaft beweist – vornehmlich aus Silingen bestanden zu haben.

Mit dem Jahre 401 begann ein neuer Abschnitt der wandalischen Geschichte. Zwei Ereignisse dieses Jahres waren für sie bedeutungsvoll, die beide von Stilicho, dem römischen Heermeister aus wandalischem Blute, bewirkt wurden. Zunächst brachte er die zuvor in

südlicher Richtung, nach der ungarischen Tiefebene hin vorgestoßenen Wandalen teils durch Waffengewalt, teils auch auf gütlichem Wege zur Unterwerfung und nahm sie als Föderaten in die Dienste des Reiches auf. Gleichzeitig aber zog er, um einen drohenden Angriff der Goten auf Italien abzuwehren, einen erheblichen Teil der römischen Besatzungen vom Rhein zurück, womit er den Wandalen den Weg nach Gallien öffnete. Gewiß nicht mit Absicht, wie die Römer später meinten, die ihn des geheimen Einverständnisses mit seinen Stammesgenossen bezichtigten, denn Stilicho, der wahrscheinlich eine Römerin zur Mutter hatte – sein wandalischer Vater hatte als Reiteroffizier unter Kaiser Valens gedient –, war ein durchaus loyaler Diener des römischen Reiches.

Im Jahre 406 brachen die Wandalen zu ihrem Wanderungszuge in den Südwesten auf. Zusammen mit den ursprünglich nicht germanischen, sondern iranischen, aber wohl bereits germanisierten Alanen, ihren Nachbarn von Pruth und Dnjestr, zogen sie über den Rhein nach Gallien und von da über die Pyrenäen weiter nach Spanien, wo sie sich hauptsächlich im Süden, in der altrömischen Provinz Baetica niederließen. Hier ist auch ihr Name erhalten geblieben: aus Vandalitia, wie Südspanien nach ihnen benannt wurde, ist der heutige Landschaftsname Andalusien (spanisch Andalucia und noch bis ins 15. Jahrhundert Vandalucia) entstanden, was um so bemerkenswerter ist, als die Wandalen nur knappe zwanzig Jahre lang Herren dieses Landes waren, das vorher jahrhundertelang von Karthagern und Römern und nachher wiederum jahrhundertelang von Westgoten und Arabern beherrscht wurde.

Wendelsee –
das Mittelmeer als Wandalische See

Aber das spanische Reich war dem jungen König Geiserich, der 428 die Herrschaft über Wandalen und Alanen antrat, nicht genug. Geiserich, eine der mächtigsten germanischen Führergestalten der Völkerwanderungszeit, setzte schon im folgenden Jahr 429 mit einer rasch geschaffenen Flotte nach Afrika über und unterwarf in einem glänzenden Eroberungszug, der ihn bis nach Tripolitanien führte, den größten Teil der nordafrikanischen Küste.

Er richtete mit seinen Germanenkriegern gleichsam das längst untergegangene karthagische Reich wieder auf und machte Karthago, mit dessen Eroberung er 439 seinen Feldzug abschloß, auch zur Hauptstadt seines Reiches. Folgerichtig begann er dann auch gegen Altkarthagos großen Gegenspieler Rom, in dem schon der Wandale Stilicho als Herr geschaltet hatte, Krieg zu führen. Und dieser „vierte punische Krieg" endete nicht wie die drei des Altertums mit einem Sieg der Römer, sondern mit einer völligen Niederlage und der Eroberung Roms.

Mit der Eroberung Roms aber war Geiserichs phantastischer Siegeszug noch nicht beendet, er mußte auch den Kampf gegen das oströmische Reich bestehen. Und auch gegen das östliche Rom blieb er Sieger, so daß sich sein Reich zuletzt nicht nur über die nordafrikanische Küste im Westen und im Südosten von Karthago, sondern auch über die spanischen Inselgruppen der Balearen und Pityusen, über Korsika und Sardinien und den Südteil von Sizilien erstreckte.

Von dieser imposanten Machtstellung aus erstrebte Geiserich eine Fühlungnahme und ein Zusammenwirken mit den Sweben in Spanien, den Westgoten in Gallien und den Ostgoten auf dem Balkan. Und in der Tat verweigerte nicht nur der Westgotenkönig Eurich den Römern die gegen Geiserich benötigte Hilfe, auch der Swebe Rikimer als allgewaltiger römischer Heermeister soll mit Geiserich im geheimen Einverständnis gewesen sein, und der Ostgote Theoderich Strabo, der in Byzanz zu dem ähnlich ausschlaggebenden Amte eines Patricius berufen wurde, nahm dieses nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung an, im Falle eines Krieges gegen den Wandalenkönig von der Heeresfolge befreit zu sein. Es scheint nach alledem, als habe sich um dieses erste germanische Reich wie hernach in noch viel entschiedenerer Weise um das des großen Theoderich bereits so etwas wie ein gemeingermanisches Bewußtsein gerankt.

Auch mit dem römischen Imperium suchte Geiserich, hierbei vielleicht sogar bewußt durch das Beispiel Stilichos beeindruckt, nähere Verbindungen anzuknüpfen. Hatte Stilicho eine Nichte Theoderichs des Großen zur Gattin und hatte er seine beiden Töchter nacheinander mit Kaiser Honorius, Theodosius' weströmischem Sohne, vermählt, so gab Geiserich, nachdem er 455 auf den Hilferuf der Kaiserin Eudoxia hin Rom erobert hatte, deren gleichnamige Tochter, eine Urenkelin des großen Theodosius, seinem Sohne Hunerich zur Ge-

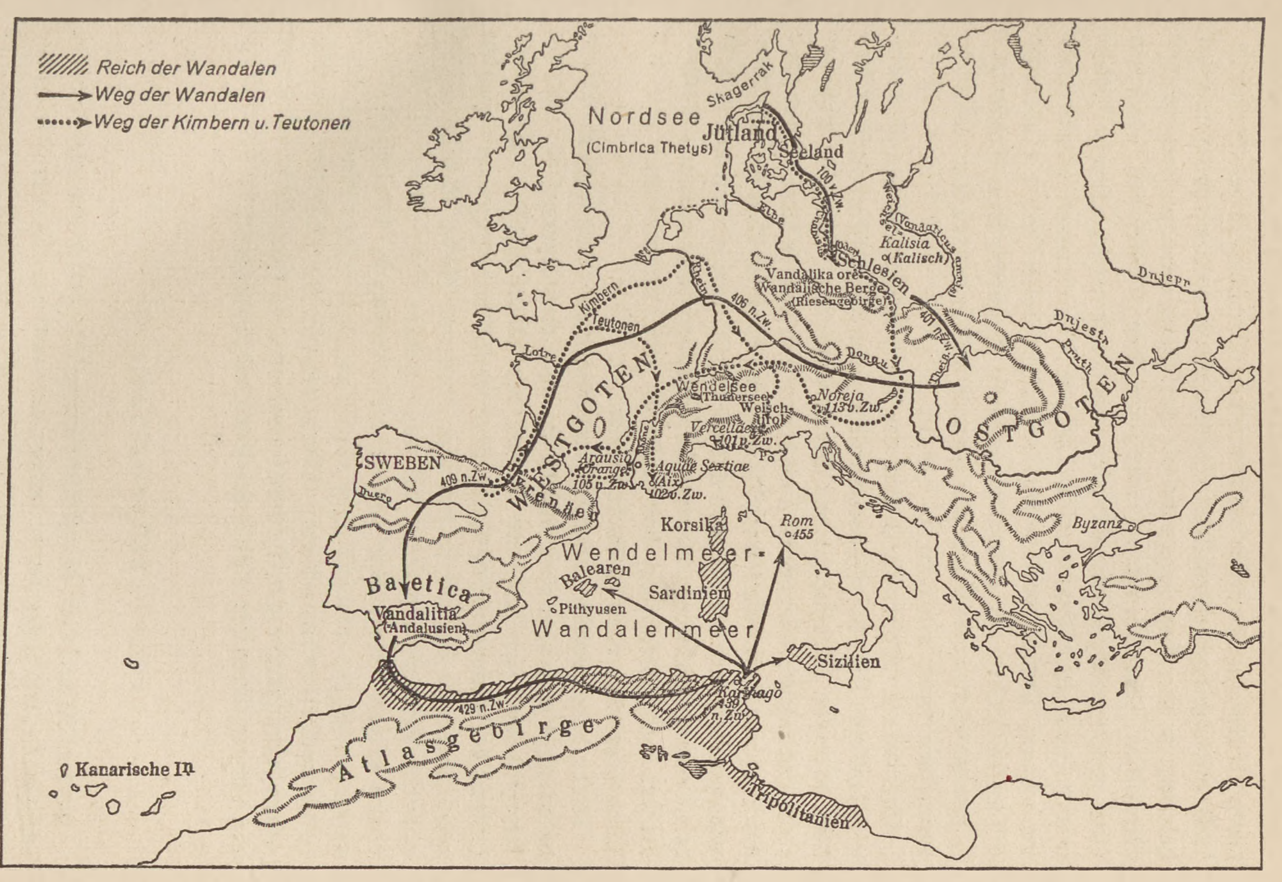
mahlin. Aus dieser wandalisch-römischen Ehe ging König Hilderich, der vorletzte Herrscher des afrikanischen Wandalenreiches, hervor.

Wenn die Macht des wandalischen Reiches im wesentlichen auf der starken Herrscherpersönlichkeit Geiserichs beruhte, so hat dieses Reich doch immerhin etwa ein Jahrhundert lang bestanden, ein gutes Jahrhundert, wenn man es von der Überfahrt Geiserichs nach Afrika (429), ein knappes Jahrhundert, wenn man es von der Eroberung Karthagos (439) ab datiert, denn im Jahre 534 wurde Geiserichs Urenkel Gelimer, der zuvor den mehr zum Römertum seiner Mutter als zum Wandalentum neigenden König Hilderich entthront hatte, von dem oströmischen Feldherrn Belisar besiegt, womit die Herrschaft der Wandalen ihr Ende fand.

Vielleicht lebt die Erinnerung an ihre einstige Herrschaft im und über das Mittelmeer in dem Namen Wendelsee oder Wendelmeer fort, den dieses Meer in den altdeutschen Liedern und Heldenepen trägt. Zwar läßt sich dieser Name, der beispielsweise im Hildebrandslied vorkommt – Hadubrand antwortet seinem Vater, er habe von Seefahrern, die westar ubar wentilseo kamen, sichere Kunde von Hildebrands Tode –, auch als Weltmeer im Sinne des sich um die Erde herumwindenden Meeres erklären (althochdeutsch wentil, „sich windend" auch in Wendeltreppe und ähnlichen Bildungen), doch scheint die Deutung als „Wandalenmeer" insofern sinnvoller, als wir mit ihr der vielverkannten Gestalt des großen Geiserich einen nachträglichen, wenn auch nur mittelbaren Tribut zollen.

Die Guanchen auf den Kanarischen Inseln

In noch einem anderen Namen hat man den wandalischen – hier allerdings bestimmt zu Unrecht – wiedererkennen wollen. Franz von Löher, der verdienstvolle Erforscher der Kanarischen Inseln, hielt deren angestammte Einwohner, die sprachlich zu den Berbern zählenden Guanchen – die entsprechende germanische Form des Namens ist Wantschen – für Abkömmlinge der Wandalen. Er wurde dazu nicht allein durch die Namensähnlichkeit, sondern noch mehr durch das rassische Bild des Guanchenvolkes bestimmt, das zur Zeit, als die Spanier die Insel eroberten (1402–1496), von diesen als helläugig, blond und riesengroß geschildert wurde.



2. Wandalen von Vendsyssel nach Andalusien

Noch heute bilden die blauäugigen und hellhaarigen Menschen einen erheblichen Prozentsatz unter den Bewohnern der Kanaren. Auch die sehr hoch entwickelte Sozialverfassung der alten Guanchen erinnert in manchen Zügen an die der Germanen in ihrer mittelalterlichen Fortbildung: es wurde zwischen Fürstenadel, niederem Adel und dem Volk unterschieden, und diese verschiedenen Stände waren durch dem Lehnswesen ähnliche Beziehungen miteinander verbunden. Verwunderlich war angesichts dessen nur die niedrige technische Kultur der Guanchen, denn sie kämpften ihre Kriege mit hölzernen Schwertern und Keulen aus und benutzten für den Fernkampf den Stein als Waffe.

Die neuere Wissenschaft hat die Thesen Löhers längst preisgegeben. Sie hält die Guanchen nicht mehr für Abkömmlinge, sondern eher für „Vorfahren der Germanen", das heißt: für Angehörige einer jener Urrassen, aus denen sich die spätere Nordrasse geformt und entwickelt hat. Von dieser blonden Urrasse der Vorzeit stammen auch die blonden Libyer des Altertums und die in dem den Kanareninseln benachbarten Atlasgebirge beheimateten blonden Berber und Rifkabylen, bei denen an eine Abstammung von den Wandalen noch eher zu denken wäre.

Wenn demnach also die Gleichung Guanchen = Wantschen = Wandalen nicht aufgeht, so verdient sie doch Erwähnung, da auch sie kennzeichnend für Ruf und Ruhm der Wandalen ist. Da dieses kühnste der germanischen Kriegervölker sich den Weg von Spanien nach Karthago bahnte, so hat man ihm mit Recht auch den Weg nach den Kanaren zugetraut, die von Spanien nicht weiter als Karthago entfernt sind. Und daß es diesen Weg in Wahrheit nicht gegangen ist, tut seinem Ruhm wiederum auch keinen Eintrag, denn es ist zweifellos ein höherer Ehrentitel für ein Volk, im Kampfe gegen seine Feinde gänzlich untergegangen zu sein, als abseits von den Schauplätzen der Geschichte sein Dasein fortgesponnen zu haben.

„Wandalismus"

Da das Mittelmeer längst nicht mehr Wendelsee und die Sudeten nicht mehr Wandalenberge heißen und auch der Thuner See in der Schweiz, der in einer mittelalterlichen Chronik vielleicht nach einer

abgesprengten Wandalengruppe Wendelsee genannt wurde, diesen Namen nicht mehr führt, ist der wandalische Name nur im dänischen Vendsyssel und im spanischen Andalusien bis heute erhalten geblieben.

Dagegen hat eine der größten kriegerischen Taten der Wandalen, die Eroberung Roms unter König Geiserich, zur Bildung eines den Wandalennamen schmähenden Begriffes den Anlaß gegeben, der, obwohl zu Unrecht, weit verbreitet und gebräuchlich ist: zu der Bezeichnung Wandalismus für blinde und sinnlose Zerstörungswut.

Die Vorstellung von dem Mordbrennertum der Wandalenkrieger geht auf die ressentimentbestimmte spätere byzantinische Geschichtsschreibung zurück. Zu einem festen Begriff geworden ist jedoch der Wandalismus – ähnlich wie Gotik als Bezeichnung für einen „barbarischen" Kunststil – erst sehr viel später, nämlich zur Zeit der Französischen Revolution. Nach dem Vorbild Voltaires, der das Wort schon mehrfach in ähnlichem Sinne gebraucht hatte, wandte sich damals der Bischof von Blois in einer Eingabe an den Konvent gegen den „vandalisme", mit dem der revolutionäre Mob in wahren Verwüstungsorgien kostbare Kunstwerke zerstöre.

Der französische Bischof war sich wahrscheinlich so wenig wie Voltaire bewußt, daß die hernach so gebräuchlich gewordene Wortprägung eine Geschichtsfälschung war. Ein französischer Bischof der Völkerwanderungszeit, Salvian von Marseille, hätte seine beiden Landsleute darüber belehren können, wie unziemlich der Vergleich der wandalischen Adelskrieger mit dem französischen Revolutionspöbel war, denn er bezeugte: „Wo Goten herrschen, ist niemand unkeusch außer den Römern; doch wo Wandalen herrschen, da sind sogar die Römer keusch geworden!" Was aber den Vorwurf der Zerstörungswut angeht, so haben die Wandalen Rom zwar erobert und nach Kriegerweise gründlich geplündert, von einer Zerstörung und vorsätzlichen Verwüstung aber kann keine Rede sein.

Wandalen, Wenden und Preußen

Wie durch die an sich fehlerhafte Herleitung der italienischen Zimbern von den kimbrischen Vettern der Wandalen diese in enger Verknüpfung mit den Goten und Langobarden, den in den folgenden

Kapiteln zu behandelnden weiteren ostgermanischen Frühstämmen, erscheinen, so wird durch einen anderen, ebenso fehlerhaften Vergleich eine Brücke von diesem ersten der Frühstämme zu den Neustämmen des deutschen Ostens geschlagen, und zwar nicht zu den Schlesiern, die stammes- wie namensmäßig Abkömmlinge der Wandalen sind, sondern zu den Mecklenburgern, Pommern und Preußen.

Es wird im Mecklenburger- und im Pommern-Kapitel noch des näheren darzulegen sein, wie im ehemals wendischen Ostraum des Reiches der Wendenname fälschlich mit dem der Wandalen gleichgesetzt wurde, so daß sich nicht nur die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, sondern wegen ihrer einstigen Herrschaft über die später deutschen Wendengebiete auch die Könige von Schweden in ihrem Titel als Herrscher der Wandalen bezeichneten.

Obwohl dieser falsche Namensgebrauch schon 1737 im „Schlesischen Historischen Labyrinth" gerügt wurde – vielleicht, weil man in dem alten Wandalenland Schlesien einen präziseren Begriff von den Wandalen hatte –, wurde er nicht nur in Titulaturen, sondern auch für den wendischen Volksstamm gebraucht. So berichtet Henri de Catt, der Vorleser Friedrichs des Großen, aus einem Lausitzer Quartier über die Sitten der „Vandales" – der lausitzischen Sorbenwenden.

Vielleicht steht mit dieser Fehlanwendung des wandalischen Namens auch die Entstehung der Bezeichnung Wandalismus in Zusammenhang. Denn Voltaire, den wir bereits als einen der Urheber dieses Ausdrucks nannten, beschimpfte als Wandalen nach seiner Entzweiung mit Friedrich dem Großen vor allem die Preußen, die er häufig schlechtweg Wandalen nennt. Das war wahrscheinlich eine beabsichtigte Zweideutigkeit, die Friedrich sowohl als einen kulturlosen „Wendenkönig" wie auch als einen Zerstörer gleich Geiserich kennzeichnen sollte.

Doch können wir dieser Doppeldeutigkeit heute auch einen positiven Sinn geben, denn da Preußen nicht nur auf ehemals wendischem, sondern zum Teil auch auf einst wandalischem Boden groß geworden ist, so gibt es in der Tat eine Gedankenbrücke zwischen den frühesten Reichsgründern unter den germanischen Stämmen und jenem jüngsten Neustamm des Ostens, mit dessen Namen die Wiederbegründung des Reiches untrennbar verknüpft ist.

Die Goten

Der glanzvolle Zug der Wandalen, der eine gewaltige Rune in der Form eines Blitzes über die Landkarte Europas beschrieb, wurde – nicht in den Ausmaßen, aber in der Tiefe und Nachhaltigkeit der Folgewirkungen – nur von einem Stamme übertroffen, von den Goten, dem zweifellos edelsten und begabtesten, tapfersten und bildungsfähigsten aller germanisch-deutschen Stämme, der durch seinen tragisch-kämpferischen Untergang den unvergänglichen Ruhm, den er sich mit seinen großen Reichsgründungen erworben hatte, nur noch überstrahlen sollte.

Wie die Wandalen den Kimbern, so sind die Goten in den entscheidenden Phasen ihrer geschichtlichen Ausbreitung wiederum den Wandalen gefolgt. Das spanische Reich der Wandalen ist dem der Westgoten vorangegangen, wie umgekehrt allerdings der Gote Alarich die Idee einer afrikanischen Reichsgründung dem Wandalen Geiserich vorwegnahm. Das wandalische Mittelmeerreich Geiserichs aber war wieder das Vorbild Theoderichs und seines gotischen-römischen Reiches. Und Odoakar, mit dem als dem Nachfolger der römischen Kaiser Geiserich noch kurz vor seinem Tode seinen letzten Vertrag schloß, spielte in Italien für die Goten eine ähnliche wegbereitende Rolle, wie sie für die Wandalen Stilicho gespielt hat.

Der gotische Name aber, von dem wir hier besonders zu sprechen haben, ist dem Ruhme der Goten vergleichbar. Überall hat er Spuren hinterlassen, als sollte er auf eine besondere Weise für die Unvergänglichkeit des gotischen Ruhmes zeugen. Vom skandinavischen Norden, wo der Stamm seinen Ursprung nahm, über das preußische Land an der Weichselmündung, wo er – bemerkenswerterweise auf später deutschem Boden – seinen Geschichtslauf begann, bis in den heute russischen Osten, wo er sein erstes mächtiges Reich erbaute, in den Süden, wo die Ostgoten das Reich der Römer erneuerten, und in den spanischen Westen, wo das westgotische Reich die Stürme der Völkerwanderung überdauerte, und von hier sogar in die Neue Welt Südamerikas hat der Name der Goten in vielerlei Abwandlungen Verbreitung gefunden.

Götarike – Gotenheimat im Norden

Die gotischen Stammessagen lassen keinen Zweifel darüber, daß Skandinavien das Ursprungsland der Goten ist. Von hier sind sie über die Ostsee nach dem gegenüberliegenden Festland an der Weichselmündung gekommen, von wo sie später zu ihrem Siegeszug durch halb Europa aufbrachen.

Nur ein Teil des gotischen Volkes jedoch ist damals nach der Südküste des Baltischen Meeres abgewandert, und auch der zurückgebliebene Volksteil hat den gotischen Namen bewahrt. Die nordischen Goten, die man zum Unterschied von den Westgoten und Ostgoten des Südens Nordgoten nennen könnte, werden bei Ptolemäus, Jordanes und anderen alten Chronisten Gauten genannt, mit einer Namensform, die zu der der südlichen Goten im Ablautverhältnis steht.

Die Gauten bildeten ursprünglich ein besonderes, von den Schweden wie Dänen und Norwegern unterschiedenes skandinavisches Volk, das auch noch lange eine eigene staatliche Form, ein eigenes „Reich", besaß. Noch heute heißt daher der Südteil von Schweden Götarike – Reich der Goten. Üblicher ist allerdings für dieses reichste und vor allem volkreichste der drei Teilstücke Schwedens (neben Svealand und dem schwachbesiedelten Norrland) der Name Götaland – Land der Goten oder Gauten. Die Bewohner heißen heute Göten – sprich Jöten – mit einer aus dem alten Gauten-Goten-Namen entwickelten neuen Namensform, die auch in anderen Namen erhalten geblieben ist. So waren Västergötland und vor allem Östergötland die Kernlande der Goten des Nordens, die also wie die des Südens in West- und Ostgoten zerfielen; schon in sehr frühen Zeiten wurde zwischen Vestra- und Eystra-Gautland unterschieden, von denen das letztere auch noch nach dem Aufgehen des übrigen Götarike im Schwedenreich (Svearike – Sverige) eine gewisse Selbständigkeit bewahren konnte. Im nordischen Westgotenland finden wir den Gotenfluß Götaälv (alt Gautelfr), der die Wasser des Vänersees nach dem Kattegat und damit zur Nordsee führt. Nach der anderen Seite, zur Ostsee hin, stellt der Götakanal die Verbindung her. Und schließlich ist als größte Stadt Südschwedens und als zweitgrößte schwedische Stadt nach Stockholm das an der Mündung des Götaflusses gelegene Göteborg zu er-

wähnen, das wir, die Göten mit den uns näherstehenden Goten identifizierend, Gotenburg zu nennen pflegen. Auch der Name des bekannten Baumeisters Eosander von Goethe gehört hierher. Dieser Name, der mit dem unseres Dichters nichts zu tun hat, bedeutet auf zwiefache Weise „Gote". Ein Vorfahr des nach Berlin verschlagenen Schweden hatte den Namen Goethe-Göte ins Griechische übersetzt und sich unter Zugrundelegung der Bedeutung „Ostgote" Eosander: Ostmann genannt. Als die Familie dann geadelt wurde, führte sie beide Namen nebeneinander.

Während in allen diesen Namensformen der Gotenname in einer nicht unwesentlichen Abwandlung erscheint, zeigt die schwedische Insel Gotland den Namen in der uns geläufigen Form. Schon im Altnordischen wurden die Gotar auf Gotland, die heute Gotlänningar „Gotländer" heißen, von den Gautar im heutigen Götaland unterschieden. Das läßt vielleicht auf nähere Beziehungen der Inselgoten zu den gotischen Auswanderern im Süden schließen. Anderseits gehört die Goteninsel jedoch wie ganz Südschweden, dem sie vorgelagert ist, zu Götarike, und eine noch engere Beziehung zwischen dem Gauten-Götenland und der Gotland-Insel stellt sich heraus, wenn wir einen Blick auf die gutnische Sprache werfen. Das sogenannte Altgutnische war neben dem Altschwedischen und dem Altdänischen eine selbständige Teilsprache des Altostnordischen. Während auf dem skandinavischen Festland das Gutnische ebenso im Schwedischen aufging wie das Gotenland im Schwedenreich, wird das heute noch vom Reichsschwedischen geschiedene Gotland-Schwedisch direkt auf das Altgutnische zurückgeführt. Allerdings weist die Benennung durch die Philologen nur auf die sprachliche Zusammengehörigkeit der alten Göten und der Gotländer hin und will jene nicht etwa diesen zu- und unterordnen, wie der Name „gutnisch" vermuten lassen könnte, der sonst nur für die Goten der Insel gebräuchlich ist.

Wenn die Goten des Nordens in den Schweden aufgegangen sind, so ist das Andenken an die Goten darum im Norden und insbesondere bei den Schweden doch keineswegs verblaßt. Die Schweden haben sich im Gegenteil immer mit großem Nachdruck als Gotenabkömmlinge betrachtet und auch den Ruhm der Goten für sich selber beansprucht. Und zwar geschah dies nicht erst als die Auswirkung eines historischen Romantizismus, sondern bereits von den

ältesten Zeiten an, wie ein schwedischer Runenstein zeigt, der von „Didrik", dem großen Gotenkönig Theoderich berichtet.

Eine mittelalterliche schwedische Reichsgeschichte nennt sich Chronica Regni Gothorum, und nach ihr ist Svecia zwar der alltägliche, Gothia aber der eigentliche und berühmtere Name des Landes. Schwedische Studenten nennen sich im Mittelalter, wo man nach Nationen zu gruppieren pflegte, Goten, und auf dem Baseler Konzil von 1434 beansprucht ein schwedischer Bischof als Botschafter des Königs für sein Volk den ersten Rang vor allen andern Nationen, weil ihrer Heimat die Goten entstammten, die Rom und die halbe Welt erobert und mit ihrem Waffenruhm erfüllt hatten. Daß diese Ideen nicht einer privaten Liebhaberei entstammen, kann man daraus ersehen, daß aus der Konzilrede des Bischofs eine schwedische Staatsurkunde wurde und daß ähnliche Ansprüche auch später wiederkehren, so in der Ansprache eines der ersten Wasakönige an eine polnische Gesandtschaft, in der dieser die anmaßend auftretenden Polen daran erinnert, er sei der König der Goten, die Asien erobert, Rom zu Boden geworfen und beinahe ganz Europa beherrscht hätten.

Seine eigentliche Blütezeit aber erlebte der gotische Mythos in Schweden unter König Gustav Adolf, der ein Bauern- und Heerkönig wie die alten Gotenkönige war und ähnlichen Tatenruhm wie jene erwarb. Es ist ein eigenartiger, aber sehr sinnvoller Zufall, daß sein erster Name den gotischen Stammesnamen enthält – Gustav geht auf die altschwedische Form Gotstaver zurück –, während den zweiten Namen ein Gotenkönig der Frühzeit, der Westgote Athaulf trug. Gustav Adolf hat in entscheidenden Stunden mehrfach selber das Beispiel der gotischen Erinnerungen beschworen, vor allem damals, als er zu seinem Kriege gegen Kaiser und Papst auszog, mit dem er, wie einst Alarich, der Westgote, und Theoderich, der Ostgote, Rom noch einmal zu erobern und zu unterwerfen und das gotische Heldenzeitalter zu erneuern gedachte.

Obwohl dieser heroische Versuch tragisch endete, ist die Erinnerung an die Goten und ihren Ruhm auch über das Zeitalter Gustav Adolfs hinaus bei den Schweden lebendig geblieben. Und so war es ein letzter, nun allerdings nur noch romantischer Nachklang des alten Gotenmythos, wenn zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts eine Anzahl junger schwedischer Männer den sogenannten

Götischen Bund begründete, der für die schwedische Literatur, soweit sie vaterländischen und betont nordischen Charakter hatte, von Bedeutung war.

Goten in Danzig und an der Weichsel

Die Geschichte des Gotennamens in der nordischen Urheimat ist in unserem Zusammenhang einer etwas umfangreichen Ouvertüre vergleichbar, die bereits wichtige Motive des Gesamtthemas andeutend vorwegnimmt. Die eigentliche Geschichte des gotischen Stammes aber beginnt erst nach der Abwanderung aus Skandinavien.

Daher sind auch die frühesten Goten, die uns in der Geschichte begegnen, nicht die des Nordens, vielmehr werden von Tacitus die Gothones „trans Lugios", also jenseits der Lugier-Wandalen erwähnt. Wenn uns diese etwas vage Bezeichnung bereits auf die Weichselgegend als Wohnsitz schließen läßt, so wird dieser Schluß durch die Weltkarte des Ptolemäus bestätigt, auf der der Name Gythones im Raume der unteren Weichsel erscheint. Die gotischen Auswanderer sind also, wie uns Jordanes, der Geschichtsschreiber der Goten, auf Grund der Stammesüberlieferung bestätigt, von Schweden zu Schiff in das Land an der Weichselmündung gelangt, wo sie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung saßen.

Durch Jordanes ist uns auch ein gotischer Landschaftsname aus dieser Zeit bekannt. Er nennt die Gegend, wo die zu Schiff einwandernden Goten an Land gingen, Gothiscandza, was soviel wie „gotische Küste" heißt. Man hat diesen Namen in dem von Danzig wiedererkennen wollen, das schon Jakob Grimm für eine gotische Gründung hielt. Vergleicht man die polnische und die kaschubische Form des Namens: Gdansk und Gdunsk sowie die älteren Namensformen Gyddanyzc, Gdanizc und die lateinische Form Gedanum, so erhält die Ableitung einige Wahrscheinlichkeit. Die Ansichten der Gelehrten gehen in dieser Frage jedoch auseinander.

Auch der Name Gdingens, das von den Polen als Konkurrenzhafen für Danzig ausgebaut wurde, wird von einigen Forschern von dem Gotennamen hergeleitet, so daß die Umbenennung in Gotenhafen an im Namen bewahrte historische Erinnerungen anknüpfen konnte. Die Form Gdingen soll nämlich aus Gudynia ent-

standen sein. Die der polnischen entsprechende deutsche Form lautet Gedingen mit der in Westpreußen tatsächlich üblich gewesenen Betonung auf der ersten Silbe.

Ludwig Schmidt, der bekannte Erforscher der frühen germanischen Stammesgeschichte, lehnt alle derartigen Ableitungen ab – auch die des Namens Graudenz von dem gotischen Teilstamm der Greutungen oder Ostgoten, da Ost- und Westgoten sich wahrscheinlich erst voneinander gesondert haben, nachdem das gotische Gesamtvolk die Weichselgegend bereits verlassen hatte. Um so bemerkenswerter ist es, daß der gleiche Forscher den bei Plinius überlieferten Flußnamen Guthalus für den Pregel als Ableitung vom gotischen Stammesnamen anerkennt.

Ob das „Hreidgotaland" verschiedener altnordischer und angelsächsischer Quellen auf die preußischen Goten zu beziehen ist, läßt Schmidt ebenso dahingestellt wie die von anderer Seite aufgestellte These, daß der Name Hreidgoten „Goten im Nest" bedeute und die an der Weichsel zurückgebliebenen „Nestgoten" im Gegensatz zu den nach dem Schwarzen Meer gewanderten Teilen des Volkes bezeichnet habe. Daß an der Ostseeküste ein erheblicher Volksteil verblieben ist, läßt sich im übrigen nicht bestreiten, hat sich doch aus den zurückgebliebenen Goten hernach ein eigener Stamm mit besonderen Namen, der der Gepiden gebildet, dessen weitere Geschichte sich zwar in mancher Berührung mit der der Goten, aber doch unabhängig von ihr vollzog.

Auf den Spuren der Bastarnen zum Pontus

Der Wanderweg der Goten unterscheidet sich von dem ihrer wandalischen Vorläufer nicht nur dadurch, daß die Goten das letzte Ziel der Wandalen, den afrikanischen Kontinent, nicht erreichten, sondern noch mehr durch ihr weiteres Ausgreifen in den Osten, das sie bis an die Grenzen Asiens führte.

Auf diesem Wege in die weiten östlichen Ebenen waren sie aber keineswegs der erste Germanenstamm, vielmehr gingen ihnen hier, ähnlich wie den Wandalen die Kimbern, die Bastarnen vorauf, die an dieser Stelle eine kurze Betrachtung verdienen, nicht nur, weil ihr Schicksal in vielem an das der Goten erinnert, sondern noch

mehr darum, weil sie noch vor den Kimbern, wenn auch ohne deren weltgeschichtlichen Erfolg einer ersten ernsthaften germanischen Bedrohung des römischen Imperiums in der Geschichte erscheinen. Sie sind, sofern diese Unterscheidung gestattet ist, die ersten Germanen der Geschichte, die Kimbern die ersten Germanen der Weltgeschichte.

Wenn die Kimbern und Wandalen die Oder als die Basis ihres Wanderzuges benutzten und daher diesseits der Karpaten blieben, so sind Bastarnen und Goten von der Weichsel als Basis jenseits der Karpaten in das Stromgebiet der großen Schwarzmeerflüsse, vor allem des Dnjepr und damit schließlich an das Schwarze Meer selber gelangt. Daß die Bastarnen wie hernach die Goten zunächst im Weichselraum ansässig waren, kann man aus der Aussage des Plinius schließen, der sie neben Ingwäonen, Istwäonen, Erminonen und Wandiliern als fünfte große Stammesgruppe der Germanen aufzählt. Später heißen die Beskiden und Karpaten, also die Berge am Oberlauf der Weichsel Alpes Bastarnicae, was auf bastarnische Sitze in Galizien und Podolien schließen läßt. Auch ihren Namen verdanken sie ihren Sitzen in den Grenzlandschaften des Germanentums, denn er bedeutet „Bastarde", und von Tacitus wird ausdrücklich ihre starke Vermischung mit den sarmatischen Völkern der Nachbargebiete bezeugt.

Die Goten erscheinen um das Jahr 200 am Schwarzen Meer. Ihre bastarnischen Vorläufer dagegen haben schon um 200 vor dem Beginn unserer Zeitrechnung den Pontus erreicht, wo sie die griechischen Siedlungen bedrängten. Später kämpften sie als Söldner des pontischen Königs Mithridates, des Herrn der Krim und des Kimmerischen Bosporus, gegen Rom und konnten sich zeitweise auf der Balkanhalbinsel festsetzen, wo sie ebenso wie an der Schwarzmeerküste erst von den Goten teilweise verdrängt, zum Teil auch aufgesogen wurden. Aber noch im Jahre 1188 zeugt als letzte Namensspur das Kastell Basternai bei Odessos am Schwarzen Meer von ihrer einstigen Existenz.

Wie die Bastarnen zogen auch die Skiren im zweiten vorchristlichen Jahrhundert aus dem Weichselraum ans Schwarze Meer, wo sie im Jahre 190 die griechische Kolonie Olbia angriffen. Die Skiren, deren Name, wahrscheinlich im Gegensatz zu den Bastarnen, die „Unvermischten" oder „Reinen" bedeutet, gehören mit ihren „ver-

mischten" Vettern auch sonst in einen engeren Zusammenhang; Ludwig Schmidt sieht sie sogar als ein Teilvolk der Bastarnen an. Das ist deshalb wichtig, weil aus dem skirischen Volke, das im übrigen geringe Bedeutung hat, Odoakar hervorging, der Gegenspieler und zugleich Wegbereiter Theoderichs und seiner Goten, der damit die Vorläuferrolle der Bastarnen zu einem auch weltgeschichtlich bedeutsamen Ende führte.

Ermanarichs Imperium und die Krimgoten

Mit der Abwanderung eines Großteils des Gotenvolkes nach Südosten beginnt ein drittes Zeitalter der gotischen Geschichte, nach der skandinavischen Urzeit und der Vorzeit des Weichselgotentums die frühgeschichtliche Zeit des gotischen Kolonistentums. Denn als Kolonisten dringen die Goten in den Osten und Süden vor. Eine ihrer frühesten Kolonien, vielleicht sogar die früheste, legten sie ungefähr zu Beginn des zweiten Jahrhunderts auf der fruchtbaren taurischen Halbinsel, der heutigen Krim an, die besonders zahlreich besiedelt worden zu sein scheint.

Im übrigen Raume an der Nordküste des Pontischen Meeres, vor allem im Stromgebiet des Dnjestr und Dnjepr, siedelten die Goten als Herrenvolk über slawischen, baltischen und finnischen Stämmen (unter letzteren die Mordwinen und Tscheremissen, die heute noch im russischen Raum siedeln) und nahmen damit die Rolle vorweg, die hier später die auch aus Schweden stammenden warägischen Russen spielten. Bis zum Ural hin konnte die moderne Vorgeschichtsforschung gotische Einflüsse nachweisen.

In der Tat füllte das gotische Imperium des Großkönigs Ermanarich den ganzen Raum zwischen dem Baltischen und dem Schwarzen Meer und dem Ural und bildete damit das weiträumigste aller Germanenreiche, die je bestanden haben. Als ein Zeichen für den weiten Ausstrahlungsbereich der damaligen Gotenmacht können wir es deuten, wenn wir den gotischen Namen nicht nur – in der Form Gut – in der Überlieferung der Tscherkessen antreffen, sondern den Goten als Gatas sogar auf indischen Inschriften begegnen, die uns von der Reise zweier Goten nach Indien berichten. Auch die zahlreichen gotischen Lehnwörter in den baltischen und

slawischen Sprachen gehen wahrscheinlich auf jene Zeit der ersten imperialen Machtentfaltung des Gotenvolkes zurück. Zweifelhaft ist, ob der litauische Name für Rußland: Gudai auf die Goten und ihr russisches Reich zurückzuführen ist, da der Lautstand eine Entlehnung in der Zeit vor der germanischen Lautverschiebung voraussetzen würde.

So ist es sehr sinnvoll, daß auch Ermanarichs Name erhalten geblieben ist. Die germanische Heldensage hat des gotischen Großkönigs Ruhm durch die Jahrhunderte weitergetragen. Der Jormunrekr der nordischen Sagen ist kein anderer als Ermanarich, der Ahnherr der Amaler, dessen Gestalt in dem Sagenkreis um seinen Nachfahren Theoderich mit der des Odoakar verschmolzen ist. Bereits Schlegel hat darauf hingewiesen, daß sich an Ermanarichs Namen die älteste Nationalerinnerung knüpft, die sich bis in das spätere Mittelalter erhalten hat.

Unter Ermanarich erreichte das östliche Gotenimperium aber nach der glanzvollsten Blütezeit auch sein Ende und seinen Untergang, der von einem noch östlicheren Volke, als es die unterworfenen Slawen, Balten und Finnen waren, kommen sollte. Der den späteren Mongolen und Türken verwandte innerasiatische Stamm der Hunnen zerschlug das Reich König Ermanarichs, der sich als Hundertjähriger selbst den Tod gab, um diese Katastrophe nicht überleben zu müssen. Doch haben die Namen einiger gotischer Völkersplitter des Ostens noch jahrhundertelang und zum Teil sogar bis an die Schwelle der Gegenwart von der Ausdehnung des frühgotischen Reiches bis nach Asien hin Zeugnis abgelegt.

Das östlichste dieser Gotenvölkchen waren die Trapeziten (fälschlich auch Tetraxiten genannt) oder trapezitischen Goten, die die Halbinsel von Kertsch und Taman am Kimmerischen Bosporus und das Land am Kubanfluß und am Fuße des Kaukasus besiedelten. Nach Rudolf Much hat sich dieser äußerste gotische Vorposten in den letzten Spuren möglicherweise bis ins 18. Jahrhundert erhalten. In Kertsch und Taman gemachte reiche Funde im südrussisch-gotischen Stil beweisen den einstigen Hochstand ihrer Kultur.

Die Trapeziten führen ihren Namen (nach Ludwig Schmidt) von dem Gebirge Trapezus auf der Halbinsel Krim. Sie sind, wie der Name zeigt, ein später zu selbständiger Entfaltung gelangter Zweig der viel bekannteren Krimgoten, die wahrscheinlich schon seit den

ersten Zeiten der gotischen Südwanderung in dem klimatisch begünstigten Landstrich am südlichen Küstensaum der Krim und im Taurischen Gebirge angesessen waren. Ihre Geschichte gehört zu den interessantesten Kapiteln gemeingermanischer Stammesgeschichte.

Von den übrigen Goten völlig abgesprengt und durch die Breite eines halben Erdteils von allen anderen germanischen Völkern getrennt, haben die Goten der Krim unter hunnischer wie byzantinischer, unter tatarischer wie endlich unter türkischer Herrschaft den Namen und sogar die Sprache ihrer nordischen Väter weitervererbt. Ihr Land hieß schlechthin Gotien, und es werden mehrere Bischöfe von Gotien genannt, deren einer 787 auf einem Konzil zu Nizäa erscheint. Später erwähnt das russische Igorlied Goten am Schwarzen Meer; gelegentlich eines Kriegszuges gegen die Kumanen im Jahre 1185 heißt es dort: „Schöne Gotenmädchen erhoben ihren Gesang am Ufer des blauen Meeres".

Schon vorher hatte das deutsche Annolied aus dem 11. Jahrhundert die Schwarzmeergoten als Menschen deutscher Sprache genannt: „Man sagt, es seien dort noch Leute, die deutsch sprechen, weit entfernt gegen Indien hin." Auch der flämische Franziskaner Rubruk, der die Krimgoten 1253 auf einer Reise, die ihn ostwärts ins Mongolenreich führte, selber antraf, spricht von Goten, die die deutsche Sprache sprechen, eine Behauptung, die darin ihre Begründung finden mag, daß nach späteren Zeugnissen die krimgotische Mundart trotz ihrer räumlichen Isolierung mit der gemeindeutschen Sprache gleichlaufende Wandlungen durchgemacht hat. Ein Münchener Weltreisender des nächsten Jahrhunderts spricht dagegen von der „kuthia sprauch" als der gotischen Sprache der Krimbewohner. Ein Venezianer wiederum, der die Krim 1436 bis 1452 besuchte, berichtet, sein deutscher Diener habe sich mit den Goten trotz einiger Schwierigkeiten im allgemeinen gut verständigen können.

Noch ein Jahrhundert später, im Jahre 1561, gelang es einem in den Orient verschlagenen Deutschen sogar, eine ganze Reihe gotischer Wörter aufzuzeichnen, durch die wir uns einen guten Begriff von der Eigenart der krimgotischen Sprache machen können. Wieder war es ein Flame, dem wir diese Aufzeichnung danken, nämlich der kaiserlich-deutsche Gesandte Ghislain de Busbek in Konstantinopel, der in der Hauptstadt des Türkenreiches einen griechischen und einen gotischen Bewohner des alten Gotien traf und sich von ihnen

unterrichten ließ. Bemerkenswert ist auch Busbeks Zeugnis, nach dem sein gotischer Gewährsmann das Aussehen eines Flamen oder Holländers, also eines Menschen von germanischem Typus gehabt habe.

Damals hatten die Goten der taurischen Halbinsel ihre Selbständigkeit, die sie bis zum Jahre 1475 hatten bewahren können, bereits eingebüßt. Sie hatten sich nicht nur länger als Byzanz, das 1453 fiel, sondern auch länger als das komnenische Kaiserreich von Trapezunt gegen die Türken halten können. Als 1465 auch Trapezunt gefallen und sein letzter Kaiser durch den Türkensultan hingerichtet worden war, wurde das taurische Gotien zur letzten Zuflucht byzantinischer Tradition. Der jüngere Sohn eines der letzten Komnenenkaiser von Trapezunt, Nachfahr einstiger Kaiser des oströmischen Reiches, hatte sich „Herzog von Gothien" genannt. Sein Sohn Isaiko III. nahm nach dem Fall von Byzanz und Trapezunt auch den Titel „Kaiser der Rhomäer und des Orients" an, aber 1475 fand bei der Übergabe der alten Hauptstadt Mankup des Krimgotenlandes auch er den Tod. So war auf seltsame Weise das Ende des alten gotischen Landes mit dem Untergang des oströmischen Reiches verknüpft, und ein höchst eigenartiger Zufall will es, daß im Jahre dieses Ereignisses eben ein Jahrtausend – genau: 999 Jahre – vergangen waren, seitdem im Jahre 476 Odoakar und seine Krieger als Vorläufer der Goten dem weströmischen Reich sein Ende bereitet hatten.

Die Krimgoten aber überlebten auch das Ende ihrer staatlichen Selbständigkeit. Die gotische Sprache findet noch einmal um 1740 Erwähnung, als der Jesuitenpater Sigismund Mondorf einen türkischen Galeerensklaven tauft, der noch gotisch sprechen kann. Und sogar um 1800 noch wollen Reisende auf der Krim gotische Sprachreste bemerkt haben.

Inzwischen waren die letzten sich bewußt als Goten fühlenden Bewohner der Krim aber bereits abgewandert. Nachdem der Chan der Krimtataren 1774 die Krim als selbständigen Staat von der Türkei gelöst hatte, waren jene letzten Goten von der Halbinsel in das schon damals russische Küstenland gezogen, wo sie am Asowschen Meer die Stadt Mariupol und 23 gotische Dörfer gründeten.

Nach einer Notiz Johannes Hallers soll es sogar bis in die Gegenwart letzte Reste der Krimgoten – oder wohl genauer der

Trapeziten – geben. Er spricht das Kaukasusvölkchen der Inguschen, „mit altgermanischer Sprache und von den Russen für Deutsche gehalten,“ als in den Kaukasus abgewanderte Nachfahren der taurischen Goten an, vermutet aber, daß auch sie durch Krieg und Revolution aufgerieben worden seien.

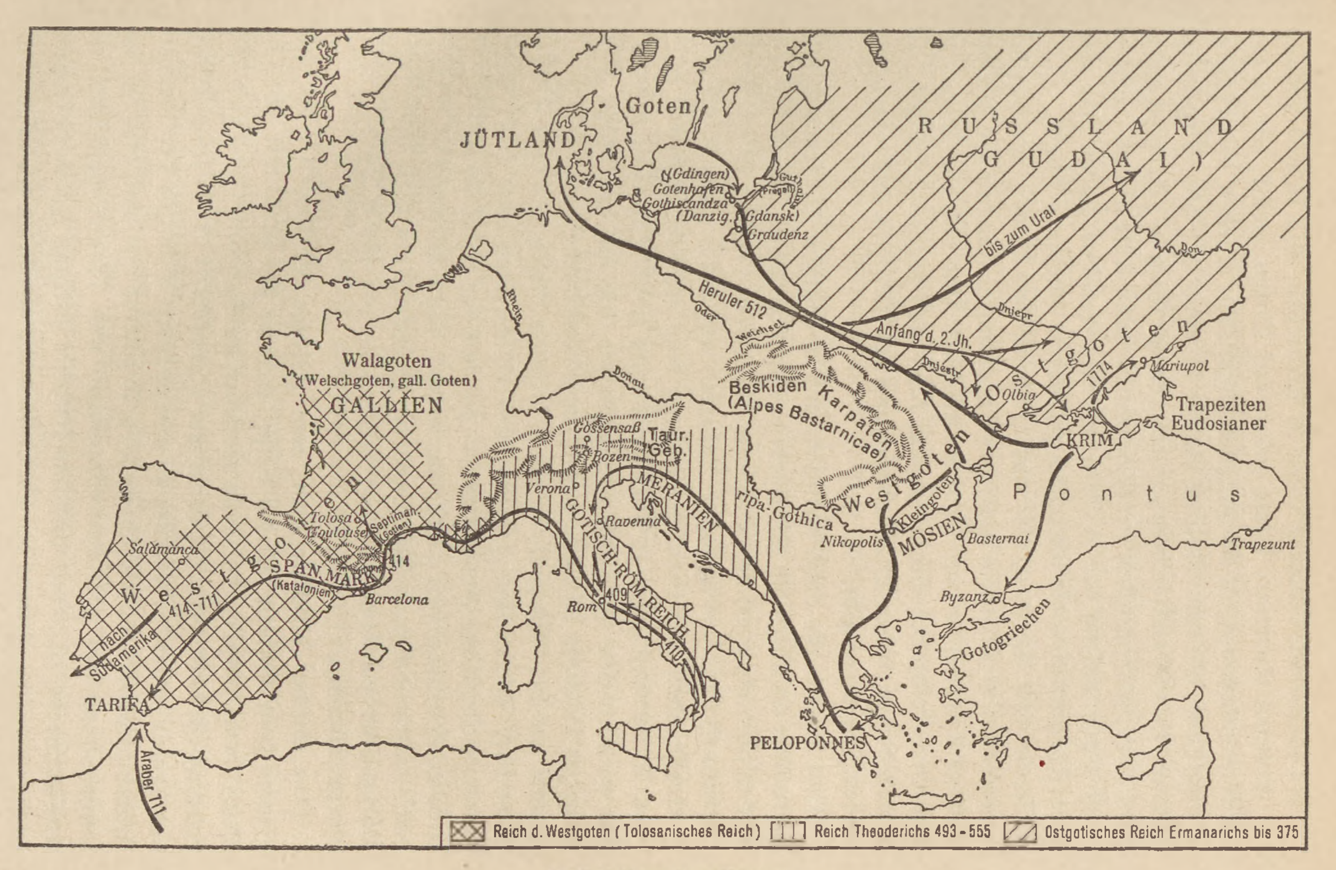
Allerlei Kleingoten und Bischof Wulfila

Neben den Krimgoten und ihren trapezitischen Abkömmlingen haben sich im Ostraum auch noch andere, kleinere germanische Völkchen und Stämme erhalten, die nicht immer auch Goten waren, umfaßte doch das Großreich Ermanarichs außer dem Gotenvolke auch zahlreiche andere ostgermanische Völker, die mit oder nach den Goten südostwärts gewandert waren.

Vor allem verdienen die Heruler hier Erwähnung, die als das letzte nordische Volk der Völkerwanderungszeit das Festland betraten. Ihre ersten Scharen tauchten schon nach der Mitte des 3. Jahrhunderts, also nicht lange nach der gotischen Besitzergreifung in der Krim auf. Sie beteiligten sich an Heerfahrten der frühen Krimgoten und wurden um die Mitte des 4. Jahrhunderts, als ein König Alarich über sie herrschte, von Ermanarich unterworfen und seinem Reiche eingegliedert. Später erfahren wir von den Herulern, die zu den Goten in einem ähnlichen Verhältnis stehen wie zuvor die Skiren zu den Bastarnen, daß sich beträchtliche Teile ihres Stammes im Jahre 512 von der Krim und der unteren Donau quer durch ganz Mitteleuropa bis nach Jütland zurückgezogen haben – die bemerkenswerteste germanische Rückwanderung, von der wir Kenntnis haben.

Auch von dem Stamme der Jüten, der der ehemaligen kimbrischen Halbinsel ihren heutigen Namen gegeben hat, ist eine Gruppe bis an das Schwarze Meer vorgedrungen, denn um 480, also mehr als ein Jahrhundert nach Ermanarichs Tode, erwähnt ein Chronist die Eudosianer als einen die kaukasische Pontusküste besiedelnden Stamm. Da die späteren Jüten bei Tacitus und anderen antiken Autoren als Eudosen erscheinen, können wir diese Nachbarn der trapezitischen Goten als Jüten ansprechen.

Um Abkömmlinge der eigentlichen Goten dagegen handelt es sich



3. Die Züge der Goten

bei den sogenannten Gotogriechen in Kleinasien, also bereits jenseits der Grenzen Europas. Diese gehen auf Goten zurück, die in der Völkerwanderungszeit als Kolonen angesiedelt wurden, wahrscheinlich auf jene, die der römische Kaiser Probus, der den Siegertitel Goticus führte, nach seinem 277 erfochtenen Sieg in Phrygien ansiedelte. Die Gotthograikoi – wahrscheinlich gräzisierte Goten – werden zuerst gegen Anfang des 8. Jahrhunderts erwähnt, haben also zum mindesten bis dahin als stammlich gesonderte Gruppe existiert.

Sogar nach Ägypten, also auf afrikanischen Boden, wurden damals Goten verschlagen; gotische Mannschaften wurden zur Zeit des Kaisers Theodosius nach Ägypten geschickt. Und daß dies nicht einmal ein vereinzeltes Ereignis war, kann man daraus erkennen, daß es von der gotischen Bibelübersetzung des Wulfila auch ein ägyptisches Fragment gibt.

Man könnte alle diese gotischen und nordischen Völkerreste und Restvölker im Osten als Kleingoten zusammenfassen, und in der Tat gibt es auch ein gotisches Völkchen, das diesen Namen führt. Diese „kleinen Goten" haben sogar Anspruch auf unser ganz besonderes Interesse, weil mit ihrer Ansiedlung eine der bedeutendsten gotischen Kulturleistungen in Zusammenhang steht. Die Goti minores sind nämlich eine christliche Gotengruppe, die sich 348 unter Führung des Bischofs Wulfila von ihren heidnischen Stammesbrüdern trennte und bei Nikopolis in der römischen Balkanprovinz Mösien niederließ. Dieser nach seinen neuen Wohnsitzen auch Mösogoten genannte christliche Gotenstamm – der mit den ebenfalls christlichen Goti confessores, den „Bekennergoten", nicht verwechselt werden darf – wird noch zwei Jahrhunderte später als ein Volk friedlicher Viehzüchter erwähnt und hat mindestens bis ins 9. Jahrhundert hinein bestanden.

Von Bischof Wulfila aber, dem „Moses der Goten", der mit griechischem Namen Ulfilas heißt, stammt die berühmte gotische Bibelübersetzung, die das erste germanische Sprachdenkmal von Bedeutung ist. Und wenn die berühmte Handschrift der Ulfilas-Bibel, der Codex argenteus, heute zu den größten Schätzen der Universitätsbibliothek von Upsala gehört, so scheint uns auch dies im Zusammenhang der gotischen Stammes- und Namensgeschichte erwähnenswert, ist damit doch das früheste gotische Kulturdokument in die nordische Heimat des Gotenstammes gleichsam zurückgekehrt.

Westgoten in Katalonien und — Argentinien

In der Zeit zwischen der Abwanderung der Goten von der Weichsel und dem Zusammenbruch des Reiches Ermanarichs vollzog sich einer der wichtigsten Vorgänge der gotischen Stammesgeschichte, nämlich die Sonderung des bis dahin einheitlichen Gotenvolkes in zwei Stämme, die von da an eine eigene und besondere Geschichte haben: die Wisi- oder Westgoten und die Ostro- oder Ostgoten. Zeitweise konnte es scheinen, als wollten die beiden Stämme den gotischen Namen ähnlich wie der an der Weichsel zurückgebliebene dritte Stammesteil, die Gepiden, überhaupt aufgeben, denn die Westgoten begegnen uns eine Zeitlang unter dem Namen Terwingen (wahrscheinlich „Waldbewohner") und die Ostgoten entsprechend als Greutungen („Uferbewohner"). Aber schließlich erwies sich der überkommene Gotenname doch als dauerhafter.

Während für den Namen der Ostrogoten oder Ostgoten die Bedeutung „östliche Goten" ziemlich sicher ist, wurde bei den Wisigoten oder Westgoten die Bedeutung „westliche Goten" oft in Frage gestellt und abgestritten, obwohl auch keine andere Bedeutung des Namens wirklich glaubhaft gemacht werden konnte. Gewiß ist nur, daß der Name schon zur Zeit des Jordanes nach dessen ausdrücklichem Zeugnis in dem heutigen Sinne verstanden wurde, und nicht ganz unwesentlich scheint uns auch die Feststellung, daß die Westgoten in allen Stadien ihrer Geschichte westlich von ihren ostgotischen Vettern siedelten, sei es zur Zeit Ermanarichs, wo sie den Raum zwischen Donau und Dnjestr — und die Ostgoten den zwischen Dnjestr und Don — innehatten, sei es schließlich am Ausgang der Völkerwanderungszeit, in der sie im spanischen Westeuropa ihr Reich aufgerichtet hatten, während die Ostgoten im östlich benachbarten Italien saßen.

Die Donau hatte als die Südwestgrenze des großgotischen Siedlungsraumes zwischen Donau und Don deshalb besondere Bedeutung, weil an dieser Grenze die Goten zuerst den Römern begegneten. Gegen die fortdauernden gotischen Angriffe befestigten die Römer die Donaulinie, die ripa Gothica, das „Gotenufer", genannt wurde. Kaiser Konstantin der Große, der wegen eines Sieges über die Donaugoten Goticus maximus hieß, führte die von seinen Vorgängern begonnenen Befestigungen zu Ende.

Für die Dauer aber konnten die Römer das Vordringen der Goten aus dem Raume links der Donau, der zeitweise Gothia hieß, in den Balkanraum nicht verhindern. Wir erwähnten schon die Kleingoten Wulfilas, die eine Abteilung der Westgoten bildeten, und auf ein noch früheres Vordringen zum mindesten vereinzelter Goten in die Balkanländer läßt die Herkunft des Maximinus Thrax, des ersten Römerkaisers aus germanischem Blute, schließen. Denn Maximin, der 235 bei Mainz von den Legionären zum Kaiser ausgerufen wurde und das römische Imperium bis 238 beherrschte, stammte aus Thrakien, wo er als der Sohn eines Goten und einer Alanin geboren war.

Dieser gotische Römerkaiser nahm als ein Einzelgänger den späteren Zug beider Gotenvölker über den Balkan nach Italien vorweg. Auch er ist also ein Vorläufer des großen Theoderich und seines gotisch-römischen Reiches. Da Maximin aber wahrscheinlich westgotischer Abkunft war, kann er mit noch besserem Recht als ein Vorläufer Alarichs gelten, jenes glänzenden Westgotenkönigs, der, in vielen Zügen an die Heldengestalt des Arminius erinnernd, als erster Germanenherrscher Rom selbst bedrohte und demütigte.

Schon bei der Erhebung Alarichs, des ersten Königs der Westgoten, die bis dahin nur Herzöge gekannt haben, spielten nach Ludwig Schmidt nationale Ideen und vor allem die Idee, „aus Romanien ein Gotien zu machen", eine nicht unerhebliche Rolle: „Es ist der Gedanke eines römischen Reiches deutscher Nation, der hier zum ersten Male in der deutschen Geschichte hervortritt". Zunächst hatte Alarich wahrscheinlich nur den Plan, sich mit seinem Volk in Griechenland festzusetzen und auf der Balkanhalbinsel in ähnlicher Weise eine selbständige Herrschaft zu begründen, wie es seinen Westgoten nach dem Zwischenspiel auf der Apenninenhalbinsel schließlich auf dem dritten Südzipfel Europas, der Pyrenäenhalbinsel gelang.

Durch Stilicho zum Abzug vom Peleponnes veranlaßt, wandten sich Alarichs Goten anderen Zielen zu. Nach einigen Kreuz- und Querwanderungen gab ihnen schließlich die Beseitigung Stilichos durch die Römer Gelegenheit, nach Italien selbst vorzustoßen. Im Jahre 409 erscheint Alarich vor Rom und zwingt den Senat, den Stadtkommandanten Attalus zum Gegenkaiser zu wählen, der zur gotischen Konfession übertreten muß und von Alarichs arianischem

Heeresbischof Sigishari getauft wird. Aber noch war die Zeit für ein gotisch-römisches Reich nicht reif, und so zog Alarich nach der Eroberung und dreitägigen Plünderung Roms im Sommer 410 nach Süden weiter, um nach Afrika, dem reichsten und blühendsten Teil des Imperiums, überzusetzen.

Nach Alarichs Tode kehrten die Goten, da ein Sturm die zur Afrikafahrt benötigten Schiffe zerstört hatte, unter Führung seines Schwagers Athaulf um und wandten sich, nun zu friedlicher Übereinkunft mit den Römern gestimmt, westwärts nach Gallien und Spanien. Von hier aus nahm Athaulfs Nachfolger Wallia noch einmal den Lieblingsgedanken Alarichs auf, Afrika zu erobern und zu besiedeln. Doch wurde auch er, obwohl bereits bis nach Tarifa gelangt, durch widrige Stürme an der Verwirklichung seines Planes gehindert, den dann die Wandalen unter Geiserich wieder aufnahmen und glücklich zu Ende führten.

Für die Geschichte der Goten in ihrem Verhältnis zum Reiche ist König Wallia auch noch in anderer Hinsicht wichtig. Sein Enkel – der Sohn seiner Tochter und eines spanischen Sweben – war nämlich der römische Heermeister Rikimer, der in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Ende des weströmischen Reiches dessen mächtigster Mann war. Der Gotenenkel und Swebe Rikimer, der römische Kaiser nach seinem Belieben ein- und absetzen konnte, steht als ein verbindendes Glied zwischen dem Wandalen Stilicho und dem Skiren Odoakar und hat durch seine Verschwägerung mit dem burgundischen Königshaus auch mit der späteren Sippe des großen Theoderich Fühlung.

Was die weitere Geschichte der Westgoten angeht, so begnügten diese sich in der Folgezeit mit ihrem gallisch-spanischen, dem sogenannten tolosanischen Reich. Wie schon die Benennung des Reiches nach Tolosa-Toulouse zeigt, lag der Schwerpunkt dieses Gotenreiches im südlichen Gallien, und so haben die Westgoten hier auch Namensspuren hinterlassen. Die Namen mehrerer südfranzösischer Orte wie Goudourville, Gourville und Gourvillette werden auf älteres Gothorum villa zurückgeführt. Die Westgoten selber aber wurden nach ihrem gallischen Reich nunmehr als die „gallischen Goten" bezeichnet, denn der aus jener Zeit überlieferte Name Walagoti bedeutet nichts anderes als gallische oder „Welschgoten".

Doch war die Machtstellung der Goten in Gallien nicht von Dauer. Nur ein knappes Jahrhundert hatte ihr südfranzösisches Reich Bestand, dann wurden sie durch Chlodwigs Sieg über König Alarich II. auf Spanien beschränkt, wo sie dafür um so fester Fuß faßten. Drei Jahrhunderte hindurch, von 414, in welchem Jahre die 412 in Gallien eingedrungenen Westgoten die Pyrenäen überschritten, bis 711, wo sie den von Süden anstürmenden Arabern erlagen, ist Spanien gotisch gewesen. Das spanisch-gotische Reich war das beständigste aller germanischen Südreiche. Und in den dreihundert Jahren ihrer Herrschaft prägten die Goten der spanischen Halbinsel so stark ihr Züge auf, daß das gotische Gepräge trotz des Unterganges der Sprache auch noch weitere Jahrhunderte und sogar das Zeitalter der arabischen Herrschaft überdauerte. Reste der Goten hielten sich in den nördlichen Gebirgslandschaften, und von hier aus begannen sie unter der Führung von Abkömmlingen der alten gotischen Dynastien die Rückeroberung des Landes von den Mauren.

Wenn sich die Bewohner einzelner spanischer Landschaften, so die des Plateaus südlich von Salamanca im alten Königreich Leon, ihrer gotischen Abkunft rühmten, die übrigens auch der gesamte spanische Adel für sich in Anspruch nahm, so ist der Name der Goten in dem eines großen und wichtigen Teilstückes der iberischen Halbinsel, nämlich Kataloniens, erhalten geblieben, denn Cataluña, wie die spanische Namensform lautet, enthält nach einer weithin üblichen, wenn auch nicht völlig gesicherten Deutung den Namen sowohl der Goten wie auch der zuvor zusammen mit den Wandalen in Spanien eingewanderten Alanen, der iranischen Nachbarn der Goten von den Ufern des Don. Die Einwohner Kataloniens, die Katalanen, wären also Got-Alanen, so daß sich die alten Namensbestandteile trotz der veränderten Lautgestaltung noch deutlich erkennen lassen. Im übrigen geht Katalonien auf die alte Markgrafschaft Barcelona, diese aber auf die spanische Mark des Karolingerreiches zurück, die auch Mark Gotien genannt wird. Und noch weiter zurück, im merowingischen Frankenreich, gab es neben den Herzogtümern Aquitanien, Alemannien, Elsaß, Thüringen und Bayern zeitweise auch einen eigenen Dukat Septimanien oder Gotien, der als Gotia Gallica im Gegensatz zur Gotia Hispanica den letzten südfranzösischen Zipfel des ehemaligen Westgotenreiches umfaßte, in dem noch heute katalanisch gesprochen wird.

Die gotische Sprache, die zur Zeit des Königs Rekkeswinth, wenige Jahrzehnte vor dem Einfall der Araber, noch allgemein im Gebrauch war, konnte die arabischen Jahrhunderte nicht überleben. Um so bedeutsamer ist es, daß sich die von den Goten eingeführte Schrift – die weder mit der von Wulfila erfundenen noch mit unserer heutigen gotischen Schrift verwechselt werden darf – in Spanien bis ins 11. Jahrhundert erhalten hat und erst 1096 auf dem Konzil zu Leon abgeschafft wurde.

Bei der jahrhundertelangen Nachbarschaft zwischen Spaniern und Mauren verwundert es uns nicht, gelegentlich auch von verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Goten und Mauren und sogar von „gotischen Mauren“ zu hören. So gab es im 10. Jahrhundert in Spanien einen bekannten muslimischen Gelehrten Ibn al-Qûtîja, dessen Name „Sohn der Gotin“ bedeutet und der tatsächlich ein Nachkomme des Gotenkönigs Oppas war.

Standen die Goten so durch Spanien in unmittelbarer Berührung mit dem islamischen Orient, so ist von Spanien aus der gotische Name sogar bis über den Ozean nach dem amerikanischen Kontinent gelangt. In den spanischen Kolonien jenseits des Weltmeeres unterschied man von den drüben geborenen criollos – Kreolen – die ihnen an Rang und Ansehen weit übergeordneten godos – Goten –, die königlichen Beamten und kirchlichen Würdenträger, die sich nur für vorübergehende Zeit in den Kolonien aufhielten. Mit dem Begriff des Goten wurde also der Begriff des echten Spaniers verknüpft. Und so wurde auch noch während der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts diejenige Gruppe, die gegen die Selbständigkeitspartei für das Verbleiben beim Mutterlande focht, die gotische Partei genannt, die in Argentinien, dem größten und wichtigsten der spanischen Vizekönigreiche in Amerika, eine beträchtliche Anhängerzahl hatte. Wie in der Krim, am Rande Asiens, so gab es also im fernen Südamerika noch bis ins vergangene Jahrhundert Träger des altberühmten Gotennamens – eine wahrhaft imponierende Spannweite, die diesen germanischen Stammesnamen fast die halbe Erdkugel umgreifen läßt.

Auch die Goten des skandinavischen Nordens dürfen wir, wenn wir von der geographischen Spannweite des Gotennamens sprechen, nicht vergessen, sind sie doch die einzigen, die den über zwei-

tausend Jahre alten Namen noch heute führen. Und seltsamerweise können wir hier auch eine sehr eigenartige geschichtliche Beziehung anführen, die das spanische Gotentum mit dem des Nordens verknüpft. Als nämlich 1542 im südschwedischen, also götischen Småland ein Bauernaufstand mit gegenreformatorischer Tendenz ausbrach, suchte Kaiser Karl V., der zugleich römisch-deutscher und spanischer König war, Beziehungen zu den aufrührerischen Bauern und verhandelte eine Zeitlang mit ihnen. In einem Brief, den er aus Barcelona, der Hauptstadt Kataloniens, an den Führer des Aufstandes, den Bauern Nils Dacke, richtete, suchte der Kaiser den Bauern zur Bundesgenossenschaft zu bereden und wies zu diesem Zwecke auch auf die alte Stammesverwandtschaft hin, die sie, die småländischen Goten, mit ihm verbinde, der ja ebenfalls von gotischer Abkunft sei („sumus et nos de gente Gothorum").

Das Reich des großen Theoderich

Wenn die Ostgoten, die die hauptsächlichen Träger des Reiches Ermanarichs waren, sich anders als ihre westgotischen Vettern nach dem Einbruch der Hunnen diesen unterwarfen, so bedeutete das keineswegs ihre Versklavung, sondern eher eine Anteilnahme an deren Herrschaft. Das Imperium Attilas, der den germanischen Namen Godegisel führte und dessen ebenfalls germanischer Beiname das gotische Wort für „Väterchen" ist, hatte ganz den Charakter eines hunnisch-germanischen Reiches, in dem die Goten nächst den Hunnen die wichtigste Rolle spielten. Aber sogleich nach Attilas Tode brachen die Goten aus dem Reichs- und Völkerverband mit den Hunnen aus und wandten sich, den Spuren der inzwischen längst in Gallien und Spanien angelangten Westgoten folgend, zunächst nach Süden gegen das Oströmische Reich.

Von den oströmischen Kaisern wird Theoderich, der junge Amalerkönig der Ostgoten, nach dem westlichen Rom geschickt, wo nicht lange zuvor Odoakar den letzten Schattenkaiser entthront und sich an dessen Stelle gesetzt hat. Theoderich der Große besiegt und tötet Odoakar und richtet nun, was wahrscheinlich schon das Ziel Alarichs war, ein gotisch-römisches Reich auf, das sich über ganz Italien erstreckt. Es ist, in großen geschichtlichen Zusammenhängen

betrachtet, das verbindende Mittelglied zwischen dem Imperium der alten Römer und dem späteren germanisch-deutschen Reich Karls und Ottos des Großen. Und zwar ist Theoderichs Reich nicht wie die anderen germanischen Königreiche seiner Zeit nur ein Stammesstaat, sondern wirklich ein Reich von überstammlicher und übernationaler Bedeutung.

Wie zuvor schon Geiserich, so baut Theoderich seine auswärtige Politik auf ein System der persönlichen Beziehungen auf, wobei vor allem Verwandtschaftsbeziehungen eine große Rolle spielen. Er selber heiratet die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, des mächtigsten seiner germanischen Zeitgenossen, seine beiden Töchter vermählt er mit den Königen der Burgunder und der Westgoten, seine Schwester mit dem Wandalenkönig und deren Tochter mit dem König der Thüringer. So erbaut der große Gotenkönig in der Form eines Sippenimperiums ein gemeingermanisches Reich, das für ein Menschenalter die Vormacht des germanisch bestimmten Abendlandes war.

Nach des großen Heerkönigs Tode aber ging sein Reich rasch dem Verfall und einem tragischen Ende entgegen. 526 starb Theoderich, und schon 555 mußten die letzten Goten unter König Teja auf Leben und Tod gegen das übermächtig gewordene Ostrom kämpfen. Den schließlichen Untergang haben nur wenige Volkssplitter überlebt, die in fernen Alpentälern eine Zuflucht fanden. Der Name des südtirolischen Ortes Gossensaß am Brenner, der Schauplatz einer älteren Fassung der Sage von Wieland dem Schmied, zeugt hier noch von ihrer Fortexistenz. Das auf älteres Gozzonosazi zurückweisende Gossensaß ist gerade durch seine Namensform besonders bemerkenswert, denn im Hochdeutschen müßte der Gotenname infolge der Lautverschiebung eigentlich allgemein Gossen lauten.

Auch die Tatsache, daß die gotische Heldensage in der Gegend von Bozen lokalisiert ist, weist in diese Richtung, wohingegen jenes Meran, das in der epischen Überlieferung als Stammland Dietrichs von Bern erscheint, nicht das tirolische, sondern das Land Meranien an der Adriaküste ist, dessen Name an Mergoten oder Maeringer, die epischen Volksnamen der Goten, erinnert. In Krain und Istrien, also im adriatischen Mergotenland, soll nach Julius Ficker das ostgotische Familienrecht fortbestanden haben, ebenso im bajuwarischen Siedlungsgebiet, was zu dem nicht seltenen Auf-

treten gotischer Personennamen in bavrischen Urkunden paßt. Noch im 11. Jahrhundert werden in Tirol lege Gothorum viventes, die man sinngemäß „Rechtsgoten" nennen könnte, erwähnt.

Weit besseres Zeugnis aber für das Fortleben der gotischen Tradition im deutschen Süden geben die altdeutschen Sagen und Lieder, die die gotische Geschichte von Ermanarich bis Theoderich überliefert haben und besonders Theoderichs Ruhm in vielfältiger Abwandlung besingen. Dietrich von Bern – nach der Schlacht von Verona, in der er Odoakar besiegte – und die Rabenschlacht – die an Kämpfen reiche Belagerung Odoakars in Ravenna – sind noch Jahrhunderte nach dem Untergang der Goten Gegenstand der deutschen Volksepik gewesen, und der ganze amelungische Sagenkreis führt seinen Namen nach dem ostgotischen Königsgeschlecht der Amaler, dessen berühmtester Sproß Dietrich-Theoderich war.

Germanischer als Gotischer Stil

Da die Goten in den ersten Jahrhunderten germanischer Geschichte das berühmteste und namhafteste aller Germanenvölker waren, ist ihr Name vielfach als Bezeichnung aller verwandten Völker an die Stelle des germanischen Namens getreten. So sind in einem altenglischen Gedicht fränkische, langobardische und burgundische Helden als Goten angeführt, und die nordische Edda kennt überhaupt nur drei Hauptnationalitäten: Goten, Hunnen und Welsche. Und in einer isländischen Geographie aus dem späten Mittelalter werden als Länder norroener, das heißt nordischer Sprache, „ganz Sachsland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einige Teile von England" aufgezählt mit dem Bemerken, daß diese Länder den Gesamtnamen Gothland und die Völker den Gesamtnamen Gothjoth führten.

Dieser Gebrauch hat sich im Norden und in England, wo der Germanenname bekanntlich zur Bezeichnung unseres Volkes dient, auch weiter erhalten. Die Engländer gebrauchen allerdings als Gesamtbezeichnung der germanischen Völkergruppe meist den teutonischen und nur gelegentlich den gotischen Namen. Verbreiteter ist er in Skandinavien, wo vor allem der dänische Forscher Gudmund Schütte für ihn eintritt. Dem erwähnten isländischen Geographen

des Mittelalters folgend, nennt Schütte die germanische Welt Gotthiod und hat ihr auch ein Werk unter diesem Titel gewidmet, das in deutscher Sprache erschienen ist.

Wenn „gotisch" so von alters her mit „nordisch" und „germanisch" gleichgesetzt wurde, braucht es uns nicht zu verwundern, wenn wir dem Gotennamen lange nach dem Ende aller Gotenreiche plötzlich als Stilbezeichnung begegnen. Der Renaissancegelehrte Vasari war es, der die zu seiner Zeit als überwunden geltende „barbarische" Kunst des Mittelalters mit dem abschätzig gemeinten Namen Gotik bedachte. Die Nachwelt hat das Urteil des allzu selbstbewußten Italieners längst revidiert. Sie hat den Namen seines abschätzigen Sinnes entkleidet, ihn selbst aber übernommen, obwohl die alten Goten gewiß nicht „gotisch" gebaut haben. Dieser Name ist deshalb so ausgezeichnet geeignet, weil er – wie es Pinder für eine zu erwünschende neue Bezeichnung des romanischen Stiles fordert – „sich zu germanisch so leise abwandelnd verhält wie lombardisch zu langobardisch, normannisch zu nordmännisch, bourgognisch zu burgundisch". So bezeichnet heute der gotische Name nicht nur die spätmittelalterliche Baukunst und Plastik, auch die Fraktur wird im Gegensatz zur lateinischen Antiqua „gotische Schrift" genannt.

Und da man, so wie man einst die Germanen mit den Goten gleichsetzte, heute vielfach das deutsche Volk mit den Germanen gleichsetzt, so wird der gotische Name teilweise auch zur Bezeichnung eigentümlich deutscher Dinge gebraucht. Es ist überaus charakteristisch, daß der Franzose Talleyrand, der als Abkömmling mittelalterlicher Dynasten für derlei Dinge einen wachen Instinkt besaß, in einer Unterredung mit dem preußischen Gesandten im Jahre 1806 nach der Schaffung des Rheinbundes von der damit vollzogenen Zerstörung des mittelalterlichen Reiches als von der Vernichtung der gotischen Struktur des Reiches sprach.

So pflegen wir auch heute den Begriff Gotik nicht immer streng auf den ihm von den Kunsthistorikern zugewiesenen Stil zu begrenzen. Die Gotik ist uns, obwohl sie in Deutschland erst nach dem Ende des mittelalterlichen Reiches als Kunststil zur Durchsetzung gelangt ist, im Sinne des zitierten Pinderschen Anspruches zum Inbegriff mittelalterlicher Größe schlechthin geworden. So gilt uns nicht nur Erwin von Steinbach, der Erbauer des Straßburger

Münsters, als ein „Gotiker", sondern ebensogut auch Meister Eckhart und Wolfram von Eschenbach. Und wenn man Dante, den italienischen Ghibellinen, der das gewaltigste Dichtwerk aus der Weltschau des Mittelalters schuf, den letzten großen Gotiker genannt hat, so hat das einen doppelten Sinn, da in seiner so stark germanisch bestimmten geistigen Gestalt gleichsam die alten west- und ostgotischen Traditionen Italiens zu einem glanzvollen neuen Leben erstanden, dessen Ruhm so unvergänglich wie der der Goten ist.

Die Langobarden

In der germanisch-deutschen Reichsgeschichte klafft zwischen den beiden Zeitaltern Theoderichs und Karls des Großen, des gotischen und des fränkischen Weltreiches, ein Hiatus von über einem Vierteljahrtausend. Es ist die Zeit des italienischen Langobardenreiches, das zwar kein Weltreich wie das gotisch-römische Theoderichs und das fränkisch-römische Karls war, aber zwischen beiden das sowohl zeitliche als auch räumliche Verbindungsglied darstellt und im übrigen durch sein stetiges Streben nach der Herrschaft auch über Rom immerhin auf dem Wege zur Weltgeltung war.

Seit der Eingliederung des Langobardenreiches in das großfränkische Reich Karls aber ist die Geschichte des langobardischen Stammes, der einst auf deutschem Boden siedelte, aufs engste mit der deutschen und Reichsgeschichte verbunden gewesen — bis die langobardisch-lombardische Stammesgeschichte schließlich in die Geschichte der erneuerten italienischen Nation ausmündete.

Die Langbärte aus dem Norden

Wenn die Wanderungsgeschichte der Langobarden wie die der Goten Theoderichs in Italien endete, so begann sie auch wie die gotische im nordgermanischen Raum. Zwar geschah die früheste geschichtliche Erwähnung des Langobardennamens im deutschen Niederelbegebiet, aber die überlieferte Volksgeschichte reicht bis in eine

Zeit zurück, in der der Stamm weder an der Elbe saß noch auch den langobardischen Namen führte.

Nach dem übereinstimmenden Zeugnis der von den Geschichtsschreibern überlieferten langobardischen Stammessagen ist die Urheimat des Volkes die insula Scadanan, Scatenauga oder Scathanavia, in welchen Namen wir unschwer den Skadinaviens erkennen. Diese sagenhafte Überlieferung wird durch die Forschungsergebnisse der Vorgeschichte sowie der Rechtsgeschichte bestätigt. Vorgeschichtliche Funde lassen auf das südskandinavische Schonen als Urheimat schließen, in dessen Namen – schwedisch Skåne – der des alten Scadanan fortlebt und das heute einen Teil des schwedischen Götarike oder Götalandes bildet. Dagegen zeigt das langobardische Recht, das den Rechtsüberlieferungen aller Nordgermanen sehr nahesteht, nach Ficker besonders nahe Verwandtschaft mit dem Recht der alten Goteninsel Gotland.

Gleichviel, ob die Langobarden nun aus Götaland oder Gotland stammen, zeigt auch ihr weiterer Weg mit dem der Goten manche Übereinstimmung. Wie jene überquerten sie die Ostsee und landeten wahrscheinlich an der baltischen Küste. Das Land Golanda, das in ihrer Wandersage genannt wird, ist vermutlich das heutige ostpreußische Galindien, das Siedlungsgebiet des galindischen Stammes der baltischen Prußen.

Mit den Goten des Weichsellandes erwähnt die Sage keine Begegnung, wohl aber mit den Wandalen, mit denen es zu einem schweren Kampfe kam, der mit der Entstehung des Stammesnamens in Verbindung gebracht wird. Der zuvor Winniler genannte Stamm flehte vor der Entscheidungsschlacht zu den Göttern um Sieg. Wodans Gattin Frigg riet den Winnilern, um ihre Minderzahl vor den Feinden zu verbergen, sollten die Frauen ihr Haar bartartig ins Gesicht hängen lassen. Das taten sie, worauf Wodan ihnen den Namen Langbärte und den Sieg verlieh.

Diese Namenssage – die einzige dieser Art in der germanischen Mythologie – hat insofern einen historischen Hintergrund, als der Name tatsächlich „Langbärte" bedeutet. Man hat mehrfach angenommen, die Langobarden seien als „die mit langen Barten Bewaffneten" zu ihrem Namen gekommen, denn Barte in der Bedeutung Axt oder Beil ist ein in den germanischen Sprachen weitverbreitetes Wort; es steckt nicht nur im Namen Hellebarde, sondern auch

in der oberdeutschen Bezeichnung Fleischbarte für das Fleischerbeil. Aber abgesehen davon, daß die Bedeutung Axt die jüngere und von der älteren abgeleitete ist – die Axt als „die Bärtige" aufgefaßt, wie man auch vom Schlüsselbart zu sprechen pflegt – ist die Herleitung des Volksnamens von der Barte statt vom Barte auch aus sprachlichen und vor allem aus historischen Gründen unwahrscheinlich, da die langobardische Hauptwaffe nicht die Streitaxt, sondern der Ger war. Schließlich ist es im Zusammenhang mit der Namenssage auch nicht unwichtig, daß in der altnordischen Mythologie der Name Langbardr als Name Odins vorkommt, als welcher er gewiß Langbart bedeutet.

Bardowiek im Bardengau

Der vorgeschichtliche Wanderzug, in dessen Verlauf aus den skandinavischen Winnilern Langobarden wurden, hat mit der Niederlassung im unteren Elbegebiet seinen Abschluß gefunden. Hier erfolgte schon bald nach der christlichen Zeitwende während der Germanenfeldzüge der Römer die erste Erwähnung der Langobarden in der Geschichte. Im Jahre 5 nach Christi Geburt wurden sie gelegentlich des Feldzuges des späteren Kaisers Tiberius als Nachbarn der Chauken genannt. Nicht viel später gehörten sie mit den Semnonen zum markomannisch-swebischen Großreich des Marbod und wurden entsprechend von Tacitus auch den Sweben zugezählt. Im Kampfe zwischen Marbod und Arminius stellten sie sich aber auf die cheruskische Seite und griffen später auch einmal in die innere Geschichte des Cheruskerstammes ein, indem sie dessen König Italicus, einen Neffen Armins, wieder in seine Würde einsetzten.

Dann ist jahrhundertelang fast nichts von langobardischen Taten zu hören. Und als der Langobardenname wieder in den Annalen der Geschichte erscheint, handelt es sich nicht mehr um Elblangobarden, sondern um Auswanderer, die im Donauraume siedeln.

Der gewiß nicht kleine Volksteil, der an der unteren Elbe zurückblieb, führte nach der Abwanderung des Hauptvolkes nur noch die zweite Hälfte des Namens. Wir hören also in der Folge von Barden statt von Langobarden: aus den Langbärtigen sind die Bärtigen geworden. Dieses Restvolk der Barden ist hernach in dem neuen

Großstamm der Sachsen aufgegangen, nachdem schon vorher, wie aus der Form einiger englischer Ortsnamen wahrscheinlich zu machen ist, zurückgebliebene Langobarden — also Barden — mit den Sachsen nach England gezogen waren.

Der bardische Name hat sich bis ins Mittelalter im Namen des unterelbischen Bardengaues und seines Hauptortes Bardowiek erhalten. Für eine gewisse Fortdauer der altlangobardischen Selbständigkeit auch unter sächsischer Herrschaft spricht die Tatsache, daß die Bardengauer noch unter Karl dem Großen selbständig handelnd auftraten. Vielleicht gehören auch die schwer zu identifizierenden Headobeardan der altenglischen Heldenepik mit ihnen zusammen. Rudolf Much hat darauf aufmerksam gemacht, daß die „Kampfbarden" — was dieser Name bedeutet — auch Wicinga cynn oder Wicingas genannt werden. Er erinnert an den altüberlieferten Namen Eoforwikingas für die Leute aus Eoforwik, dem heutigen York, und hält eine Deutung der Headobeardan-Wicingas als Leute aus Bardowiek, also gleichsam als „Barden-Wikinger" für möglich.

Das nahe bei Lüneburg gelegene Bardowiek, neben dem es auch einen Ort Bardenhagen gibt, hatte im Mittelalter nicht nur als Hauptort des alten Bardengaues Bedeutung, es war vielmehr nach der Eingliederung in das Reich Karls des Großen — der es zum Bischofssitz erhob — eine Zeitlang die bedeutendste Handelsstadt Norddeutschlands. Als solche war Bardowiek nicht nur ein Vorläufer Hamburgs, das zu seiner Blütezeit noch ein unbedeutendes Fischerdorf war, sondern man kann es geradezu als ein nördliches Gegenstück zu dem südlichen Mailand bezeichnen, mit dessen Schicksal das seinige eine überraschende Ähnlichkeit aufweist: wie Friedrich Barbarossa 1162 Mailand, die ihm widerstrebende Hauptstadt der Lombardei und Handelsmetropole des Südens, so zerstörte sein Vetter Heinrich der Löwe 1189 Bardowiek, die Hauptstadt der alten Barden und Handelsstadt des Nordens, die ihm die Tore verschlossen hatte. Von beiden Langobardenorten blieben damals nur die Kirchen übrig, aber während die lombardische Hauptstadt bald erneut zu Macht und Größe gelangte, hat die Bardenhauptstadt den damals erlittenen Schlag nie mehr verwunden und bestand, von Hamburg rasch überflügelt, nur noch als ein Flecken weiter, der vor wenigen Jahren von den Langobardenforschern zur Stätte einer Tagung gewählt wurde.

Auf gotischen Spuren nach Italien

Wie die Wandalen oderaufwärts und die Goten weichselaufwärts, so sind die Langobarden zwar wahrscheinlich nicht elbaufwärts, aber doch in der Richtung, die ihnen die Elbe wies, nämlich südostwärts, abgewandert. Schon während des Markomannenkrieges trat im Jahre 167 eine langobardische Schar an der Donau auf, vielleicht ein „Rekognoszierungstrupp", der wieder in die Elbheimat zurückgekehrt ist. Immerhin ist der Zusammenhang mit dem Markomannenkrieg bemerkenswert angesichts der ehemaligen Zugehörigkeit der Langobarden zum markomannischen Reiche Marbods.

Erst drei Jahrhunderte später scheint die endgültige Abwanderung erfolgt zu sein. Nach dem Ende des Attilareiches wird von Kämpfen der Langobarden mit den Hunnen, die Bulgaren genannt werden, berichtet. Ein für die weitere Entwicklung entscheidendes Ereignis war dann die Zerstörung des rugischen Reiches durch Odoakar – das gleiche Ereignis, das dem Goten Theodorich den Anlaß gab, als Bluträcher gegen Odoakar zu Felde zu ziehen. Die Zerstörung des Rugierreiches öffnete den Langobarden den Weg zur Donau. Auch für sie betätigte sich Odoakar also als ein Bahnbrecher.

Die Langobarden besiedelten dann die von ihnen „Feld" genannte Ebene zwischen Theiß und Donau, das heutige ungarische Alföld („habituerant in campis patentibus qui sermone barbarico feld appellantur" – nach Paulus Diaconus) und begründeten in stetigen Kämpfen und Auseinandersetzungen mit den herulischen und gepidischen Balkangermanen sowie mit den awarischen Nachfolgern der Hunnen ein germanisches Südostreich, das wie eine kleinere Nachahmung des gotischen Ostreiches Ermanarichs anmutet. Wieder reichten die Ausstrahlungen germanischer Macht bis weit in den Süden und Osten. Im Jahre 533 werden Langobarden als Hilfstruppen gegen die Perser erwähnt, die der Langobardenkönig dem ihm politisch befreundeten Kaiser des oströmischen Reiches geschickt hatte. Und die Stadt Logovardi bei Monastir an der Grenze von Südserbien geht möglicherweise auf die im gepidischen Stammesgebiet angesiedelte Gefolgschaft eines vertriebenen langobardischen Königssprossen zurück.

König Wacho, der erste bedeutendere Herrscher des Südostreiches, ahmte nicht nur Ermanarichs Ostimperium, sondern auch Theoderichs Sippenimperium nach. Er vermählte sich nacheinander mit einer thüringischen, einer gepidischen und einer herulischen Königstochter und gab seine beiden Töchter fränkischen und bayrischen Fürsten zur Ehe. Schon im Südosten nahmen die Langobarden also die in der Folgezeit so besonders wichtigen Beziehungen zu den nachbarlichen Bayern sowie auch zu den Franken auf, und in den gegen Ostrom gerichteten großartigen Plänen von Wachos fränkischem Schwiegersohn Theudebert, Chlodwigs glanzvollem Enkel, spielte das zwischen Franken und Byzanz in der Mitte gelegene langobardische Reich keine geringe Rolle.

Die Berührung mit den Franken sollte bald noch sehr viel enger, wenn auch keineswegs freundschaftlicher werden. Unter der Regierung König Audoins aus dem Geschlechte der Gausen, in deren Namen vermutlich eine Erinnerung an die gautisch-gotische Urheimat der Winniler fortlebt, hatten sich 552 langobardische Truppen an dem Kampfe Ostroms gegen das Gotenreich in Italien beteiligt. Vielleicht handelte es sich wieder um eine Art Rekognoszierungstrupp, denn schon 16 Jahre später brach 568 unter Audoins Sohn Alboin das ganze langobardische Volk zur Wanderung nach Italien auf, um das Erbe der Goten anzutreten. Dieser Langobardenzug, dem sich nicht nur 20 000 Sachsen anschlossen – ein Zeichen für die noch fortwährende Verbundenheit der Donaulangobarden mit ihrer Elbheimat – sondern auch unterworfene Gepiden und Quaden, ja sogar Awaren, Jazygen und Bulgaren, war der letzte bedeutende und damit der abschließende Akt der germanischen Völkerwanderung.

Langobardische Könige und Kaiser

König Alboin eroberte Norditalien in einem Feldzug von wenigen Jahren. Nur die Einnahme von Mailand und von Pavia machte Schwierigkeiten. Aber mit Pavias schließlichem Fall im Jahre 572 und seiner Erhebung zur Hauptstadt des oberitalienischen Langobardenreiches war der Siegeszug Alboins beendet. Nach Ludwig Schmidt ist der geringe Widerstand, den die neuen Eroberer

fanden, zu einem wesentlichen Teil darauf zurückzuführen, daß die im Lande gebliebenen Goten mit ihnen gemeinsame Sache machten, und der Romanist Gamillscheg hat nachgewiesen, daß die (in Tuszien besonders zahlreich) zurückgebliebenen Ostgoten zunächst die Sprache der Langobarden und erst später mit diesen zusammen die romanisch-italienische Sprache angenommen haben.

So leicht den Langobarden die Eroberung Norditaliens gefallen war, so schwer wurde es ihnen, weiter nach Süden vorzudringen. Zwar gründeten sie auch in Mittel- und Süditalien Herzogtümer, aber die Langobardenherzöge von Spoleto und Benevent waren dem Königtum gegenüber noch unabhängiger, als es die vielen und oft sehr ungebärdigen Herzöge schon im Norden waren.

Trotzdem war es das natürliche Bestreben aller Könige, gleich den Goten die ganze Apenninenhalbinsel unter ihre Herrschaft zu bringen. Von König Authari, der sich in seinen letzten Lebensjahren „König von ganz Italien" nannte, erzählt die Sage: als er auf einem seiner Kriegszüge bis zur Südspitze Italiens bei Reggio gelangt sei, habe er eine dort im Meer stehende Säule mit seinem Speer berührt und dazu gerufen, bis dahin solle das Gebiet der Langobarden reichen.

Eine ausgezeichnete Rückendeckung hatten die Langobardenkönige bei ihrem Streben nach dem gesamtitalienischen Königreich bei den Bayern, die vorher ihre westlichen und jetzt ihre nördlichen Nachbarn waren. Die bayrisch-langobardische Freundschaft, die bis in die Zeit zurückgeht, da die Bayern noch Markomannen hießen, war so eng, daß zeitweise Abkömmlinge der bayrischen Herzogsfamilie der Agilolfinger das Langobardenreich beherrschten und daß so gut wie alle langobardischen Könige mit den bayrischen Herzögen verschwägert oder sonstwie versippt waren. Eine Auswirkung dieser nachbarlichen Beziehungen ist es sicher, daß die langobardische Sprache trotz ihres nordgermanischen Ursprungs und ihrer ostgermanischen Verwandtschaft die hochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht hat und in dieser Hinsicht also als eine deutsche Mundart angesprochen werden darf.

So eng und freundschaftlich die Beziehungen zu den Bayern, so feindselig waren sie seit der langobardischen Festsetzung in Italien zu den Franken. Der äußere Anlaß dieser Feindschaft waren die häufigen Einfälle langobardischer Scharen nach Gallien, deren frühester



4. Heimat und Weg der Langobarden

schon 569 erfolgte. Als tieferen Grund aber wird man das Streben der Franken nach der Errichtung eines gemeingermanischen Groß- und Weltreiches ansehen dürfen, in dessen Rahmen auch Italien und Rom gehörte.

Rom aber, die alte Hauptstadt der Welt, die sich den Wandalen wie den West- und Ostgoten hatte ergeben müssen, wußte sich gegen die Langobarden zu behaupten. Und da diese sich mit Pavia, obwohl sie es zu einer glanzvollen altera Roma ausgebaut hatten, nicht begnügen konnten und wollten, so wurde der ständige Kampf um Rom, der von allen großen Langobardenkönigen erneut aufgenommen wurde, schließlich zur Ursache für den Untergang ihres Reiches.

Es bedurfte nur der Einigung zwischen den beiden bedeutendsten Langobardenfeinden, dem römischen Papsttum und dem fränkischen Königtum, um den gemeinsamen Gegner zunächst niederzuringen und ihm endlich völlig den Garaus zu machen. Schon an Karl Martell, den gewaltigen Arabersieger und Hausmeier des Frankenreiches, hatte sich der Papst um Hilfe gewandt. Des Hausmeiers Sohn Pippin leistete dem Papsttum gegen das Versprechen der Königssalbung diese Hilfe. Pippins Sohn Karl der Große aber machte, wieder mit dem Papsttum im Bunde, dem Langobardenreich 774 mit der Eroberung Pavias und der Absetzung des letzten Königs Desiderius ein Ende.

Der Sieg Karls des Großen über die Langobarden, der ihm schon im sechsten Jahr seiner Regierung gelang, ist ein Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung. Indem Karl sich selbst zum Langobardenkönig machte und seine Herrschaft auch auf die langobardischen Herzöge des Südens ausbreitete, war er, mit der fränkischen Macht im Hintergrunde, als erster Germane seit Theoderich wirklich imstande, als Herr Italiens aufzutreten. Auch des Papsttums konnte er als Freund und Beschützer besser Herr werden, als es die Könige von Pavia als seine Feinde vermocht hatten, und so ist Karls Kaiserkrönung im Jahre 800, die seine Herrschaft über das Abendland symbolisch besiegelte, nur die letzte Konsequenz des mit der Unterwerfung und Eingliederung des Langobardenreiches begonnenen Weges.

Jedoch bestand der langobardische Staat auch als Teil des karolingischen Frankenimperiums noch weiter. Karl der Große machte

einen seiner Söhne zum König von Italien, und Ludwig der Fromme gab seinem ältesten Sohne Lothar zugleich mit Italien und dem Mittelreich die Anwartschaft auf das Kaisertum. Lothars ältester Sohn Ludwig II. erbte mit der Kaiserkrone nur Italien ohne das lotharingische Mittelreich, eine Entwicklung, die weiter dahin führte, daß das Kaisertum nur noch eine Art Zubehör zum langobardisch-italienischen Königtum bildete.

Die folgenden Jahrzehnte standen daher im Zeichen eines langobardischen Kaisertums, dessen Träger langobardische Herzöge oder Markgrafen waren, die zur ferneren Verwandtschaft des karolingischen Hauses gehörten. Guido von Spoleto ließ sich 891 als erster Langobardenherzog vom Papst zum Kaiser krönen, nachdem er sich schon seit 888 König von Italien genannt hatte. Auch sein Sohn Lambert nannte sich Kaiser und König von Italien, und 915 nahm der norditalienische Gegenspieler der mittelitalienischen Herzöge von Spoleto, Markgraf Berengar von Friaul, diese Tradition wieder auf. Berengar aber war der letzte vom Papst zum Kaiser gekrönte Langobarde.

Nach einem Zwischenspiel während der Regierungszeit des ersten deutschen Königs aus dem sächsischen Hause, der Erhebung des bayrischen Herzogssohnes Eberhard zum König der Langobarden – einem späten Nachhall der alten bayrisch-langobardischen Stammesfreundschaft – sowie nach einigen burgundischen Zwischenspielen machte sich 950 Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel Kaiser Berengars, zum König von Italien, forderte damit aber lediglich Otto den Großen heraus, der nun die karolingischen Traditionen wieder aufnahm und sich nach seinem Einzug in Pavia im September 951 König der Langobarden nannte. Wie bei dem Franken Karl war auch bei dem Sachsen Otto die Herrschaft über das Langobardenland nur der erste Schritt auf dem Wege zur Begründung eines abendländischen Weltreiches, und war die Eiserne Krone der Langobarden damit nur die Vorläuferin der Kaiserkrone, die der langobardisch-deutsche König 962 in Rom erwarb.

Seit dem Jahre 951 haftet allen Bestrebungen auf Wiedererrichtung eines einheimischen Langobardenkönigtums der Charakter des Rebellentums an. Weder Berengar noch sein Sohn Adalbert von Ivrea, der sich seit 964 König von Italien nannte, konnten sich gegen das sächsisch-deutsche Königtum und Kaisertum durchsetzen.

Noch einmal erfolgte unter dem letzten in der Reihe der Sachsenkaiser die Erhebung eines Ivreaners zum König von Italien. Markgraf Arduin, der sich seit 1102 König nannte und sich zum Gegenkaiser Heinrichs II. aufzuwerfen gedachte, war der letzte eigentliche Langobardenkönig.

Nach seinem Tode fiel Ivrea an das Reich. Durch den letzten Stauferkaiser aber wurde die ehemalige Markgrafschaft, die zuvor ein Langobardenherzogtum gewesen war, im Jahre 1248, also kurz vor dem Ende und Untergang des staufischen Reiches, an den Grafen von Savoyen verliehen, durch dessen Nachfahren viele Jahrhunderte später das italienische Königtum erneuert werden sollte.

Lombarden und Normannen gegen das Reich

Zu etwa der gleichen Zeit, nämlich um das Jahr 1000, ist in Italien die langobardische Sprache ausgestorben, womit auch das besondere langobardische Volks- und Stammesbewußtsein erlosch. Allerdings sollen sich in Ober- und Mittelitalien einige Volksteile in völliger Absonderung von der romanischen Bevölkerung wie auch von den Franken bis ins 14. Jahrhundert erhalten haben, und im furlanischen Gemona ist für die Nachkommen langobardischer Adliger der germanische Name Edelingi überliefert. Auch nach dem Erlöschen der Sondersprache lebten also mindestens Erinnerungen an die einstige stammliche Sonderexistenz fort.

In Süditalien konnte das Langobardentum sogar seine staatlichen Traditionen über die Jahrtausendwende hinaus fortführen. Die Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno, die in der Zeit der fränkischen Herrschaft aus dem alten Langobardenherzogtum Benevent hervorgegangen waren, wurden auch im 11. Jahrhundert noch von Herrschern mit den typisch langobardischen Namen Landulf, Pandulf und Gisulf beherrscht, und sie hätten sich möglicherweise in diesen Außenbezirken auch noch weitere Jahrhunderte halten können, wenn ihrer Herrschaft nicht durch eine neue germanische Erobererwelle, die der Normannen, ein Ende bereitet worden wäre.

Die von Waimar von Salerno selbst ins Land gerufenen Normannen verdrängten das unteritalienische Langobardentum, traten

aber zugleich auch sein Erbe an. Mehrfach heirateten die normannischen Barone, die im eroberten Lande rasch zu Grafen und Herzögen und schließlich zu Königen aufstiegen, die Töchter der langobardischen Fürsten, so daß man hier von einer langobardisch-normannischen Kontinuität des Germanentums sprechen darf, ähnlich wie es in der Geschichte Spaniens eine gotisch-kastilisch-asturische Kontinuität gibt. Robert Guiscard heiratete Sigilgaita von Salerno und zwei seiner Brüder andere edle Langobardinnen, und erst 1157 starb mit Robert II. von Capua, dem Sohn der Gaitelgrima von Sorrent und Enkel der Gaitelgrima von Salerno, der letzte italienische Fürst aus langobardisch-normannischem Geblüt.

Was die Langobarden und Normannen trotz ihres Germanentums und noch mehr als ihr Germanentum miteinander verband, das war die Feindschaft gegen das Reich. Die unteritalienischen Langobarden waren zwar nur gelegentlich durch Aufstände hervorgetreten, und sie hatten nie in so systematischer Weise, wie es ihre normannischen Erben taten, ein südliches Gegenreich aufgebaut. Und auch die Langobarden Norditaliens konnten trotz der erwähnten Versuche zur Erneuerung ihres eigenen Königtums im ganzen als reichstreu gelten. Noch im 10. Jahrhundert konnte Bischof Liutprand von Cremona, gegen das päpstliche Römertum eifernd, sein Volk den übrigen deutschen Stämmen beizählen und sagen: „Wir anderen aber, wir Lombarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Burgunder, Schwaben und Bayern . . .“ und der Wahlakt der deutschen Könige wird einmal durch die Wahlformel gekennzeichnet: Elegimus in regem Francorum, Saxonum, Baiuvariorum, Suevorum et Langobardorum.

Erst nach dem Aussterben der germanischen Sprache und damit des germanisch-deutschen Stammesbewußtseins der Langobarden wurde der Reichsgedanke im ehemals langobardischen Herrschafts- und Siedlungsgebiet ernsthaft in Frage gestellt. Nachdem der letzte Sachsenkaiser die letzte langobardische Königsrebellion erlebt hatte, wurde sein salischer Nachfolger zum Zeugen des ersten Aufruhrs des romanischen Lombardentums.

Noch vor seiner Kaiserkrönung in Rom hatte sich Konrad II. auf seinem ersten Italienzug 1026/27 von Bischof Aribert von Mailand mit der langobardischen Königskrone krönen lassen. Zehn

Jahre später mußte Kaiser Konrad zum zweitenmal nach Italien ziehen, weil Erzbischof Aribert einen Aufruhr entfesselt hatte, dessen mutmaßliches Endziel die Aufrichtung eines lombardischen Kirchenstaates war, zu welchem Ziele er sich der Hilfe des Volkes von Mailand bediente und die Angehörigen aller Stände bewaffnete. Mit diesem Aufstand betrat zum erstenmal das aufstrebende Bürgertum der lombardischen Städte den Schauplatz der Geschichte, auf dem es eine bedeutende Rolle spielen sollte.

Neben dem römischen Papsttum und dem süditalienischen Normannentum wurde das norditalienische Lombardentum zum dritten der drei großen Reichsfeinde in Italien, der vor allem in der staufischen Zeit den Kaisern viel zu schaffen machte. Mehrfach traten lombardische Städtebünde unter der Führung Mailands, der nunmehrigen Hauptstadt der Lombardei, gegen die Stauferkaiser in die Schranken. In der Schlacht bei Legnano konnten die Lombarden 1176 das kaiserliche Heer Friedrich Barbarossas entscheidend schlagen, Barbarossas Enkel Friedrich II. aber konnte trotz der gewonnenen Schlacht bei Cortenuova der lombardischen Städte nicht endgültig Herr werden, so daß sie schließlich gemeinsam mit dem Papsttum und den an die Stelle der Normannen getretenen französischen Anjous über das staufische Kaisertum und damit über das Reich triumphieren konnten.

Doch muß gesagt werden, daß nur das Bürgertum der lombardischen Städte diese Wendung gegen das Reich vollzog. Der Adel des Landes blieb, wenigstens in seinen wichtigsten Vertretern, dem Reiche treu. So zeichneten sich die Visconti („Vizegrafen") von Mailand, die aleramidischen Markgrafen von Montferrat, die Ezzelinen da Romano und die Skaliger von Verona, die zu den italienischen Geschlechtern langobardischer Herkunft zählen, durch ihre immer erneut bewiesene Reichstreue aus. Allerdings ging als der geschichtlich bedeutendste Sproß aus langobardischem Stamme die jüngere Linie der deutschen Welfen aus dem italienischen Hause der Este hervor, die die mächtigsten inneren Gegenspieler gegen Kaisertum und Reich stellte und mit deren Namen in der italianisierten Form Guelfen später sinngemäß der Begriff der Reichsfeindschaft schlechthin identifiziert wurde.

Und wenn Heinrich der Löwe, der in seinem rassischen Habitus als ein schwarzhaariger und dunkeläugiger Lombarde beschrieben

wird – sein Großvater hieß sogar Heinrich „der Schwarze" –, die Stammesherzogtümer Bayern und Sachsen beherrschte, so wurde damit einmal die alte Überlieferung der langobardisch-bayrischen Nachbarschaftsbeziehungen fortgeführt, zum anderen aber auch eine Rückkehr in die alte Langobardenheimat an der unteren Elbe vollzogen. Denn auch nach ihrem Sturz blieben den Welfen ihre Allodialgüter um Lüneburg und Braunschweig erhalten, so daß dieses lombardische Geschlecht wie zuvor die Reste des alten Langobardenstammes im Bardengau ganz im Sachsenstamme aufging und zu seinem wichtigsten politischen Repräsentanten wurde.

Mons Bardonis oder Partengebirge

Man ist versucht, mit der Wendung gegen das Reich den in eben jenen Jahrhunderten erfolgten Wandel des langobardischen Namens in Zusammenhang zu bringen und zwischen den reichstreuen germanischen Langobarden und den reichsfeindlichen romanischen Lombarden zu unterscheiden.

Wir müssen bei diesem Namenswandel kurz verweilen, weil er sich nicht ganz so einfach vollzogen hat, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Zwar ist die Assimilation des ng-Lautes an das nach Ausfall des Fugenvokals folgende b ein streng lautgesetzlicher und sehr häufiger Vorgang. Doch wäre über Lang-barden eigentlich statt Lombarden die Form Lambarden zu erwarten, der der im Mittelhochdeutschen übliche Lombardenname Lamparten auch entspricht.

Der für die Form Lombarden vorauszusetzende Lautwandel a>o aber hat sich weit früher als die Herausbildung der Kurzform vollzogen. Der Langobardenname hat bereits im Lateinischen eine volksetymologische Angleichung erfahren. Da auch die Romanen mit dem Namen den Begriff „lang" in Verbindung brachten, für den ihre Sprache das urverwandte Wort longus besaß, entstand schon früh eine lateinische Nebenform Longobardi, die in allen romanischen Sprachen zur Hauptform wurde und aus der daher im Italienischen der Lombardenname entstand.

Dieser Name hatte seine hauptsächliche Geltung als Landesname, und zwar bezeichnete er zumeist Oberitalien und insbesondere

jene oberitalienische Landschaft um Mailand und Pavia, die noch heute die Lombardei – italienisch Lombardia – heißt. Als Bewohner dieser Landschaft und nicht so sehr als Nachkommen der Langobarden führten dann die Lombarden ihren Namen.

Auch andere Namen wurden hier von dem untergegangenen Germanenstamm hergeleitet. So ist bei dem langobardischen Chronisten Paulus Diaconus, dem wir die wichtigsten Nachrichten über sein Volk verdanken, von den Alpis Bardonis die Rede. Wie der Gebrauch des später belegten Namens Monbardon oder – in lateinischen Urkunden – Mons Bardonis zeigt, sind unter den lombardischen Alpen oder Bardenbergen die Apenninen zu verstehen, die im Mittelalter auch von den Deutschen nach ihren langobardischen Vettern benannt wurden: hießen diese sowie ihr Land auf deutsch Lamparten, so können wir den Apenninen in mittelhochdeutschen Texten als „Partengebirg" begegnen.

Allerdings scheint man auch die Alpen selber als Lombardengebirge bezeichnet zu haben. Denn wenn der Straßburger Priester und Chronist Friedrich Closner, der seine Aufzeichnungen 1302 abschloß, über „Gallia" sagt: „Das ist hier disszite des lampartischen Gebirges in tutschem Lande", so kann man das schwerlich anders deuten. Noch heute führt ja ein Teil der zu den Ostalpen gehörigen Südlichen Kalkalpen den Namen Lombardische Alpen.

Lango- und Longi-Barden

Wenn wir eben auf den Unterschied zwischen den Namensformen Lango- und Longo-Barden aufmerksam machten, so haben wir daneben noch eine dritte alte Namensform zu erwähnen. Wenn Langobarden die germanische und Longobarden die romanische, so ist die dritte Form Longibarden entsprechend die griechische Namensform.

Diese Form wäre als Kuriosität keines weiteren Aufhebens wert, wenn sich mit ihr nicht ein ganz eigener Begriff verbände. Während nämlich der lombardische Name zur Bezeichnung von Oberitalien diente, haben die Griechen und Byzantiner mit ihrem Longibardennamen umgekehrt gerade Unteritalien bezeichnet. Die Erklärung für diese Absonderlichkeit ist nicht allzu schwer zu geben:

zweifellos galt der Name zunächst für das Byzanz am nächsten gelegene der langobardisch beherrschten Länder, für das unteritalienische Herzogtum Benevent, von dem es dann auf das ganze Unteritalien übertragen wurde.

Der langobardische Name galt in seinen verschiedenen Abwandlungen also für den Süden sowohl wie für den Norden Italiens, und so war es nur konsequent, wenn er auch zur Bezeichnung von ganz Italien gebraucht wurde. In der Tat war dieser Gebrauch im Mittelalter sehr verbreitet, und zwar um so mehr, als der Begriff „Italien" ursprünglich durchaus nicht fest umrissen und nur teilweise für die ganze Halbinsel gebräuchlich war. Wie es heute keinen volkstümlichen Namen für die iberische oder die skandinavische Halbinsel gibt – trotz ihrer ebenso einprägsamen geographischen Geschlossenheit –, sondern man von Spanien und Portugal und von Schweden und Norwegen spricht, so waren im Mittelalter die Namen italienischer Teilgebiete häufiger als der der ganzen Halbinsel in Gebrauch.

Sollte diese aber bezeichnet werden, so lag der lombardische Name – mindestens zeitweise – ebenso nahe wie der italienische, so daß schon Karls des Großen Biograph Einhard 806 in seinen Annalen von „Italien, das auch Langobardenland heißt", sprechen und noch bei einem Autor des 15. Jahrhunderts als Nationen der christlichen Kirche France, Espaigne, Alemaigne et Lombardie aufgezählt werden konnten.

Ankubardah und die Araber

Der griechische Sprachgebrauch, der Süditalien als Langobardenland bezeichnete, hat auch über den byzantinischen Bereich hinaus Verbreitung gefunden. So erscheint im Altfranzösischen neben dem Namen lombart, der zur Bezeichnung sowohl des Langobarden als auch des Lombarden und des Italieners diente, auch die Namensform longuebart, die speziell den Süditaliener bezeichnete. In einem französischen Kreuzzugsgedicht wird dieser Name sogar auf die Einwohner Messinas angewandt.

Diese Übertragung des Langobardennamens auch auf die Einwohner Siziliens findet sich in griechischen Texten nicht, denn Sizi-

lien war zur Zeit der Namengebung in der Gewalt Ostroms, um dann später sarazenisch zu werden. Erst als die Normannen Sizilien erobert und mit Unteritalien zu einem Reiche vereinigt hatten, wurde diese Namensübertragung möglich. Erst nach diesem Ereignis konnte auch die Ansiedlung von Lombarden auf der sizilischen Insel geschehen, infolgederen noch heute der Schenkwirt in der Sprache der Sizilianer als lumbardu oder lummardu und der Stand der Schenkwirte als lummardisimu bezeichnet wird. Wahrscheinlich sind die ersten lombardischen Ansiedler schon durch die Heirat der Adelheid von Montferrat mit dem Normannen Roger I., dem Eroberer Siziliens, in dieses Land gekommen.

Rogers und der Adelheid Sohn war Roger II., der erste normannische König von Sizilien, an dessen Hof der arabische Gelehrte Idrisi lebte, der wichtige geographische Werke hinterlassen hat. Aus diesen Werken können wir entnehmen, daß der Langobardenname bis zu den Arabern gedrungen ist, denn bei Idrisi – wie übrigens auch in anderen arabischen Überlieferungen – finden wir die Namen Anbardiah für Oberitalien und Ankubardah für ein Gebiet Süditaliens. Die Araber wußten also sogar zwischen der Anwendung des Namens im Westen und im Osten zu unterscheiden. Allerdings entspricht das Nebeneinander von Anbardiah und Ankubardah nicht einfach dem von Lombarden und Longibarden, sondern eher dem von französisch lombart und longuebart, da in Ankubardah die griechische Bedeutung mit der nichtgriechischen Form verbunden ist.

Maurer-Lombarden und die lombardische Architektur

Die Mittelstellung, die die Langobarden ähnlich wie die Goten zwischen dem römischen Imperium des Altertums und dem deutschen Reich des Mittelalters einnehmen, wird von keinem Gesichtspunkt aus deutlicher als von dem der Baukunst. Wie man vom gotischen Stile spricht, pflegt man, allerdings mehr in der Fachsprache, auch von lombardischer Architektur zu sprechen. Während aber die Benennung des gotischen Stils erst nachträglich erfolgt ist und mit dem gotischen Germanenstamm nur mittelbar zu tun hat,

führt die lombardische Baukunst ihren Namen unmittelbar nach den Lombarden oder, wenn man will, sogar nach den Langobarden. Denn die Anfänge der lombardischen Architektur gehen bis in die Zeit zurück, in der es noch ein gesondertes Langobardenvolk gab.

Langobardisch-lombardische Baumeister waren es, die auf der Grundlage der alten römischen Baukunst jenen neuen Kunststil entwickelten, den man später romanisch nannte, und lombardische Baumeister haben dem romanischen Baustil dann auch zu seiner Ausbreitung über ganz Europa, vor allem in den germanischen Norden, verholfen. So wurden die Baumeister vielfach Lombarden geheißen, und einzelne Baumeisterfamilien führten den lombardischen Stammesnamen sogar als Familiennamen. Neben dem holländischen Maler und Baumeister der Renaissancezeit namens Lambert Lombard hat den meisten Ruhm die italienische Baumeister- und Bildhauerfamilie Lombardo (auch Lombardi) erworben, die die Hauptvertreter der venezianischen Renaissancekunst stellte. Man rühmt der Kunst dieser „Lombarden" nach, daß sie trotz des vorherrschenden Renaissancecharakters noch gewisse gotische Züge bewahrt hat.

Das Zeitalter der eigentlichen lombardischen Architektur war damals schon zu Ende gegangen, der Name der Lombarden in seiner Verbindung mit dem Bauhandwerk aber blieb trotzdem erhalten, und zwar bis in die neueste Zeit. Schon im Mittelalter waren in Italien die Maurer Lombardi genannt worden. Diese Maurer-Lombarden haben die bauhandwerkliche Tradition des Lombardentums bis in die Gegenwart fortgeführt, und so ist der Name Lombard als Synonym für Maurer auch heute noch im Gebrauch, obwohl die italienische Auswanderung und damit auch die der italienischen Maurer unter dem faschistischen Regime sehr zurückgegangen ist. In einer vor zwanzig Jahren erschienenen ausführlichen Studie über den Lombardennamen aber, der wir hier weitgehend folgen, heißt es noch, die bekanntesten Persönlichkeiten Italiens außerhalb ihres Vaterlandes seien in unserer Zeit die wandernden Maurer und Erdarbeiter, die in ganz Europa die schwerste Arbeit verrichten.

Von der Lombardei nach London

Wenn die Bezeichnung der Maurer als Lombarden die Erinnerung an einen besonders rühmlichen Abschnitt langobardisch-lombardischer Geschichte bewahrt, so müssen wir nun von einem Abschnitt der Namensgeschichte berichten, der alles andere als rühmlich ist. Und wie jener mit der Mittlerschaft des Langobardentums zwischen Rom und dem germanisch-deutschen Reich, so steht dieser Geschichtsabschnitt mit der Reichsfeindschaft des Lombardentums in einem inneren Zusammenhang.

Der Sieg der lombardischen Städte über das staufische Reich brachte dem Lombardennamen keinen Ruhm. Der Name, der einst einen der streitbarsten und kühnsten der germanischen Stämme bezeichnet hatte, mußte im Gegenteil in den folgenden Jahrhunderten eine tiefe Erniedrigung bis zum Schimpfwort erleben. Zwar wirft man auch den alten Langobarden Habgier, Gewinnsucht und Ausbeutertum vor – Züge, die sie mit ihren wikingischen und angelsächsischen Vettern gemeinsam hatten –, aber es ist doch sehr in Frage zu stellen, ob die lombardischen Geldwechsler, Pfandleiher und Bankiers des späten Mittelalters die händlerischen Eigenschaften, um derentwillen sie verachtet wurden, gerade von ihren nordischen Vorvätern geerbt haben.

Auf jeden Fall gehörten die Lombarden, wie in einer in den „Forschungen zur Judenfrage" erschienenen Untersuchung über „Das Hehlerrecht der Juden und Lombarden" nachgewiesen wurde, im Mittelalter neben den Juden zu den gehaßtesten und verachtetsten Schichten der Bevölkerung. Sie hatten mit dem Judentum zwei für das germanische Rechtsempfinden sehr anrüchige Privilegien, das Wucherrecht und das Hehlerrecht, die ihren letzten Ursprung im jüdischen Nationalrecht haben, gemeinsam. Daher standen sie unter Fremdenrecht, wurden von den Königen gleich den Juden verpfändet, und die Lombardensteuer wurde wie die Judensteuer an Fürsten und Städte verliehen.

Da wir hier vom Namen ausgehen, müssen wir erwähnen, daß diese den Juden gleichgestellten Wucherer und Pfandleiher nicht nur Lombarden genannt wurden. Da sie zumeist aus Asti stammten, jener 1155 von Barbarossa zerstörten oberitalienischen Stadt, die zu den wichtigsten Stadtrepubliken der Lombardei gehörte und als

Mittelpunkt des Handels- und Geldwesens berühmt war, hießen sie auch Astignianer, noch häufiger aber Kawerschen oder Kawerziner nach der südfranzösischen Stadt Cahors, deren Bürger wahrscheinlich ihre Vorläufer waren. Der Kawerschenname wurde sogar, obwohl er nur einen historischen Sinn hatte, häufiger als der lombardische gebraucht.

Um so fester sollte an dem Geschäft, das die Lombarden in der Hauptsache betrieben, ihr Name haften bleiben. Ihr wichtigstes Gewerbe war die Pfandleihe, wonach das bankmäßige Darlehen gegen Sicherheit den Namen Lombardgeschäft erhalten hat. Entsprechend hießen die für die Lombardkredite erhobenen Zinsen Lombardzinsen, die Pfandscheine Lombardscheine, die hinterlegten Pfänder Lombardbestände, und Lombard schlechthin wurde das Leihhaus oder Pfandhaus genannt. Sogar ein Zeitwort lombardieren (oder lombardisieren) wurde für die Verpfändung gegen Kredit gebildet – eine Entwicklung, die über die Namensgeschichte hinaus schon in das Gebiet der Namensakrobatik weist.

Aber damit ist noch nicht einmal die letzte Etappe beschrieben, die der Lombardenname auf diesem Wege erreichte. Als die Lombarden als die frühesten Kapitalisten des Abendlandes seit dem 13. Jahrhundert ganz Europa überfluteten, entstanden auch viele Lombardensiedlungen, vor allem in Frankreich, wo nicht weniger als fünfundzwanzig Orte den lombardischen Namen – in den Formen Lombard, Lombardie, Lombardière und Lombarderie – führen. Diese Orte liegen in der Hauptsache an den großen alten Handelsstraßen und gehen sicher auf die Ansiedlungen lombardischer Kaufleute zurück.

Auch als Straßenbezeichnung kommt der lombardische Name vor, doch waren die französischen rues des lombards nicht wie die erwähnten Orte Ansiedlungen der Lombarden – oder Lombardenviertel, wie die Juiverien Judenviertel waren –, sondern vielmehr wurden die Straßen, in denen die Geldhändler ihre Wechselbanken aufschlugen, nach ihnen Lombardenstraßen genannt. So hat auch London seine Lombard Street erhalten, die noch heute, wo es längst keine lombardischen Händler mehr gibt, diesen Namen führt und sogar – gleichsam als Sinnbild dafür, daß sich der Schwerpunkt des Welthandels einmal von der Lombardei nach London verlagert hat – selber wieder zu einem Begriff geworden ist. Wie man unter Downing Street das britische Außenamt oder unter Wall Street

die amerikanische Hochfinanz versteht, ist der Name Lombard Street eine symbolische Bezeichnung für den englischen Geldmarkt.

Auch in seinen anderen sekundären Bedeutungen ist der lombardische Name – wahrscheinlich über das Niederländische, wo lombarden und lombard houden (eigentlich: ein Leihhaus halten) „wuchern" bedeutet – ins Englische gedrungen. Seit dem 17. Jahrhundert ist im Englischen lombardeer als Wucherer (oder Trödler) und lombardinian in der Bedeutung wucherisch zu belegen. Eine lautliche Angleichung ist in dem Verb to lumber – wie unser lombardieren – „verpfänden" erfolgt, das auch in noch weiter übertragener Bedeutung „im Gefängnis sitzen" heißt. Zu dem Verbum wieder gehört ein Substantiv lumber oder lumberhouse für das Pfandleihhaus. Außerdem bezeichnet lumber „altes unnützes Zeug" und lumberer entsprechend den Trödler.

Wenn wir uns gelegentlich der Namenswanderung in den angelsächsischen Raum daran erinnern, daß einst Teile des langobardischen Restvolkes der Barden mit den Angeln und Sachsen über das Meer gewandert sind, so paßt es recht gut hinzu, daß auch der Name der händlerischen Lombarden in der Kurzform vorkommt, die für den Reststamm des Bardengaus charakteristisch ist. Die Zunft der Geldwechsler in Florenz, die die bedeutendste Bankiervereinigung des beginnenden 14. Jahrhunderts war, hieß Compagnia dei Bardi, und diese Bardenzunft oder Bardenkompanie war weder auf den Raum des alten Langobardenreichs noch gar auf die eigentliche Lombardei beschränkt, sondern saß beispielsweise auch in Neapel, wo der junge Boccaccio, der Sohn eines solchen Barden-Bankiers, durch die Vermittlung der bardischen Geschäftsfreunde seines Vaters die ersten Schritte in das aktive Leben tat.

Lombarden, Bombarden und Hellebarden

Weist die Bezeichnung der Maurer-Lombarden in das frühe und die der Wucherer-Lombarden in das spätere Mittelalter, so kennen wir auch aus dem Zeitalter der Renaissance eine Namengebung, die auf einen typischen Lombardenberuf zurückzuführen ist. Wenn die Lombarden vorher als Baumeister und als Händler berühmt geworden waren, so wurden sie es in der Renaissance als Geschütz-

und Waffenmeister sowie als Lehrer der Kriegskunst, als welche sie in ganz Europa gesucht waren.

Doch ist in diesem Fall nicht wie bei den Maurern und Wucherern ihr Volksname einfach zum Berufsnamen geworden, sondern wir haben es mit einem etwas komplizierteren Vorgang der Namensübertragung zu tun. Auf der Iberischen Halbinsel gibt es nach Angabe der Wörterbücher die Bezeichnung lombarda für ein altes lombardisches Geschütz. Das gleiche Geschütz hat in anderen Ländern den sehr ähnlichen Namen bombarda, der als Ableitung aus dem Lateinischen sicher der ältere ist. Gerade mit dieser Waffe aber hatten die Lombarden besonders viel zu tun: ein Lombarde aus Piacenza wird als Erfinder der Bombarden genannt, und als Bedienung dieser Geschütze waren Lombarden besonders geschätzt. So liegt nichts weiter als eine naheliegende volksetymologische Umdeutung vor, wenn Spanier und Portugiesen die Bombarden in Lombarden umbenannten.

Noch komplizierter ist eine zweite Namensübertragung, die aber deshalb, weil sie mit einem Wort zusammenhängt, das auf die gleiche Wurzel wie der Langobardenname zurückführt, einen besonderen namensgeschichtlichen Reiz hat. Wir erwähnten bei der Erklärung des Langobardennamens bereits die Hellebarde als Ableitung von dem Wort Barte in der Bedeutung Beil, das wiederum – wie Langobarde-Langbart – eine Ableitung vom Worte Bart ist. Die Hellebarde war, wie die mittelhochdeutsche Zwischenform helmbarde noch deutlich zeigt, ursprünglich eine Barte zum Durchhauen des Helms. Langobarden als „Langbärtige" und Hellebarden als „Helm-Bärtige" stehen sich also als nahe Vettern – genauer betrachtet: im Oheim-Neffen-Verhältnis – aus der gleichen Wortsippe gegenüber.

So verwundert es uns nur wenig, daß es später auch zu einer Kreuzung der beiden so nahverwandten Worte gekommen ist. Die deutsche Helmbarde hieß in romanisch-italienischen Mundarten alambarda und führte damit einen Namen, der sich vom lombardischen kaum noch unterschied. Daher sind in einigen italienischen Mundarten von heute die beiden Bezeichnungen völlig einander angeglichen: die Hellebarde heißt bolognesisch lumbarda, romagnolisch lumberda und trentinisch lombarda, und in Nizza begegnen uns lambarda und lambardier in der Bedeutung Hellebarde und Hellebardierer (Hellebardenträger).

In Anlehnung an diese Namenskreuzung erfolgte dann eine weitere Übertragung, die zu einer Kreuzung zwischen Lombarden und Bombarden auch im Italienischen führte. Im Mailändischen ist lombardée in der Bedeutung des sonstigen italienischen bombardiere (und des französischen bombardier) bezeugt. Hier ist zweifellos alarbardiere „Träger der Hellebarde" (nizzanisch lambardier) als Zwischenglied bei der Bedeutungsübertragung anzusetzen. Und im Serbischen und Slowenischen ist ähnlich wie im Spanischen und Portugiesischen unter Einwirkung von alabarda „Hellebarde" lubarda als Geschützbezeichnung entstanden. Da wir als Zwischenglied dieser Entwicklung die Form lumbarda kennen, ist das südslawische Wort also auf alle drei Bezeichnungen zugleich zurückzuführen.

Langobardisch – Lombardisch – „Slambrot"

Die italienischen Mundartformen, die wir soeben aufführten, gemahnen uns daran, über dem französischen, englischen, spanischen, slawischen, griechischen und arabischen Namensgebrauch die zu allernächst liegende Frage nach dem Fortleben des Langobardennamens im eigentlich langobardischen Raume nicht zu vernachlässigen. Diese Frage steht mit der nach dem Fortleben des Langobardentums und der Langobardensprache in engstem Zusammenhang.

Es wurde schon gesagt, daß das Langobardentum als gesondertes Volkstum samt seiner Sprache etwa um die Jahrtausendwende erloschen ist. Doch hat das Langobardische, bevor es ausstarb, erheblichen Einfluß auf das im langobardischen Gebiet gesprochene Romanisch ausgeübt, so daß bis heute im italienischen Wortschatz eine nicht unbedeutende Menge von Wörtern langobardisch-germanischen Ursprungs nachweisbar ist. Gamillscheg hat über 280 italienische Wörter auf das Langobardische zurückführen können. Diese Zahl ist nach seinen Feststellungen zwar um die Hälfte kleiner als die der fränkischen Lehnwörter im Galloromanischen (520), aber dafür mehr als doppelt so groß wie die Gesamtzahl der westgotischen Lehnwörter im Romanischen (130) und viermal so groß wie die Zahl der ostgotischen Lehnwörter im Italienischen (70).

Mit der einstigen Existenz des Langobardischen als einer der

Mehrzahl der romanischen Bevölkerung des Landes unverständlichen Sprache wird es sicher zusammenhängen, wenn der alte Volksname gerade in Oberitalien und angrenzenden Gebieten als Sprachbezeichnung erhalten geblieben ist. Er hat zwar eine Form angenommen, die das Wiedererkennen sehr erschwert, aber bei schärferem Zusehen wird der Zusammenhang durchaus deutlich.

Schon der bayrische Mundartforscher Schmeller hat in den Worten slambrot und slambrotar, von denen das erste ein Substantiv und das zweite das zugehörige Verbum darstellt, den lombardischen Namen erkannt. Auf ein Zwischenstadium bei der Ausbildung dieser recht ungewöhnlich anzusehenden Formen weist die in Görz und Friaul erhaltene Form slambarda hin. Der Zusammenhang mit den Lombarden und Langobarden aber ergibt sich aus der Bedeutung dieser Wörter. Slambrot dient in den verschiedenen Sprachen und Mundarten zur Bezeichnung der anderen, der fremden und unverständlichen Sprache, so des Deutschen bei den Romanen (in Süd- und Welschtirol), des Italienischen bei den Ladinern und des Ladinischen bei den italienischen Lombarden. Und entsprechend heißt slambrotar in Welschtirol „schlecht und unverständlich reden" und in Verona und dem Trentino „undeutlich reden, stammeln, stottern". So weit dieser Wortsinn sich von der ursprünglichen Bedeutung entfernt hat – ungefähr ebenso weit wie die Wortform von dem zugrundeliegenden Namen –, so ist es doch bemerkenswert, daß sich die ladinische Bezeichnung immerhin noch auf das (Romanisch-) Lombardische bezieht und daß mit der Beziehung auf die deutsche Mundart Tirols das Wort slambrot sogar eine dem Langobardischen zum mindesten verwandte germanische Sprache bezeichnet.

Lombard und Leopard

So erstaunlich die Vielfalt erscheinen mag, in der uns in den letzten Abschnitten Abwandlungen des Langobardennamens begegnet sind, so ist das doch nur ein Bruchteil der noch viel erstaunlicheren Gesamtzahl. Die oben erwähnte Untersuchung über den Bedeutungswandel des langobardischen Namens zählt unter den apellativen Bedeutungen, die der Name angenommen hat, nicht weniger als 113 auf, die den verschiedensten Lebensbereichen zu-

gehören. Es würde zu weit führen, wollten wir diese verschiedenen Bedeutungen hier auch nur aufzuzählen versuchen. So seien nur einige Namenswandlungen, die von einem gewissen kulturgeschichtlichen Interesse sind, hier noch in Kürze betrachtet.

Von Deutschland aus hat sich das Wort Lombard und seine Bedeutung auch nach Polen verbreitet, wo es die verschiedensten sekundären und tertiären Bedeutungen angenommen hat, bei denen der Zusammenhang mit der Primärbedeutung zum Teil kaum noch feststellbar ist. So heißt lampart im Polnischen Landstreicher, Taugenichts, auch Zechjunge und Bonvivant, wozu ein Feminium lamparcica mit der Bedeutung „ausschweifendes Weib" und ein Verbum lampartorvac się „herumstrolchen" gehören. Der Lombardenname hat also den Sinn eines Schimpfwortes, den er schon vorher erworben hatte, im Polnischen behalten, jedoch unter Preisgabe seiner spezifischen Beziehung auf das Wucherertum, da der Lombarde als solcher dem Polen wahrscheinlich kein Begriff mehr war.

Immerhin gibt es das polnische lampart auch in der Bedeutung Probierstein (für Münzen), was voraussetzt, daß lombardische Geldhändler im Mittelalter auch in das noch vorzugsweise naturalwirtschaftliche Polen gekommen sind. Und wenn lampart im Polnischen zugleich zur Bezeichnung des Leoparden dient, so kann man das zwar auf eine ältere griechische Form leompardus zurückführen, wahrscheinlich hat aber der mit dem Lombardennamen verbundene Begriff des habgierigen und räuberischen Wucherers wesentlich dazu beigetragen, daß der Name schließlich mit dem eines gefürchteten Raubtiers zusammenfiel. Doch ist das Bewußtsein einer begrifflichen Beziehung zum Lombardentum später so völlig geschwunden, daß man die Wortbedeutungen Wucherer und Landstreicher als bildliche Übertragungen vom Begriff des Leoparden aufgefaßt hat.

Die Sonne als Lombarde und Burgunder

Der Kuriosität halber sei die Reihe der aufgezählten Bedeutungen des Namens der Lombarden mit einer Begriffsbildung von besonders ungewöhnlicher Art beschlossen, die uns wieder in die Nähe des oberitalienischen Langobardengebietes zurückführt. Sie konnte,

da es sich um eine ursprünglich geographische Bezeichnung handelt, wohl auch nur hier entstehen.

Als geographische Bezeichnung begegnet uns der Name auch in der Dauphiné und in den französischen Hautes-Alpes, wo der aus der Lombardei blasende Ostwind lombardo heißt, und entsprechend heißt in Graubünden der Südwind lumbart. Ganz ungewöhnlich aber ist, wenn in Piemont die in der lombardischen Himmelsrichtung aufgehende Sonne lombart genannt wird, und noch ungewöhnlicher, wenn das dazu gebildete Feminium lombarda den Mond bezeichnet, der nicht einmal der Himmelsrichtung nach etwas mit den Lombarden oder der Lombardei zu schaffen hat. Eine noch weitere Übertragung liegt endlich vor, wenn der lombardische Name der Sonne auch dem Tag als der Zeit ihres Scheinens beigelegt wird.

So ungewöhnlich diese Namengebung auch scheinen mag, so ist sie doch nicht ganz einmalig. Es gibt eine Parallelerscheinung dazu, die eigentümlicherweise ebenfalls einen ursprünglich germanischen Stammesnamen betrifft: im Pariser Argot ist der Name bourguignon „Burgunder" als Bezeichnung der Sonne seit über hundert Jahren nachgewiesen, und auch hier erklärt sich der Name sicher aus der geographischen Richtung, aus der sich die Sonne erhebt.

Napoleon und die Eiserne Krone der Langobarden

Vielleicht liegt hier auch eine Begriffsübertragung vor, die in der französisch-lombardischen Nachbarschaft ihre Ursache hat, wie überhaupt die nachbarlichen Beziehungen zwischen Frankreich und der Lombardei immer sehr rege waren. So hießen bei den Franzosen des Mittelalters die Italiener schlechthin Lombarden, wie ja auch ganz Italien – wir sprachen bereits davon – zeitweise Lombardei genannt wurde.

Man kann die Benennung der Italiener als Lombarden auch mit der französischen Benennung der Deutschen als Alemannen vergleichen. Aber die Parallele stimmt nicht ganz, denn die Lombarden sind nicht wie die deutschen Alemannen der den Franzosen am nächsten benachbarte Stamm: die Lombardei im engeren und eigentlichen Sinne ist von Frankreich durch andere italienische Landschaf-

ten – Piemont und Savoyen – getrennt, und zudem lag im Mittelalter zwischen Frankreich und Oberitalien der ganze, zum deutschen Reich gehörige burgundische Raum.

Man wird also sagen dürfen, daß in dieser Namengebung – vielleicht unbewußt – die Erinnerung an das letzte die Einheit der Halbinsel anstrebende italienische Staatswesen, an das Langobardenreich fortlebt. Und so verwundert es uns nicht, daß die Erneuerung der italienischen Staatlichkeit durch Napoleon, den Franzosen italienischen Geblüts, unter bewußter Anknüpfung an die langobardischen Traditionen geschah. Nach seinem italienischen Feldzug schuf der siegreiche General Bonaparte, dessen Vorfahren einmal aus der zeitweise langobardischen Toskana nach Korsika ausgewandert waren, aus der sogenannten Österreichischen Lombardei zunächst die Transpadanische Republik, die dann mit der Cispadanischen zur Cisalpinischen Republik vereinigt wurde.

Nach der Kaiserkrönung Napoleons wurde die Cisalpinische oder Italienische Republik zu einem Königreich Italien erhoben, zu dessen König sich der Imperator im Jahre 1805 in Mailand mit der Eisernen Krone der Langobarden krönen ließ, die deren Königin Theudelinde nach der Legende aus einem der Kreuzesnägel Christi hatte fertigen lassen. Wie wichtig Napoleon gerade diese langobardischen Überlieferungen nahm, kann man daraus ersehen, daß er zum Andenken an die Krönung einen Orden „della corona di ferro" stiftete.

Auch in anderer Hinsicht ahmte Napoleon die Langobardenkönige des frühen Mittelalters nach. War für das Langobardenreich die Vielzahl seiner Herzöge charakteristisch gewesen – es gab nicht weniger als 35 langobardische Herzogtümer –, so waren es für das französische Empire die napoleonischen Herzöge, deren es im ganzen 31 gab, nicht weniger. Und es kehren sogar die Namen einzelner langobardischer Herzogstädte in den Titeln napoleonischer Marschälle wieder. So hatte der moderne wie die mittelalterlichen Träger der Eisernen Krone Herzöge von Parma, Piacenza, Vicenza, Treviso, Reggio, Feltre und Benevent, und wenn wir bei einem langobardischen Chronisten der Frühzeit von einer gemeinsamen Aktion der Herzöge von Parma, Reggio und Piacenza lesen, können wir uns unschwer in die Atmosphäre des napoleonischen Imperiums versetzt fühlen.

Dazu paßt es sehr gut, daß Napoleon den berühmtesten Sieg seiner beiden italienischen Feldzüge bei Marengo erfocht, einem jener zahlreichen oberitalienischen Orte auf -engo, die nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Forschung auf Siedlungen der Langobarden zurückgehen. Diese Namen entsprechen den deutschen Ortsnamen auf -ing und -ingen, die auch im Bardengau, der deutschen Heimat der Langobarden, anzutreffen sind.

Lombardisch-Venezianisches und Italienisches Königreich

Die Erneuerung des langobardisch-italienischen Königtums durch Napoleon blieb nur eine geschichtliche Episode, die zunächst keine weitere Folgewirkung hatte als die, daß der langobardisch-lombardische Name noch einmal in eine nähere Beziehung zur deutschen Geschichte trat. Nachdem schon im späteren Mittelalter der östliche Teil der Lombardei an die venezianische Republik gekommen war und der Mailänder Visconti 1380 von König Wenzel das Reichsvikariat über die ganze Lombardei erhalten hatte, war der lombardische Name, soweit er überhaupt noch im Gebrauch war, auf das mailändische Herzogtum der Visconti und Sforza beschränkt worden.

Diese mailändische Lombardei war nach dem Aussterben der Sforza an die Habsburger gekommen, und zwar an deren spanische Linie. Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg kam Mailand dann 1713 an die österreichischen Habsburger, wodurch aus der spanischen Lombardei eine österreichische wurde. Der Name „Österreichische Lombardei" war für die vereinigten Herzogtümer Mailand und Modena auch amtlich im Gebrauch, eine Name, der die Erinnerung daran wecken kann, daß die Langobarden Alboins einst aus dem pannonischen Donauland eingewandert waren und beträchtliche Volksreste zurückgelassen hatten, die nach dem Zeugnis von Runenfibeln aus dem 7. und 8. Jahrhundert bis in die Zeit der bajuwarischen Besiedlung fortbestanden haben müssen.

Die österreichische Lombardei war durch das Territorium der Republik Venedig von den habsburgischen Stammländern getrennt. Auf dem Wiener Kongreß erwarb Österreich nun nach Na-

poleons Sturz 1815 zur Lombardei auch Venezien und schloß beide unter dem Namen eines Lombardisch-Venezianischen Königreichs zusammen. Daß der Habsburger Kaiser mit dieser Staatsgründung wie Napoleon die langobardischen Überlieferungen fortzuführen dachte, zeigt die von ihm vollzogene Erneuerung des Ordens der Eisernen Krone, der für Verdienste um das italienische Königreich des Hauses Habsburg verliehen wurde, das im übrigen als Herr der Lombardei und Veneziens und als Schutzherr der kleineren Staaten der Halbinsel die Vormacht über Italien innehatte. Noch heute erinnert an diese österreichische Zeit der Lombardei, die wie ein später Nachklang des mittelalterlichen Reiches anmutet, der in der Wiener Schatzkammer aufbewahrte Ornat, mit dem Kaiser Ferdinand 1838 in Mailand zum König der Lombardei und Veneziens gekrönt wurde.

Auch diese österreichische Zeit war wie die napoleonische nur ein Zwischenspiel, auf das mit dem Erwachen der Italiener zu ihrem nationalen Sonderbewußtsein mit innerer Zwangsläufigkeit die Aufrichtung eines italienischen Staates folgen mußte. Und da ist es außerordentlich bedeutsam, daß der entscheidende Anstoß zur Begründung des italienischen Nationalstaates durch die Eroberung der Lombardei gegeben wurde, die Österreich 1859 im Frieden von Villafranca dem savoyisch-sardinischen Hause überlassen mußte. Schon im folgenden Jahre hatte sich in einem gewaltigen Siegeszuge das ganze Italien mit Ausnahme Veneziens und des Kirchenstaates – die gleichlaufend mit der fortschreitenden Einigung Deutschlands 1866 und 1870 erworben wurden – unter der Krone des Hauses Savoyen geeint.

Damit griffen die Savoyer das ihnen einst mit Ivrea überkommene Erbe der italienischen Langobardenkönige des Mittelalters wieder auf. Und wenn einer der langobardischen Könige der Frühzeit Garibald hieß und wenn man nach dessen gleichnamigem Ahnherrn Herzog Garibald von Bayern, dem Vater der Königin Theudelinde, das von ihm herstammende bedeutendste der langobardischen Königsgeschlechter die Garibaldinger nennen kann, so will es uns sehr sinnvoll erscheinen, daß dieser unverkennbar germanische Königsname in dem des italienischen Freiheitshelden Garibaldi in einem entscheidenden Augenblick der nationalen Geschichte Italiens zu neuem Glanze wiedergekehrt ist.

Die Burgunder

Der vierte bedeutende Stamm der germanisch-deutschen Frühzeit neben Wandalen, Goten und Langobarden, der burgundische, hat kein Reich gegründet, das dem wandalischen Mittelmeerreich Geiserichs und dem gotisch-römischen Reiche Theoderichs oder auch nur dem italienischen Langobardenreich vergleichbar wäre. Das Völkerwanderungsreich der Burgunderkönige an der Rhône war nur kurzlebig ähnlich dem der Alemannen- oder der Thüringerkönige. Aber die Eigenheit der geographischen Lage ließ dieses Stammeskönigreich lange nach dem Untergang des burgundischen Stammes in gesonderter staatlicher Existenzform wiedererstehen. Dieses neue burgundische Reich wurde nach dem langobardisch-italienischen Reich in das deutsche Imperium des Mittelalters eingegliedert, so daß Burgund neben Deutschland und Italien den dritten der drei Pfeiler bildete, auf denen das erneuerte römische Reich ruhte. Und da die Erwerbung Burgunds dem mittelalterlichen Reich erst seine rechte Abrundung und eigentliche Krönung gab, so ist die – immer auch mit dem burgundischen Namen verbundene – Geschichte Burgunds für die Reichsgeschichte sogar noch wichtiger als die wandalische, gotische und langobardische Vorgeschichte des Reiches.

Burg und Burgund

In mehreren großen Abschnitten, Akten in einem geschichtlichen Drama vergleichbar, hat sich das Geschick des Burgundervolkes und seines Namens vollzogen. Der Name aber hat auch noch eine Vorgeschichte, die zu diesem Drama gleichsam ein Vorspiel darstellt. Er gehört nämlich zu unserem Worte Burg, ist jedoch nicht unmittelbar von ihm abgeleitet, sondern weist auf einen gemeinsamen Ursprung zurück, woraus sich interessante sprachgeschichtliche Zusammenhänge ergeben.

Das Wort Burg beruht wie Berg auf einer indogermanischen Wurzel, deren Bedeutung hoch und Höhe ist. Während Berg die alte Bedeutung unmittelbar wiedergibt, ist Burg eine Ableitung,

die auf den Zwischenbegriff bergen zurückgeht. Da die Berghöhen Schutz boten, erhielt das Zeitwort bergen die Bedeutung schützen, und danach wurden die „bergenden" Schutzfestungen auf den Bergen Burgen genannt. So erklären sich alte deutsche Bergnamen wie der von Ptolemäus genannte Asciburgius Mons und der Teutoburger Wald. Über das spätlateinische burgus hat das germanische Wort dann eine außerordentliche Verbreitung im romanischen Sprachgebiet und darüber hinaus erlangt.

Mit diesen Entlehnungen dürfen die Entsprechungen nicht verwechselt werden, die es zu den germanischen Formen in anderen indogermanischen Sprachen, so im Indischen, Iranischen und Armenischen (berj = Höhe) und vor allem im Keltischen gibt. In dieser dem Germanischen am nächsten stehenden Sprache ist von der Grundform sogar ein Stammesname abgeleitet, der eine genaue und auffällige Entsprechung zum Namen der Burgunder darstellt. Die gemeinsame Grundform lautete wahrscheinlich bhrgh (mit vokalischem r), aus der im Germanischen Burg und im Keltischen Brig wurde. Wir kennen eine altirische Form bri für Berg mit dem Genetiv breg und eine gallische Form briga, die in dem Ortsnamen Ariobriga eine ähnliche Anwendung wie das deutsche Burg im Namen Mecklenburg gefunden hat.

Von dem gleichen Grundwort nun ist auch der Name mehrerer geschichtlich bedeutsamer keltischer Stämme abgeleitet. Die antiken Autoren kennen Brigantes, also Briganten oder Brigantier am Bodensee sowohl als auch in Nordengland und Irland. Wahrscheinlich gehören die irischen näher mit den britannischen Briganten zusammen, deren Hauptstadt Eburacum, das heutige York, war. Im Gegensatz zu ihnen werden die Brigantes am Bodensee nicht Briganten, sondern meist Brigantier genannt. Nach ihnen hieß der Bodensee bei den Römern Brigantinus Lacus, und noch heute führt die Stadt Bregenz am Bodensee, das alte Brigantium, den Namen dieser „keltischen Burgunder", die ihren germanischen Namensvettern gleichsam den Weg in das keltisch-germanische Grenzgebiet am Rhein gewiesen haben. Noch erstaunlicher ist die brigantisch-burgundische Parallele bei einem anderen alten Brigantium, dem heutigen Briançon, das im Gebiet des mittelalterlichen burgundisch-arelatischen Königreiches liegt.

Dieser Fall einer germanisch-keltischen Namensähnlichkeit steht

nicht ganz allein, denn den germanischen Chauken entsprechen irische Cauci, den Chatten britannische Cassi, den Ermunduren-Thüringern gallische Turonen sowie Taurisker und Teurisker, aber nirgends ist die Analogie so schlagend wie im Falle der Burgunder und Brigantier. Und wenn, wie wir noch sehen werden, Thüringer und Turonen-Teurisker in eine enge Beziehung zueinander gebracht werden können, so liegt es nahe, dasselbe auch bei den germanischen und den gallischen „Bergbewohnern" zu versuchen. So meint Otto Bremer in seiner „Ethnographie der germanischen Stämme", bei einer derartigen „Namensgleichheit, die anscheinend einen Zufall ausschließt", müsse mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die keltischen Briganten etwa im 2. Jahrtausend im nordöstlichen Deutschland gesessen und daß die unter ihrer Herrschaft stehenden Germanen sich noch weiter mit diesem politischen Namen genannt haben.

Die Insel Burgund oder Bornholm

Doch handelt es sich dabei nur um ganz unsichere Vermutungen. Der erste Akt der verbürgten Stammesgeschichte sieht die Burgunder vielmehr auf einer Insel mitten im Meer: Bornholm in der Ostsee ist ihr frühester bekannter Wohnsitz, den sie vielleicht wie die Langobarden und Goten die Insel Gotland (und möglicherweise sogar die Wandalen ihre Insel nördlich des Limfjords) vom skandinavischen Festland her besiedelt haben.

Bornholm ist als Burgunderheimat sowohl durch vorgeschichtliche Funde als auch durch namensgeschichtliche Überlieferungen gesichert. Noch im 9. Jahrhundert werden die Bewohner der Insel in angelsächsischen Quellen Burgendan oder Burgendas genannt, und auf Bornholm selber lautete der Name der Insel noch 1245 Burgundarholm. Vom Ende des gleichen Jahrhunderts, aus dem Jahre 1299, ist der Name in seiner dänischen Form Borghundarholm bezeugt, und erst später ist daraus Borendoholm und schließlich Bornholm geworden.

Dieser Name bedeutet nicht, wie man zunächst als selbstverständlich annimmt, Burgunderinsel im Sinne von „Insel der Burgunder", sondern vielmehr einfach Insel Burgund oder Burgundinsel, also „Insel, die Burgund heißt". Die Insel ist nicht nach dem Bur-

gunderstamm benannt, sondern der Stamm heißt umgekehrt nach der Insel, deren älterer Name einfach Burgund war. Dieser Name kommt gerade als Inselname in Skandinavien noch mehrfach vor: es gibt eine kleine dänische Insel bei Möen und zwei norwegische Inseln gleichen Namens.

Der Name gehört, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, mit dem deutschen Wort Burg zusammen. Doch ist das zugrundeliegende nordische nicht mit unserem deutschen Wort identisch, sondern entspricht vielmehr unserem Berg, so daß wir die Burgunder nicht als Burgbewohner, sondern als Bergland- oder Bergbewohner im Sinne des lateinischen monticolae anzusprechen haben. Wir haben die gleiche Grundform noch in dem englischen Verbum to bury (aus germanisch burgjan) vor uns, das – wie barraw „Grabhügel", „Hünengrab" – „begraben" bedeutet, in seiner Nebenbedeutung „verbergen" aber auch an das deutsche „bergen" und das von diesem herzuleitende deutsche „Burg" erinnert.

Auch der jüngere und heutige Name der alten Insel Burgund kann unser Interesse beanspruchen, denn Burgundarholm ist eigentlich eine Tautologie oder Doppelbenennung. Auch die älteste Bedeutung des nordischen Inselnamens Holm, der uns aus dem Namen von Stockholm am geläufigsten ist, aber auch im Mittelniederdeutschen noch als Bezeichnung für Fluß- und Külteninseln im Gebrauch war, ist „Berg" oder „Hügel". Holm gehört nämlich zu lateinisch collis und culmen und zu englisch hill und hat noch im Altsächsischen, der Vorstufe des Mittelniederdeutschen, „Hügel" bedeutet. Wir können Bornholm also grob als „Berghügel" übersetzen.

Ist der Burgundername somit sogar mehrfältig mit der Bedeutung Berg verbunden, so gibt es anderseits auch einen Stamm, dessen Name „Burgbewohner" bedeutet, nämlich die von Ptolemäus erwähnten Burgiones oder Visburgioi. Die Burgionen sind zwar gewiß kein germanischer Stamm, aber ihr Name ist um so sicherer germanisch. Nach Rudolf Much haben wir hier die germanische Benennung des kleinen – später wahrscheinlich in den Bajuwaren aufgegangenen – illyrischen Stammes der Osen vor uns, die ihren germanischen Nachbarn durch ihre Sitte, in festen Plätzen zu wohnen, auffielen. Sie stellen also gleichsam ein östliches Gegenstück zu den keltischen Briganten und Brigantiern des Westens dar.

Burgundaib und die Wetterau

Zwischen der Mitte und dem Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, also etwa um dieselbe Zeit, in der die Kimbern, Teutonen und Wandalen südwärts wanderten, verließen die Burgunder den burgundischen Holm, um sich an der pommerschen Ostseeküste und im südlich angrenzenden Binnenlande festzusetzen. Auch bei ihnen vollzieht sich also der zweite Akt ihrer Stammesgeschichte wie bei den Wandalen, Goten und Langobarden nach dem skandinavischen ersten Akt auf nordostdeutschem Boden, und vielleicht ist es sogar erst hier zur eigentlichen Bildung und Formung des Stammes gekommen.

Die ostdeutschen Burgunder werden von Plinius zu den wandilischen, von einem anderen alten Chronisten zu den gotischen Völkern gezählt, was wohl nicht mehr besagt, als daß sie Ostgermanen waren. Daß sie keine Goten waren, erhellt zur Genüge daraus, daß die Burgunder gerade durch die Goten aus dem Weichselgebiet in die Gegend der heutigen Mark Brandenburg abgedrängt wurden. Doch müssen Teile der östlichen Burgunder im Weichselland zurückgeblieben sein, da hier später die Gepiden auf Burgunder stießen, die nach diesem Zusammenstoß auf den Wegen der Bastarner, Skiren, Goten und Heruler nach dem Schwarzen Meer abwanderten und sich in der Nachbarschaft der Goten und Alanen niederließen. Diese Pontusburgunder führen den Namen Urugunder, weshalb sie von manchen Gelehrten als ein am Asowschen Meer ansässiges hunnisches Volk angesprochen werden. Man hat sogar in diesen Urugundern die Vorfahren der Bulgaren sehen wollen, die zunächst als Onoguren oder Unnogunduren erscheinen, also mit Namen, die sowohl auf hunnische wie auf burgundisch-urugundische Herkunft schließen lassen könnten.

Die Hauptmasse der Burgunder blieb aber in Ostdeutschland sitzen, wo der Stamm sich mit den swebischen Semnonen in den Besitz des späteren brandenburgischen Landes teilte. Noch heute zeugen für die ostdeutschen Burgundersitze die in den ehemals burgundisch besiedelten Gebieten besonders häufigen Familiennamen Bargenda, Bergander, Bargunde, Barganski und etwas seltenere Namen ähnlicher Prägung. Auffällig ist die Ähnlichkeit dieser Namensformen mit dem erwähnten angelsächsischen Namen für die

Bewohner von Bornholm, und auch in mittelalterlichen Handschriften des Nibelungenliedes begegnen neben dem üblichen Burgonden Formen wie Burgende und Burgenden, deren Ableitungssilbe mehr an den Namen der Briganten als an den der Burgunder erinnert.

Das wichtigste ältere Zeugnis für die burgundische Zwischenstation auf dem Wege des Stammes von Bornholm zum Rhein ist die Nennung des eigenartigen Namens Burgundaib in der Wandersage der Langobarden. Nach Paulus Diaconus sind die Langobarden, ehe sie nach Pannonien gelangten, durch die Länder oder Landschaften Anthaib, Banthaib und Burgundaib gekommen. Es ist zweifelhaft, ob der Name Anthaib auf die slawischen Anten zu beziehen ist, wahrscheinlicher ist schon, daß Banthaib (auch Bainaib) das Land eines auch anderwärts neben den Burgundern aufgeführten Stammes der Baninger bezeichnet, ganz eindeutig ist aber die Beziehung von Burgundaib (auch in der an den Urgundernamen erinnernden Form Vurgundaib) auf den Burgunderstamm. Vermutlich bezeichnete der Name das zu jener Zeit von dem Hauptstamm bereits verlassene und nur noch von Resten des Volkes besiedelte Burgunderland in Brandenburg. Die uns heute so merkwürdig und fast fremdartig anmutende Form auf -aib ist auch in anderen alten Namen überliefert. Aiba ist ein altes germanisches Wort für Gau oder Landschaft. So heißt die heutige Wetterau am Taunus in alten Urkunden Wetaraiba, und eine ganz ähnliche Bildung ist Wingarteiba für die „Wingertau", den Weingartengau.

Vielleicht ist der „Burgundergau" der Langobardensage nicht in den alten, sondern bereits in den neuen Sitzen des Stammes zu suchen, die der Wetterau sehr viel näher als Brandenburg liegen, nämlich im oberen Maingebiet. Ungefähr das ganze 4. Jahrhundert hindurch saßen sie hier als Feinde der Alemannen und Freunde der Römer in der Nähe des Limes, des alten römischen Grenzwalles gegen die germanische Bedrohung. Ihre Beziehungen zu den Römern waren so fest und dauerhaft, daß diese sie durch eine eigenartige Deutung ihres Namens sogar als halb zu ihnen gehörig ansprachen. Nach einer vielleicht auch von den Burgundern selbst geglaubten römischen Legende sollten diese nämlich aus der Vermischung besiegter Germanen mit den in den Limeskastellen (burgi) stehenden römischen Truppen hervorgegangen sein.

Das Nibelungenreich von Worms

Als die Wandalen und Alanen 406 über den Rhein nach Gallien vorstießen, fühlten sich die Burgunder durch ihre traditionelle Römerfreundschaft so wenig gebunden, daß auch sie alsbald den Rhein überschritten. Sie fanden sich jedoch mit den Römern bald zu einem neuen Einvernehmen und wurden 413 unter ihrem König Gundahar am Rhein in dem heute pfälzischen Lande zwischen Lauter und Nahe angesiedelt.

Von diesem Burgunderreich am Rhein ist uns aus geschichtlichen Zeugnissen nicht allzuviel bekannt. Wir erfahren nur, daß König Gundahar aus dem Geschlechte der Gibichungen, der durch die Unterstützung usurpatorischer Feldherrn mehrfach in die innere römische Politik eingegriffen hat, im Jahre 435 einen Einfall in römisches Gebiet unternahm, den Aëtius im folgenden Jahr durch eine in römischem Solde stehende hunnische Heerschar rächen ließ, die das rheinische Burgunderreich überfiel und ihm den Untergang bereitete. In der entscheidenden Schlacht gegen die Hunnen fanden König Gundahar und seine Sippe und ein großer Teil des Volkes den Tod.

Dieses an sich nicht besonders bedeutende Ereignis, das in der gesamtgermanischen Geschichte nur eine Episode darstellt und vom Burgunderstamm selbst überlebt wurde, ist dann zum Kern des Nibelungenliedes geworden. Der tragische Untergang der burgundischen Königssippe durch den hunnischen Überfall wurde mit einem anderen geschichtlichen Ereignis, dem Tode des gefürchteten Attila in der Hochzeitsnacht mit der Germanin Hildico in Zusammenhang gebracht und die als Burgunderin angesehene Hildico als die Rächerin ihrer Sippe an dem Hunnenkönig aufgefaßt. So begegnen uns im Nibelungenlied König Gundahar als Gunther, der Ahnherr der Gibichungen als König Gibeche, ein anderer Gibichung Gislahar als Königsbruder Giselher, Hildico als Kriemhild und Attila als Etzel.

Wir können aus dem Nibelungenlied sogar mehr als aus der Geschichte über das Burgunderreich am Rhein erfahren. Keine historische Quelle enthält eine genaue Angabe über die Gegend, in der 413 die Ansiedlung der Burgunder erfolgte. Aus dem Nibelungenlied ebenso wie aus dem Rosengarten- und dem Waltharilied

aber wissen wir – was durch Bodenfunde bestätigt worden ist –, daß die Burgunder die Stadtgebiete von Worms und von Speyer besiedelten und daß Worms ihre Hauptstadt war.

Wahrscheinlich ist der Name des zum Odenwald gehörigen Birkert noch ein bis heute fortlebendes Zeugnis von dem nibelungischen Burgunderreich am Rhein, denn die alte Form dieses Namens lautete Burgunthart, und es fragt sich nur, ob dieser Name „burgundischer Wald" oder, wie auch behauptet wird, „hoher Waldberg" bedeutet. Im zweiten Falle aber wiese der Name, da Bildungen dieser Art sonst im deutschen Sprachgebiet nicht nachweisbar sind und sich daher wohl auch die Aufhellung des Vokals in der heutigen, dem deutschen Sprachgebrauch angeglichenen Form erklärt, nicht nur bis in die nibelungische Zeit, sondern sogar bis in die nordische Urzeit und Urheimat der Burgunder zurück.

Gundbadinger in der Sapaudia

Vom mittleren Rhein vertrieben, haben sich die Burgunder an der mittleren Rhône angesiedelt – ähnlich den Langobarden, die von der Elbe zur Donau, oder den Goten, die von der Weichsel zum Dnjestr und Dnjepr vorstießen. Aëtius wies den aus der Hunnenschlacht entkommenen Teilen des Burgundervolkes 443 neue Sitze in der Sapaudia an, jenem römischen Gebirgsland im Bereich des Genfer Sees, dessen Name heute in dem Savoyens fortlebt.

Die Burgunder besiedelten hier zunächst in der Hauptsache das Gebiet zwischen dem Genfer und dem Neuenburger See, also die heutige französische Schweiz. Hier sind, wie Gamillscheg nachgewiesen hat, die Ortsnamen burgundischen Ursprungs am zahlreichsten. Aber bald griffen sie weiter aus. Von den Römern wie zuvor am Rhein hauptsächlich zur Abwehr der Alemannen bestimmt, bringen sie die ganze Sapaudia in ihre Gewalt, ein strategisch sehr wichtiges Gebiet, das einen Teil der Zugänge von Italien nach Gallien beherrscht. Zwar bringt ihnen ihre Anteilnahme an der großen Hunnenschlacht gegen Attila auf den Katalaunischen Feldern eine neue schwere Einbuße ihrer Volkskraft, aber schon wenige Jahre später stoßen sie nach Lyon vor, das sie statt Genf zu ihrer Hauptstadt machen. Sie beherrschen bald das ganze Rhônegebiet, drängen

aber auch in nördlicher und nordwestlicher Richtung vor. Nevers an der Loire und Besançon erscheinen als Städte des burgundischen Königreichs, und 469 heißt es, daß der besiegte König der Bretonen zu den „benachbarten" Burgundern flüchtete. Wenn man aus dieser Nachricht auch nicht folgern darf, daß die Grenzen von Burgund damals bis zur Bretagne reichten, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die Burgunder in der Zeit vor der großen fränkischen Expansion neben den Westgoten das mächtigste Volk in Gallien waren.

Ob die Burgunderkönige des neuen gallischen Reiches der alten nibelungisch-gibichungischen Königssippe zugehören, ist nicht ganz sicher. Königsnamen vom Typus Gundowech und Gundobad sprechen dafür. Dem Abstand der Generationen nach könnten Gundowech, der erste Stammeskönig in Genf und Lyon, und sein Bruder und Nachfolger Chilperich Söhne des gegen die Hunnen gefallenen Wormser Königs Gundahar sein. Doch weisen die Beziehungen des Königshauses auch über den burgundischen Stamm hinaus. König Gundowech war mit einer Schwester Rikimers, des römischen Heermeisters aus swebischem Blute, vermählt, und so war der Burgunder Gundobad, bevor er über sein Volk herrschte, als Neffe Rikimers dessen Nachfolger in Rom, wo er wie sein Oheim, aber mit weniger Erfolg, Kaiser ein- und absetzte. Gundobads Sohn Sigismund heiratete eine Tochter Theoderichs des Großen, womit vielleicht die Rolle zusammenhängt, die in der Nibelungensage Dietrich von Bern spielt. Der Frankenkönig Chlodwig hatte eine Burgunderin, Gundobads Nichte Chrodechilde, zur Frau, und Chlodwigs Sohn Theoderich war mit Sigismunds Tochter, der Enkelin des großen Theoderich, vermählt.

Die Blütezeit des gallischen Burgunderreiches war die Regierungszeit des vormaligen römischen Heermeisters Gundobad, nach dem das ganze burgundische Volk mitunter auch als Gundbadinger bezeichnet wird. König Gundobad hat durch die Sammlung des burgundischen Rechtes in der Lex Burgundionum (französisch Loi Gombat) erst die eigentliche Grundlegung für ein neues Stammesleben geschaffen. Daher bedeutet der Name Gundbadinger wahrscheinlich soviel wie „das nach dem Rechte König Gundobads lebende Volk". Unter Gundobad machte das burgundische Reich auch seinen letzten bedeutenden Versuch einer Ausbreitung seiner Macht: im Bunde

mit dem Frankenreiche Chlodwigs suchten die Burgunder die südliche Provence und damit einen Zugang zur Mittelmeerküste zu gewinnen. Doch mißlang ihnen 508 der Entscheidungskampf um den Besitz der Stadt Arles, der späteren Hauptstadt des mittelalterlichen Burgunderreiches, durch das Eingreifen der Ostgoten, die die Südprovence ihrem Reich einverleibten. Schon eine Generation später und ziemlich genau hundert Jahre nach dem Untergang des Nibelungenreiches am Rhein wurde im Jahre 534 das letzte burgundische Stammesreich an der Rhône zu einer Beute der Franken.

Geschichte der Burgunder – Geschichte von Burgund

Nach den Forschungen Gamillschegs haben die Burgunder außer der französischen Schweiz, wo sie ihre jahrhundertelangen Feinde, die Alemannen, zu Nachbarn hatten, auch in zwei anderen Gebieten gesiedelt, die sich als germanische Volksinseln noch lange im romanischen Raume erhielten: einmal am Juragebirge, wo später die Franken auch siedlungsmäßig einbrachen, und sodann von der Hauptstadt Lyon aus in der dieser benachbarten späteren Dauphiné, wo 501–502 auch die Lex Burgundionum aufgezeichnet wurde.

Wie lange die burgundische Sprache fortgelebt hat, ist aus sprachgeschichtlichen Anhaltspunkten nur annähernd zu erschließen. Als fränkische Siedler im 6. und 7. Jahrhundert in den Nordwesten des alten Burgunderreiches eindrangen, trafen sie noch eine burgundisch sprechende Bevölkerung an. Und noch weit über das Jahr 800 hinaus wird die Bevölkerung Südostfrankreichs nach ihrer Herkunft geschieden. Noch in einer Urkunde aus dem Jahre 1000 wird Männern mit typisch burgundischen Namen nach altburgundischer Rechtsordnung (more Burgundionum) Land zur Bearbeitung zugewiesen. Wie bei den Goten hat also auch bei diesen more Burgundionum viventes das germanische Recht weit länger als die germanische Sprache gelebt. Es gab, im Gleichnis zu sprechen, noch „Gundbadinger", als das Volk König Gundobads als sprachliche und stammesmäßige Einheit schon längst ausgestorben war.

In den Ortsnamen des burgundischen Herrschafts- und Sied-

lungsraumes allerdings ist das burgundisch-germanische Element nach Gamillschegs Forschungen bis heute erhalten geblieben. Die Namen auf -ingen sind in den drei Hauptsiedlungsgebieten, in der welschen Schweiz, am Jura und in der Dauphiné, aber auch darüber hinaus noch zahlreicher als im oberitalienischen Langobardenland vertreten. Es gehört hierher der durch seinen Rundfunksender bekannte schweizerische Ort Sottens, den wir zu deutsch Sottingen nennen würden, oder der auf den Wandalennamen zurückführende Name Vandalans oder das vom Namen eines Heiligen Promasius abgeleitete Promasens, das uns an den deutschen Ortsnamen Pirmasens (vom heiligen Pirminius) erinnert.

Noch bedeutsamer sind die Namen Neublans und Noblens, die, mit Gamillscheg zu sprechen, für das Bestehen der Nibelungensippe unter den Burgundern des Rhônelandes Zeugnis geben. Wir kommen damit auf jenen Bereich zu sprechen, in dem der burgundische Name und sein Ruhm am längsten fortgelebt haben, auf die Überlieferung der Heldensage. Es war bereits die Rede davon, daß die Motive der Nibelungensage zum großen Teil aus der burgundischen Geschichte stammen. Auch die Geschichte der gallischen Burgunder dürfte Motive dazu beigetragen haben: Bruderkrieg und Verwandtenmord, zwei wichtige Grundmotive des Nibelungenepos, haben nirgends so verheerend gewirkt wie in den Burgunderreichen von Genf und Lyon. Ist dies ein unerfreulicher und abstoßender Zug, so ist die Bewahrung und Überlieferung des Nibelungenstoffes durch die Burgunder, die Gamillscheg als den „vielleicht begabtesten der germanischen Stämme" bezeichnet, doch zweifellos ein großes Verdienst, das darum zu Recht mit ihrem Namen verknüpft ist.

Mögen Reste der burgundischen Sprache bis ins 7. Jahrhundert oder noch länger, mögen Reste des burgundischen Rechtes bis zur Jahrtausendwende fortgelebt haben, so ändert das noch nichts an der Tatsache, daß die burgundische Stammesgeschichte als solche mit dem Jahre 534 ihr Ende gefunden hat. In dem Augenblick aber, in dem die Geschichte des Burgundervolkes endet, beginnt die Geschichte des Landes Burgund, denn der Name des germanischen Stammes haftete beim Untergang seines Reiches bereits so fest an dem erst ein knappes Jahrhundert zuvor besetzten Lande, daß er sein Aussterben nicht nur überdauerte, sondern sogar jetzt erst seinen eigentlichen großen Siegeslauf begann.

Unter der Herrschaft der merowingischen Frankenkönige, die 536 die von König Gundobad vergeblich erstrebte Provence und damit einen Zugang zum Mittelmeer erwarben, behielt Burgund als regnum Burgundiae eine gewisse Selbstverwaltung. Das Gesetz des Gundobad blieb in Kraft und sicherte sogar ein burgundisches Stammesleben, das lediglich statt der bisherigen römischen eine gewisse fränkische Tönung erhielt.

Als das Merowingerreich 561 nach dem Tode von Chlodwigs Sohn Chlotar neu aufgeteilt wurde, entstand sogar ein merowingisches Teilkönigreich Burgund, dessen Grenzen sich weiter als je die des alten Stammeskönigreiches erstreckten. König Guntram von Burgund, einer der vier Söhne Chlotars, den Schütte übrigens als „ein Hauptmodell für den Gunther der Nibelungensage" ansieht, residierte in Orléans, das nie zum Burgunderreich gehört hatte, und daß er sich auch wirklich als burgundischer König fühlte, kann man daraus ersehen, daß er seinem ältesten Sohn den Namen des Gesetzgeberkönigs Gundobad gab.

Obwohl dieses Teilkönigreich keinen Bestand hatte, weil der junge Gundobad und seine Brüder vor dem Vater starben, hat der burgundische Reichsteil auch in der Folgezeit seine Sonderheit weitgehend gewahrt. Auch bei weiteren Teilungen wurden Burgund sowie das ehemals westgotische Aquitanien meist als Einheiten behandelt. Durch den Aufstieg des Hausmeieramtes, das mehr an einen bestimmten Reichsteil als an die Person des Königs gebunden war, wurde die Eigenentwicklung Burgunds, das neben Austrasien und Neustrien meist seinen besonderen Major Domus hatte, noch weiter gefördert. Da Aquitanien immer mehr in den Hintergrund trat, entwickelte sich Burgund neben Austrasien, dem künftigen Mittel- und Ostfranken und damit dem Kernland des späteren deutschen Reiches, und neben Neustrien, dem Kernland Westfrankens und damit Frankreichs, zum dritten der drei Reichsteile des fränkischen Großreichs und nahm so in gewisser Weise bereits im Merowingerreich die Stellung vorweg, die es dann im römisch-deutschen Reich des Hochmittelalters neben Deutschland und Italien einnehmen sollte.

Niederburgundisches, Hochburgundisches, Arelatisches Reich

Wenn Burgund im fränkisch-deutschen wie später im deutsch-italienischen Imperium die Rolle eines dritten Reichsteiles spielen konnte, so kennzeichnet dies aufs beste die Besonderheit seiner geographischen Lage, die ihm in den folgenden Jahrhunderten eine außerordentliche Bedeutung in der abendländischen Reichsgeschichte verschaffen sollte. In dem Raume zwischen Deutschland, Italien und Frankreich gelegen, entwickelte es sich zu einem eigenartigen „Zwischenreich", dessen Schlüsselstellung von so entscheidender Wichtigkeit war, daß Burgund immer wechselweise das abrundende Teilstück eines abendländischen Großreiches oder aber das Kernstück burgundischer Reichspläne gebildet hat.

Die eigentümliche Zwischenlage zwischen zugleich zueinander gehörigen und auseinanderstrebenden Ländern wurde nur einmal in der Geschichte Burgunds zu einer Mittellage: im Karolingerreich, dem verbindenden Gliede zwischen dem fränkisch-deutsch-burgundischen Reich der Merowinger und dem deutsch-italienisch-burgundischen Reich des Hochmittelalters. Zwischen Neustrien-Westfranken-Frankreich im Westen, Austrasien-Ostfranken-Deutschland im Norden und dem langobardisch-italienischen Teilreich im Osten bildete Burgund im Reiche Karls des Großen das Mittelstück, das aber in dieser Funktion hinter den drei Reichsteilen weit zurücktrat. Denn nicht so sehr auf seiner Mittel- als vielmehr auf seiner Zwischenlage – eine feine, aber notwendige Unterscheidung – beruht die geschichtliche Bedeutung Burgunds.

Erst als mit dem inneren Zerfall des karolingischen Reiches aus der burgundischen Mittellage wieder eine Zwischenlage wurde, erhielt Burgund neue Bedeutung. Bei der Teilung des Reiches unter die drei Enkel Karls des Großen im Vertrage von Verdun fiel Burgund 843 an das mit der Kaiserkrone verbundene Mittelreich Lothars I., das außerdem Italien und ein sich nördlich bis nach Friesland erstreckendes mittelfränkisches, „lotharingisches" Gebiet zwischen West- und Ostfranken umfaßte. Als Kaiser Lothar dieses Reich 855 wieder unter seine drei Söhne teilte, gab er dem ältesten, Ludwig II., Italien mit der Kaiserkrone, während Lothar II. das später nach ihm Lotharingien genannte mittelfränkische Teilstück

und Karl die Provence (Burgund) als Königreiche erhielten. König Karl von Burgund oder Provence starb bereits 863 ohne Erben, worauf sich seine beiden Brüder in sein Land teilten und Lothar sich König von Burgund nannte.

Aber auch Lothar und Ludwig starben bald ohne rechtmäßige Erben, und als nach dem Tode Karls des Kahlen und der Erhebung Karls des Dicken die karolingische Macht auch in West- und Ostfranken auf ihrem Tiefstand anlangte, war die Zeit für eine neue Machtbildung im burgundischen Raume gekommen. Karl der Kahle hatte seinen Schwager Boso von Vienne, der gleichzeitig der Schwiegersohn Kaiser Ludwigs II. war, mit der Statthalterschaft Burgunds betraut. Angesichts der zunehmenden Auflösung des Karolingerreiches ließ sich Boso 879 von den Großen seines Landes zum König wählen. Zwar erkannte König Boso die Oberhoheit Kaiser Karls des Dicken an, von dem er 882 sein Land zu Lehen nahm, aber praktisch bedeutete seine Königserhebung zweifellos die Sonderung Burgunds vom Reiche.

Das neue Königreich Burgund, das auch Königreich Provence oder nach Bosos Residenz Arles – die wir aus den Kämpfen König Gundobads kennen und die als „gallisches Rom" bereits in römischer Zeit einmal der Sitz eines gallischen Gegenkaisertums gewesen war – Arelatisches Reich genannt wurde, erhielt in der Folgezeit noch die weiteren Namen Niederburgund und Cisjuranisches Burgund, weil es nämlich von einem zweiten burgundischen Königreich unterschieden werden mußte, das kurze Zeit danach jenseits des Jura begründet wurde. Nach König Bosos Tode im Jahre 887 erhob sich 888 der welfische Graf Rudolf im alten Siedlungsgebiet des burgundischen Stammes am Genfer See zum König. Er suchte das lotharingische Reich König Lothars zu erneuern, stieß dabei aber auf den Widerstand des ostfränkischen Karolingers Arnulf, von dem er dann auch sein burgundisches Königreich als Lehen nehmen mußte. Dieses burgundische Welfenreich zwischen Hochalpen, Jura und Aare hieß zum Unterschied von dem arelatisch-provencalischen Burgunderreich der Bosoniden Ober- und Hochburgund oder Transjuranisches Burgund.

Denn das niederburgundische Reich bestand auch nach Bosos Tode fort. Wie es zu jener Zeit in Italien zwei Langobardenkönige gab, Wido von Spoleto in Unteritalien und Berengar von Friaul

in Oberitalien, deren jeder nach der Gesamtherrschaft und der Kaiserkrone strebte, so gab es nun auch je einen König in Nieder- und in Hochburgund. Aber nicht nur die langobardischen, sondern auch die burgundischen Könige erstrebten die Herrschaft über Italien und das Kaisertum. Sie strebten aus dem burgundischen Zwischen r a u m heraus zu einem burgundischen Zwischen r e i ch, das in bemerkenswerten Ansätzen sogar realisiert werden konnte.

Als erster Burgunderkönig überschritt Bosos Sohn und Nachfolger Ludwig, der als Enkel Kaiser Ludwigs II. berechtigte Ansprüche auf die italienische Königs- und die römische Kaiserkrone vertrat, im Jahre 900 die Alpen. Nach dem Tode Kaiser Lamberts (von Spoleto) 898 nach Italien gerufen, wurde er hier 900 zum König und 901 vom Papst als Ludwig III. zum Kaiser gekrönt. Aber dieses burgundische Kaisertum hatte nur eine sehr kurze Dauer; schon 902 wurde Kaiser Ludwig von Berengar von Friaul vertrieben.

Doch hatte dieses erste (und einzige) Kaisertum eines Burgunderkönigs immerhin als Beispiel fortwirkende Kraft. 922 zog der Sohn des ersten Welfen von Hochburgund, König Rudolf II., von aufständischen Italienern gegen den nunmehrigen Kaiser Berengar zu Hilfe gerufen, nach Italien, ohne sich wie Ludwig von Niederburgund auf karolingische Erbtitel berufen zu können. Und als auf Kaiser Ludwig im arelatischen Reich sein bosonidischer Vetter Graf Hugo von Arles gefolgt war, da zog auch dieser, der durch seine Mutter ein Enkel König Lothars und ein Urenkel Kaiser Lothars war, über die Alpen. Auf die Feinde seines hochburgundischen Nebenbuhlers gestützt, konnte sich Hugo nach Kaiser Berengars Tode in Italien durchsetzen. Er wurde 926 in Pavia zum König gekrönt und machte mehrere Anläufe, um sich der Herrschaft über Rom und der Kaiserkrone zu bemächtigen.

Die italienischen Auseinandersetzungen zwischen Hugo von Arles und Rudolf von Hochburgund hatten auch für die Zukunft Burgunds große Bedeutung. Gegen den Verzicht Rudolfs auf seine Ansprüche in Italien trat Hugo 933 das Arelat an den Welfen ab, dessen Königreich nun zu einem großburgundischen Reiche wurde, für das sich allgemein der Name Arelatisches Reich durchsetzte.

Als Herr des neuen Reiches Großburgund hatte König Rudolf eine Machtstellung inne, die der des von den Sachsenherzögen er-

neuerten ostfränkisch-deutschen Reiches um nicht allzuviel nachstand. Schon mit seinen italienischen Plänen hatte der burgundische Welfe nicht nur mit seinem niederburgundischen Nachbarn, sondern auch mit dem sächsisch-deutschen Könige rivalisiert. Im Falle eines Gelingens seiner Pläne hätte man mit der Herauslösung Schwabens aus dem Reiche und seiner Angliederung an das burgundisch-langobardische Welfenreich rechnen müssen, denn Rudolf hatte sich durch seine Heirat mit der schwäbischen Herzogstochter eine Anwartschaft auf dieses Land verschafft. Und da Herzog Burchard von Schwaben für die Ziele seines Schwiegersohnes in Italien kämpfte – wo er 926 vor Ivrea fiel – ist es kein Hirngespinst, wenn man hier bereits die Umrisse eines möglichen welfisch-burgundischen Gegenreiches sich abzeichnen sieht.

Doch wußte König Heinrich dieser Gefahr geschickt zu begegnen. Noch bevor aus Hochburgund Großburgund geworden war, hatte er dem Welfenkönig ein gutes Stück Schwaben (bis gegen die Reuß) abgetreten und ihn damit zu seinem Lehnsmann gemacht. So tritt König Rudolf auch in der Folgezeit als ein Glied des Reiches auf und erscheint beispielsweise 926 auf einer Reichsversammlung, die in der alten Burgunderstadt Worms am Rhein tagt.

Diese Wendung zum Reich erwies sich als sehr glücklich, nachdem Rudolf 937 unter Hinterlassung eines unmündigen Sohnes Konrad gestorben war. Denn jetzt suchte Hugo von Arles, dem inzwischen in Berengar von Ivrea ein neuer italienischer Gegenspieler erstanden war, in Burgund neuen Einfluß zu gewinnen. Er verheiratete seinen Sohn Lothar mit Rudolfs Tochter Adelheid und heiratete selber die Witwe König Rudolfs. Trotzdem gelangte er nicht zum Ziel, denn Otto der Große, der inzwischen seinem Vater Heinrich auf dem deutschen Thron gefolgt war, nahm Rudolfs Sohn Konrad in Schutz, bewahrte ihn in seinem angestammten Königreich und brachte nach dem Tode König Hugos auch die Provence wieder in burgundischen Besitz. König Konrad von Burgund erkannte daher bereitwillig Ottos Oberhoheit an, womit das Arelat zwar nicht nominell, aber doch tatsächlich in die Machtsphäre des Reiches einbezogen war.

Burgund als Krönung des Reiches

Burgund sollte aber noch weit größere Bedeutung für das Reich erhalten. Es war ein Vorgang von sinnbildlicher Bedeutung, daß König Heinrich, als er den Welfen Rudolf durch die Abtretung eines Teiles von Schwaben zu seinem Lehnsmann machte, ihn zugleich auch zur Auslieferung der heiligen Lanze der Langobarden gezwungen hatte. Damit wahrte der deutsche König nicht nur sein Vorrecht auf die Herrschaftsausbreitung im langobardisch-italienischen Raum, sondern durch die heilige Lanze wurde auch auf das Kaisertum und seine sakralen Hintergründe hingewiesen.

Wie König Heinrich, der seine italienischen Pläne nicht mehr verwirklichen konnte, wurde auch sein Sohn Otto durch die Anteilnahme an burgundischen Vorgängen zu einem Eingreifen in Italien veranlaßt. Otto mußte nicht nur dem jungen König Konrad die Herrschaft sichern, auch dessen Schwester Adelheid bedurfte nach dem Tode ihres Gatten, König Lothars von Italien, gegen Berengar von Ivrea seiner Hilfe. Von den Anhängern der welfischen Burgunderin gerufen, unternahm Otto der Große seinen ersten Italienzug, der ihm zugleich mit der Hand der Adelheid die Herrschaft über das langobardisch-italienische Reich einbrachte. So bildete gleichsam Burgund die vorbereitende erste Etappe auf dem Wege zur Wiederaufrichtung des römisch-deutschen Kaisertums.

König Konrads Sohn Rudolf III., ein Neffe Adelheids und damit auch Ottos des Großen, war der Letzte vom Stamme der arelatischen Welfen. Sein nächstberechtigter Erbe war der deutsche König Heinrich II., der letzte Sachsenkaiser, dessen Mutter eine Burgunderin war. Zwischen beiden Königen wurde daher 1016 im Straßburger Vertrag verabredet, daß Burgund nach Rudolfs Tode an das Reich fallen solle.

Jedoch starb der kaiserliche Neffe vor dem burgundischen Oheim, der nun die Fortdauer der Vertragsgültigkeit dem neuen deutschen König gegenüber bestritt. Aber Konrad II., der erste Salier, bestand darauf, daß Burgund als ein heimgefallenes Lehen zu betrachten sei. Durch seinen rasch unternommenen Italienzug versetzte er Rudolf geschickt in eine Zwangslage, so daß dieser ihm nicht nur sein Land als Erbe zusprach, sondern sogar der Kaiserkrönung

Konrads in Rom beiwohnte, die durch seine und des dänisch-englischen Königs Anwesenheit die glanzvollste aller Krönungsfeiern des Mittelalters darstellte.

Schon einige Jahre vor seinem Tode sandte der Welfe, dessen Großnichte Gisela Konrads Gemahlin war, dem Kaiser seine Krone. Als er 1032 nach vierzigjähriger Regierung endlich starb, bedurfte es für Konrad daher keiner sehr großen Anstrengungen, um sich als Erbe durchzusetzen. Den Aufstand seines eigenen Stiefsohns Ernst von Schwaben, der erneut die Möglichkeit einer zentrifugalen burgundisch-schwäbischen Machtbildung verkörperte, hatte er schon vorher niedergeschlagen. Als einziger ernsthafter Mitbewerber blieb Graf Odo von Champagne, dessen Ziel die Erkämpfung eines Zwischenreiches war, das sich von der Champagne über Lothringen, das er dem Kaiser abzugewinnen versuchte, bis zum Arelat erstrecken sollte. Da aber auch der französische König an einer derartigen Machtausbreitung seines Vasallen kein Interesse hatte, gelang es ihm mit dessen Hilfe sehr rasch, des Champagner Grafen Herr zu werden. Immerhin ist Odo eine gerade in unserem Zusammenhang sehr interessante Erscheinung: noch einige Zeit später machte er dadurch von sich reden, daß er von einer italienischen Partei zum Langobardenkönig und Kaiser ersehen wurde. Er ist also zugleich ein Nachfahr der zum Kaisertum strebenden Burgunderkönige und ein Vorläufer Karls des Kühnen.

Am 2. Februar 1033 – eben hundert Jahre nach der Vereinigung von Ober- und Niederburgund zum Königreich Arelat und fast genau ein halbes Jahrtausend nach dem Untergang des altburgundischen Stammeskönigreiches – konnte sich Kaiser Konrad im Kloster Peterlingen am Neuenburger See zum burgundischen König krönen lassen. Man hat Konrads Sieg in der burgundischen Frage mit Recht als das entscheidende Ereignis seiner ganzen Regierung bezeichnet. War auch die reale Macht der Welfenkönige, in deren Erbe die deutschen Herrscher nun eintraten, zuletzt nur noch sehr gering gewesen, so war der Besitz des Landes doch außerordentlich wichtig wegen der damit vollzogenen Abriegelung Frankreichs vom Mittelmeer und von Italien und der Sicherung der eigenen Herrschaft über Italien, in das gerade von Burgund aus wichtige Zugänge führen.

Deutschland, Italien und Burgund gehören fortan als mit eige-

ner Verwaltung ausgestattete Königreiche unmittelbar dem Imperium an. Und auf dieser mitteleuropäischen Dreiheit konnte sich, mit Karl Hampe zu sprechen, „die kaiserliche Vormacht nur noch beherrschender erheben." Wie für Deutschland und Italien, wurde auch für Burgund ein Kanzler gestellt: führte der Erzbischof von Mainz als der höchste Reichsfürst den Titel eines Reichserzkanzlers, so war der Kölner Erzbischof seit 1031 Kanzler für Italien (nach dem Schwabenspiegel: „zu Lamparten"), und als dritter der drei geistlichen Kurfürsten galt der Erzbischof von Trier seit dem 13. Jahrhundert als der Kanzler für Burgund. Bemerkenswert ist, daß Burgund im Amtstitel des Erzbischof-Kanzlers „Gallien" genannt wird, als solle damit die Erinnerung an das ehemalige karolingische Imperium bewahrt werden, das tatsächlich aus Germanien, Italien und Gallien bestanden hatte.

So stellt Burgund gleichsam die Krönung des Reiches dar. Und es hat daher einen tiefen Sinn, wenn nach einer sehr plausiblen These die in der Wiener Schatzkammer aufbewahrte altdeutsche Kaiserkrone aus jenem „diadema" entstanden ist, das König Rudolf von Burgund seinem kaiserlichen Erben und Nachfolger übersandte. Die zu der fränkischen und der langobardischen erworbene burgundische Krone, deren Besitz dem Reiche erst seine rechte Abrundung gab, wurde zur Kaiserkrone, die das ganze dreigegliederte Reich versinnbildlicht.

Wegen der Bedeutung Burgunds für das Imperium haben gerade die stolzesten Herrscher des Mittelalters immer besonderen Wert auf die burgundische Herrschaft und auf ihr burgundisches Königtum gelegt. So hat der Staufer Friedrich Barbarossa 1156 durch seine Heirat mit Beatrix, der Erbin der adalbertingischen Grafen von Hochburgund, aufs neue Fuß im burgundischen Lande gefaßt und sowohl durch den von seiner Gemahlin zugebrachten unmittelbaren Besitz als auch durch die Wiederaufnahme in Vergessenheit geratener alter Reichsrechte „Burgund dem Reiche gewissermaßen zum zweiten Male erworben" (Hampe). Ein Jahr nach seiner burgundischen Heirat fand 1157 in Bisanz-Besançon, der Hauptstadt von Hochburgund, jene denkwürdige Reichsversammlung statt, mit der des Stauferkaisers weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Papsttum ihren Anfang nahm. Und im Jahr nach dem Frieden von Venedig, der diese Auseinandersetzung

1177 beschloß, hielt der Kaiser 1178 in der niederburgundischen Hauptstadt Arles einen glanzvollen Hoftag ab, auf dem er sich feierlich die burgundische Königskrone aufs Haupt setzen ließ.

Und wenn wir hören, daß Barbarossas Sohn Heinrich VI. mit dem Plan umging, das Arelat dem englischen König Richard Löwenherz als Lehen aufzutragen, und wenn noch Friedrich II. 1215 das burgundische Land einem Fürsten von Orange verleiht, so ersehen wir daraus, daß Burgund unter den staufischen Kaisern keine geringere Rolle als zuvor unter den salischen und bereits unter den sächsischen spielte. Und so ist es kein Zufall, daß in der Blütezeit des staufischen Reiches die Nibelungensage ihre endgültige dichterische Gestaltung erhielt, das tragische Epos von der Treue und dem Untergang der „Burgonden", wie der burgundische Name im Nibelungenlied lautet. Die Sage von den burgundischen Nibelungen und ihrer sprichwörtlichen Treue wurde schlechthin zum Mythos des mittelalterlichen Imperiums.

Das Rektorat der Zähringer in Klein-Burgund

Die hohe Bedeutung, die Burgund im Gefüge des Reiches hatte, darf nicht darüber hinwegsehen lassen, daß im burgundischen Raume noch immer jene Gegenreichstendenz lebendig war, von der bereits mehrfach in Andeutungen die Rede war. Wie im langobardisch-lombardischen Italien, so standen auch im burgundischen Raume Reichs- und Gegenreichstendenzen gegeneinander. Doch hat hier die Gegenreichsidee wenig oder gar nichts mit dem Unterschied zwischen Germanentum und Romanentum zu tun, im Gegenteil waren gerade in den dem germanisch-deutschen Siedlungsraum benachbarten oder sogar ihm zugehörigen Teilen Burgunds die reichsfeindlichen Tendenzen am stärksten.

Wir sprachen bereits von den burgundisch-schwäbischen Sonderungsbestrebungen der arelatischen Welfen, die in dem Aufstand Ernsts von Schwaben und des Grafen Welf flüchtig wiederkehrten. Kaum war Kaiser Heinrich III., der Sohn Konrads II. und der Gisela, 1056 gestorben, da traten auch die burgundisch-schwäbischen Reichsfeinde von neuem auf die weltgeschichtliche Bühne. Durch Gewaltmaßnahmen wußte der Burgunder Rudolf von Rheinfelden

die Belehnung mit dem Herzogtum Schwaben samt der Verwaltung Burgunds zu erzwingen. Von dieser Machtstellung aus richtete der Rheinfelder dann zusammen mit dem Zähringer Berthold und anderen rebellischen Großen jenes Gegenkönigtum auf, das im Kampfe Heinrichs IV. gegen das gregorianische Papsttum eine so schmähliche und entwürdigende Rolle spielen und die Katastrophe von Canossa zu einem entscheidenden Teil mit heraufbeschwören sollte.

Die mit den Rheinfeldern versippten Zähringer beerbten diese dann und erhoben auch Anspruch auf das schwäbische Herzogtum, indem sich Berthold II. gegen den staufischen Schwiegersohn Heinrichs IV. zum Gegenherzog aufstellen ließ. Doch ließ er sich 1096 mit dem Reichslehen Zürich und dem Herzogstitel abfinden, was eine Wendung vom schwäbischen zum burgundischen Raum hin bedeutete.

In dieser Richtung wurden die Zähringer durch Lothar von Supplinburg, der als Vertreter der Gegenreichsidee auf den Thron gelangt war, noch weiter gefördert. Da Lothar in Burgund keine Anerkennung fand, belehnte er Herzog Konrad von Zähringen mit dem „Rektorat" von Burgund, was diesen zugleich auch instandsetzen sollte, den staufischen Schwabenherzog in Schach zu halten. Konrad konnte sich aber nur im östlichen Hochburgund durchsetzen, das in der Folge den Namen Kleinburgund führte. Unter Übertragung seines zähringischen Titelherzogtums auf sein burgundisches Rektorat nannte er sich übrigens auch Herzog von Burgund oder von Ostburgund.

Als der Staufer Friedrich 1152 König geworden war, gehörte es zu seinen ersten Regierungshandlungen, daß er dem Zähringer Berthold IV. die neue Investitur mit Burgund erteilte. Was ihn aber, wie wir sahen, nicht hinderte, selber aufs tatkräftigste in die burgundischen Fragen einzugreifen und den Rektor Berthold durch die Abtretung von Vogteien und Königsrechten in mehreren burgundischen Bistümern ostwärts auf die heute schweizerischen kleinburgundischen Gebiete abzulenken, die ohnehin das hauptsächliche Einflußgebiet der Zähringer darstellten.

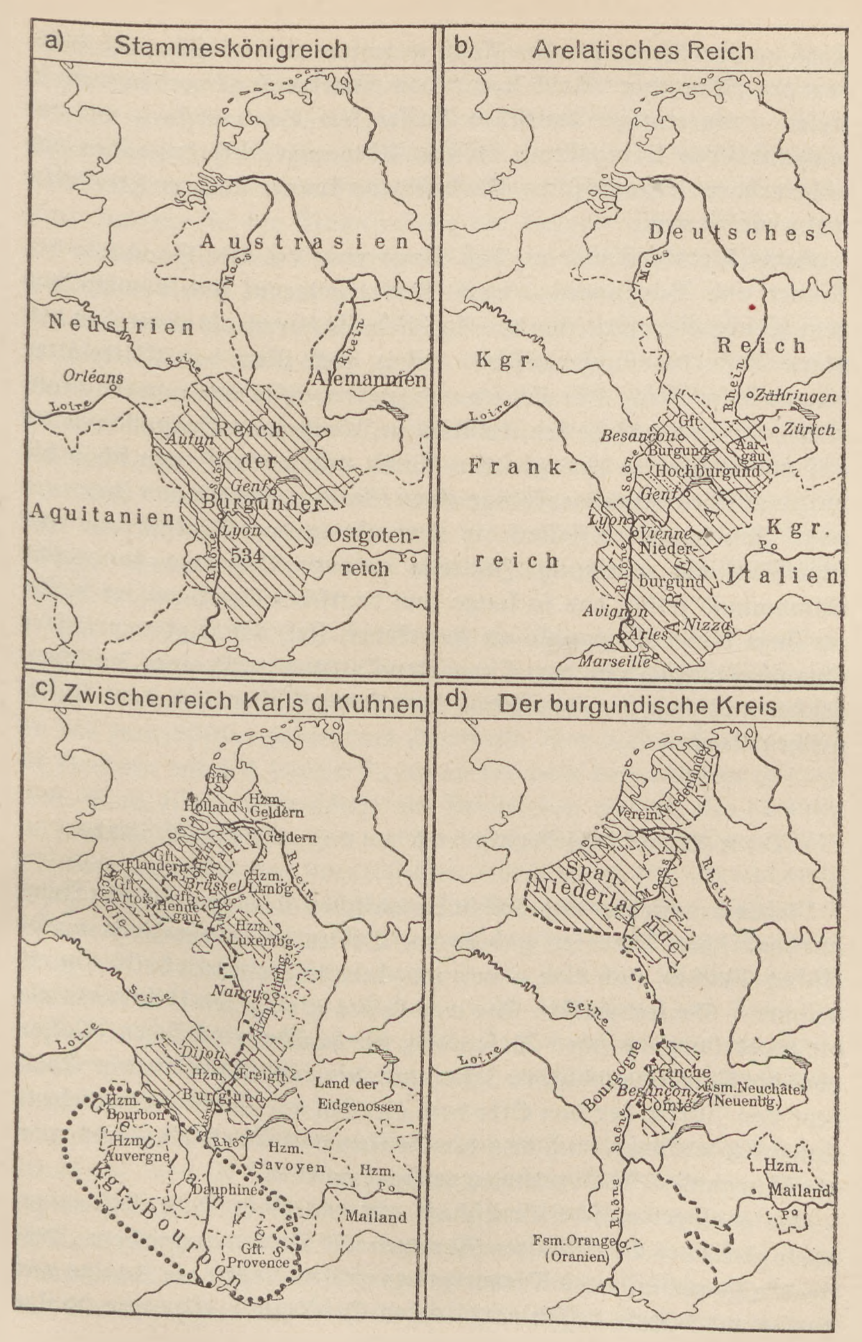
Zu einer Betätigung ihrer Gegenreichsbestrebungen sind die zähringischen Rektoren schon infolge der Geringfügigkeit ihrer Macht nur selten gekommen. Immerhin versuchte Konrad von Zähringen

1147 einen Aufstand gegen Konrad III. wegen dessen Einmischungen in die burgundischen Händel, und der letzte Zähringer Berthold V. wurde 1198 von der antistaufischen Partei dazu ausersehen, jene Gegenkönigsrolle zu spielen, mit der dann der Welfe Otto IV. die politische Linie Rudolfs von Rheinfelden und Lothars von Supplinburg wieder aufnahm.

Mit diesem letzten Berthold starb 1218 die burgundische Linie der Zähringer aus. Im Jahr darauf hören wir noch einmal von ihrem Rektorat, das Kaiser Friedrich II. seinem 1217 mit dem schwäbischen Herzogtum belehnten Sohn Heinrich zu Weihnachten 1219 übertrug. Auch für diesen Staufer war das burgundisch-schwäbische Erbe keine glückliche Mitgift, denn der junge König Heinrich endete in einem Aufstand gegen seinen Vater, der bedenklich an das Abenteuer Ernsts von Schwaben erinnert.

Erben der Zähringer aber wurden über das Haus der Kyburger Grafen die schwäbisch-burgundischen Habsburger. Rudolf von Habsburg war ein Urenkel Bertholds IV. von Zähringen, der selber wieder ein Urenkel Rudolfs von Rheinfelden war. So kam mit dem materiellen auch das geistige Erbe der Rheinfelder und Zähringer an die Habsburger, und es verwundert uns daher nicht, daß Rudolf von Habsburg sich bald nach seiner Königswahl der burgundischen Angelegenheiten tatkräftig anzunehmen begann. Er war dabei vielleicht mehr von einem gesamtschwäbischen als von einem gesamtdeutschen Interesse bestimmt und dachte vor allem an die Vergrößerung seiner eigenen Hausmacht im schwäbischen und burgundischen Raum. Doch hatte er im ganzen keine glückliche Hand. Seine Söhne Rudolf und Hartmann, denen er das schwäbische Herzogtum und das burgundisch-arelatische Königreich zu übertragen plante, starben jung, und daß sein weiterer Plan, das Arelat dem mit seiner Tochter Clementia vermählten Enkel Karls von Anjou als Königreich zu übertragen, mißlang, kann nur als Glücksfall angesehen werden. Auch Rudolfs zweite Heirat mit einer französischen Burgunderin hatte ungünstige Folgen, da er bei dieser Gelegenheit seinem burgundisch-französischen Schwager Herzog Robert die Dauphiné, ein bisher immer noch deutsches Lehen, übertrug und damit deren Entfremdung vom Reiche herbeiführte.

Im nächsten Jahrhundert machte Kaiser Karl IV., der luxemburgische Staufernachfahr, einen letzten Versuch, das burgundische



5. Burgunder Reiche

Land an der Rhône für das Reich zu retten. Er ließ sich 1365, nachdem der „Dauphin" Karl König von Frankreich geworden war, in Arles – als einziger deutscher Kaiser seit Barbarossa – mit der burgundischen Königskrone krönen. Aber angesichts des zähen und unbeirrbaren französischen Vordringens konnte auch er hier nicht mehr viel retten.

Karls Verdienst war es, daß Savoyen – die alte Sapaudia der Römer und Burgunder – vom Arelat getrennt und unmittelbar dem Reiche eingefügt wurde. So blieb Savoyen als einer der wenigen Reste des burgundischen Erbes auch über das Mittelalter hinaus beim Reich. Die Grafen und späteren Herzöge von Savoyen aber nahmen das Erbe der arelatischen Könige von Burgund wieder auf und schufen in dem gleichen Raum wie jene und wie schon die burgundischen Stammeskönige einen Staat, von dem aus ihnen ein paar Jahrhunderte später die Erwerbung der Königskrone und schließlich die Einigung Italiens gelang. Daß das savoyische Stammland selbst, das so lange zum deutschen Reich gehört hatte, im Zuge dieser Ereignisse an Frankreich fiel, bestätigt nur unsere Grunderkenntnis von dem Charakter Burgunds als eines Zwischenreiches zwischen dem deutschen, dem französischen und dem italienischen Raum.

Von Deutsch-Burgund zur Franche-Comté

Neben den nieder- und hochburgundischen Königen und den kleinburgundischen Rektoren gab es im Gebiet des ehemaligen arelatischen Reiches auch eine – von uns bereits mehrfach beiläufig erwähnte – Grafendynastie. Sie war keines geringeren Ursprungs als die niederburgundischen Bosoniden, die hochburgundischen Welfen oder die kleinburgundischen Zähringer, denn ihr Ahnherr war Adalbert von Ivrea, der von Otto dem Großen aus Italien vertriebene Langobardenkönig, nach dem die Grafen von Burgund – auch von Hochburgund – Adalbertinger genannt wurden.

Die adalbertingische Grafschaft mit der Hauptstadt Bisanz gehörte gleich den Grafschaften Savoyen und Provence und dem „Delfinat" (Dauphiné) von Vienne zu den großen Lehen der Könige von Arelat und bildete dessen nördlichsten Gebietsteil. Mit dem Arelat

ans Reich gefallen, wurde sie zur Freigrafschaft, denn dieser Name hängt mit der Tatsache zusammen, daß die burgundischen Grafen keinem Herzog unterstellt, also reichsunmittelbar waren. Wir sahen schon, daß die Freigrafschaft im Jahre 1156 durch Beatrix von Burgund an das staufische Kaiserhaus kam, und es ist ein wichtiges Zeugnis für die Machtstellung der burgundischen Grafen, daß die Staufer als ihre Erben die Macht des Reiches im gesamtburgundischen Raum bedeutend verstärken konnten.

1169 wurde die Grafschaft Burgund zur Pfalzgrafschaft erhoben, zu einer Würde, die bei den großen deutschen Stämmen mit der der Stammesherzöge in Beziehung stand. In Burgund bedeutete sie vermutlich nichts anderes als eine Bestätigung des reichsunmittelbaren Ranges der Grafen. Kaiser Barbarossa schickte 1185 nach dem Tode der Beatrix seinen dritten Sohn Otto als Pfalzgrafen nach Burgund, doch kam das Land durch Heirat schon in der übernächsten Generation wieder an eine Seitenlinie der Adalbertinger, die bis 1315 regierte.

Nun wechselte Pfalz-Burgund mehrfach den Herrn. Eine adalbertingische Erbtochter brachte das Land an das französische Königshaus, eine kapetingische Erbtochter schon in der nächsten Generation an das französische Herzogtum Burgund. Von diesem kam es 1361 an Flandern und mit Flandern 1386 an das neue burgundische Herzogtum. Trotz seiner Eigenschaft als Reichslehen war es also dauernd in französischem Besitz und verlor infolgedessen den burgundischen Namen zugunsten der französischen Übersetzung der Bezeichnung Freigrafschaft: Franche-Comté. In Deutschland aber hieß es in Erinnerung an seine alte Reichszugehörigkeit noch lange Deutsch-Burgund, und tatsächlich gelangte die alte Frei- und Pfalzgrafschaft nach dem Tode Karls des Kühnen noch einmal an das Reich, zu dessen burgundischem Kreis sie gehörte. Erst 1678 wurde im Nymweger Frieden aus Deutsch-Burgund endgültig eine französische Franche-Comté.

Es bleiben noch zwei Nebenlinien des adalbertingischen Hauses zu erwähnen, weil sie für die gesamtburgundische Geschichte von Wichtigkeit sind. Schon früh war ein Zweig der Adalbertinger nach Spanien verschlagen worden und hatte hier als Erbe der Gotenkönige Altspaniens die kastilische Königskrone erworben. Es kommt uns bei der Erwähnung dieser Tatsache weniger auf die Betonung der go-

tisch-burgundischen Folge an – die eigentlich, da die Adalbertinger aus der Lombardei stammen, eine gotisch-langobardische ist – als vielmehr auf die daraus erhellende Erkenntnis, daß Burgund nicht nur ein Zwischenland und Zwischenreich zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, sondern auch zwischen Frankreich, Italien und Spanien ist.

Die burgundische Dynastie starb in Kastilien und Aragonien mit Isabella und Ferdinand dem Katholischen bald nach der 15. Jahrhundertwende aus. Nicht viel später starb auch der letzte burgundische Adalbertinger, Prinz Philibert von Oranien, dessen Ahnherrn aus dem Hause Le Baux einst von Kaiser Friedrich II. das Arelat verliehen worden war. Das Erbe der adalbertingischen Oranier trat nun das deutsche Grafenhaus von Nassau an, das den oranischen Namen aus dem südlichen in das nördliche deutsch-französische Zwischenreich, in die Niederlande verpflanzen sollte, die der Schauplatz eines späteren Kapitels burgundischer Namensgeschichte sind.

Nach dem Aussterben der Hauptlinie der nassauischen Oranier mit dem 1703 erfolgten Tode König Wilhelms III. von England schien sich noch einmal für eine kurze Frist die Möglichkeit einer Rückgewinnung der alten Freigrafschaft für das Reich zu eröffnen. Der nach dem Aussterben der älteren Linie des habsburgischen Hauses im Jahre 1701 entbrannte Spanische Erbfolgekrieg hatte schon vorher die Diskussion über diese Frage in Gang gebracht, denn über die spanischen Habsburger war Deutsch-Burgund vom Reich an Frankreich gekommen. So hat damals der Reichstag von Regensburg die Rückgabe des im Reiche noch unvergessenen alten Besitztums gefordert.

Wirkliches Gewicht erhielten diese Bestrebungen erst, als der erste Preußenkönig als Enkel seiner mütterlichen Ahnen das oranische Erbe im ehemals burgundischen Raume beanspruchte. Friedrich von Preußen erstrebte den Besitz nicht allein von Neuchâtel-Neuenburg, das er 1707 erwarb, sondern er suchte sich auch in der Franche-Comté festzusetzen, wo er als Äquivalent für das allzu entlegene eigentliche Fürstentum Oranien (Orange) die an das neuenburgische Fürstentum angrenzenden Landschaften beanspruchte. Er fand dabei gar nicht unerhebliche Unterstützung durch die Schweizer, die die Nachbarschaft des expansivistischen Frankreich scheuten. Die Schweiz hatte seit alters enge Beziehungen zur Freigrafschaft, so daß

kurz vor deren Abtretung an Frankreich sogar der Gedanke eines Anschlusses an die Eidgenossenschaft gehegt wurde, womit dem burgundischen Lande wenigstens mittelbar die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis erhalten geblieben wäre.

Obwohl die damaligen gemeinsamen schweizerisch-preußischen Bestrebungen schließlich – abgesehen von Neuchâtel, wo Frankreich ebenfalls sehr nachdrückliche Ansprüche verfocht – erfolglos blieben, so verdienen sie doch schon deshalb Beachtung, weil sie zeigen, daß der preußische Staat als der Träger einer neuen Reichskonzeption in seinen Anfängen den gesamten Raum des alten Reiches bis in das burgundische Vorfeld hinein auszufüllen strebte. Denn wie Preußen im burgundischen Raume mit den Schweizern als den Fortführern ältester deutscher Reichstraditionen zusammenwirkte, so führte es gleichzeitig auch einen zähen Kampf um das niederländische Erbteil der Oranier, der 1713 mit der Erwerbung des zum Burgundischen Reichskreis gehörigen Obergeldern zu einem ähnlichen Teilerfolg führte, wie es 1707 die Erwerbung des zwischen der Schweiz und Deutsch-Burgund gelegenen Neuenburg war.

Das französische Herzogtum Burgund

Weist die deutsche Grafschaft Burgund in die Zeiten des arelatischen Königreiches zurück, so führt uns ein anderes Territorium burgundischen Namens, das wir in der bisherigen Darstellung unbeachtet ließen, sogar bis zu den burgundischen Stammeskönigen der Völkerwanderungszeit. Denn nach seiner Zugehörigkeit zu dem Rhônekönigreich des alten Burgunderstammes trägt das französische Herzogtum Burgund den Namen, der von hier aus einen neuen Ruhmes- und Siegeszug beginnen und ungeahnte neue Ausbreitung finden sollte.

Ein Bosonide und Bruder des ersten burgundischen Territorialkönigs Boso von Vienne, Graf Richard von Autun, hatte dieses Herzogtum in der Zeit der Auflösung des Karolingerreiches begründet. Sein mit einer Kapetingerin vermählter Sohn Rudolf von Burgund wurde 923 nach der Absetzung Karls des Einfältigen zum König von Frankreich gewählt, das er bis zu seinem Tode im Jahre 936 beherrschte.

Nahm dieser burgundische Westfrankenkönig damit die Rolle der Kapetinger vorweg, so sollten diese bald auch das Erbe der Bosoniden in Burgund antreten. Ein Bruder Hugo Kapets wurde noch vor dessen Thronbesteigung durch seine Heirat mit einer Burgunderin Herzog von Burgund. Als dessen Erbe begründete Hugo Kapets Enkel Robert 1031 eine burgundische Nebenlinie des kapetingischen Hauses, die in mannigfacher Versippung mit Pfalz-Burgund und anderen burgundischen Dynastien bis 1361 blühte. Durch einen Enkel Herzog Roberts wurde ein Zweig dieses kapetingischen Hauses Burgund auf die iberische Halbinsel verpflanzt und begründete hier das Königreich Portugal, so daß jenseits der Pyrenäen seit dem 12. Jahrhundert zwei Häuser Burgund verschiedenen Ursprungs herrschten. Während aber die Pfalz-Burgunder von Kastilien und Aragon schließlich ausstarben und von den Habsburgern abgelöst wurden, lebt das portugiesische Haus Burgund in seiner Nebenlinie Braganza, die Portugal bis ins vergangene Jahrhundert regierte, bis in die Gegenwart fort.

Zwei Jahre nach dem Heimfall des Herzogtums an die französische Krone begründete Philipp der Kühne von Valois 1363 eine neue burgundische Abzweigung des königlichen Hauses, die in rascher Folge einen phantastischen Aufstieg erlebte. Herzog Philipp, der nach dem Ausbruch der Geisteskrankheit König Karls VI., seines Neffen, Frankreich als Reichsverweser regierte, erwarb 1384 durch Heirat Flandern, die „reichste, edelste und größte Grafschaft der Christenheit", sowie Artois und die Freigrafschaft Burgund und tat damit den für die Zukunft Burgunds entscheidenden Brückenschlag nach Norden. Zuerst in dieser Richtung vorgestoßen waren schon im Jahrhundert zuvor die Burgunder Pfalzgrafen, als sie Artois erwarben. Dann war die Pfalz- und Freigrafschaft samt Artois an die Grafen von Flandern gefallen, die schon vorher die dem französisch-burgundischen Herzogtum westlich benachbarte Grafschaft Nevers sowie das an der Maas auf halbem Wege zwischen beiden gelegene Rethel geerbt hatten.

So hatte das Reich Philipps des Kühnen also bereits zwei Schwerpunkte, einen südlichen burgundischen und einen nördlichen flämischen, und durch den Besitz von Pfalz-Burgund überschritt es auch schon die Grenzen des französischen Königreiches. Trotzdem behielt Burgund unter Philipp und seinem Sohn Johann dem Un-

erschrockenen noch den Charakter eines französischen Territorialstaates, der als solcher allerdings, zumal angesichts des Hundertjährigen Krieges gegen England, einer der mächtigsten war. So war Herzog Johann in den damaligen innerfranzösischen Auseinandersetzungen der Führer der im Kampf gegen die südfranzösische Partei der Armagnacs in Frankreich beherrschenden Einfluß ausübenden nordfranzösischen Bourguignons, der nach seinem Herzogtum genannten Burgunderpartei.

Karls des Kühnen Zwischenreich

Erst mit Herzog Johanns Sohn Philipp dem Guten, dem Vater Karls des Kühnen, begann eine neue Expansion burgundischer Macht, die nicht nur die französischen Grenzen sprengte, sondern gesamtabendländische Bedeutung erlangte. Man kann das Geburtsjahr Karls des Kühnen als das Wendejahr auffassen, mit dem der Aufstieg Französisch-Burgunds zu einer weltgeschichtlichen Rolle begann. In diesem Jahre 1433 – und damit genau ein halbes Jahrtausend nach der Vereinigung Nieder- und Hochburgunds zu dem dann zu abendländischer und weltgeschichtlicher Bedeutung aufgestiegenen Arelatischen Reich – erwarb Herzog Philipp, der Sohn einer holländisch-wittelsbachischen Mutter, die wichtigen Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau und dehnte den burgundischen Herrschaftsraum dadurch bis in den nördlichsten Teil des ehemaligen lotharingischen Reiches aus. Schon zuvor hatte er nach dem Aussterben einer Seitenlinie Brabant und Limburg, die Restherzogtümer Niederlothringens, erworben. Dazu mußte ihm die französische Krone, als er 1435 mit ihr Frieden schloß, die Picardie bis zur Somme abtreten, und schließlich gelang ihm 1443 die besonders wichtige Erwerbung des Herzogtums Luxemburg, das einen erheblichen Teil des zwischen den küsten- und den binnenländischen Besitzungen Burgunds klaffenden Raumes ausfüllte.

Die meisten dieser Erwerbungen gehörten wie Pfalz-Burgund zum Reich, so daß der Burgunderherzog nun ebensosehr deutscher wie französischer Lehensmann war. Und nachdem er 1435 von Frankreich die Befreiung von Lehnspflicht und Huldigung erlangt hatte, war er sogar vorzugsweise deutscher Lehensträger. Auch

seine Residenz hatte er aus dem burgundischen Dijon – nach Worms, Genf, Lyon, Arles und Besançon der sechsten burgundischen Hauptstadt, die wir kennenlernen – nach dem niederländisch-deutschen Brüssel – also der siebenten Hauptstadt – verlegt, und da der bescheidene Herzogstitel dem Umfang der neuburgundischen Macht in keiner Weise mehr entsprach, suchte der „Großherzog des Abendlandes", wie Philipp von Burgund genannt wurde, von seinem kaiserlichen deutschen Lehnsherrn den Königstitel zu erlangen.

Die in dieser Frage geführten Verhandlungen gingen in mehreren Etappen vor sich. Im Jahre 1447 suchte Philipp den Habsburger Friedrich III. zu veranlassen, die Grafschaften und Herzogtümer Geldern, Kleve, Jülich, Mark, Mörs, Vaudemont, Bar und Lothringen mit dem bisherigen burgundischen Reiche zu einem Königreich zu vereinigen. Dieser allzukühne Plan fand bei dem Deutschen keine Gegenliebe, denn wenn es auch verlockend schien, durch die Einbeziehung des aufstrebenden Burgunderreiches in den Machtraum des Reiches den französischen Ostbestrebungen einen Riegel vorzuschieben und obwohl es zudem, wie das böhmische Beispiel zeigt, durchaus nichts Neues war, daß das Kaisertum einen seiner Vasallen zum König erhob, so war doch die burgundische Machtstellung zu stark, als daß es geraten scheinen konnte, sie durch die geforderte Abrundung und die Königswürde noch zu verstärken.

Immerhin kam der Kaiser selber noch einmal auf diese Pläne zurück. Durch akute innere Nöte bedrängt, suchte er den Burgunder 1462 zum Bundesgenossen zu gewinnen, indem er ihm die Königswürde von Brabant und die Reichsstatthalterschaft links des Rheins anbot. Aber da der burgundische Herzog nicht rasch genug zugriff und Friedrich seiner inneren Gegner auf andere Weise Herr wurde, zerschlugen sich auch diese Verhandlungen, und Philipp der Gute starb 1467 als Herzog.

Sein jugendlicher Sohn und Nachfolger Karl der Kühne nahm die Pläne des Vaters mit neuem Elan wieder auf. Hatte Herzog Philipp in den letzten zwei Jahrzehnten seiner Regierung keine neuen Erwerbungen mehr gemacht, so vergrößerte Karl sein Reich schon 1473 durch das niederrheinische Herzogtum Geldern (und Zütphen). Und hatte seinem Vater als Ziel ein den Raum zwischen

Deutschland und Frankreich ausfüllendes Königreich von der Art jenes Lotharingien vorgeschwebt, das nach dem Urenkel Karls des Großen seinen Namen trug, so begnügte sich Karl der Kühne in seinen Plänen nicht mehr mit einem lotharingischen Königtum, sondern erstrebte sogar die Kaiserwürde, wie sie als Herr des ersten Zwischenreiches der abendländischen Geschichte Karls des Großen Enkel Lothar I. getragen hatte.

Im September 1473 begann der Burgunderherzog mit dem habsburgischen Kaiser in einer persönlichen Aussprache in Trier über die Verwirklichung seiner Pläne zu verhandeln. Er forderte von Friedrich nicht weniger als die Römische Königswürde und damit die Nachfolgerschaft im Kaisertum und im Reich. Dafür stellte er dem Kaisersohn Maximilian die Hand seiner Tochter Maria und die Nachfolgerschaft in allen burgundischen Ländern in Aussicht. Sobald er selbst, Karl von Burgund, nach Friedrichs Tode römisch-deutscher Kaiser geworden sei, sollte Maximilian römischer König werden. Die Trierer Verhandlungen ließen sich sehr günstig an, denn die bei dem Fehlen männlicher Erben Burgunds sehr begründete Aussicht auf die Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht um diesen gewaltigen Länderkomplex gab der Sache ein neues Gesicht. Die Länder, die der Kaiser dem präsumptiven Burgunderkönig verlieh, brachte er damit auf einem geringen Umwege nur seinem eigenen Hause zu, und so fand sich Friedrich zu dem Zugeständnis bereit, Karl dem Kühnen ein gesamtburgundisches Königtum als Reichslehen zu übertragen, das die Herzogtümer Savoyen, Lothringen und Kleve und zudem die Bistümer Utrecht, Lüttich, Toul und Verdun umfassen sollte.

Es ist immer rätselhaft geblieben, woran die so aussichtsreich begonnenen Verhandlungen schließlich gescheitert sind. Auf jeden Fall ließ sich Karl durch des Kaisers plötzliche Abreise nicht davon abhalten, seine Pläne – und jetzt natürlich gegen den Kaiser – weiter zu verfolgen. Er stieß gegen die habsburgische Hausmachtstellung im Elsaß vor und streckte seine Hand sogar nach Köln aus. Außerdem überrannte er das Herzogtum Lothringen, das seine flämisch-holländischen von den eigentlich burgundischen Ländern trennte und machte so aus seinem Zwischenreich eine auch territoriale Einheit. Vom Fuße der Westalpen erstreckte sich sein aus nicht weniger als fünf Herzogtümern und acht Grafschaften bestehendes Reich als ein

gewaltiger und nun auch geschlossener Territorialkomplex bis zum nördlichen Meer.

Aber der fünffache Herzog und achtfache Graf war von einem zu unersättlichen Machtstreben erfüllt, als daß das Glück ihn dauernd hätte begünstigen können. Und so wurde er, vor dem Könige und Kaiser zitterten, von dem tapferen kleinen Schweizervolke besiegt. Seine Pläne waren dahin gegangen, im Einvernehmen mit Savoyen, in dem er entscheidenden Einfluß ausübte, sowie mit Mailand, mit dessen Herzögen er in engen und guten Beziehungen stand, das Land der Eidgenossen, in dem Rhein und Rhône, die beiden burgundischen Flüsse, ihren Ursprung haben, seiner Machtsphäre einzugliedern. Aber die schweizerischen Bauernheere besiegten die burgundischen Ritter in den vernichtenden Schlachten von Murten und Granson und kämpften auch in des Herzogs letzter Schlacht bei Nancy als Parteigänger der Lothringer mit. Bei Nancy fiel der erst 44jährige Burgunderherzog 1477 nach eben zehnjähriger Herrschaft, womit der großartige Aufstieg des burgundischen Namens, der sich in dem Jahrhundert zwischen Philipp und Karl dem Kühnen vollzogen hatte, ein jähes und unwiderrufliches Ende fand.

Burgundischer Kreis im Deutschen Reich

Die Geschichte des neuburgundischen Zwischenreiches mündete nun wie einst die des arelatischen in die deutsche Reichsgeschichte aus. Das habsburgische Kaiserhaus wurde zum Erben Karls des Kühnen, der schon 1475 nach den ersten Rückschlägen seiner Expansionspolitik ohne weitere Bedingungen der Verlobung seiner Tochter mit Maximilian zugestimmt hatte. Noch im Jahre 1477, wenige Monate nach Karls Tod, wurde in Gent die habsburgisch-burgundische Heirat vollzogen, womit ein ähnlicher, wenn auch weniger dauerhafter Machtaufstieg des Reiches begann wie im Mittelalter nach der Eingliederung des arelatischen Königreichs.

Allerdings erbten die Habsburger nicht den gesamten, von der Bourgogne bis Boulogne sur Mer sich erstreckenden Machtkomplex Karls, denn die französische Krone wußte außer Flandern und Artois die von ihr lehnsabhängigen Territorien zurückzugewinnen. In einem 1482, im Todesjahre Marias von Burgund, mit Ludwig XI.

von Frankreich abgeschlossenen Vertrage mußte Maximilian auf das Herzogtum Bourgogne, die Picardie und die Grafschaft Boulogne Verzicht leisten.

Obwohl das namengebende burgundische Kernland damit an Frankreich zurückgefallen war, verblieb der Name Burgund doch nun auch dem habsburgischen Erbteil, zu dem ja immerhin auch ein altburgundisches Land, die ehemalige Freigrafschaft gehörte. So war der Burgundername aus dem Stromgebiet der Rhône wieder in das des Rheins zurückgewandert, und es erstand in den Niederlanden ein neues „niederburgundisches" Land – eine aufs letzte besehen paradoxe Namengebung, da Burgund ja, wie wir eingangs feststellten, ursprünglich Bergland bedeutete.

So wurde 1512, als mit der Einteilung des Deutschen Reiches in zehn Kreise eine der wichtigsten Regierungshandlungen Kaiser Maximilians erfolgte, das von Karl dem Kühnen überkommene Erbteil als Burgundischer Kreis abgeteilt. Während das altburgundische Savoyen mit Lothringen und anderen Territorien zum Oberrheinischen Kreise kam, umfaßte der Burgundische Kreis neben der Freigrafschaft die 17 niederländischen Provinzen, darunter vier Herzogtümer (Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern) und sieben Grafschaften.

Diese burgundischen Niederlande wurden nun zum Machtzentrum des habsburgischen Reiches, das alsbald zur Weltmacht aufsteigen sollte. Maximilians und der Maria einziger Sohn Philipp, der den Namen seines burgundischen Urgroßvaters sowie des Stifters des neuburgundischen Hauses trug, erheiratete durch seine Ehe mit der letzten aragonesisch-kastilischen Adalbertingerin das spanische Erbe des Hauses Pfalzburgund. Zwischen dem deutschen und dem spanischen Königreich der Habsburger aber lag Burgund in der Mitte; und mehr noch als die Freigrafschaft mit ihrer Mittellage im geographischen Sinne bildeten die Niederlande mit ihrem hochentwickelten Handels- und Seeverkehr das verbindende Mittelstück, das wahre Zwischenland der beiden Reiche.

So wuchs Philipps in Gent geborener ältester Sohn – der den bis dahin im habsburgischen Hause unüblichen Vornamen seines Urgroßvaters Karl der Kühne erhielt – aus dem burgundischen Raume in jenes Reich hinein, in dem nach seinem Ausspruch die Sonne nicht unterging. Karl V. fühlte sich sein Leben lang weder

als Spanier noch als Deutscher – obwohl er in Deutschland als Spanier und in Spanien als Deutscher betrachtet wurde – sondern vielmehr als Burgunder und Niederländer. Nicht zuletzt daraus erklärt sich auch sein zähes Streben, in den jahrzehntelangen Kriegen gegen Frankreich das burgundische Herzogtum, auf das schon sein Großvater Maximilian Verzicht geleistet hatte, zurückzugewinnen. Vorübergehend gelang ihm das auch, denn im Frieden von Madrid mußte 1525 der in seine Gefangenschaft geratene König Franz I. ganz Burgund an ihn abtreten. Aber die burgundischen Stände entschieden, der König habe zur Abtretung des Landes gar nicht das Recht gehabt, und Franz selber erklärte dann das erzwungene Zugeständnis als nicht verbindlich, so daß der Kaiser seine Ansprüche 1529 im Frieden von Cambrai aufgeben mußte.

Das Streben Karls V. nach der Rückgewinnung des herzoglichen Burgund entsprang aber nicht nur den besonderen Verbundenheitsgefühlen des Kaisers mit den burgundischen Traditionen. Er verband auch sehr wesentliche politische Erwägungen mit diesem Ziel. Es ging ihm um nicht weniger als darum, Frankreich erneut wie im Mittelalter von Italien abzusperren. Dieser Zielsetzung diente auch ein anderer sehr bemerkenswerter Plan: als der Kaiser den Connétable Karl von Bourbon, den mächtigsten Vasallen der französischen Krone, zum Bundesgenossen gewann, versprach er diesem ein Königreich zu schaffen, das außer den Herzogtümern Bourbon und Auvergne die Dauphiné und die Provence, also alte niederburgundisch-arelatische Reichsländer umfassen sollte. Mit diesem Königreich Bourbon hätte auf Kosten Frankreichs das altburgundische Reich seine Erneuerung gefunden, fürwahr ein Gedanke, der durch seine Kühnheit an die einstigen großen Pläne Karls von Burgund gemahnt.

Wenn Karl der Kühne, wie wir sahen, die lotharingischen Pläne seines Vaters übertrumpfte, indem er nicht nur wie dieser ein Königreich, sondern sogar das Kaisertum erstrebte, so waren diese Ideen und Phantasien wenigstens für die Spanne einer Generation Wirklichkeit geworden. Statt des Zwischenreiches der karolingischen Lothare war das Reich Karls des Großen selber wiedererstanden, das unter dem neuen Karl sogar noch weiter, bis nach Spanien und Amerika ausgriff.

Aber das neue karolingische Reich war so wenig wie das des Mittelalters von Dauer. Karl V. mußte auf die Verwirklichung seiner letzten Ziele verzichten. Er konnte seinem Sohne Philipp zwar Burgund und Spanien, nicht aber Deutschland und die Kaiserkrone sichern, und so wurde das niederländische Burgund faktisch wieder vom Reiche getrennt. Bildete es unter Karl ein Zwischenreich zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien, so wurde es nun zu einem spanischen Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich.

Dem Namen nach gehörte der Burgundische Kreis aber auch weiterhin zum Reiche. Obwohl die niederländischen Provinzen schon unter Karl V. durch den mit dem Reiche abgeschlossenen „burgundischen Vertrag" von 1546 aus der Gerichtsbarkeit und Steuerhoheit des Reiches gelöst worden waren, behielt der Kreis auch in der spanischen Zeit Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstag, und zwar an zweiter Stelle sogleich nach den österreichischen Erbländern. Auch blieb das Reich durch den Vertrag von 1546 weiter zum Schutze der Niederlande verpflichtet.

Doch konnten weder das Reich noch Spanien den von den Oraniern geführten Aufstand und Abfall der nördlichen Niederlande verhindern, die durch den Westfälischen Frieden auch offiziell aus dem Reich und seinem burgundischen Kreis ausschieden. Das gleiche Schicksal der Abtrennung erfuhren dann durch den Pyrenäischen und den Aachener Frieden die später sogenannten französischen Niederlande, und durch den Nymweger Frieden von 1678 ging schließlich auch die Franche-Comté, die alte Freigrafschaft, an Frankreich verloren.

Belgien und Burgund

So bestand der Burgundische Kreis, als er 1714 nach dem spanischen Erbfolgekrieg an die deutsche Linie des Habsburgerhauses fiel und wieder im engeren Sinne zu einem Teil des Reiches wurde, nur noch aus den Ländern des späteren belgischen Königreiches. Dieses „belgische Burgund", die vorher spanischen und nunmehr österreichischen Niederlande, wurde nun zum Schauplatz eines letzten Aktes burgundischer Geschichte – nach dem Bornholmer,

dem „Burgundaiber", dem Wormser, dem gundbadingischen, dem arelatischen, dem zähringischen, dem pfalz- und freigräflichen, dem herzoglich-französischen und dem niederländisch-spanischen des zehnten Aktes in dem so unvergleichlich wechselreichen Spiel.

Die Hauptrolle kam diesmal Bayern zu, das in der bisherigen burgundischen Geschichte, der es an Beziehungen wahrlich nicht ermangelte, noch nie eine Rolle von Belang gespielt hatte. Lediglich während des spanischen Erbfolgekrieges hatte sich insofern eine Beziehung eingestellt, als damals Ludwig XIV. seinem bayrischen Bundesgenossen Kurfürst Max Emanuel die Erbstatthalterschaft in den burgundisch-belgischen Niederlanden sowie die Königswürde versprochen hatte.

Aber diese Beziehung gehört bereits mittelbar in den Zusammenhang unseres Themas, denn im Grunde war es nicht viel mehr als das Wiederaufleben dieses Planes in neuer Gestalt, wenn im Jahre 1785 der Habsburgerkaiser Joseph II. dem 1777 in den Besitz von Bayern gelangten pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor das Anerbieten machte, Bayern gegen die österreichischen Niederlande zu vertauschen und diese mit seinen niederrheinischen (Jülich und Berg) und seinen rheinpfälzischen Besitzungen zu einem Königreich Burgund zu vereinigen – ein Plan, der dann bekanntlich nur an dem energischen Einspruch Friedrichs des Großen und des von ihm gestifteten deutschen Fürstenbundes scheiterte.

Dieser Plan eines pfälzischen Königreichs Burgund ist, obwohl er nicht realisiert wurde, deshalb von Bedeutung, weil mit ihm der Traum Karls des Kühnen von einer burgundischen Königskrone dreihundert Jahre nach seinem Tode der Verwirklichung nahe kam. Die Krone, die Kaiser Friedrich III. dem Burgunderherzog verweigert hatte, bot jetzt der Nachfahr beider, der erste lothringische Habsburger, einem Wittelsbacher an. Und noch ein anderer Kreis hätte sich bei der Verwirklichung des pfälzisch-burgundischen Planes geschlossen: der Burgundername wäre in jenes Gebiet zwischen Lauter und Nahe zurückgekehrt, aus dem der Burgunderstamm einst von den Hunnen vertrieben worden war.

Die spanisch-österreichischen Niederlande sind dann ein Halbjahrhundert später doch noch zu einem Königreich erhoben worden. Aber als sie sich 1830 durch einen Aufstand von dem oranischen Königreich der Vereinigten Niederlande losrissen, erhielt der neue

Staat nicht den historisch begründeten Namen Burgund, sondern er wurde statt dessen nach einem längst ausgestorbenen Keltenstamm, der zur Zeit Cäsars das Land an Maas und Mosel besiedelt hatte, Belgien genannt.

Gegen das romanische Wallonentum, das den Aufstand von 1830 trug, und seinen in der Namengebung zum Ausdruck kommenden keltisch-gallischen Staatsmythos ist in dem seitdem vergangenen Jahrhundert die flämische Bewegung groß geworden, die einen betont niederländischen und germanischen Charakter hat. Daher ist in ihr auch eine gewisse Erinnerung an den germanischen Burgundernamen lebendig, und so verdient es hier Erwähnung, daß eine flämische Nationalistengruppe der jüngsten Vergangenheit, die sogenannten Nationalsolidaristen, als Hochziel einen „burgundischen" Staat erstrebten, der außer den Flamen, Holländern und Friesen als „dietschen" Stämmen auch die belgischen Wallonen und die deutschen Luxemburger umfassen sollte.

Die Bourgogne – Land des Burgunderweins

So phantastisch und wechselreich der Wanderzug des burgundischen Namens war, an dessen Ende wir nun angelangt sind, so ist der Name doch erstaunlicherweise heute nur noch in ganz wenigen Resten erhalten. So wird die Mundart der deutschen Südschweiz von Bern bis zum Monte Rosa als burgundisch-alemannisch bezeichnet. Die beiden Germanenstämme, die in der Frühzeit ihrer Geschichte – schon in Ostdeutschland, als die Alemannen noch Semnonen hießen – so beharrliche Feinde waren, sind hier in einen Namen zusammengefaßt, was auch darum verwunderlich ist, weil nach der Annahme der historischen Forschung die alte Siedlungs- und Völkergrenze zwischen Burgundern und Alemannen weitgehend mit der heutigen deutsch-französischen Sprachgrenze zusammenfällt. So ist die Benennung der Mundart hauptsächlich als eine Erinnerung an das Übergreifen des mittelalterlichen Burgundereiches der Welfen auf das schwäbisch-alemannische Stammesgebiet zu verstehen.

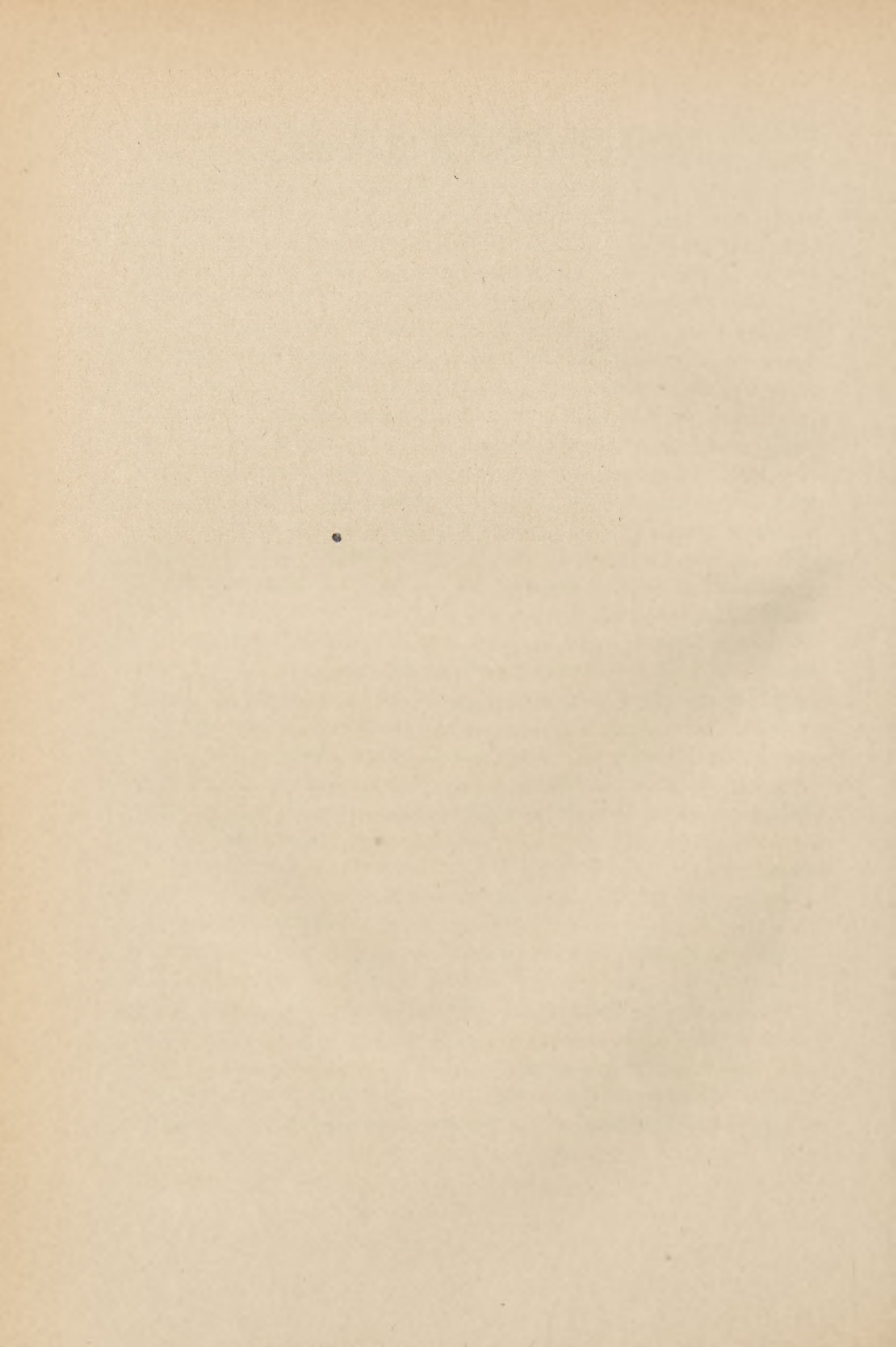
Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß im alemannischen Gebiet im Mittelalter eine nachträgliche burgundische Besiedlung

stattgefunden hat. Im 13. Jahrhundert wanderten aus dem einst zum Herrschaftsgebiet des burgundischen Stammesreiches gehörigen Wallis die sogenannten Walser nach dem alemannischen Vorarlberg, wo das Große und das Kleine Walsertal nach ihnen heißen. Diese Einwanderer wurden von den alteingesessenen Alemannen „burgundische Hunde" geschimpft, und so hat man die Walser mit Recht die letzten deutschen Burgunder genannt.

Doch haben die Walser mit der burgundisch-alemannischen Mundart unmittelbar nichts zu schaffen, und da deren Name nur eine gelehrte Bezeichnung ist, so kann von einem wirklichen Fortleben des Burgundernamens nur in zwei Fällen die Rede sein: einmal auf der Ursprungsinsel des Stammes, die noch heute Bornholm heißt und damit wenigstens ein Relikt des burgundischen Namens enthält, und sodann in der französischen Bourgogne, dem alten Herzogsland mit der Hauptstadt Dijon, bei der schon im Jahre 500 die Burgunder unter Gundobad gegen die Franken Chlodwigs gekämpft hatten. Die Bourgogne, von deren Namen wahrscheinlich die eigenartige Form des „Burgonden"-Namens im deutschen Nibelungenlied herzuleiten ist, hat nach dem Rückfall an die französische Krone keine bedeutendere Rolle mehr gespielt. Es ist höchstens zu erwähnen, daß nach ihr der Enkel Ludwigs XIV. und Vater Ludwigs XV. von Frankreich, der als Thronfolger manche Hoffnungen erweckte, aber noch vor dem Großvater starb, den Titel Herzog von Bourgogne führte – ein Titularherzogtum, das eher an das der zähringischen Rektoren als an das Karls des Kühnen erinnert.

Neuen Ruhm aber verdankt der burgundische Name den Burgunderweinen, die in der Bourgogne, der „Weinkammer Europas", wachsen. Quer durch Französisch-Burgund verläuft der Burgunder Kanal, der Saône und Rhône, die altburgundischen Flüsse, mit der fränkischen Seine verbindet. Der Rhein-Rhône-Kanal hingegen nimmt seinen Weg über die Burgundische Pforte, die europäische Hauptwasserscheide zwischen Nordsee und Mittelmeer, über die noch im Tertiär der Rhein zur Rhône geflossen sein soll und durch die sicher die Burgunder der germanischen Frühzeit aus dem Stromgebiet des Rheines in das der Rhône hinübergewandert sind.

Die deutschen Altstämme



Die Sachsen

Wenn die vier mächtigen Stämme der Wandalen, Goten, Langobarden und Burgunder zur Völkerwanderungszeit im Mittelmeerraum ihre Reiche gründeten, die sämtlich einen tragischen Untergang fanden, so waren es wiederum vier Stämme, die das eine große germanische Reich des Mittelalters erbauten und ihm nacheinander seine kaiserlichen Dynastien gaben. Kann man die vier Stämme der Völkerwanderungszeit, die der germanisch-deutschen Frühgeschichte ihr Gesicht geben, die deutschen Frühstämme nennen, so führen die vier Stämme des mittelalterlichen Reiches mit Recht den Namen der deutschen Altstämme. Es sind dies die Sachsen, die Franken, die Schwaben und die Bayern.

Die Sachsen sind die eigentlichen Begründer des mittelalterlichen Imperiums, das zwar auf eine fränkische Wurzel zurückgeht, aber erst durch die Sachsenkaiser diejenige Gestalt erhielt, in der es die Jahrhunderte überdauert hat. Den von den Sachsen auf einem soliden Fundament errichteten gewaltigen Bau des Reiches haben die salischen Frankenkaiser und die staufischen Schwabenkaiser fortgeführt, deren Erbe dann die österreichischen Habsburger übernahmen, die man die Bajuwaren- oder „Bayernkaiser" nennen könnte.

Der Name weist in die Steinzeit zurück

Wenn man von dieser ihrer größten geschichtlichen Leistung, hinter der alles andere verblaßt, was man zu ihres Namens Ruhm sagen kann, einen gewissen Vorrang der Sachsen vor den übrigen Stämmen ableiten darf, so besteht ein solcher Vorrang zudem auch im Hinblick auf das Alter des Stammesnamens. Denn dieser Name geht – mittelbar allerdings nur – bis in die Steinzeit zurück.

Die Sachsen wurden nach der für den Stamm typischen Waffe,

dem Sax oder Sachs (althochdeutsch sahs) benannt. Der Sax, ein kurzes Schlachtschwert, war in geschichtlicher Zeit aus Eisen gefertigt, aber der Name muß ursprünglich ein Steinmesser bezeichnet haben, wie die nahe etymologische Verwandtschaft mit dem lateinischen Wort saxum für Fels oder Stein zeigt. Welche Rolle das Saxschwert bei den alten Sachsen spielte, kann man daraus ersehen, daß ihr Stammes- und Kriegsgott Sahsnot hieß, ein Name, der als „Sachsengenoß" gedeutet wird. Der Stammesname selber aber wird von einigen als Kurzform der althochdeutschen Bezeichnung Sahsnotas = Schwertgenossen angesehen. Im übrigen kann der Stammesname als solcher natürlich nicht in ein so frühes Zeitalter wie die Steinzeit zurückreichen, aber welcher Name wiese auch nur mittelbar so weit zurück und eröffnete derartige kulturgeschichtliche Zusammenhänge!

Frankreichs Sächsische Küste

In der Geschichte werden die Sachsen zuerst um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts von Ptolemäus erwähnt. Der Name bezeichnete damals einen gebiets- und zahlenmäßig sehr kleinen Stamm, der den „Nacken" der kimbrischen Halbinsel sowie die drei sogenannten sächsischen Inseln an der Elbmündung – vermutlich Neuwerk, Scharhörn und Buschsand – besiedelte. Als Bewohner der Halbinsel der Kimbern könnten die Sachsen des Ptolemäus bereits vorübergehend Nachbarn dieser frühesten Germanen gewesen sein, die in die Geschichte des Abendlandes eintraten.

Anderseits waren die Sachsen der ersten Jahrhunderte gefürchtete Seeräuber, wodurch sie als Vorläufer der späteren Wikinger und Normannen erscheinen. Die sächsischen Wikinger dieser frühen Zeit suchten vor allem die gallischen und britannischen Küstenländer heim, und wie bei den späteren normännischen Wikingern hatten auch ihre Vorstöße zur See dauernde Niederlassungen zur Folge. Die Sachsen hatten sogar im wesentlichen die gleichen Ziele wie hernach die Normannen, und so erhielt damals die spätere Normandie nach ihnen den Namen Litus Saxonicum – Sachsenküste oder Sächsisches Gestade.

Zeitweise benannte man die ganze Nordküste des heutigen Frankreich von der Schelde bis zur Bretagne mit diesem Namen, der zunächst nicht die von den Sachsen besiedelte, sondern die durch sie bedrohte Küste sowie den gegen sie gerichteten Küstenschutz kennzeichnen sollte. So gab es damals einen römischen comes litoris Saxonici, also einen Befehlshaber der Sachsenabwehr oder – in der Sprache des Mittelalters – Sachsenmarkgrafen.

Zur sächsischen Besiedlung der Sachsenküste ist es erst später gekommen. Doch hat sie deshalb keinen geringen Umfang gehabt, wie die im Küstengebiet sehr zahlreichen Ortsnamen mit dem typisch sächsischen, nur in England und in den sächsischen Kolonien in Frankreich anzutreffenden Namensglied tun (vergleiche das englische town und das althochdeutsche zûn im Sinne von Flechtzaun ums Gehöft) beweisen. In dem schmalen Raum zwischen Boulogne und Calais gibt es allein 42 Namen dieses Typus. Gregor von Tours, der Chronist der merowingischen Frankenkönige, kennt die Saxones Bajocassini, die von König Chilperich 578 gegen die Bretonen aufgeboten wurden, und noch im 9. Jahrhundert heißt die Gegend von Bayeux in der Normandie in einer Urkunde Ludwigs des Frommen Otlinga Saxonia.

Sogar bis an die Westküste Galliens sind diese frühesten Seegermanen sächsischen Stammes vorgedrungen und haben die Landschaften an der Loiremündung, vor allem das spätere Anjou, heimgesucht. Und auf den Loireinseln haben die von den ganz ähnlich gelegenen Elbinseln gekommenen Sachsen festen Fuß gefaßt. Auf der Belle-Ile südlich der Bretagne werden Sachsen als „Souzon", und 464 werden sie auch auf der Noirmoutier-Insel südlich der Loiremündung erwähnt. Um 475 müssen sie von den Westgoten von den Küsten der Gironde vertrieben worden sein. Und da sie außerdem, wovon noch des näheren die Rede sein wird, auch Britannien und seine Küste aufs schwerste heimsuchten, so wurden sie von den Römern mit Recht zu den gefährlichsten Feinden gezählt. Wie weit ihr Ruf schon in diesem frühesten Abschnitt sächsischer Geschichte reichte, kann man aus einer in Mazedonien aufgefundenen Kircheninschrift ermessen, in der der römische Feldherr Theodosius, der Vater des späteren gleichnamigen Kaisers, wegen eines 368 im Kanal erfochtenen Sachsensieges als der „Schrecken Saxoniens" gerühmt wird.

Angeln, Sachsen und Angelsachsen

Wenn die Sachsen, von der mit den Langobarden Alboins nach Italien gezogenen, dann aber zurückgekehrten Stammesgruppe abgesehen, an der großen Völkerwanderung nach Süden keinen Anteil genommen haben, so haben sie dafür ihre eigene Völkerwanderung nach Westen unternommen, die insofern erfolgreicher als die Südwanderungen der anderen Germanenstämme war, als das von ihr erstrebte Ziel, die britische Insel, dem Germanentum für die Dauer gewonnen wurde.

Die Besiedlung der sächsischen Küste Galliens steht – gleichsam als ein Vorspiel – in unmittelbarem Zusammenhang mit der darauf folgenden Eroberung der britannischen Küste und der Festsetzung in Britannien. Auch hier bestand schon in römischer Zeit ein Küstenschutz nach Art des gallischen Litus Saxonicum, auf den dieser Name ebenfalls angewandt wurde. Aber bereits in römischer Zeit gelang es den Sachsen, auf der britischen Insel Fuß zu fassen, und als die Römer schließlich, um alle ihre Kräfte zur Abwehr gegen Attila zusammenzufassen, ihre Besatzungen aus Britannien zurückzogen, war die Insel den sächsischen Eroberern vollends ausgeliefert.

So erstand hier anstelle der römischen Sachsenküste ein ganzes sächsisches Inselreich, das allerdings gerade im Hinblick auf seinen Namen eine merkwürdige Besonderheit aufweist. Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Eroberung und Besiedlung Britanniens in der Hauptsache durch Sachsen geschah und daß andere Germanenstämme wie Angeln und Jüten und – vielleicht – Friesen nur im Gefolge des Sachsenstammes daran Anteil nahmen. So kannten die keltisch-britischen Vorbewohner, die von den germanischen Einwanderern verdrängt oder unterjocht wurden, diese nur unter dem sächsischen Namen, weshalb die britischen Germanen bei den britischen und sonstigen Kelten noch bis zum heutigen Tage Sachsen heißen: in der kymrischen Sprache der Walliser heißt der Engländer Sais und bei den vor der sächsischen Bedrohung ausgewanderten Bretonen entsprechend Saoz; dazu gehört die bretonische Bezeichnung saozneg (sächsisch) für die englische Sprache, der das irische sasannac entspricht.

Im auffälligen Gegensatz hierzu aber nahmen die britischen

Sachsen selber schon ziemlich bald den Namen des mit ihnen eingewanderten sehr viel kleineren Stammes der Angeln an. Es ist viel darüber gerätselt worden, was der Grund dazu gewesen sein mag. Vielleicht hängt der Vorgang mit der früheren Christianisierung der britischen Angeln und ihrer damit verbundenen schnelleren Kulturentfaltung zusammen. Möglicherweise hat auch der Wunsch einer Unterscheidung der Inselsachsen von den Sachsen des Festlandes mitgespielt, auf jeden Fall verschwindet der Sachsenname mit überraschender Schnelligkeit vor dem der Angeln, und so sprechen nicht nur wir heute England als Angel-Land an, sondern ebenso tun es die Franzosen, Spanier und Italiener mit ihren Namen Angleterre, Inglaterra und Inghilterra für die „anglische Erde". Und in den Bezeichnungen der späteren Anglo-Normannen, der Anglikanischen Kirche, der englischen Sprachwissenschaft als Anglistik, der Engländerei als Anglomanie sowie der Anglo-Amerikaner haben wir den einstigen Stammesnamen sogar in seiner ursprünglichen Form bewahrt.

Beide Stammesnamen sind in dem Doppelnamen Angelsachsen erhalten geblieben, der zwar eine jüngere Bildung der Gelehrtensprache ist, aber auf dem Festland schon im 8. Jahrhundert aufkam und sich dann bald auch auf der Insel der Angeln und Sachsen durchsetzte. Er sollte zunächst lediglich die anglisch-englischen im Gegensatz zu den festländischen Sachsen kennzeichnen, ist aber mit der Ausbreitung der englischen Sprache über den Bereich des eigentlichen Englands hinaus zur Benennung aller Menschen englischer Zunge geworden, die nicht zugleich Engländer sind, also sowohl der schottischen Mitbewohner der britischen Insel sowie der kanadischen, australischen und sonstigen Mitträger des britischen Weltreichs als auch der Anglo-Amerikaner in den Vereinigten Staaten, die zahlenmäßig heute bereits die stärkste Gruppe des Angelsachsentums in der Welt bilden.

Doch hat der sächsische Name in England nicht nur in dieser Verschwisterung mit dem anglischen fortgelebt. Von den sieben angelsächsischen Königreichen der Frühzeit waren nicht weniger als drei nach den Sachsen benannt, denn die bis heute fortlebenden Namen Wessex, Essex und Sussex bedeuten ja nichts anderes als Westsachsen, Ostsachsen und Südsachsen (Middlesex = Mittelsachsen bildete kein eigenes Königreich, sondern gehörte zu Essex),

und es ist immerhin bemerkenswert, daß von einem dieser Königreiche, nämlich von Wessex aus die erste Einigung Englands erfolgte, wie ja auch Alfred der Große der wessexisch-westsächsischen Dynastie entstammt.

Auch in manchen terminis technicis der anglistischen Sprachwissenschaft ist der Sachsenname erhalten geblieben. Wenn man die altenglische Sprache der ersten Periode nach der Einwanderung als angelsächsisch bezeichnet, so war für das Mittelenglische, die englische Sprache bis zum Ende des Mittelalters, lange die Bezeichnung „halbsächsisch" (oder neuangelsächsisch) gebräuchlich. Und aus der neuenglischen Grammatik ist schon jedem Schüler der Begriff des sächsischen Genitivs geläufig, des, im Unterschied zu dem romanisch-französischen Genitiv mit of, nach altgermanischer Art mit angefügtem 's gebildeten Kasus.

Wie in der Grammatik hat auch in der Politik der Sachsenname noch einmal eine Rolle gespielt, die in überraschender Parallele an die Rolle des gotischen Namens in der Politik des spanischen Südamerika erinnert. Wie es im iberoamerikanischen Argentinien noch zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts eine gotische Partei gab, in der die Erinnerung an den längst untergegangenen Stamm der Westgoten fortlebte, so gab es im angloamerikanischen Kanada eine der Vereinigung mit dem französisch besiedelten Niederkanada widerstrebende hochtoryistische oder „sächsische Partei", die ihre Bestrebungen durch den mehr oder weniger farblosen Angelsachsennamen nicht genügend deutlich gekennzeichnet sah und daher auf den älteren Namen der einstigen sächsischen Einwanderer nach England zurückgriff.

Ursachsen und Altsachsen

Auch in anderer Hinsicht können wir in diesem Zusammenhang der Goten gedenken. Denn wie in der gotischen Namensgeschichte das Kapitel der nordischen Ur-Goten einen unverhältnismäßig breiten Raum einnimmt, so kommen wir auch bei der sächsischen Stammes- und Namensgeschichte erst nach einem umfänglichen angelsächsischen Vorkapitel zu dem eigentlichen Sachsenstamm.

Die Angelsachsen bezeichneten den in der Heimat verbliebenen Teil des Stammes als die Altsachsen (Ealdseaxon). Dieser Name

ist nicht nur von den englischen „Neusachsen", als welche diese im Gegensatz zu jenen sich offenbar fühlten, gebraucht worden, sondern begegnet uns in lateinischen und halblateinischen Formen (Altsaxones oder antiqui Saxones) auch sonst. Da er nicht das älteste Stadium der Stammesgeschichte bezeichnet, unterscheiden wir von diesen Altsachsen zweckmäßig die „Ursachsen" vor der angelsächsischen Abwanderung.

Die Altsachsen als der Kern des späteren deutschen Sachsenstammes erfordern eine nähere Betrachtung. Die germanistische Sprachwissenschaft scheidet die englische Sprache, die sie mit der friesischen als eine besondere westgermanische Gruppe zählt, streng von den ebenfalls westgermanisch – neuerdings daneben auch südgermanisch – genannten deutschen Dialekten, ebenso wie beide gemeinsam wieder von den Sprachen der Ost- und der Nordgermanen. Es ergibt sich also die Frage, ob das Ur- und Altsächsische mit dem Altenglischen und Friesischen zusammen zu den anglofriesischen Sprachen gehörte oder ob die alten Sachsen bereits eine in engerem Sinne deutsche Sprache besaßen, ob sie, in Kürze formuliert, ein deutscher Stamm waren oder nicht.

Es wird heute so gut wie allgemein angenommen, daß alle Stämme, die an der angelsächsischen Völkerwanderung teilgenommen haben, und mithin und vor allem auch die Sachsen „anglofriesische" Westgermanen waren und daß also die Altsachsen ebenso wie die Friesen die auf dem Festlande verbliebenen Reste dieser besonderen und ihrem Ursprung und ihrer Sprache nach nicht deutschen Völkergruppe waren. Für diese Annahme sprechen besonders die in der niederdeutschen Sprache noch heute sehr zahlreichen und ehedem noch häufigeren sogenannten „Ingwäonismen" oder „Anglofrisionismen" – sprachliche Formen ausgesprochen englisch-friesischer Art –, die wahrscheinlich als Reste jener altsächsischen Sprache übriggeblieben sind, die von den Altsachsen selber, nachdem sie ihren Herrschaftsbereich südwärts über das Binnenland ausgebreitet hatten, zugunsten der südgermanisch-deutschen Mundarten der unterworfenen Stämme und Völker aufgegeben wurden. Die Anglofrisionismen wären demnach mit ebensogutem Rechte „Saxonismen" zu nennen.

Gleichzeitig mit der Scheidung der „Ursachsen" in Angelsachsen und Altsachsen und teilweise schon vor dieser begann nämlich die

Ausbreitung der festländischen Sachsen in südlicher Richtung. Sie bekriegten und unterwarfen nach dem Abzug ihrer langobardischen Elbnachbarn alle Nachbarstämme im Westen und Süden des ursprünglich von ihnen besetzten schmalen Küstenstreifens, so beispielsweise – wenn wir von dem komplizierten und umstrittenen Chaukenproblem an dieser Stelle absehen – die bardischen Reste der Langobarden, die Cherusker (später West- und Ostfalen), die Angriwarier (Engern), die Ampsiwarier im Emsland und die Brukterer im Münsterland und begründeten damit eine großsächsische Vereinigung, die man als sächsischen Völkerbund – besser wäre zweifellos der Name Stämmebund – zu bezeichnen pflegt. Auf jeden Fall übertrug sich mit dieser Expansion der sächsischen Macht der Name der Sachsen von dem kleinen Bezirk an der Elbmündung auf einen um ein Vielfaches größeren Raum: das ganze heutige Nordwestdeutschland.

Es war dies die erste große Wanderung des Sachsennamens, der bei der angelsächsischen Wanderung ja nur eine sekundäre Rolle gespielt hatte. Erst ein Jahrtausend später folgte auf diese erste Namenswanderung die zweite, durch die die heutigen Sachsen, die mitteldeutschen Obersachsen, zu Sachsen wurden, während im Gegensatz dazu die älteren Sachsen im Nordwesten den Namen Niedersachsen erhielten. Man kann also drei Epochen sächsischer Namensgeschichte voneinander scheiden: die der Ursachsen vor der angelsächsischen Auswanderung, die der Altsachsen oder „Stammessachsen", der späteren Niedersachsen, und die der Neusachsen oder Obersachsen, die nur noch „Namenssachsen" sind.

Widukind und die Stammeseinheit

Der Vorgang der sächsischen Stammeswerdung hat sich nicht so einfach vollzogen, wie vielfach angenommen wird. Die Verschmelzung der sächsischen Herrenschicht mit den unterworfenen Bauernvölkern ist nämlich nur ganz allmählich erfolgt. Noch jahrhundertelang herrschte im sächsischen Volk eine ungewöhnlich strenge Ständetrennung: die sächsischen Edelinge schieden sich – anders als bei allen anderen Germanenstämmen – ebenso scharf von den gemeinfreien Bauern wie diese von den Hörigen, so scharf, daß auf Heiraten außerhalb des Standes Todesstrafe stand.

Noch in den Sachsenkriegen Karls des Großen spielte diese Ständescheidung, in der die alten Stammesgegensätze fortlebten, eine bedeutende Rolle. Während die Edelinge, die einstigen nordischen Eroberer, mit Karl paktierten und sich seiner überragenden Macht mehr oder weniger bereitwillig beugten, glaubte Widukind, ein Herzog, wie es in Sachsen mehrere gab, nun die Stunde gekommen, das zwiespältige Sachsenvolk durch die Aufrichtung eines Volkskönigtums im Aufstand gegen Karl zu einen. Er brachte es in der Tat zuwege, Edle, Frilinge (Freibauern) und halbfreie Laten zu einer großen Volksbewegung gegen Franken- und Christentum zusammenzuschweißen, aus der für eine kurze Spanne Zeit so etwas wie ein sächsisches Reich erstehen zu wollen schien. Wenn diese Volksbewegung dann auch mit Notwendigkeit an der fränkischen Übermacht scheiterte, so war sie doch immerhin insofern erfolgreich, als der gemeinsame Kampf zur Überbrückung der sächsischen Ständeschichtung beitrug, so daß es in Zukunft einen geschlossenen Volksstamm der Sachsen gab.

Man kann die Schaffung des künftigen deutschen Volksstammes der Sachsen als die gemeinsame geschichtliche Leistung Widukinds und Karls des Großen betrachten. Gab Widukind ihm die Einheit, so gliederte Karl ihn in das fränkisch-deutsche Ganze ein. Daß dies nur gegen harte Widerstände möglich war, davon zeugen nicht allein die insgesamt drei Jahrzehnte des Sachsenkrieges, sondern ebensosehr die Zwangsumsiedlungen großer Teile des Sachsenstammes, von denen bis heute eine Anzahl süddeutscher Ortsnamen Zeugnis gibt. Wir nennen hier nur den Frankfurter Vorort Sachsenhausen, der den sächsischen mit dem fränkischen Namen in nächster Nachbarschaft zeigt, sowie die Orte Lützelsachsen und Großsachsen an der hessischen Bergstraße; Lützelsachsen heißt 877, also noch in karolingischer Zeit, Sahßenheim minor, Großsachsen 887 Sahßenheim alter, später (1130) Sahßenheim major. Gamillscheg vermutet, daß derartige Verpflanzungen sogar bis nach Frankreich hinein erfolgt sind, und für den Vollzug solcher Zwangsansiedlungen sogar über den eigentlich fränkischen Raum hinaus scheint der bayrische Ortsname Saxenkam zu sprechen. Nach Einhards Zeugnis sollen damals nicht weniger als 10000 Sachsen mit Frauen und Kindern aus ihrer Heimat ausgesiedelt worden sein.

Sachsengrafen, Sachsenherzöge, Sachsenkönige und Sachsenkaiser

Wenn mit Widukind der Ansatz zur Bildung eines sächsischen Volks- oder Stammeskönigtums geschah, so sollte wenige Generationen später auf ganz andere Weise ein königlicher Titel mit der Herrschaft über Sachsen verbunden sein. Als Karls des Großen Enkel Ludwig der Deutsche sein ostfränkisches Reich unter seine Söhne teilte, erhielt deren jeder die Herrschaft über einen der großen nichtfränkischen Stämme mit dem Königstitel, so daß Ludwig der Jüngere König von Sachsen, Karl der Dicke, der spätere letzte Kaiser des Gesamtreiches, König von Schwaben und Karlmann, der Vater Arnulfs von Kärnten, König von Bayern wurde.

Diese Episode hat für die sächsische Stammesgeschichte noch größere Bedeutung dadurch, daß der karolingische „Sachsenkönig" sich mit einer einheimisch-sächsischen Familie verschwägerte, die die Zukunft nicht allein des Sachsenstammes, sondern des ganzen Reiches entscheidend bestimmen sollte. Ludwig heiratete Ludgard, die Tochter des sächsischen Edlen Ludolf, und wenn der Sohn aus dieser Ehe – nach Ludwig dem Frommen, dem Deutschen und dem Jüngeren ein vierter dieses Namens – auch früh verstarb, so war durch diese Ehe doch immerhin eine erste Brücke vom fränkischen zum sächsischen Stamm sowie von den Karolingern zu den Ludolfingern und späteren Ottonen geschlagen.

Das Haus Ludolfs steht möglicherweise, wie schon Ranke vermutete, mit jenem sächsischen Edlen und Fürsten Bruno in Zusammenhang, der während der Sachsenkriege Karls 775 als Führer der Engern auftrat, denn es war in Engern reich begütert, und Bruno und Ludolf waren die Erbnamen der Familie, die von Generation zu Generation miteinander wechselten. Wie wahrscheinlich der Vater Ludolfs, so hieß auch sein ältester Sohn, der als der Begründer der späteren sächsischen Herzogsstadt Braunschweig angesehen wird, Bruno, und die ganze Sippe wurde nach diesem Erbnamen Brunonen genannt. Auch als die Brunonen später längst zu Ottonen geworden waren, bewahrten sie den von ihren sächsischen Ahnen überkommenen Namen weiter, den nicht nur Ottos des Großen erzbischöflicher Bruder von Köln und Lothringen führte, sondern auch noch einer seiner salischen Urenkel, der 996 zum ersten

deutschen Papst erhoben wurde. Und in der gesamten weiteren Geschichte des Sachsenstammes kehrt der brunonische Name mit solcher Stetigkeit wieder, daß ihm in ähnlicher Weise ein leitmotivischer Charakter zukommt wie etwa dem Motiv des Zwischenreichs in der burgundischen Geschichte.

Die Brunonen zählten zu jenen sächsischen Adelsfamilien, die das von Karl dem Großen in Sachsen eingeführte Grafenamt bekleideten. Ludolf aber, der seine Sonderstellung vielleicht seiner Versippung mit dem karolingischen Königshaus verdankte, tritt bereits in der Stellung eines Grenz- oder Markgrafen auf und wird sogar dux, also Herzog genannt. Da mit ihm der eigentliche Aufstieg des Geschlechtes begann, führte es fortan den Namen Ludolfinger, so daß wir, wenn wir wollen, die ludolfingischen Sachsenherzöge von den brunonischen Sachsengrafen unterscheiden können. Und wie der Erbname der gräflichen Brunonen, so lebte auch der der herzoglichen Ludolfinger bis in die ottonische Königs- und Kaiserzeit und sogar darüber hinaus im Geschlechte fort. Ein frühverstorbener Bruder des Herzog-Königs Heinrich führte diesen Namen, dessen bekanntester Träger dann Ottos des Großen Sohn Ludolf von Schwaben war. Abermals zwei Generationen später begegnen wir einem letzten, nur noch halbludolfingischen Ludolf, dem Sohn des Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen von einer Enkelin Ottos des Großen, der 1031, also erst nach dem Erlöschen des ottonischen Kaiserhauses, starb.

Des Stammvaters Ludolf Sohn und Nachfolger Bruno, der 880 gegen die Normannen fiel, führte anders als sein Vater, der Herzog wohl lediglich in Ostsachsen war, den Titel dux totius Saxoniae. Es hatte sich also aus dem älteren Grafen- und Markgrafentum in der Verfallszeit des Karolingerreiches ein echtes, das Ganze umfassendes Stammesherzogtum entwickelt. Auf Herzog Bruno folgte sein Bruder, Ludolfs zweiter Sohn Otto, der sich zuvor in Thüringen eine herzogsähnliche Stellung erworben hatte und daher zu seiner Zeit als der mächtigste und angesehenste unter den deutschen Fürsten galt. Und fiel sein Bruder gegen die normannischen Reichsfeinde des Nordens, so leistete Herzog Otto, der Erlauchte genannt, dem Reiche treue Dienste im Süden und begleitete 894 Arnulf von Kärnten, den letzten Karolinger, der die Kaiserkrone erwarb, nach Italien. Und so soll auch bereits ihm, sozusagen

dem ersten „Ottonen" seines Hauses, nach dem Aussterben der ostfränkischen Karolinger mit Arnulfs Sohn Ludwig dem Kind im Jahre 911 die deutsche Königskrone angeboten worden sein, die er aber wegen seines hohen Alters – er starb im nächsten Jahr – ausgeschlagen habe.

Herzog Ottos Sohn und Erbe Heinrich nahm 919 die erneut dargebotene Krone an, womit statt des frühverstorbenen karolingischen Ludwig ein anderer Enkel Herzog Ludolfs sächsisch-deutscher König wurde. Mit König Heinrich, durch den dieser ursprüngliche Sachsenname zu einem der gebräuchlichsten deutschen, aber auch französischen und englischen Königsnamen wurde, beginnt die glanzvolle Dynastie der sächsischen Kaiser. Denn was Heinrich vorbereitete, führte sein Sohn Otto der Große zum Ziel: zur Herzogwürde des Groß- und Urgroßvaters und zur Königskrone des Vaters erwarb er in Rom die kaiserliche Krone des Abendlandes und führte damit sowohl sein Geschlecht, das in der Folge das ottonische hieß, als auch seinen Stamm, die Sachsen, und zugleich die ganze deutsche Nation, die jetzt erst in ihrer Sonderheit und als Ganzheit entstand, zu einem Gipfelpunkt ihres Ruhmes.

Ahnen und Erben der Brunonen

Kaiser Otto begab sich bereits wieder seines angestammten Herzogtums, indem er Sachsen an einen seiner Gefolgsleute, den Grafen Hermann Billung, verlieh. Vielleicht steht mit dieser Vergabung seines väterlichen Erbes Ottos eigene Abstammung von einer Billungerin in Zusammenhang, nämlich von Oda, der Gattin Ludolfs und sagenberühmten Stammutter des ludolfingisch-ottonischen Hauses, die ein Alter von 107 Jahren erreicht hat. In den letzten Regierungsjahren Karls des Großen geboren, hat sie noch die Königswahl ihres Enkels Heinrich und die Geburt ihres kaiserlichen Urenkels Otto erlebt und stellt so im Sinnbild über die Generationen hinweg eine Brücke von Karl zu Otto dem Großen dar, wurde zugleich aber auch zum Inbegriff der Ahnfrau und der Stammutter schlechthin, so daß ihr Name in dem der Uote des Nibelungenliedes fortlebt.

Die herzogliche Gewalt der Billunger erstreckte sich in der

Hauptsache auf die dänisch-slawische Grenzmark an der unteren Elbe, die zwar das eigentliche ursächsische Gebiet darstellt, aber im Grunde war damit bereits der Schritt vom alten Stammes- zum späteren Territorialherzogtum getan, der sich deshalb verhängnisvoll auswirken mußte, weil im Sachsentum nun rebellische und reichsfeindliche Tendenzen lebendig wurden, die in der Zukunft schwere Krisen des Reichsganzen heraufbeschworen.

Die Billunger selber hielten zunächst dem Reich, dessen nordöstliche Grenzwächter sie waren, die Treue. Erst der letzte billungische Stammesherzog Magnus trat im Bunde mit den reichs- und kaiserfeindlichen Gewalten gegen Heinrich IV. in Aufruhr, wobei er allerdings auch noch eine zwiespältige Rolle spielte, die ihm weder vom Kaiser noch von den Aufrührern gedankt wurde.

Da die Billunger die Herzogsgewalt in Sachsen nur mit einer gewissen Einschränkung besaßen, gelangten im sächsischen Stammesraume verschiedene Grafenhäuser zu mehr als gräflicher Geltung. Vor allem eines dieser Häuser kann unser Interesse beanspruchen, da es durch seinen Namen bis in die Frühzeit sächsischer Stammesgeschichte zurückweist und diese Frühgeschichte mit der späteren Geschichte des Stammes verknüpft: das Haus der sogenannten jüngeren Brunonen von Braunschweig.

Es ist ebenso wahrscheinlich, daß die jüngeren zu den älteren Brunonen in einer Verwandtschaftsbeziehung stehen, wie daß diese mit dem Bruno der Sachsenkriege Karls zusammengehören. Doch ist über diese Beziehungen so wenig Sicheres wie über jene zu sagen. Für eine hervorragende Stellung der jüngeren Brunonen spricht es aber auf jeden Fall, daß der erste Bruno, der um die Jahrtausendwende als Graf von Braunschweig auftritt, mit der schwäbischen Herzogstochter Gisela aus dem konradingischen Hause, der späteren Gemahlin des ersten Salierkaisers, vermählt war.

Wahrscheinlich ist dieser Bruno (und nicht, wie vermutet wurde, der gegen die Normannen gefallene Sachsenherzog) der Gründer Braunschweigs, das zum mindesten nach einem Bruno den Namen führt. Denn Braunschweig bedeutet, wie die bemerkenswerterweise im englischen Brunswick erhaltene ältere Namensform zeigt, nichts anderes als „Brunos Wiek" oder – vergleichen wir das althochdeutsche Wort wich für Ort oder Flecken – Brunos Ort, also die

Ansiedlung Brunos. Übrigens wird die Gründung der braunschweigischen Burg Dankwarterode ganz entsprechend auf einen Bruder Dankwart des so schwer identifizierbaren ersten Bruno zurückgeführt.

Graf Bruno von Braunschweig hatte von der schwäbischen Gisela einen Sohn namens Ludolf, der ein unmittelbarer Zeitgenosse des erwähnten pfalzgräflich-lothringischen Urenkels Ottos des Großen mit dem gleichen Namen war, wie Bruno selber Bruno von Kärnten, den deutschen Papst aus dem Salierhause, zum Zeitgenossen hatte. Wir dürfen gerade in dieser Namenswahl wohl ein weiteres Zeichen für die Zueinandergehörigkeit der älteren und der jüngeren Brunonen sehen, und die Sage hat ein übriges getan, um die Beziehungsfäden fast unentwirrbar durcheinander zu mischen. Denn die Sagengestalt des Herzogs Ernst von Schwaben, der in der Geschichte als der Sohn Giselas aus ihrer zweiten Ehe mit einem Babenberger gegen seinen kaiserlichen Stiefvater Konrad II., Giselas dritten Gemahl, rebellierte, trägt zugleich die Züge Ludolfs von Schwaben, des Empörers gegen seinen Vater Otto den Großen, was zum Teil wahrscheinlich auf einer Verwechslung Ernsts mit seinem braunschweigischen Halbbruder Ludolf beruht.

Ist die Beziehung der Brunonen zu den Sachsenkaisern nicht ganz sicher, so ist es die „Stiefbeziehung" zu den Saliern durchaus. Durch Kaiserin Gisela war Ludolf von Braunschweig ein Halbbruder nicht nur Ernsts von Schwaben, sondern auch Kaiser Heinrichs III. Doch waren die vetterlichen Beziehungen in der Folgezeit nicht immer freundschaftlicher Art. Graf Ludolf hatte zwei Söhne, von denen Bruno 1057 fiel, während Egbert zu dem väterlichen Erbe die Markgrafschaft Meißen erwarb. Egbert von Braunschweig war also noch ein Halbvetter Heinrichs IV., doch hielt dies seinen Sohn Egbert II. von Meißen und Braunschweig nicht davon ab, als Anführer der aufständischen Sachsen gegen den König zu kämpfen und sogar selber die Erwerbung der Königskrone anzustreben.

Als Egbert 1090 ermordet wurde, erlosch mit ihm das brunonische Haus, und die reichen braunschweigischen Erbgüter, durch die der Name der Brunonen bis in die neueste Zeit einen entscheidenden Anteil an der sächsischen Stammesgeschichte hatte, fielen über die Brunonin Gertrud, die als Egberts Schwester eine Urenkelin Brunos und der Gisela war, an die Grafen von Northeim

und damit an ein Haus, das in noch weit entschiedenerer Weise als Billunger oder Brunonen die im Sachsenstamm nach der Preisgabe der Führerschaft des Reiches zur Durchsetzung gelangten reichsfeindlichen Bestrebungen verkörperte.

Gertrud von Braunschweig war mit Heinrich dem Fetten von Northeim vermählt, der ein sächsisches Titularherzogtum „an der Weser" beanspruchte. Er war der wenig bedeutende Sohn eines sehr bedeutenden Vaters. Denn dieser, Otto von Northeim, war als der entschiedenste aller sächsischen Reichsfeinde seiner Zeit ein hochberühmter Mann, der bereits in vielem das Schicksal seines Nachfahren Heinrich der Löwe vorwegnahm.

Ein großer Krieger und umsichtiger Feldherr, aber treulos und selbstsüchtig und in der Wahl der Mittel zur Befriedigung seines hemmungslosen Ehrgeizes ohne jede Rücksicht, wußte er sich in der königslosen Zeit nach dem Tode Heinrichs III. eine glänzende Machtstellung zu schaffen, indem er zu seinen reichen sächsischen Gütern das bayrische Herzogtum erwarb. Folgerichtig wurde er dann auch zum Anhänger des papistischen Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, eines ähnlich gewalttätigen Aufrührergeistes, und zum Hauptführer des sächsischen Aufstandes und trug so nächst dem „Pfaffenkönig" Rudolf die Hauptschuld an dem Verzweiflungsgang König Heinrichs nach Canossa, der tiefsten Demütigung, die je dem deutschen Königtum widerfahren ist.

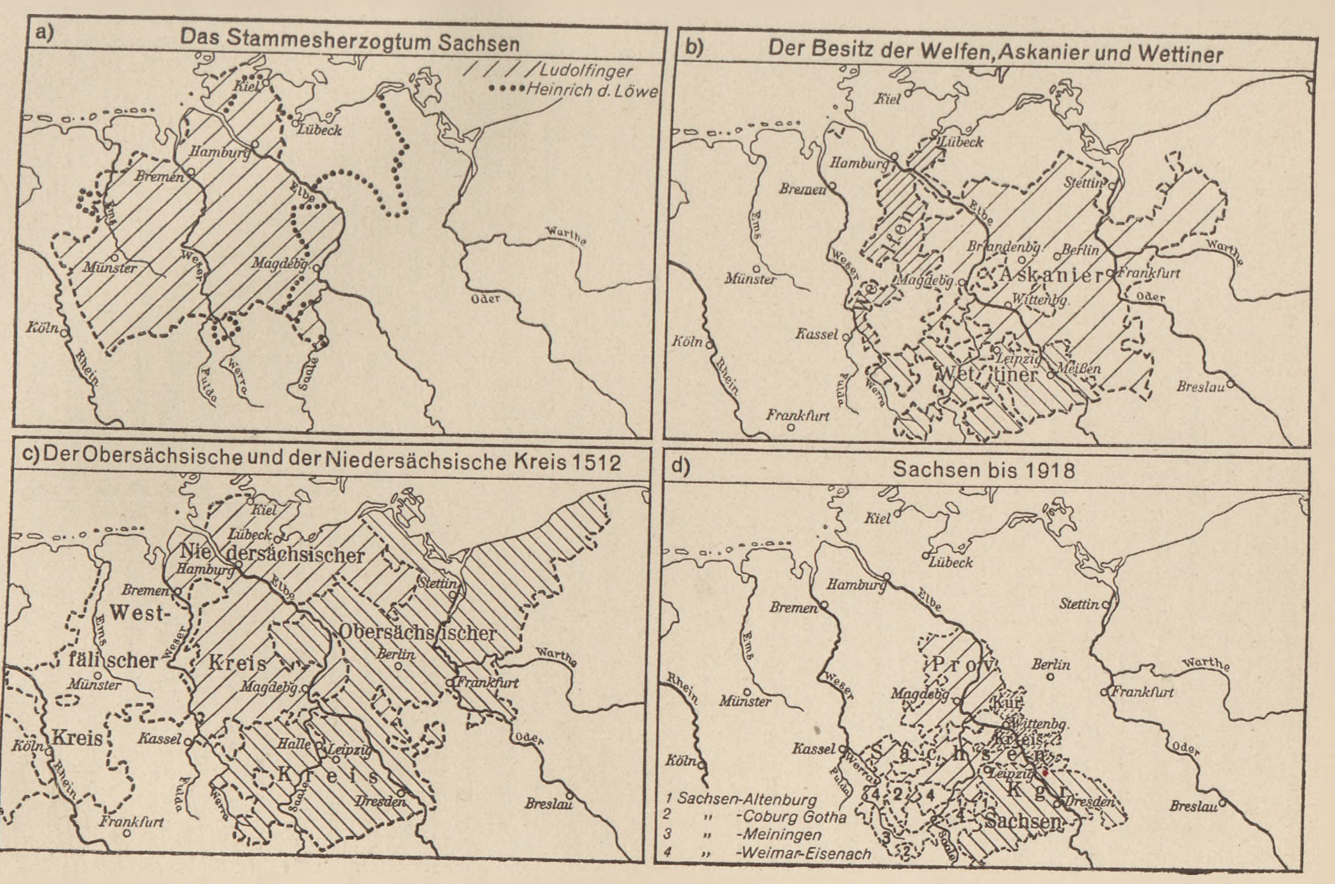
Stellte schon der vereinigte braunschweigisch-northeimische Besitz einen bedeutenden Machtkomplex dar, so sollte in der folgenden Generation eine noch größere Ballung territorialer Macht im sächsischen Raume erfolgen. Von den beiden Töchtern der letzten Brunonin war die mit dem sächsischen Grafen Lothar von Supplinburg vermählte Richenza die Haupterbin, so daß der Supplinburger nun zum mächtigsten Territorialherrn in Sachsen aufstieg. Ebenso wie das northeimische Erbe übernahm der Gemahl der Enkelin Ottos von Northeim aber auch die Aufruhrtradition des Northeimers. Lothar von Supplinburg kämpfte als Bundesgenosse des gegen seinen Vater rebellierenden jungen Königs Heinrich zunächst gegen Heinrich IV. und gelangte dadurch nach dem Tode Magnus Billungs 1106 in den Besitz des sächsischen Herzogtums. Aber auch gegen Heinrich V. führte er als Haupt der Fürstenopposition den rebellischen Kampf weiter und erfocht in der Schlacht

am Welfesholz einen glänzenden Sieg, so daß er sich als ein nicht minder zäher Reichsfeind erwies als sein Northeimer Schwiegerahn.

Ja, mit ihm sollte das Reichsrebellentum sogar zwischen dem salischen und dem staufischen Hause in der Fortführung der mit Rudolf von Rheinfelden begonnenen Linie zur Königs- und zur Kaiserkrone gelangen. Es ist die Vermutung aufgestellt worden, daß bei der Königswahl Lothars die Tatsache nicht ganz ohne Einfluß blieb, daß seine Gemahlin Richenza eine Nachfahrin der Kaiserin Gisela war und über diese auch von dem Sachsenkönig Heinrich I. stammte – eine sinnvolle Erinnerung, da mit der Wahl Lothars der Sachsenstamm von neuem zur Führung des Reiches berufen schien. Aber da das neue Sachsenkönigtum ein aus dem Aufstand hervorgegangenes Pfaffenkönigtum war, war mit ihm trotz aller brunonischen Sippenbeziehungen zu dem ottonischen Hause keine Wiederkehr des Glanzes der Ottonenzeit verbunden. Lediglich für Sachsen und die Besiedlung des Ostens war das Königtum Lothars von Nutzen, während es dem Reiche nur zweifelhaften Gewinn gebracht hat.

Das Gegenreich der Welfen

Auch Lothar von Supplinburg hinterließ nur eine Tochter als Erbin. Sie führte den Namen ihrer Großmutter Gertrud, der letzten Brunonin von Braunschweig. Hatte mit dieser der eigenartige Vorgang einer Kumulierung der großen sächsischen Allodialbesitzungen begonnen, so wurde er mit ihr zu einem glanzvollen Abschluß geführt. Denn mit der Hand Gertruds von Supplinburg kamen die Erbgüter der Brunonen, Northeimer und Supplinburger sowie das sächsische Herzogtum an Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, den Sohn der billungischen Erbtochter Wulfhild und Enkel jenes ersten Welfen aus dem Hause Este, der als Schwiegersohn Ottos von Northeim mit in der Rebellenfront gegen Heinrich IV. gestanden hatte. Nach den Vorspielen der welfisch-northeimischen und der welfisch-billungischen Ehe verknüpfte die welfisch-supplingische Ehe nun das Geschick des lombardisch-süddeutschen Welfenhauses endgültig mit dem Sachsen-



6. Wanderung des Sachsennamens

lande, das unter ihm noch einmal einen großartigen Aufstieg erleben sollte.

Der Aufstieg Sachsens zu neuem Glanze war das Werk Heinrichs des Löwen. Dieser Sohn Heinrichs des Stolzen, Enkel Kaiser Lothars, Urenkel Magnus Billungs und Ururenkel Ottos von Northeim – sämtlich Männer, die im Aufstand gegen die legitime Kaiser- und Königsmacht standen – führt einerseits das Erbe dieser sächsischen Aufstandstradition fort, vollbringt aber anderseits eine der bedeutendsten Staatsleistungen, die je auf deutschem Boden vollbracht worden sind. Von der Basis seines sächsischen Territorialbesitzes aus stellte er die seit den Billungern sehr eingeschränkte herzogliche Gewalt in Sachsen wieder her und machte aus dem längst vor ihm zum Territorialherzogtum hin entwickelten Stammesgebiet ein die Formen des mittelalterlichen Lehnsstaates sprengendes, fast schon „modern" zu nennendes Staatswesen. Indem er diesem im Osten weite slawische Gebiete angliederte, in denen er auch das Königsrecht der Bischofsinvestitur erwarb, gelangte er in den Besitz einer beinahe königlichen Stellung.

Ausdruck dieser Stellung ist es, wenn er nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin, einer Zähringerin, die englische Königstochter Mathilde heiratet, womit er zugleich die alten Stammesbeziehungen zwischen Sachsen- und Angelsachsentum erneuerte. Heinrich der Löwe war praktisch und machtmäßig in ähnlicher Weise ein König mit dem Herzogstitel wie später Karl der Kühne von Burgund, der als Herzog mächtiger als mancher König war. Aber gerade dieses Übermaß ließ den welfischen Löwen die Grenzen seiner Macht verkennen und dem an Macht immerhin noch überlegenen kaiserlichen Vetter den Gehorsam aufsagen. So endete Heinrich, der der Zweite im Reich gewesen war, als ein entmächtigter Rebell, und wenn sein Sohn Otto IV. dann in einer Zeit der allgemeinen Verwirrung noch die deutsche Königs- und die römische Kaiserkrone erwarb, so war dies so wenig wie Lothars Königtum eine Wiederkehr des ottonischen Glanzes, sondern ein wenig rühmliches Zwischenspiel. Der Aufstieg des Welfengeschlechtes war bereits 1180 mit dem Sturze des Löwen jäh abgebrochen und beendet.

Ein noch jäheres Ende als für den Aufstieg der Welfen bedeutete Heinrichs Sturz für das erneuerte sächsische Herzogtum. Denn Sachsen wurde nun, da sich seine Gefährlichkeit als Aufstandszen-

trum von neuem erwiesen hatte, als Stammesherzogtum vollends zerschlagen. Westfalen wurde abgetrennt und die herzogliche Gewalt in diesem Teil dem Erzstift Köln übertragen. Der Name des Herzogtums Sachsen wurde auf den östlichen Teil an der unteren Elbe beschränkt, mit dem Bernhard von Askanien als Erbe der sächsischen Ansprüche seines Vaters Albrecht der Bär und als anderer Urenkel Magnus Billungs belehnt wurde. Damit war aus dem alten Stammesherzogtum endgültig ein Territorialherzogtum Sachsen geworden, denn Bernhard übte reale Gewalt nur im unterelbischen Lauenburg, dem ursprünglichen billungischen Herzogsland und zugleich ursächsischen Stammesland, sowie in dem mittelelbischen Gebiet um Wittenberg aus, das zwischen seinem Erbland um Anhalt und die askanischen Stammburgen Aschersleben und Ballenstedt sowie der brandenburgischen Mark Albrechts des Bären ungefähr in der Mitte lag und für die weitere sächsische Namensgeschichte besondere Wichtigkeit erlangen sollte.

Sächsischer und Niedersächsischer Kreis

Anstatt nämlich an seiner niederelbischen Urheimat, in die er damit zurückgekehrt war, zu haften, wanderte der Sachsenname nun über Wittenberg nach Obersachsen – ein Vorgang, der noch eingehendere Betrachtung verdient –, worauf Altsachsen zu Niedersachsen wurde.

Als im Jahre 1500 die erste Kreiseinteilung Deutschlands unter Ausschluß der kaiserlichen und kurfürstlichen Länder erfolgte, erhielt der die wichtigsten Teile des altsächsischen Gebietes umfassende Reichskreis noch den Namen Sächsischer Kreis. Da es unter den übrigen fünf Kreisen dieser ersten Einteilung auch einen fränkischen, einen schwäbischen und einen bayrischen Kreis (neben dem westfälischen und dem sogenannten oberrheinischen) gab, waren also hiermit die vier Hauptstämme des alten Reiches auch mit ihrem Namen wiedergekehrt.

Aber bei der zweiten und endgültigen Kreiseinteilung von 1512, in die auch die kaiserlichen Erb- und die Kurlande einbezogen wurden, erhielt der Sächsische im Gegensatz zu dem neuen Obersächsischen den Namen Niedersächsischer Kreis. Seitdem ist der

Name Niedersachsen üblich geworden und hat sich um so mehr durchgesetzt, je entschiedener und erfolgreicher die Obersachsen seitdem den sächsischen Namen für sich in Anspruch genommen haben.

In diesem niedersächsischen Raum spielten die Welfen auch weiterhin eine bedeutende Rolle, und zwar in steter enger Bindung an das alte, von den Brunonen überkommene braunschweigische Besitztum. Heinrich der Löwe hatte den Grund zu Braunschweigs Größe gelegt, indem er die Brunonenstadt befestigte, ihr einen Dom erbaute und die Burg Dankwarterode, vor der noch heute der eherne Löwe als sein Sinnbild aufgerichtet steht, zu seiner Residenz machte. So blieb Braunschweig auch nach der Katastrophe von 1180, die dem Welfenhaus außer dem Verlust des sächsischen ja auch den des bayrischen Herzogtums gebracht hatte, der Mittelpunkt der ihnen nun allein noch verbliebenen brunonisch-billungisch-northeimisch-supplinburgischen Allodialgüter, als deren Herren sie den Askaniern und dem Reiche zum Trotz auch nach 1180 den sächsischen Herzogstitel weiterführten. Erst 1235 kam es zu einem dauerhaften staufisch-welfischen Friedensschluß, indem Barbarossas Enkel Friedrich II. Otto dem Kind, dem Enkel Heinrichs des Löwen, den sächsischen Erbbesitz als ein Herzogtum Braunschweig-Lüneburg verlieh.

So hatte sich das alte ludolfingisch-billungische Stammesherzogtum in ein den Sachsennamen bewahrendes askanisches Territorialherzogtum und in ein den Brunonennamen weiterführendes welfisches Allodialherzogtum aufgespalten, von denen das letztere die Traditionen des Stammesherzogtums zweifellos besser als das erstere fortführte. So fiel auch schließlich das altsächsische Herzogsland Lauenburg nach dem Aussterben der Herzöge von Sachsen-Lauenburg nicht an die Linie Sachsen-Wittenberg, obwohl diese sehr nachdrückliche Ansprüche erhob, sondern an die welfischen Braunschweiger, denen August der Starke von Sachsen 1697 die obersächsischen Ansprüche verkaufte.

Nachdem schon die beiden Söhne Ottos des Kindes eine braunschweigische und eine lüneburgische Linie gestiftet hatten, erlebte das braunschweigische Welfenland in den nächsten Jahrhunderten eine Vielzahl von Teilungen, bei denen sich aber alle Linien nach dem braunschweigischen Kernbesitztum des Hauses nannten. Neben Linien zu Göttingen, Grubenhagen, Kalenberg, Dannenberg und

anderen Orten gab es meist zwei Hauptlinien von Braunschweig (-Wolfenbüttel) und (Braunschweig-) Lüneburg.

Von den beiden Linien erlangte schließlich Braunschweig-Lüneburg die größere Bedeutung, das daher auch die Lauenburgischen Herzöge beerbte. Vielleicht hängt es mit dieser Einverleibung eines ehemaligen Kurlandes zusammen, dessen Herzöge ein besseres Recht auf die Teilnahme an der Kaiserwahl zu haben glaubten als die jüngere Linie zu Wittenberg, wenn die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg um etwa die gleiche Zeit ihre Erhebung in den Kurfürstenstand betrieben. Seit 1689, dem Jahre, in dem die Lauenburger Linie erlosch, waren Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe über diese Frage im Gange, die 1692 mit der Schaffung einer neunten Kur durch den Kaiser abgeschlossen wurden.

Wenn man das neue „Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg" als ein niedersächsisches Stammeskurfürstentum betrachten kann, mit dessen Begründung der einstige Abstieg vom ehemaligen Stammesherzogtum zum Territorialherzogtum und Allodialherzogtum durch einen neuen Aufstieg abgelöst wurde, so muß allerdings dazu bemerkt werden, daß dieser Aufstieg längst nicht mehr im Zeichen des sächsischen und auch nur noch sehr bedingt im Zeichen des brunonischen Namens stand, denn das welfische Kurfürstentum hieß zwar offiziell Braunschweig-Lüneburg, sehr viel gebräuchlicher war aber nach der neuen Residenz der Name Kurfürstentum Hannover.

Als das „kurbraunschweigische" Haus 1714 die englische Königskrone erwarb, wurde damit zum zweitenmal nach der Heirat Heinrichs des Löwen mit der Schwester Richard Löwenherzens durch die Welfen die alte Brücke zwischen Niedersachsen- und Angelsachsentum erneuert, und zwar diesmal für längere Dauer. Und aus dem niedersächsischen Stammeskurfürstentum wurde 1815 nicht allzulange nach dem bayrischen, dem württembergisch-schwäbischen und dem obersächsischen ein niedersächsisches Stammeskönigtum. Dieses „Königreich Hohen-Ufer" – dies ist die Bedeutung des Namens Hannover –, das noch immer den offiziellen und historisch besser fundierten Namen Braunschweig-Lüneburg führte, verblieb trotz aller Namenswandlungen mindestens insofern bei der alten welfischen Tradition, als nun wie die mittelalterlichen Welfen gegen das Reich der Hohenstaufen die hannöverschen Welfen gegen

das werdende preußische Reich der Hohenzollern in Auflehnung standen und ihr Königreich Braunschweig-Lüneburg, das seit 1837 von der englischen Krone getrennt war, daher 1866 durch Bismarck liquidiert werden mußte.

Niedersächsische Sonderbestrebungen haben sogar bis in die jüngste Zeit fortbestanden. Noch nach dem Sturz aller Dynastien in der Revolution von 1918 wurde von der Welfenpartei 1924 in der Provinz Hannover eine Abstimmung veranstaltet, bei der fast eine halbe Million Hannoveraner – immerhin ein gutes Viertel der Stimmberechtigten – für die Abtrennung Niedersachsens von Preußen votierte. Dabei ging es aber offensichtlich nicht mehr um die dynastische, sondern um die Stammessonderung, denn das welfische Haus hatte sich bereits vor Kriegsbeginn mit dem hohenzollernschen ausgesöhnt und als Preis der Versöhnung an Stelle von Kurbraunschweig-Hannover das der ausgestorbenen Wolfenbütteler Linie gehörige Herzogtum Braunschweig mitsamt der alten Brunonenstadt erhalten und war damit an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Die Namenswanderung elbaufwärts

Nun aber ist es unsere Aufgabe, den eigentümlichen Vorgang der zweiten Südwanderung des Sachsennamens zu verfolgen, der zu der erwähnten Scheidung in alt- oder niedersächsische Stammessachsen und neu- oder obersächsische Namenssachsen geführt hat.

Die Namenswanderung begann bereits mit der Bildung der Pfalzgrafschaft Sachsen, deren territorialer Schwerpunkt in Nordthüringen lag. Würde und Erbschaft der sächsischen Pfalzgrafen, denen die Verwaltung der königlichen Güter und Pfalzen in Sachsen oblag, kamen 1180 – also eben im Jahre der Zerstörung und Auflösung des sächsischen Stammesherzogtums der Welfen – an die Landgrafen von Thüringen und mit deren Erbe schon im darauffolgenden Jahrhundert an die meißnischen Wettiner, die damit zum erstenmal Fürsten eines Sachsen genannten Territoriums wurden. Nach einem brandenburgisch-braunschweigischen Zwischenspiel erwarben die Markgrafen von Meißen 1347 die Reste der Pfalz Sachsen samt dem pfalzgräflichen Titel aufs neue und legten

diesen Titel erst unter Friedrich dem Streitbaren ab, der das wichtigere sächsische Herzogtum an das Haus Wettin brachte.

Die eigentliche Namenswanderung aber ist mit diesem Herzogtum verknüpft. Als ihren Beginn hat man daher die 1180 erfolgte Belehnung Bernhards von Askanien mit dem Restherzogtum Sachsen zu betrachten. Dadurch wurde der sächsische Name enger mit dem mittelelbischen Gebiet um Wittenberg verknüpft, das als Ort ebenfalls im sächsischen Entscheidungsjahr 1180 seine erste urkundliche Erwähnung fand. Bei der Erbteilung unter Bernhards Enkel, die 1260 erfolgte, trat das Herzogtum Sachsen-Wittenberg gleichberechtigt neben Sachsen-Lauenburg, das es an politischer Bedeutung bald überflügelte. Beide Linien führten den Titel eines Herzogs von Sachsen, Engern und Westfalen und erhoben Anspruch auf das Recht zur Königswahl, das sie zeitweise auch beide nebeneinander und gegeneinander ausübten. Durch die Goldene Bulle wurde dies Recht aber 1356 zusammen mit dem Reichsvikariat in den Ländern des sächsischen Rechts sowie mit dem Erzamt des Reichsmarschalls der Linie von Wittenberg zugesprochen, die dadurch als das eigentliche Sachsen Anerkennung fand. Die Wittenberger Herzöge nannten sich fortan Kurfürsten, und vergebens machten die Lauenburger noch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts diesem Kurfürstentum Sachsen, dessen Fürsten eine ähnliche Stellung wie die alten Stammesherzöge einnahmen, seine Titel und Rechte streitig.

Kursachsen und Obersachsen

1422 starben die askanischen Wittenberger aus. Ihre Erben wurden die Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin, auf deren ganzen umfangreichen ostmitteldeutschen Besitz nun der Sachsenname überging. Auch das meißnische Markgrafenland wurde in der Folge nach der wichtigsten Würde seiner Fürsten sächsisch genannt – ein Zeichen dafür, wieviel bedeutsamer als die ihrer einstigen Geschlossenheit längst verlustig gegangenen Stämme jenen Jahrhunderten die Dynastien als die nunmehrigen Träger und Gestalter der Geschichte erschienen.

Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß das Haus Wettin zum sächsischen Stamm sehr alte und enge Beziehungen hatte. Wir

sprachen bereits von den wettinisch-meißnischen Pfalzgrafen von Sachsen und können hier hinzufügen, daß die Grafen von Goseck, die die sächsische Pfalz im 11. Jahrhundert innehatten, zum gleichen Mannesstamm wie die – erst hernach so genannten – Wettiner gehörten. Zum selben Stamme gehörte aber auch der hochberühmte und glanzvolle Erzbischof Adalbert von Bremen, der in den entscheidungsschweren Anfangsjahren König Heinrichs IV. sein sächsisches Erzbistum zu einer Hochburg der Reichstreue gegen die billungischen und northeimischen Rebellen gemacht hatte.

Bereits 1512 hatte sich der neue sächsische Name in den wettinischen Ländern so weit durchgesetzt, daß bei der schon erwähnten Kreiseinteilung ein Obersächsischer Kreis, der übrigens außer Kursachsen auch Kurbrandenburg und Pommern mitumfaßte, dem Niedersächsischen Kreis den Sachsennamen streitig machen konnte. Insbesondere haftete der Name an dem größeren östlichen, seit 1547 albertinischen Teil der wettinischen Länder, dem mit der kurfürstlichen Würde verbundenen eigentlichen Kursachsen.

Aber auch die thüringischen Nebenländer der ernestinischen Linie bewahrten den sächsischen Namen. Obwohl die Bewohner dieser Länder nicht einmal zum nunmehrigen obersächsischen, sondern eindeutig zum thüringischen Stamme zählten, hießen sie sächsische Herzogtümer und bildeten so eine Art thüringisches „Neben-Sachsen", was insofern nichts durchaus Neues ist, als Thüringen ja in seiner gesamten Geschichte immer von neuem unter sächsischen Einfluß geriet. Wenn nun an die Stelle der sächsischen Stammeseinflüsse der sächsische Name trat, so war dabei nur der Umweg über die obersächsischen Länder neu.

Sogar über das thüringische Stammesgebiet hinaus drang mit den Wettinern der sächsische Name, denn die Bewohner eines der ernestinischen Herzogtümer, Sachsen-Koburgs, waren stammesmäßig Franken, so daß sich dieser Teilstaat 1920, als die thüringischen Kleinstaaten zu einem Ganzen zusammengefaßt wurden, für den Anschluß an Bayern entschied, womit von dem alten deutschen Nordwest- zu dem alten Südoststamm, die unter Northeimern und Welfen bereits eine gemeinsame Geschichte gehabt hatten, eine Namensbrücke geschlagen wurde.

Noch weiter von seinem Ursprungsgebiet fort wanderte der Name mit dem Titel des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen,

eines Sohnes König Augusts III. von (Sachsen-) Polen, der als Wettiner eine Habsburgerin heiratete und von seinem kaiserlichen Schwiegervater das Herzogtum Teschen in Österreichisch-Schlesien als Mitgift erhielt. Und da Teschen bereits am Fuße der Karpaten liegt, können wir hier der Kuriosität halber auch eines anderen Namens gedenken, der den Sachsenstamm sogar mit einem Alpenland in Verbindung bringt: wir meinen die Sächsische Schweiz, die berühmteste jener Namens-Schweizen, die eine allzu vergleichssüchtige Fremdenverkehrsindustrie im vergangenen Jahrhundert allenthalben in Deutschland entdeckt hat.

Sächsisches Königtum

In Obersachsen sollte es schließlich auf der kursächsischen Basis auch zur Bildung eines sächsischen Stammeskönigtums kommen, das man zwar schwerlich als Wiederaufnahme der Bestrebungen Widukinds oder Heinrichs des Löwen auffassen kann, durch das aber immerhin wie bei dem karolingischen Teilkönigtum Ludwigs des Jüngeren der königliche Titel mit dem sächsischen Namen verbunden wurde.

Ein Vorspiel dazu war die Erwerbung der polnischen Krone, durch die die Sachsen 1697 noch vor den Brandenburgern und Hannoveranern, den beiden anderen Kurfürsten aus sächsischer Wurzel, königlichen Rang erwarben: erst nachdem August der Starke bereits König von Polen war, stiegen Friedrich von Brandenburg 1701 zum König von Preußen und Georg von Hannover 1714 zum König von England auf. Diese sächsisch-polnische Episode ist nicht ohne Bedeutung, war doch mit dem wettinischen Königtum eine geschichtliche Möglichkeit angedeutet, die dem mitteldeutschen Sachsenstamm eine ähnliche Rolle hätte sichern können, wie sie zuvor im süddeutschen Osten die Österreicher und hernach im norddeutschen Osten die Brandenburger-Preußen spielen sollten. Es ging den sächsischen Polenkönigen in der Hauptsache um die Erwerbung des dann von Österreich und Preußen so hart umkämpften schlesischen Landes, das Sachsen und Polen voneinander trennte und im wettinischen Besitz eine so ausgezeichnete Brückenstellung hätte gewinnen können. August der Starke machte mehrere Versuche, Schlesien gegen

Teile Polens auszutauschen, ohne damit einen anderen Erfolg zu haben, als daß er dem später verwirklichten Gedanken an eine Teilung Polens Bahn brach.

Die Eroberung Schlesiens durch Preußen machte diese Träume von einem großsächsischen Ostreiche, mit denen August der Starke gleichsam an die Traditionen Heinrichs des Löwen anknüpfte, vollends zunichte, so daß Augusts Urenkel, Kurfürst Friedrich August III. die ihm 1791 erneut angebotene Krone ausschlug. Der gleiche Friedrich August aber sollte dann 1806 von Napoleons Gnaden zum ersten obersächsischen Stammeskönig aufsteigen, dem auch das polnische Kerngebiet als Herzogtum Warschau zugeteilt wurde. Die allzu enge Bindung an Napoleon hätte dem neuen sächsischen Königtum dann schon nach wenigen Jahren fast wieder den Garaus bereitet, denn auf dem Wiener Kongreß erstrebte Preußen, von Rußland unterstützt, die Annektion des Königreichs, dessen Herrscher mit dem Rheinland abgefunden werden sollte. Außer Österreich hat Sachsen seine Erhaltung in der Hauptsache England zu verdanken. Obwohl dafür der realpolitische Beweggrund maßgebend war, Preußen nicht allzustark werden zu lassen, ist es doch nicht ohne Interesse, daß es demnach das aus der Staatsgründung der alten Angelsachsen hervorgegangene Reich war, das durch seine Stellungnahme für die Erhaltung eines eigenen sächsischen Staates in Deutschland den Ausschlag gab.

Eine erhebliche Amputation aber blieb dem wettinischen Königreich nicht erspart. Es wurde radikal um die Hälfte seines Umfangs verkleinert und damit fast wieder auf den Gebietsstand der alten Markgrafschaft Meißen, von der es seinen Ausgang genommen hatte, zurückgeworfen. Man hätte es mit gutem Recht nun in ein „Königreich Meißen" umbenennen können, und zwar um so mehr, als es außer anderen gerade die Gebiete einbüßen mußte, von denen es einst den sächsischen Namen empfangen hatte, nämlich den alten sächsischen Kurkreis samt seiner Hauptstadt Wittenberg. Aus diesem wurde unter Hinzufügung anderer, zum Teil auch altmärkischer Gebietsteile die preußische Provinz Sachsen mit der Hauptstadt Magdeburg – mit dem Besitz der Magdeburger Pfalz war einst die Pfalzgrafenwürde von Sachsen verbunden gewesen – gebildet, wodurch der Sachsenname wieder teilweise in altsächsisches Stammesgebiet zurückgekehrt ist.

Das Sachsenrecht im „Spiegel der Sachsen"

Nach dieser Wanderung des alten Stammesnamens quer über die deutsche Landkarte verwundert es uns nicht, feststellen zu können, daß der Name auch in anderer Hinsicht überstammliche Bedeutung gewonnen hat. Da der altsächsische Stamm an der Wiederbesiedlung des ostdeutschen Bodens einen erheblichen Anteil hat, war und ist es vielfach üblich, den Sachsennamen für den ganzen norddeutschen Raum und die gesamte niederdeutsche Bevölkerung zu gebrauchen.

Wir erwähnten schon, daß bei der Kreiseinteilung von 1512 Brandenburg und Pommern einem der beiden sächsischen Kreise – allerdings dem obersächsischen – zugeteilt wurden. Der niedersächsische Kreis umfaßte in ähnlicher Weise das umfangreiche Magdeburger Territorium sowie das ganze Mecklenburg mit, während umgekehrt ein großer Teil niedersächsisch-niederdeutschen Stammesgebietes zum westfälischen und zum niederländisch-burgundischen Kreise gehörte.

In einem wesentlich weiteren Bereich hatte das alte Sachsenrecht Geltung behalten oder neu erworben. Es galt im Gegensatz zu dem im mittleren und südlichen Deutschland herrschenden fränkischen Recht nicht nur in ganz Norddeutschland, sondern noch weit darüber hinaus. Es gab nämlich den feststehenden Begriff der „Länder des sächsischen Rechts", in denen dem Kurfürsten von Sachsen das Reichsvikariat zustand. Dieser Begriff aber umfaßte außer den eigentlichen sächsischen Ländern auf der einen Seite Friesland, Westfalen und Hessen, auf der anderen Pommern, Brandenburg, die Lausitzen, Schlesien, Böhmen und Mähren, also das halbe deutsche Reich.

In dem berühmten „Spiegel der Sachsen" des anhaltischen Ritters Eike von Repkow erfuhr dieses sächsische Recht seine erste Aufzeichnung, die über alle Länder des Sachsenrechts Verbreitung fand und im „Schwabenspiegel" einen oberdeutschen Widerhall fand. Der Sachsenspiegel hat auch weit über die deutschen Grenzen hinausgewirkt und wurde sowohl ins Lateinische als auch ins Holländische und ins Polnische übersetzt. Seine Rechtssatzungen waren teilweise noch bis ins vorige Jahrhundert in Holstein, Lauenburg und Wolfenbüttel, im Anhaltischen und in den sächsischen Herzogtümern Thüringens in Geltung.

Ihrer Eigenart halber seien auch einige mit dem sächsischen Namen verbundene Wortprägungen des Sachsenrechtes hier angeführt. So hieß die für ungerechtfertigte Gefangenhaltung zu zahlende Entschädigung die „Sachsenbuße" (Emenda Saxonica), und unter der „sächsischen Frist" verstand man die nach dem Sachsenrecht übliche Gerichtsfrist von der dreifachen Länge der gewöhnlichen Frist. Indem man diese Sachsenfrist der Jahresfrist zuzählte, entstand der eigenartige Begriff des Sachsenjahres, das ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage umfaßte.

Der sächsische Stammesname als deutscher Volksname

Zählt man alle stammesmäßig, namensmäßig oder „rechtsmäßig" unter den Begriff des Sachsentums fallenden deutschen Länder zusammen, so umgreifen diese Gebiete einen so erheblichen Teil des Deutschtums insgesamt, daß es für fremde Völker nahe lag, diesen Stammesnamen als Bezeichnung für das ganze deutsche Volk zu gebrauchen.

Besonders ist dieser Gebrauch bei den baltischen sowie in älterer Zeit auch bei den nordischen Völkern ausgebildet. Die Deutschen heißen im Altnordischen Saxar und Deutschland entsprechend Saxland. Im Altdänischen kommt der Name Saxaegildaestraetae als Bezeichnung der Straße einer deutschen Gilde – vermutlich einer Kaufmannsgilde – in Lund vor. Und in der Edda erscheint ein Fürst der Südmänner mit dem Namen Saxi als einem Eponymus der Deutschen.

Beruht diese Namengebung darauf, daß für die Nordvölker die Sachsen der nächste unter den deutschen Stämmen waren, so ist die Ausbreitung des Namens im baltischen Raum auf die Tatsache zurückzuführen, daß das Baltenland von dem sächsischen Bremen aus erschlossen und erobert wurde. So wurde in der Sprache der Esten der Name Saks zunächst zur Bezeichnung der baltischen Deutschen. Davon wurde Saksamaa = Sachsenland als Name für Deutschland abgeleitet, wovon der Name für das eigentliche Sachsen als Saksimaa unterschieden wird. Auch zwischen den baltischen und den übrigen Deutschen wird im Estnischen eine Unterscheidung gemacht:

an den Namen der baltischen Saks wird die Endung -lane, die auch sonst bei Volksnamen gebräuchlich ist, angefügt, so daß wir bei den Esten Sakslane heißen. Aus dem Estnischen ist der Sachsenname als Volksbezeichnung auch in das verwandte Finnische gedrungen, wo Deutschland kurzum Saksa heißt.

Die Esten übertrugen den Namen aber nicht allein von den Sachsen auf alle Deutschen, er wurde darüber hinaus sogar zur Bezeichnung für die Herren, als welche die Sachsen im Baltikum auftraten, schlechthin. Jeder Angehörige des Herrenstandes, in den im Laufe der Zeit auch Esten aufrückten, wurde als Saks bezeichnet, und der Name verband sich weiter auch mit herrenmäßigen Berufen. So heißt der Oberförster auf estnisch Metsasaks – Waldherr oder wörtlich: Waldsachse oder Walddeutscher. Das Honoratiorenzimmer im Krug hieß als Herrenstube Sakste tubba – Sachsen- oder Deutschenstube. Die kurioseste Kombination entstand schließlich, als unter der russischen Herrschaft die Deutschbalten als Herrenschicht teilweise durch Russen ersetzt wurden: damals wurde der höhere russische Beamte von den Esten Wennesaks – Russensachse oder russischer Deutscher und dem Sinne nach russischer Herr – genannt.

Die Zipser und Siebenbürger Sachsen

Ist der sächsische Name so im Nordosten bis zum Finnischen Meerbusen und darüber hinaus vorgedrungen, so hat er im Südosten Europas eine mindestens ebensoweite Ausbreitung erfahren. Wir haben hier zunächst das „Zipser Sachsenvolk" zu nennen, das seit dem Mittelalter sowohl die Oberzips am Fuße der Hohen Tatra als auch den Gründler Boden in der Unterzips besiedelt und sich hier unter den ungarischen Königen des Mittelalters auf Grund alter Privilegien jahrhundertelang selbst verwalten und infolgedessen zu einer hohen kulturellen Blüte entfalten konnte.

Die Deutschen in den 24 Zipser Städten waren großenteils Bergleute, und die Unterzipser „Gründler" waren sogar eigens wegen ihres Bergmannshandwerks hundert Jahre nach den Oberzipser Bauern ins Land gerufen worden. Diese sächsischen Bergleute sind dann aus der Zips noch weiter in den Südosten gewan-

dert und haben auch den Sachsennamen mitgenommen. So soll der in Südserbien bis nach Bulgarien hin mehrfach vorkommende Ortsname Sase auf solche sächsischen Bergmannsdörfer zurückweisen, und ein Sasin polje „Sachsenfeld" und die zwei Sachsenflüsse oder Bäche namens Sasin reka führen den Namen der Zipser Bergleute sogar als Landschaftsbezeichnungen.

Die weitaus bedeutendste „sächsische" Volksgruppe des Südostens aber sind die Siebenbürger Sachsen, die im 12. Jahrhundert zur selben Zeit wie die Zipser Sachsen ausgewandert sind und sich wie jene als Genossenschaft mit dem Vorrecht der Selbstverwaltung ansiedelten. Durch das ihnen bei der Ansiedlung verliehene Kolonistenrecht war auf dem „Sachsenboden" ausschließlich ihnen das Bürgerrecht vorbehalten. Als oberster Beamter des Sachsenlandes und Hauptträger der sächsischen Selbstverwaltung, der im Mittelalter vom ungarischen König ernannt und später von der „sächsischen Nation" selbst gewählt wurde, fungierte der Sachsengraf (Comes Saxonum). Diese Sachsennation konnte später in der fast zwei Jahrhunderte andauernden Zeit der Türkenherrschaft ihre Stellung nur noch verbessern: neben dem magyarischen Adel und den Szeklern nahm sie damals als dritte Nation sogar an der Regierung des Landes Siebenbürgen teil.

Wie die baltischen, waren also auch die siebenbürgischen Sachsen ein Herrenvolk, dessen sächsischer Name wie bei jenen auch von den im besiedelten Raume einheimischen Völkern übernommen wurde. So heißt beispielsweise der Name des siebenbürgischen Ortes Sächsisch-Regen auf magyarisch Szász-Régen und auf rumänisch Reghinul Sasesc. Das verdient deshalb besondere Erwähnung, weil die Siebenbürger – anders als die Balten – herkunftsmäßig gar keine Sachsen sind, was im übrigen auch für die Zipser Sachsen gilt. An der Besiedlung der Zips haben nachweislich Bayern, Rheinländer und Schlesier, aber keine Sachsen – weder Nieder- noch auch Obersachsen – Anteil gehabt, und die Sprache der Siebenbürger Sachsen weist mit ihren starken Anklängen an das Luxemburgische ebenfalls auf das Rheinland als das hauptsächliche Herkunftgebiet hin.

Ähnlich, aber umgekehrt wie im baltischen Nordosten, steht hier im Südosten der Sachsenname also für den Namen der Deutschen. Als Deutsche wurden die Siebenbürger und Zipser Siedler Sachsen

genannt und nannten sich wahrscheinlich von Anfang an auch selber so. Und da hier nicht wie bei der Namengebung der Nordvölker von sächsischer Stammesnachbarschaft die Rede sein kann, müssen wir annehmen, daß Deutschland auch nach dem Jahrhundert der Sachsenkaiser, das in der Zeit der siebenbürgischen Landnahme längst zu Ende war, noch auf lange hinaus als das Reich der Sachsen gegolten hat und daß sich so mittelbar im Siebenbürger und Zipser Sachsennamen der über die Jahrhunderte hinweg strahlende Ruhm des Imperiums Ottos des Großen spiegelt.

Die Franken

Die Neubegründung des mittelalterlichen Reiches durch die Sachsenkönige wäre nie möglich gewesen ohne die zuvor durch die Frankenkönige geschaffene Grundlegung. Der Reichsbau Ottos des Großen ist auf den Fundamenten nicht nur Karls des Großen, sondern auch Chlodwigs errichtet, des fränkischen Reichsgründers, der dem sächsischen um fast ein halbes Jahrtausend vorausgeht.

So sind die Franken das eigentliche Reichsvolk, gleichsam die Römer unter den Deutschen, die nicht nur das deutsche sowie das nach ihnen benannte Frank-Reich, sondern die abendländische Einheit schlechthin begründeten. Wie sie im deutschen Raume zwischen Sachsen (und Thüringern) auf der einen und Schwaben und Bayern auf der anderen Seite die verbindende Brückenstellung innehatten, so stellte das fränkische Großreich eine Brücke und ein verbindendes Mittelglied zwischen dem Germanentum und dem Romanentum als den beiden entscheidenden und konstituierenden Elementen der gemeinabendländischen Geschichte dar, so daß die Franken gleich den Römern auch den Ruf eines Weltvolkes erwarben. Und sowohl ihr Rang als Reichsvolk als auch ihr Ruf als Weltvolk spricht sich in der Namensgeschichte der Franken aus.

Ingwäonen-Sachsen und Istwäonen-Franken

Wenn die Franken ähnlich den Sachsen-Angelsachsen weit über den deutschen Raum hinausgegriffen haben, so ist das wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Tatsache, daß sie schon in der frühesten germanischen Geschichtszeit, von der wir Kenntnis haben, eine besondere Gruppe darstellten oder genauer: daß sie auf eine solche Sondergruppe zurückzuführen sind.

Schon Tacitus berichtet von der altgermanischen Überlieferung, daß die Germanenvölker auf drei Stammväter zurückzuführen seien, nach denen die drei Hauptstammesgruppen benannt seien, „und zwar die am Meere Inguäonen, die in der Mitte Erminonen, und die übrigen Istuäonen". Die nach Tacitus in alten Liedern besungene Abstammungssage, die man „das älteste und ehrwürdigste uns bekannte Denkmal germanischer Literatur" genannt hat, begegnet uns noch ein halbes Jahrtausend später in einer fränkischen Sage, die von drei Brüdern Ingo, Ermin und Istio und ihrer Nachkommenschaft berichtet, und auch spätere deutsche, englische und nordische Heldenlieder weisen Erinnerungen an diese älteste germanische Überlieferung auf.

Was uns an ihr vor allem interessiert, ist die daraus ersichtliche älteste Gliederung des Germanentums. Wenn Plinius zu den drei von Tacitus genannten Gruppen die Ostgermanen unter dem Namen der Wandilier (sowie die Bastarner) sondernd hinzufügt, so erweist sich, daß die taciteische Einteilung unter Ausschluß der Nord- und Ostgermanen nur die West- (oder besser Süd-) Germanen betrifft.

Diese durch die Ergebnisse der Vorgeschichte bestätigte Dreigliederung des südlichen Germanentums ist auch für die deutsche Stammesgeschichte von großer Bedeutung. Wir deuteten bereits im Sachsenkapitel auf die stammliche und sprachliche Sonderung des ältesten Sachsentums hin, die sich in der Eigenentwicklung der englischen Sprache sowie in den „Ingwäonismen" des niederdeutschen Sprachraums ausspricht. Wie diese Namengebung zeigt, betrachtet man die ältesten oder Ursachsen, von denen sowohl die Angelsachsen als auch die Friesen und die deutschen Sachsen stammen, als mit den Ingwäonen des Tacitus und Plinius identisch, obwohl Plinius als „Ingyaeones" zwar Kimbern, Teutonen und Chauken, aber weder Sachsen noch Friesen aufzählt.

Ähnlich wie die vorgeschichtlichen Ingwäonen mit den geschichtlichen Sachsen, so werden die Istwäonen üblicherweise mit den Franken identifiziert. Während die ingwäonisch-sächsische Gleichung aber einige Unbekannte aufweist, ist die istwäonisch-fränkische Kontinuität dadurch gesichert, daß eine ganze Anzahl von Einzelstämmen, die zunächst zum istwäonischen Kultverband – denn um kultische Bünde handelte es sich bei den drei Stammesgruppen – gezählt wurden, später als Mitglieder des fränkischen „Völkerbundes" erscheinen. Und vielleicht können wir die spätere sprachliche Sonderung der niederfränkischen Niederlande, in deren Raum sich die erste fränkische Staatsbildung vollzog, in ähnlicher Weise wie die Sonderung des Angelsächsisch-Englischen auf die Stammesgliederung der Frühzeit zurückführen, so daß sich die Niederländer also als Istwäonen wie die Engländer als Ingwäonen von uns Deutschen als Erminonen unterscheiden.

Hugdietrich und die Chauken

Allerdings geht die Gleichung Istwäonen = Franken auch nicht völlig auf. Nach einer sehr verbreiteten, aber nicht durchweg anerkannten Theorie geht nämlich der fränkische Kernstamm der Salier auf jene Chauken zurück, die zu den wenigen namentlich als Ingwäonen aufgezählten Stämmen gehören. Danach wären die Franken ein von dem ingwäonischen Kleinstamm der Chauken-Salier durch Angliederung und Unterwerfung gebildeter istwäonischer Großstamm, wie die Sachsen in der Tat ein von den ingwäonischen (Chauken-) Sachsen unterworfener erminonischer Großstamm (mit istwäonischen Stammesteilen) sind.

Zweifellos ist ein Großteil der Chauken unter Aufgabe des angestammten Namens in den Sachsen aufgegangen. Wie die ältesten Sachsen vom Litus Saxonicum sind aber auch viele Chauken westwärts gezogen. Plinius erwähnt eine Ansiedlung der Chauken auf den Inseln der Rheinmündung, und später erscheint ein Ableger des chaukischen Stammes – sogar die angelsächsischen Vettern gleichsam noch übertrumpfend – jenseits der britischen Insel in Irland, wo er nach altirischen Quellen noch Jahrhunderte hernach eine große Rolle spielte. Gerade die darin zum Ausdruck kom-

mende Seetüchtigkeit der Chauken wird als Argument für ihre Verbindung mit den salischen Franken angeführt, denn diese traten nach ihrer Niederlassung im Rheindelta zunächst zur See sehr viel mehr als zu Lande hervor, haben zusammen mit den Sachsen die gallischen und britischen Küsten heimgesucht und haben sogar, wesentlich über die Ziele der Sachsen hinaus vorstoßend, Afrika erreicht und sich im Mittelmeer durch Seeräubereien gefürchtet gemacht.

Das wichtigste Argument für einen chaukisch-fränkischen Zusammenhang stammt jedoch aus dem Gebiet der Namensgeschichte. Das Gebiet der kleinen Chauken erscheint nämlich im Mittelalter als Hugmerke, „Chaukenmark", woraus dann über die friesische Form Hummerze der Name des heutigen Humsterlandes entstanden ist. Als „Hugen" erscheinen aber im Mittelalter auch die Franken. In den Quedlinburger Jahrbüchern werden sie als Hugones angeführt, und noch wichtiger ist das Zeugnis des altenglischen Beowulfliedes, weil die Franken hier durch die ehemaligen angelsächsischen Nachbarn der Chauken an der Elbe als „Hugas" bezeichnet werden.

Sind diese „Hugenfranken" der späteren Überlieferung in der Tat als Chauken-Franken aufzufassen und stammen so die salischen Franken wie die Sachsen von jenem Volke ab, das Tacitus als „populus inter Germanos nobilissimus" rühmte, so gehört auch der Hugdietrich der deutschen Heldensage hierher, der als der Franke Dietrich von dem Goten Dietrich von Bern unterschieden wurde. Allerdings ist es nicht unbedingt nötig, zur Erklärung des Namens Hugdietrich die Chauken heranzuziehen, denn dem Sagenhelden entspricht in der Geschichte Chlodwigs ältester Sohn Theoderich oder Theuderich, unter dessen Herrschaft sein Sohn Theodebert-Theudebert – der Wolfdietrich der Sage – den Einfall einer gautischen Wikingerschar in das Gebiet der Rheinmündung siegreich zurückschlug, wobei deren Führer Hygelac fiel. Diese Episode, die sowohl im Beowulfepos wie in der gautischen Dichtung fortlebt und zudem auch von Gregor von Tours berichtet wird, steht zeitlich genau in der Mitte zwischen den frühen sächsisch-chaukisch-fränkischen und den späteren normännischen Wikingerzügen. Wenn also der Name des Hugdietrich auf sie zurückgeht, so kennzeichnet er den Sohn Chlodwigs statt als den Nachkommen

der chaukischen als den Überwinder der gautischen Wikinger, was dem geschichtlichen Befund insofern auch besser entspricht, als die Franken ja seit Chlodwig aus einstigen Zerstörern zu Hütern der Ordnung, und zwar einer eigenen fränkischen Weltordnung geworden waren.

Die Frankenzeit der deutschen Geschichte

Das Halbjahrtausend zwischen dem Untergang des römischen Reiches durch Odoakar im Jahre 476 und der Aufrichtung eines dauerhaften germanischen Reiches durch Otto den Großen im Jahre 962 ist in einem solchen Ausmaß durch die Franken bestimmt, daß man das ganze Zeitalter, wie es Franz von Löher in seiner deutschen Kulturgeschichte getan hat, als die Frankenzeit der deutschen Geschichte bezeichnen und kennzeichnen kann, die sowohl von der vorangehenden Germanen- und Wanderzeit als auch von der nachfolgenden Kaiserzeit aufs deutlichste zu unterscheiden ist. Ja, man darf sogar von einer Frankenzeit der gesamteuropäischen Geschichte sprechen, die hier zwischen der römischen und der deutschen Kaiserzeit in der Mitte steht.

Bevor die Franken das imperiale Erbe der Römer antraten, haben sie sich in der germanischen Zeit der deutschen und in der römischen Zeit der abendländischen Geschichte als die gefährlichsten Feinde der Römer erwiesen. Den Franken gebührt neben den Alemannen das Hauptverdienst an der Erstürmung und Überrennung des Limes, der jahrhundertelang erfolgreich verteidigten römischen Militärgrenze gegen das andrängende Germanentum, womit eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Völkerwanderung geschaffen war.

So ist es nicht ohne Sinn, wenn man als den frühesten Vorläufer Chlodwigs jenen Batawer Claudius Civilis angesprochen hat, der wenige Jahrzehnte nach Arminius den Römern durch einen hartnäckigen Aufstand in eben jenen Gebieten an der Rheinmündung zu schaffen machte, die später der Machtschwerpunkt des salischen Frankenreiches waren. Und im Zusammenhang mit der Chauken-Hugen-Franken-These ist es von Bedeutung, daß unter den von Civilis geführten Truppen eine aus Chauken und Friesen zusammengesetzte Kohorte sich durch besondere Tapferkeit aus-

zeichnete, wie auch der außerordentlich zähe Widerstand des germanischen Batawers, der uns gleich Arminius nur unter seinem römischen Namen bekannt ist, auf neuerlichen Zuzug aus dem Chaukenlande zurückgeführt wird.

Die Batawer wurden dann nach dem Mißerfolg ihres Aufstandes verwelscht, noch bevor der Aufstieg der Franken begann, aber da die fränkischen Salier später die Batawerinseln besiedelten, sind jene verwelschten Batawer vermutlich hernach wieder in den Franken aufgegangen, so daß diese auch als die Blutserben jenes Stammes gelten können, der nach den Cheruskern erneut die Fahne der germanischen Freiheit aufpflanzte.

Was die Cherusker des Arminius und die Batawer des Civilis begannen, das haben dann die Franken des Chlodwig erfolgreich zu Ende geführt. Die erste Eroberung des von den kleinen salischen Gaufürsten im heutigen belgischen Doornik (Tournay) stammenden eben zwanzigjährigen Chlodwig galt 486 dem letzten Rest des römischen Reiches in Gallien, der auch die Absetzung des Romulus Augustulus durch Odoakar noch überdauert hatte. Hier hatte der Römer Syagrius – von Gregor von Tours als rex Romanorum bezeichnet – seinen Vater Ägidius beerbt, der selber der Nachfolger des Aetius in der römischen Heermeisterwürde gewesen war. In einem raschen Ansturm eroberte Chlodwig das gallisch-römische Reich, ließ Syagrius hinrichten und verlegte zum Zeichen, daß er sich nun als den Erben und Nachfolger der gallischen Römer betrachte, seinen Herrschersitz in Syagrius' vormalige Residenz Soissons.

Sodann besiegte er die Alemannen, womit er den ersten Schritt zur späteren germanisch-deutschen Einigung tat und entriß den Westgoten Aquitanien, das später mit dem aus dem Reiche des Syagrius hervorgehenden Reichsteil Neustrien zum westfränkisch-französischen Staate verschmolz. Nach dem Westgotensieg erlangte Chlodwig auch die Anerkennung durch das oströmische Kaisertum, das ihm den Titel eines Konsuls verlieh, was sozusagen die Legalisierung der Eroberung des Syagriusreiches und mittelbar die Anerkennung einer Art Nachfolgerschaft des Frankenkönigs im weströmischen Herrschaftsraum bedeutete. Chlodwig, der auch durch seinen Übertritt vom Heidentum zum katholischen – und nicht wie die übrigen Germanen zum arianischen – Christen-

tum die Voraussetzungen für eine solche Nachfolgerschaft geschaffen hatte, faßte den römischen Titel auf jeden Fall in dieser Weise auf und trat damit als ein zweiter germanischer Anwärter auf das imperiale Erbe Roms neben seinem gotischen Schwager Theoderich dem Großen auf.

Obwohl Theoderich zweifellos die glanzvollere Gestalt ist und sein italienisches Reich mit seinen über das Mittelmeer hin nach allen Seiten geknüpften Beziehungen sehr viel mehr Ähnlichkeit mit dem Römerreich als das Frankenreich Chlodwigs hatte, hat sich die Gründung des Merowingers doch als beständiger erwiesen. Während das Gotenreich schon ein Menschenalter nach Theoderich zusammenbrach, wurde das im germanischen Stammland verwurzelte Frankenreich in der gleichen Zeitspanne noch weiter vergrößert, indem Chlodwigs Söhne und Enkel auch das thüringische und das burgundische Reich eroberten und den bayrischen Stammesstaat eingliederten, so daß das großfränkische Reich schließlich nahezu den gesamten Raum zwischen den Alpen, der Nordsee und den Pyrenäen umfaßte.

Einer von Chlodwigs Enkeln, der uns als „Hugdietrichs" Sohn bereits bekannte Theudebert, der durch seine burgundische Mutter zugleich ein Urenkel des großen Theoderich war, griff auch über diesen Raum hinaus, als wollte er mit dem Erbe seines fränkischen das seines gotischen Ahnen vereinen. Hatte sein Vater Hugdietrich-Theuderich zu dem austrasisch-germanischen Teilkönigreich, das er von Reims aus beherrschte, Thüringen erobert und damit die Grundlagen für ein „deutsches" Merowingerteilreich geschaffen, so überschritt Theudebert, der glänzendste aller Merowinger, 539 die Alpen und nahm das norditalienische Teilstück des zusammenbrechenden Gotenreiches in Besitz. Mit einer Königstochter der noch in Pannonien sitzenden Langobarden vermählt, strebte er mit langobardischer Hilfe auch noch weiter.

Durch einen Kriegszug auf den Balkan wollte er den letzten Rest einer auch nur nominellen Abhängigkeit von Ostrom beseitigen, nannte sich Augustus und betrachtete sich, wie die Sprache in seinem Briefe an Justinian den Großen zeigt, als ebenbürtig und gleichen Ranges mit dem Kaiser. Doch scheiterte Theudebert, der immerhin die Herrschaft in den ligurischen und venetischen Küstenländern Italiens behaupten konnte, mit seinen kühn die Zukunft

vorwegnehmenden Plänen, und sein Sohn Theudebald mußte nach dem Sieg der Oströmer über die Goten auch Norditalien räumen. Nur die Heldensage wahrt einen Abglanz der Erinnerung an die imperialen Pläne des großen Merowingers, wenn sie Hugdietrich zum König von Konstantinopel macht und seinen Sohn Wolfdietrich den Kaiserthron besteigen läßt.

Aber auch andere fränkische Königsgestalten der Frühe haben in der Sage fortgelebt. So ist die Brunhild des Nibelungenliedes zum mindesten ihrem Namen nach mit jener gotischen Brunhild identisch, die einen der Enkel Chlodwigs, den Reimser König Sigebert von Austrasien heiratete und in den Kämpfen gegen ihre Schwägerin Fredegunde die Sache des germanisch bestimmten Königtums verfocht. Und nach der Theorie von Gudmund Schütte, der Chlodwigs anderen Enkel König Guntram von Burgund als ein Vorbild für den Gunther der Nibelungen beansprucht, ist Brunhilds Gemahl Sigebert, der 565 einen Sieg über Sachsen und Dänen erfocht und 575 auf tragische Weise ermordet wurde, mindestens in einzelnen Episoden ein Vorbild für den Siegfried-Sigurd der deutschen und der nordischen Sage gewesen. Diese Theorie gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Nibelungenlied Siegfried aus dem im salisch-fränkischen Stammesgebiet gelegenen Xanten stammen läßt und daß zudem in der Siegfriedgestalt nach einer weitverbreiteten und sehr plausiblen Annahme auch Arminius fortlebt, dessen Versuch einer germanischen Staatsgründung im Kampfe gegen Rom von dem Batawer Civilis fortgeführt und dann von den salischen Franken erneut aufgenommen und in der Reichsgründung Chlodwigs zu einem machtvollen Abschluß gebracht wurde.

Karolinger-Konradinger – Fränkisches und Römisches Reich

Ebenso wie das merowingische gehört auch das karolingische Zeitalter zur Frankenzeit der deutschen Geschichte. Aber es ist eine andere Frankenzeit als die merowingische der Frühe. Trotz seines imposanten Umfangs blieb das Merowingerreich, solange es Italien nicht mit umgriff, immer irgendwie abseitig. Die Mero-

wingerdynastie aber besaß nach dem vergeblichen heroischen Anlauf des Gotenenkels Theudebert nicht die Kraft, dem germanischen Herrschaftswillen den Weg über die Alpen und nach Rom zu bahnen.

Erst nachdem die Merowinger durch die Hausmeiersippe der Karolinger im Königtum abgelöst worden waren, konnte das großangelegte Werk Chlodwigs vollendet werden. Nachdem Pippin als der erste des neuen Königshauses auch als erster den Alpenwall überschritten hatte, baute Karl der Große das Frankenreich zu einem fränkischen Weltimperium aus, das das gesamte christliche Abendland umfaßte und sich daher schon vor der Kaiserkrönung in Rom als die Erneuerung des altrömischen Reiches darstellte. Die Erneuerung des Kaisertums brachte zu der faktisch errungenen Macht den Glanz einer alten Würde, mit der Karl der Große nach fünf Jahrhunderten an das christliche Kaisertum Konstantins des Großen anknüpfte.

Wenn dies fränkisch-römische Kaiserreich auch bald zerfiel – in ein westfränkisches und ein ostfränkisches, wie das römische Reich in ein west- und ein oströmisches Reich zerfallen war – so überdauerte die in ihm verwirklichte Idee eines germanischen Weltreiches doch jeden äußeren Zerfall. Das karolingische Frankenreich war gleichsam das mächtige Präludium, auf das mit dem Zerfall in die großen Stammesherzogtümer so etwas wie ein Atemholen der Geschichte folgte, ehe sie zur Symphonie, zu dem mächtigen „Zusammenklang" des mittelalterlichen Reiches der Sachsen-, Franken- und Schwabenkaiser ausholte.

Immer wieder klingt in dieser Symphonie, der gewaltigsten vielleicht, die die Geschichte komponiert hat, das fränkische Motiv durch, nicht allein in dem ganz und gar fränkischen Mittelsatz des salischen Kaisertums, sondern auch zuvor und nachher. So war Konrad I., Deutschlands erster nachkarolingischer König, Herzog von Franken, ein deutliches Zeichen für den Rang der Franken als Reichsvolk. Und wenn Konrad dann durch den großmütigen Verzicht zugunsten seines mächtigsten Gegenspielers Heinrich von Sachsen einer nichtfränkischen Dynastie den Weg freimachte, so ist Deutschland doch auch unter den sächsischen Herrschern ein Frankenreich geblieben. So hat Otto der Große am Tage seiner Königskrönung weder die heimische Sachsentracht noch auch römische

Tracht, sondern die des fränkischen Reichsvolkes getragen. Und auf fränkischer Erde, das heißt in Rhein- oder in Ostfranken, mußte nach dem Erlöschen eines königlichen Hauses die neue Königswahl gehalten werden.

Mit Konrad II. kamen nach den Sachsen die fränkischen Salier zur Kaiserkrone, die man die Frankenkaiser zu nennen pflegt. Zwar ist die fränkische Herzogswürde des Hauses umstritten, aber ein fränkisches, und zwar ein rheinfränkisches Geschlecht wie das des ersten Konrad waren die Salier auf jeden Fall. Den salischen Namen selber beanspruchten sie, weil Konrad II. durch seine Mutter von den merowingischen Salierkönigen und Konrads Gemahlin Gisela zudem von den salischen Karolingern stammte. So führt eine gerade geschichtliche Linie von dem Salier Chlodwig zu den Salierkaisern, unter deren eben hundertjähriger Herrschaft das mittelalterliche Reich einen neuen Gipfel seiner Macht errang, allerdings in Canossa auch seinen ersten verhängnisvollen Zusammenbruch erleben mußte.

Auch der erste Staufer, Konrad III., ist ein Herzog von Franken gewesen. Erst dadurch, daß er ähnlich wie einst Konrad I. sterbend für seinen unmündigen Sohn auf die Krone verzichtete, kam mit seinem Neffen Friedrich Barbarossa die schwäbische Linie des staufischen Hauses und kamen damit die „Schwabenkaiser" zur Krone. Und da auch am Ende der hochmittelalterlichen Kaiser- und Königsreihe ein Träger des typisch rheinfränkischen Namens Konrad steht, Barbarossas Urenkel König Konrad IV., der von einem allerletzten Konrad – Konrad V. oder Konradin – gefolgt wurde, so könnte man die Kaiser des Hochmittelalters, um ihre sippenmäßige Zusammengehörigkeit trotz der Stammesunterschiede deutlich zu machen, die Konradinger nennen, die zusammen mit den Karolingern wiederum ein halbes Jahrtausend – von 751 bis 1254 oder, von Karl dem Großen bis zu Konradin gerechnet, von 768 bis 1268 – die Geschicke unseres Volkes und des Abendlandes gelenkt haben.

In diesem entscheidenden Halbjahrtausend ist aus dem fränkischen Reich auf dem Weg über das „römische" das deutsche Reich entstanden. Nicht nur das Kaisertum hieß römisch, auch die Könige wurden „Römische Könige" genannt, ein Titel, der vor allem für die noch zu Lebzeiten des Vaters zu Königen gewählten Thron-

folger in Gebrauch war. Dieser Titel hat nur mittelbar mit dem Römertum der Franken zu tun, denn er kennzeichnet den Übergangszustand zwischen der Frankenzeit unserer Geschichte, in der das Reich den Charakter eines großfränkischen Erobererstaates hatte, und jener Zeit, in der es schließlich ein von allen Stämmen zugleich getragenes gemeindeutsches Reich darstellte.

Es ist sehr bezeichnend, daß der Name des rex Romanorum seit Heinrich III. begegnet, der als König fränkischen Stammes mit dem Gedanken umgegangen sein soll, den Sitz des Reiches in Goslar, also auf sächsischem Stammesboden zu nehmen. Und wenn das Reich demnach „römisch" hieß, als es nicht mehr nur fränkisch und noch nicht deutsch war, so können wir das als ein Sinnbild für die Tatsache nehmen, daß die deutsche Stammesvielfalt nur auf dem Umweg über und in der Begegnung mit Rom zu jener Einheit gelangt ist, die uns zum größten europäischen Volke hat werden lassen.

Die Herzogtümer Franken

Endgültig hört die Rolle, die die Franken als Reichsvolk spielen, erst mit dem Untergang der Staufer und damit des alten Reiches in seiner geschlossenen Kontinuität auf. Die Franken werden nun zu einem Stamm unter anderen Stämmen, der, weil er sich im Dienste des Reiches verbraucht hat und zerstückelt wurde, zum Teil sogar seinen Namen aufgibt.

Das Schicksal, im Dienste des Reiches verbraucht und zerstückelt zu werden, wurde besonders dem fränkischen Stammesherzogtum zuteil. Zunächst ist es, paradox gesprochen, schon bei der Entstehung zerstückelt worden, indem es nämlich das fränkische Stammesgebiet nur so weit umfaßte, als es bei der karolingischen Dreiteilung von Verdun (843) an das ostfränkische Reich gekommen war. Es bestand daher nur aus dem Frankenland am Mittelrhein und Main, während aus dem übrigen stammesfränkischen Gebiet ein eigenes Königreich und späteres Herzogtum Lotharingien = Lothringen entstand.

In dem Frankenland an Rhein und Main waren zuerst die Babenberger mächtig, die sich mit der Erwerbung der fränkischen Pfalzgrafenwürde den Weg zum Herzogtum zu bahnen dachten,

dann aber durch das konradingische Geschlecht König Konrads I. verdrängt wurden. Nach dem Tode Herzog Eberhards, König Konrads Bruder, der 939 im Aufstand gegen Otto den Großen fiel, wurde das Herzogtum aufgehoben und in seiner alten, das ganze rhein- und mainfränkische Gebiet umfassenden Gestalt nicht wieder hergestellt.

Doch hatten die mit den Konradingern verwandten Salier, bevor sie zur Krone gelangten, im Rheinfränkischen, besonders im Worms- und Speyergau eine so starke Stellung, daß man sie vielfach als Herzöge (von Worms) bezeichnete. Dieser salische Dukat von Worms ging dann mit der gesamten Saliererbschaft auf die Staufer über, so daß der Großvater Friedrich Barbarossas 1102 als dux Suevorum et Francorum urkunden konnte – vermutlich zum Ausgleich dafür, daß er Zürich, den Vorort seines schwäbischen Herzogtums, an die Zähringer hatte abtreten müssen. Barbarossa trat die salisch-staufischen Erbgüter dann seinem Halbbruder Konrad ab, der zur gleichen Zeit auch als Herzog auftritt, sich aber später des ihm von seinem Bruder 1155 verliehenen Pfalzgrafentitels bediente. Doch enthält dieser Titel Pfalzgraf „bei Rhein" noch einen Hinweis auf den rheinfränkischen Dukat, mit dem unter Herzog Eberhard auch die Erztruchsessenwürde des Reichs verbunden war, die in der Folge im beständigen Besitz der rheinischen Pfalzgrafen bleibt.

So verengte sich der alte rheinfränkische Dukat, der ehedem auch Ostfranken mitumfaßt hatte, auf das rheinpfälzische Gebiet, das den fränkischen Namen verlor, nachdem es eben noch dem Hause der Frankenkaiser diesen Namen weitergegeben hatte. Der nördliche, hessische Teil Rheinfrankens, in dem noch das konradingische Herzogtum seinen Schwerpunkt gehabt hatte, ging völlig eigene Wege zusammen mit der von Lothar von Supplinburg – vielleicht mit antistaufischer, gegen Rheinfranken gerichteter Tendenz – neugeschaffenen Landgrafschaft Thüringen.

Der Frankenname aber haftete nun nur noch am mainfränkischen Gebiet, dem alten Ostfranken (Francia orientalis oder Franconia), wie es im Gegensatz zu Rheinfranken (Francia rhenensis, auch Francia occidentalis: Westfranken) genannt wurde. In Ostfranken waren schon die Babenberger, die von dem späteren Bamberg den Namen tragen, beheimatet gewesen. Nachdem sie mit ihrem Stre-

ben nach dem fränkischen Herzogtum nicht über die Pfalzgrafenwürde hinausgediehen waren – später fanden sie ein Äquivalent in der bayrischen Ostmark Österreich –, lag der fränkische Schwerpunkt für zwei Jahrhunderte im rheinfränkischen Westen. Erst als 1108 die Grafen von Rotenburg (ob der Tauber) ausstarben, verlieh der letzte Salierkaiser Heinrich V. deren Gebiet 1116 seinem staufischen Neffen Konrad samt der Würde eines ostfränkischen Herzogs. Als Konrad dann als Gegenkönig Lothars von Supplinburg auftrat, suchte dieser ihn durch die Verleihung des ostfränkischen Herzogtums an den Bischof von Würzburg lahmzulegen, was dazu führte, daß es in der Folgezeit in Ostfranken einen „Herzog von Rotenburg" und einen „Herzog von Würzburg" gab. Es gab also, wenn man den etwas später durch die Pfalzgrafen erneuerten rheinfränkischen Dukat hinzuzählt, zeitweise nicht weniger als drei Herzogtümer Franken.

Das ostfränkische Herzogtum Rotenburg hatte nur kurzen Bestand. Konrads III. Sohn Friedrich, wegen dessen Unmündigkeit die Krone des Reiches an seinen Vetter Barbarossa gekommen war, nannte sich nach dem Rotenburger Herzogtum des Vaters, zu dem ihm sein königlicher Vetter und Namensbruder das angestammte Schwaben verlieh. Nach dem frühen Tode Friedrichs von Rotenburg blieb nur der würzburgische Anspruch bestehen, den die Bischöfe auch in der Folgezeit nie preisgaben. Allerdings wurde die Führung des vollen Titels „Herzog von Franken" durch die Würzburger Bischöfe erst im 15. Jahrhundert üblich, vielleicht infolge des damals sehr entschiedenen Strebens der in Franken mächtigen Hohenzollern nach einem fränkischen Herzogtum: Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, der Kaiser Friedrich III. wichtige Dienste leistete, ging dabei offen darauf aus, die burggräflich nürnbergischen Besitzungen seines Hauses (Ansbach und Bayreuth) zu einem Herzogtum Franken auszubauen.

Zum letztenmal spielte der Plan einer Erneuerung des fränkischen Herzogtums im Dreißigjährigen Kriege eine geschichtliche Rolle. Damals unternahm Bernhard von Weimar, als Kriegsheld und Heerführer der Nachfolger Gustav Adolfs, den Versuch, aus den Bistümern Würzburg und Bamberg nebst einigen anstoßenden, ebenfalls geistlichen Gebieten ein Herzogtum Franken zu schaffen, womit also das Gebiet der alten Babenberger Grafen und

fränkischen Pfalzgrafen noch einmal im Zusammenhang mit fränkischen Herzogsplänen steht. 1633 übertrug Oxenstjerna dem thüringischen Wettiner zugleich mit dem Oberbefehl über Süddeutschland das Herzogtum Franken als schwedisches Lehen, und die in Heidelberg versammelten protestantischen Fürsten des Heilbronner Bundes bestätigten ihn in dieser Würde. Schon im Jahr darauf verlor Bernhard aber infolge der Niederlage von Nördlingen sein Herzogtum, das er bis zu seinem einige Jahre später erfolgten Tode nicht wiedergewinnen konnte.

Nur ein später Nachklang der staufischen, zollernschen und wettinischen Herzogspläne in Ostfranken ist es, wenn in der napoleonischen Zeit das Würzburger Fürstbistum 1803 zu einem habsburgischen Kurfürstentum und nachherigen (1806) Großherzogtum Würzburg erhoben wurde, das Ferdinand von Toskana, dem Bruder des österreichischen Kaisers, als Entschädigung für sein an Bayern gefallenes salzburgisches Eintags-Kurfürstentum und sein ererbtes toskanisches Großherzogtum zufiel. Nach Napoleons Sturz erhielt Erzherzog Ferdinand Toskana zurück, womit die kurfürstlich-großherzogliche Episode der fränkischen Geschichte und überhaupt alle fränkische Sondergeschichte ihr Ende fand, denn das ganze Frankenland fiel nun an das bayrische Königreich, so daß die Wittelsbacher zu den vom Glücke begünstigteren Erben der von den Staufern, Hohenzollern, Wettinern und zuletzt noch von den Habsburgern unternommenen Versuche zur Aufrichtung einer weltlichen Herrschaft im fränkischen Raume wurden.

Fränkischer Stamm und Fränkisches Land

Das Land, in dem die Erinnerung an das fränkische Herzogtum am längsten bewahrt blieb, hat auch den Namen des alten Reichsvolkes der Deutschen am längsten bewahrt. Zwar weiß man, daß auch die Rheinländer und Lothringer – die man ihrer Mundart nach als Ripuarier und Moselfranken zu bezeichnen pflegt – sowie die rheinfränkischen Hessen und Pfälzer herkunftsmäßig Franken sind, ja daß sogar die Flamen und Holländer, die eine niederdeutsche Sprache sprechen, als Niederfranken ihnen zuzuzählen sind. Aber die eigentlichen Franken sind doch die Mainfranken, die Bewoh-

ner des alten Ostfrankenlandes. Dieses meint Scheffel, wenn er „ins Land der Franken fahren“ will, und hier hat daher der fränkische Name auch vielfach weiter namengebend gewirkt.

Der sächsischen Namenswanderung elbaufwärts entspricht demnach bei den Franken eine Wanderung rhein- und mainaufwärts, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß Mittelrhein und Main ein fast noch geschlosseneres Stromgefüge als Mittel- und Oberrhein bilden. Und wie die sächsische ist auch die fränkische Wanderung in drei Etappen erfolgt. Lag der Schwerpunkt bei den Sachsen ursprünglich an der unteren Elbe, so entsprechend bei den Franken im salischen Gebiet am unteren Rhein. Auf die Ausbreitung über den gesamten Stammesraum erfolgte dann die Einengung der Namensgeltung – im Sächsischen auf das Wittenberger kursächsische Land, im Fränkischen auf das rheinfränkische Königsland. In der dritten und letzten Etappe schließlich rückte der Sachsenname bis zum Erzgebirge, der Frankenname bis zum Böhmerwalde vor, so daß heute dort, wo die beiden Gebirge einander begegnen, auch die beiden Stammesnamen aufeinandertreffen.

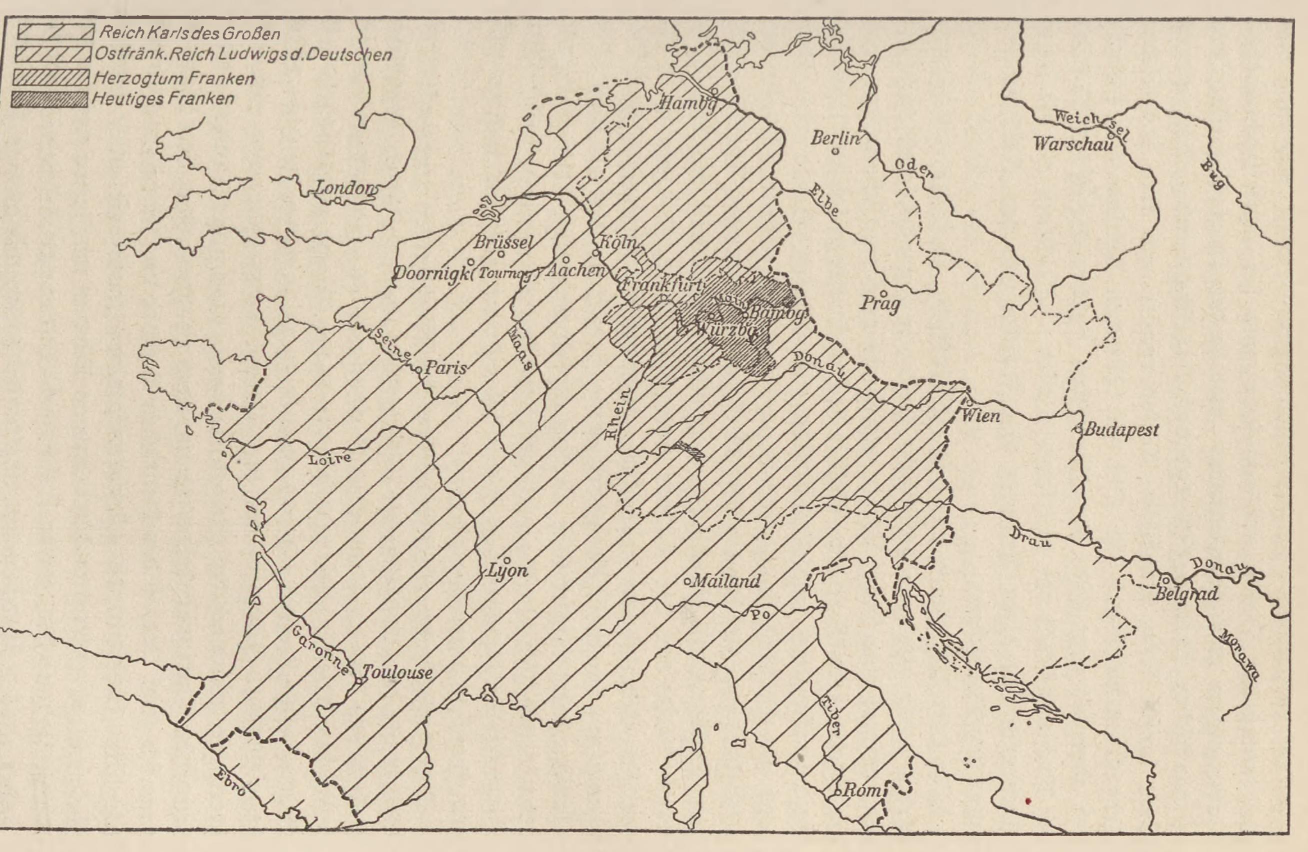
Wenn die Mainfranken (nach der Feststellung Joseph Dünningers) an der weltgeschichtlichen Leistung des Frankenstammes den geringsten Anteil hatten – eine weitere Parallele zu dem sächsischen Fall – so darf doch nicht verkannt werden, daß sie immerhin auch stammesmäßig Franken sind und schon seit den Zeiten Chlodwigs zum fränkischen Reiche gehört haben. Mögen die Franken einen starken thüringischen Einschlag haben, so sind sie doch beizeiten „verfrankt“ worden. Da das Land den fränkischen Königen als eine keilartige Stellung zwischen dem sächsisch-thüringischen und dem schwäbisch-bayrischen Stammesraum besonders wichtig war, haben sie auf seine Besiedlung und stammesmäßige Eingliederung von vornherein großen Wert gelegt, und so ist heute gerade im Mainland das fränkische Stammesbewußtsein besonders lebendig, so daß es – nach Dünninger – immer wieder Versuche gegeben hat, von dieser Landschaft aus „zu einem großfränkischen Stammesbewußtsein vorzudringen“. Man stelle sich das gleiche im sächsischen Falle vor, um des tiefgehenden Unterschiedes innezuwerden.

Bei der festen Verwurzelung des Frankennamens in der Main-

landschaft verwundert es uns nicht, daß der Name, wie schon angedeutet wurde, hier auch weitergewirkt und neuen Namengebungen zum Ausgangspunkt gedient hat. Zunächst ist als geschichtlicher Name der des Fränkischen Kreises zu erwähnen, der unter Kaiser Maximilian geschaffen wurde und ein ziemlich geschlossenes Gebiet um Würzburg, Bamberg und Nürnberg umfaßte. Mit dem Ende des alten Reiches im Jahre 1806 verschwand mit dem Fränkischen Kreis der Frankenname aus dem offiziellen Gebrauch, bis König Ludwig von Bayern ihn 1837 durch die Umbenennung dreier zum alten Ostfranken gehöriger Kreise erneuerte: der vorherige Obermainkreis heißt seitdem Oberfranken und der Rezatkreis Mittelfranken; der damals in Unterfranken umbenannte Untermainkreis hat inzwischen eine neue Umbenennung erfahren und heißt seit 1938 Mainfranken.

Dieses fränkische Land erstreckt sich vom Frankenwald, der mit dem Thüringer Wald zusammen seine nördliche Grenze bildet, bis zur schwäbisch-fränkischen Grenzmark, der Frankenhöhe. Dazwischen liegt das sogenannte Fränkische Becken mit dem Verkehrsmittelpunkt Nürnberg, das im Osten von dem Fränkischen Jura begrenzt wird, einem Gebirgszug, der sich über den Schwäbischen und Schweizer sowie den Französischen Jura quer durch Mitteleuropa bis zum Rhôneknie unterhalb von Lyon fortsetzt. Man bezeichnet den fränkischen Teil des Jura auch als Fränkische Alb, den landschaftlich reizvolleren nördlichen Teil dagegen als Fränkische Schweiz. Da es sich um ein Land mit bizarren Bergbildungen handelt, mag hier die Erinnerung an die Sächsische Schweiz mitgewirkt haben, während die Fränkische Saale ihren Namen gerade im Unterschied zur Sächsischen Saale trägt. Nicht vergessen soll in dieser Aufzählung auch der Frankenwein sein, der einzige unter den deutschen Weinen, der den Namen eines der alten Stämme trägt. Im Mittelalter wurde, wie das Grimmsche Wörterbuch berichtet, „frenkischer Wein" vom „hunnischen" ungarischen Weine unterschieden, was darauf schließen läßt, daß mit diesem Namen nicht nur die heutigen Frankenweine bezeichnet wurden.

Nicht zum Frankenland im engeren Sinne gehört die altberühmte Stadt Frankfurt, die aber doch am Main, dem Fluß der Franken, liegt. Aus einem karolingischen Hofgut an der „Furt der



7. Frankenreich und Frankenland

Franken" entstanden – bei der ersten urkundlichen Erwähnung von 793 lautet der Name Franconofurd, und die mittelhochdeutsche Namensform war Frankenfurt – war sie dann die Hauptstadt des ostfränkischen Reiches Ludwigs des Deutschen und später, als es schon längst keine fränkische Kaiserdynastie und kein fränkisches Herzogtum mehr gab, der Ort der deutschen Königswahl, schließlich aber bis zum Ende des Römischen Reiches Deutscher Nation die Krönungsstadt der deutschen Kaiser – gleichsam als die letzte Wahrerin des alten Ruhmes der Franken als des Reichsvolkes unter den Deutschen.

Wie von Würzburg aus der ostfränkische, so sollte von Frankfurt aus der alte rheinfränkische Dukat in der napoleonischen Zeit noch einmal eine kurze Wiedererstehung erleben. Schon 1806 war die Stadt Frankfurt dem Gebiet des vormaligen letzten deutschen Reichserzkanzlers und Kurfürsten von Mainz, Karls von Dalberg, als Entschädigung für das an Frankreich gefallene Mainz angegliedert und gleichzeitig zum Versammlungsort des Rheinbundes, dem Dalberg als Fürstprimas vorstand, bestimmt worden. 1810 erhob Napoleon die Länder des Fürst-Primas – die zu einer gewissen Abrundung gebrachten ehemaligen kurmainzischen Besitzungen – zu einem Großherzogtum Frankfurt, das als westlicher Nachbarstaat unmittelbar an das Großherzogtum Würzburg angrenzte und sich als Traditionsträger des ehemaligen fränkischen Stammesherzogtums vor jenem dadurch auszeichnete, daß es auch den Frankennamen bewahrte.

Das Frankfurter rheinfränkische Großherzogtum war noch kurzlebiger als das Würzburger ostfränkische, dagegen blieb Frankfurt auch in der Zeit des Deutschen Bundes, der an die Stelle des napoleonischen Rheinbundes trat, die Stadt der Bundesversammlungen. Es war also, soweit man überhaupt in jener Zeit von einer deutschen Einheit sprechen kann, die Hauptstadt Deutschlands und entsprechend auch nach der Revolution von 1848 der Tagungsort der deutschen Nationalversammlung. Und es blieb Sitz des Bundestags bis zum Verfall des Deutschen Bundes im Jahre 1866, so daß die alte Furtstadt des Frankenstammes insgesamt über tausend Jahre lang – von dem Vertrag von Verdun im Jahre 843 bis zur Einverleibung der Freien Reichsstadt in den preußischen Staat im Jahre 1866 – so etwas wie eine deutsche Hauptstadt war. Und auch

mit der neuen Reichsgründung hat die Stadt des alten fränkischen Reichsvolkes dadurch zu tun, daß durch den Frankfurter Frieden von 1871 der deutsch-französische Krieg, in dem die neue deutsche Einheit geschmiedet worden war, seinen Abschluß fand.

Westfranken – Francien – Frankreich

Nicht allein im deutschen Raume haben die Franken ihren Rang als ein Reichsvolk erwiesen, auch das romanisierte Gallien dankt ihnen seine staatliche Existenz, so daß es heute zu Recht weder nach der keltischen Abkunft seiner Bewohner noch auch nach seiner romanischen Sprachzugehörigkeit genannt ist, sondern vielmehr als „Frank-Reich" den Namen seiner germanischen Staatsgründer führt. Wie Deutschland aus dem ostfränkischen, so ist Frankreich aus dem alten Westfrankenreich hervorgegangen, so daß eine sehr einflußreiche französische Geschichtsauffassung sich zwar objektiv zu Unrecht, aber immerhin verständlicherweise auf die Traditionen der fränkischen Geschichte beruft.

Die Vertreter dieser Auffassung können darauf hinweisen, daß Frankreich in seinem Umfange ungefähr dem Reiche Chlodwigs entspricht, der nach seinem Gotensieg in Paris Residenz hielt, wie auch die Hauptstädte der meisten merowingischen Teilreiche – Orléans, Soissons, Reims – spätere französische Städte waren. Auch haben bekanntlich die Karolinger in Westfranken fast ein Jahrhundert länger geherrscht als im ostfränkisch-deutschen Reich, und die mächtigen Grafen von Vermandois haben, was weniger bekannt ist, im westfränkischen Raum den Mannesstamm der Karolinger noch ein weiteres Jahrhundert fortgeführt. Und bis 1218, also bis in das Hochmittelalter hinein, wurde die der Bourgogne benachbarte Grafschaft Bourbon, die später einer königlichen Kapetingerlinie den Namen gab, von einer karolingischen Nebenlinie beherrscht, die sich bereits in der Hausmeierzeit des Geschlechts abgezweigt hatte.

Zudem kann für die Kontinuität der fränkischen Überlieferungen im Westen angeführt werden, daß die kapetingischen Könige, die nach dem Ende der Karolinger deren Krone erwarben, sich ganz als deren Erben fühlten, so daß der französische Nationalmythos von

„Charlemagne", dem fränkischen Imperator, erst in der Kapetingerzeit seine Entfaltung erlebte. Auch in der Vornamenwahl der Kapetinger spricht sich das deutlich aus: unter Verzicht auf ihre angestammten Namen Hugo und Robert benannten sie ihre Söhne mit dem Karolingernamen Karl und mit dem in der Form Chlodwig schon von den Merowingern überkommenen Ludwig und haben es so, während die deutschen Kaiser und Könige Heinrich und Friedrich, Konrad und Otto hießen, im Verlauf von neun Jahrhunderten bis auf Karl X. und Ludwig XVIII. gebracht.

Gleichwohl hat Frankreich das Ziel, das es mit der Herausstreichung seiner fränkisch-karolingischen Traditionen erstrebte, die Erwerbung des Kaisertums, nie erreicht. Die usurpatorische Kaiserkrönung Karls des Kahlen von Westfranken im Jahre 875 blieb ein vereinzelter Vorgang. Und was diesem ersten französischen Nationalkönig als Karls des Großen Enkel immerhin noch gelang, ist bis auf Napoleon, der vollends ein Usurpator war, keinem Herrscher Frankreichs mehr gelungen. Denn das Reich des großen Karl war ein germanisches Reich, darum waren die germanischen Ostfranken, die man bald die Deutschen zu nennen begann, seine rechtmäßigen Träger und Bewahrer.

Der Name Frankreichs ist auch nicht etwa, was denkbar und ein gewichtiges Zeugnis für die fränkische Kontinuität wäre, aus „Westfrankreich" entstanden, sondern hat eine eigene Vorgeschichte. Als die Franken durch Chlodwigs Sieg über Syagrius das Becken von Paris gewonnen hatten, ergoß sich auch ein breiter germanischer Siedlerstrom hierher. Nach neueren Forschungen hat sich sogar der Hauptvorstoß der fränkischen Siedlung nicht ostwärts in das Rheingebiet, sondern südwärts nach Nordfrankreich gerichtet. Diese „bäuerliche Kolonisation großen Stils", wie sie von Fritz Steinbach, einem der bahnbrechenden Erforscher dieser Vorgänge, genannt wurde, hat auch in einem Namen ihren Ausdruck gefunden, denn das Pariser Becken hieß nunmehr Francien (lateinisch Francia ebenso wie die fränkischen Länder im deutschen Raum, während die für diese ebenfalls vorkommende Form Franconia im Westen nicht gebräuchlich war).

In diesem Francien wurde in spätkarolingischer Zeit das Geschlecht der Robertinger mächtig, das sich der Abstammung von Widukind rühmte. Die später Kapetinger genannten Robertinger

faßten die Grafschaften um Paris zu einem Herzogtum Francien zusammen und waren schon vor der Erwerbung der Krone neben den Grafen von Vermandois die mächtigsten Vasallen der Könige. Als das Geschlecht nach der Wahl Hugo Kapets 987 in den dauernden Besitz des westfränkischen Thrones kam – vorübergehend waren schon Hugos Großvater und Großoheim westfränkische Gegenkönige gewesen – wurde nach dem unmittelbaren Besitztum der Könige das ganze Land Francien genannt, und entsprechend trat als lateinische Landesbezeichnung der Name Francia an die Stelle des älteren Gallia. Francia ist noch heute der italienische Name Frankreichs, und der englische Name France ebenso wie das von den Franzosen selber für ihr Land gebrauchte La France gehen auf den gleichen Ursprung zurück. Das alte Herzogtum Francien aber wurde, nachdem sein Name auf das ganze Land übergegangen war, später – 1435 – in Ile de France (Insel von Frankreich) umbenannt.

Unmittelbar nach dem alten Frankenstamm benannten nur die Deutschen, die eigentlichen Franken, das alte westfränkische Land, indem sie es nicht „Franzreich" nannten, wie es bei der Häufigkeit der mit der Vorsilbe Franz- gebildeten Wörter, die uns noch begegnen werden, nahegelegen hätte, sondern Frankreich. Sie sahen offenbar in dem westlichen Nachbarvolk trotz der romanischen Sprache noch das ganze Mittelalter hindurch ein Volk germanischer Prägung. Auch in Frankreich selbst hat man mit diesem Namen trotz seiner Abwandlung noch lange das Bewußtsein fränkisch-germanischer Abstammung verknüpft, wie man aus der Aufforderung Sieyes' an das revolutionäre Paris entnehmen kann, den Adel wieder in die „fränkischen Wälder" zurückzujagen, aus denen er gekommen sei.

Von den Franken zu den Franzosen

Mit dem Landesnamen Frankreich ist noch nicht der französische Volksname erklärt, der seine eigene und sehr eigenartige Vorgeschichte hat. Auch er ist von dem Namen Franciens hergeleitet. Das zu dem vom Herzogtum auf das Königreich übertragenen Landesnamen Francia gehörige Adjektiv hieß franciscus, wozu die

galloromanische Form francois (heute français) gehörte. Die alte Form ist noch heute in dem französischen Vornamen François erhalten, der nichts weiter als „Franzose" heißt – womit wir den bemerkenswerten Fall zu verzeichnen haben, daß aus einem altgermanischen Stammesnamen ein sehr gebräuchlicher Vorname entstanden ist. Denn dem französischen Namen entspricht der lateinische Franziskus (samt Franziska), der italienische Francesco, der englische Francis und der deutsche Franz (mit der veralteten weiblichen Nebenform Fränze). Übrigens gibt es in dem deutschen Vornamen Frank, der „Franke" bedeutet, die genaue Entsprechung zu Franz. Während uns kein anderer Stammes- oder Volksname bekannt ist, von dem ein gebräuchlicher Vorname abgeleitet worden wäre, ist dies also im Falle der Franken sogar zweimal geschehen.

Franciscus bezeichnete zunächst die sich aus der Mundart der Landschaft Francien entwickelnde Sprache Francien-Frankreichs, wie theodiscus die werdende deutsche Sprache bezeichnete, noch bevor „deutsch" zum Volksnamen wurde. Der Einwohner Frankreichs hieß demnach Francois, eine Bezeichnung, die schon in den ältesten romanischen Sprachdenkmälern vorkommt. Diese Form wurde von den mittelhochdeutschen Dichtern auch ins Deutsche übernommen. Während der Landesname Francien, zu dem die deutsche Entsprechung Franzien lauten müßte, in „Frankreich" rückübersetzt wurde, wurde francois nur in franzois verwandelt, eine Form, die sowohl als Substantiv wie als Adjektiv verwandt wurde. Aus dieser mittelhochdeutschen Form ist dann durch Verwandlung des im Deutschen unüblichen oi in o Franzos geworden, was aber immer noch nicht die endgültige Form war, denn wir sagen heute „Franzose" und gebrauchen damit eine in noch jüngerer Zeit entstandene schwache Form.

Diese deutsche Form ist auch in andere europäische Sprachen übergegangen. Während der französische Volksname im Englischen, Holländischen und Nordischen von der einsilbigen Namensform abgeleitet ist und das italienische Francesi eine eigene zweisilbige Ableitung aufweist, zeigen das Tschechische, Ungarische, Polnische, Litauische und Lettische die Ableitungssilbe mit dem dunklen Vokal, das tschechische Francouci mit ou, das magyarische Frantzus mit u und ebenso das litauische Francusai und das lettische Spran-

zusis – eine Form, in der der einstige Frankenname ebenso schwer wiederzuerkennen ist wie in dem nur der Kuriosität halber hier ebenfalls noch anzuführenden finnischen Form Ranskan mit der Nebenform Ranskalaiset.

Auch die aus Francois über Franzois und Franzos entstandene deutsche Form Franzose war noch nicht die letzte Ableitung, die in unserer Sprache erfolgte, denn vom Franzosennamen ist neuerlich die Ableitung des Eigenschaftswortes „französisch" erfolgt, das im Grimmschen Wörterbuch nicht ohne Berechtigung „eine ungeschickte Wortbildung" genannt wird. Denn da Franzos (eigentlich franzos wie francois und franciscus) bereits eine adjektivische Ableitung mit der Bedeutung „franzisch" war, weist die Form „französisch" die gleiche Ableitungssilbe zweimal, einmal in der französischen und einmal in der deutschen Form auf; in rein deutscher Bildung hieße es also „franzischisch" oder entsprechend französisch „francoisois" (oder lateinisch „franciscusiscus"). Um die uns nicht mehr bewußte Seltsamkeit der Namensform zu unterstreichen, kann man auch den deutschen Namen zum Vergleich heranziehen, denn aus lateinischem theodiscus wäre bei ähnlicher Entwicklung nicht „deutsch", sondern „deutschisch" entstanden, und noch paradoxer wirkt der im Wörterbuch der Brüder Grimm angeführte Vergleich mit dem englischen Namen, der (über das französische „anglois") entsprechend zu „englösisch" geworden sein müßte. Trotzdem aber ist der „ungeschickten Bildung", wie wir meinen, ein gewisser Sinn nicht abzusprechen, denn wenn immerhin Frankreich noch als ein Frankenreich aufgefaßt werden konnte, so war die französische Sprache doch keine fränkische Sprache mehr, so daß die Wortbildung mit der fremdartigen Zwischensilbe trotz ihrer nicht abstreitbaren Seltsamkeit den tatsächlichen Sachverhalt sehr gut kennzeichnet.

Übrigens gab es in älteren Zeiten – noch bis zu Lessing – auch ein Adjektivum „frankreichisch" für französisch und entsprechend auch ein Substantivum „Frankreicher" für Franzose. Diese Bildungen sind durchaus nicht so absurd, wie sie uns heute scheinen, sind sie doch genau wie österreichisch und Österreicher – oder wie Engländer und das als Familienname erhaltene Deutschländer – entstanden. Auch Böhmen als Stammesname gehört hierher, da es „Böheimer" bedeutet.

Als eine weitere altertümliche Namensform verdient in unserem Zusammenhang der „Franze" Erwähnung, den noch Goethe kennt, wenn er dichtet: „Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern". Diese Form ist sogar besonders interessant, weil sie wahrscheinlich unmittelbar auf den Namen des alten Franzien zurückgeht.

Franco – „frank und frei"

Ehe wir zu dem umfänglichen und kulturgeschichtlich besonders interessanten Kapitel der Wortbildungen mit dem Franken- und Franzosennamen übergehen, haben wir eine Betrachtung über den Bedeutungswandel einzuschalten, den der Name im Französischen und den anderen romanischen Sprachen erfahren hat.

Wir müssen dazu auf die ursprüngliche Namensbedeutung zurückgreifen, die wir bis jetzt unbeachtet ließen, weil sie nicht ganz unumstritten ist. Da es im Angelsächsischen die Bezeichnung „franca" – entsprechend im Altnordischen frakka – für „eine Art Speer" gibt, hat man den Namen der Franken in ähnlicher Weise wie den der Sachsen von ihrer nationalen Waffe herleiten wollen. Aber dieser Versuch ist bei den Franken (gleichwie bei den Langobarden) verfehlt, denn die Franca hat erst als die fränkische Waffe ihren Namen erhalten, ebenso wie die „Francisca", das fränkische Wurfbeil mit seinem latinisierten Namen, das uns als nationale Waffe der Franken schon aus dem Grabe von Chlodwigs Vater Childerich bekannt ist und erst mit dem Ende der Merowingerzeit verschwand.

Der Frankenname beruht vielmehr wahrscheinlich auf einem Eigenschaftswort, das mutig, rasch, tüchtig bedeutet und zur selben Wortsippe wie unser „frech" gehört. So stellt es also nur eine Rückentwicklung dar, wenn hernach aus dem Volksnamen wieder ein Eigenschaftswort gebildet wurde. Da der Franke im fränkischen Großreich der Frühe für die unterworfenen Romanen zum Inbegriff des freien Mannes wurde, wurden über das mittellateinische francus „fränkisch" das französische franc (mit der weiblichen Form franche) und das italienische, spanische und portugiesische franco zur Bezeichnung des Freien und damit zum Synonym für „frei".

Später ist dieses ursprünglich germanische Adjektivum aus zwei verschiedenen romanischen Sprachen in das Deutsche zurückentlehnt worden, zunächst im 15. Jahrhundert aus dem Französischen, worauf unsere Redewendung „frank und frei" beruht. Im 17. Jahrhundert gelangte aus dem Italienischen auch franco zurück: durch die im Postverkehr gebräuchliche Formel porto franco (frei getragen) erhielt franko bei uns die Bedeutung „postfrei", und zudem wurde auch das italienische francare „freimachen" durch das entsprechende Verbum frankieren nachgebildet, das wir dem vom Langobardennamen abgeleiteten lombardieren an die Seite stellen können.

Aus dem Französischen sind uns die Franktireurs – eigentlich Francs-tireurs – ein Begriff. Sie sind in wörtlicher Übersetzung Freischützen, ganz ähnlich wie jene Francs-archers des 15. Jahrhunderts, die, von einem französischen König als Miliztruppe geschaffen, zugleich nach der Armbrust benannt wurden, mit der sie schossen. Das von franc, franche abgeleitete Substantiv franchise bedeutet im Französischen sowohl Freimütigkeit als auch Freiheit von Abgaben, also Steuer- und Zollfreiheit. Und schließlich gehört die Franche-Comté, die alte deutsche Freigrafschaft Burgund hierher, die wir aus der burgundischen Namensgeschichte bereits kennen. Als Deutsch-Burgund französisch wurde, ging es also zwar dem deutschen Reich verloren, seinen germanisch-deutschen Burgundernamen aber tauschte es nur gegen den germanisch-französischen Frankennamen ein.

Francisten, Franskiljons und Franziskaner

Von dem Franken-, Franzen- und Franzosennamen sind so überaus zahlreiche Worte abgeleitet, daß wir sie in verschiedene Gruppen teilen müssen, um die Übersicht über sie nicht zu verlieren. Die erste Gruppe, in der der Name das romanische c bewahrt, umfaßt in der Hauptsache französische Bildungen, die zweite Gruppe mit dem flämisch-holländischen s-Laut meist germanische und die dritte Gruppe mit dem deutschen z vorwiegend deutsche Ableitungen.

Zur ersten Gruppe gehört vor allen Dingen die französische Münzeinheit, der Franc, deren Name sich aus dem Mittelalter

bis heute erhalten hat. Auch außerhalb Frankreichs hat sich diese Münzbenennung durchgesetzt. So gab es früher in Oberitalien den Franco – mit der Mehrzahl Franchi – als Geldeinheit, und noch heute haben Belgien, Luxemburg und die Schweiz die Frankenwährung. Und da es in der deutschen Schweiz nicht Francs, sondern Franken heißt, liegt der alte Name uns hier also sogar in einer germanischen Rückübersetzung vor.

Eine regelrechte Ableitung stellt der Name der Franciade dar, der im französischen Revolutionskalender einen Zeitraum von vier Jahren bezeichnete. Zu dieser Namengebung mit politischem Hintergrund können wir die Francisten stellen, jene nie sehr einflußreiche, aber immerhin eben durch ihren Namen bemerkenswerte französische Faschistengruppe, die man mit den ebenfalls faschistischen ungarischen „Hungaristen" vergleichen kann. Der Name weist – gleichviel ob mit oder ohne Absicht – auf den des alten Kapetingerlandes Francien zurück.

Erwähnen wir beiläufig noch die Française als den französischen Tanz, so kommen wir zur zweiten Gruppe, die eigentlich nur ein einziges Wort umfaßt, nämlich die flämische Bezeichnung Franskiljon (französisch fransquillon) für diejenigen Flamen in Belgien, die die französische Sprache und Kultur der flämischen vorziehen. Die Bezeichnung wurde vor dem Weltkrieg in Elsaß-Lothringen auch auf die dortige Partei der Franzosenfreunde angewandt, und sinngemäß gehören auch die „Afrançesados" hierher, wie in Spanien die Französlinge und Anhänger Joseph Bonapartes während der napoleonischen Fremdherrschaft genannt wurden.

Mittelbar gehört in diesen Zusammenhang auch der nur in poetischer Sprache gebrauchte Name „Franzmann" für den Franzosen, nach Franzose, Franze und Frankreicher die vierte Namensform, die wahrscheinlich nach dem holländischen Fransman gebildet ist. Auch das dänische Franskmand und das englische Frenchman sind Bildungen gleicher Art, die übrigens das von dem Volksnamen gebildete Adjektiv sämtlich in einsilbiger Form enthalten: unserem dreisilbigen und halbromanischen „französisch" entsprechen das holländische fransch, das englische french und das nordische fransk.

Diesen Bildungen würde ein deutsches „franzsch" entsprechen, und in der Tat ist eine ähnliche Wortform auch erhalten, nämlich in

jenen sehr zahlreichen Bezeichnungen französischer Dinge, die mit der Vorsilbe Franz- gebildet sind. Vielleicht gehört auch der Franzmann hierher und nicht zum holländischen Fransman, sicher aber der schon erwähnte Franze, die vermutlich älteste Form des deutschen Franzosennamens.

Bei der Aufzählung der Franz-Worte beginnen wir am besten mit dem Franzbranntwein, nicht nur, weil es die am meisten gebräuchliche all dieser Bezeichnungen ist, sondern weil dieser „franzische" Branntwein auch durch die lateinische Übersetzung spiritus vini gallici – allerdings mit Auswechslung des fränkischen gegen den gallischen Namen – deutlich als solcher gekennzeichnet ist. Als „Weinbranntwein" wurde der Franzbranntwein in der Hauptsache aus Franzweinen hergestellt, wie die französischen Weine ehedem hießen.

Es gab auch Franzbrot, wie um 1700 eine Art französischer Pasteten genannt wurde, und die Früchte der nach französischer Weise zwergartig gehaltenen Franzbäume hießen Franzobst; doch gab es nicht nur Franzäpfel und Franzbirnen, sondern auch niedrige Bohnen und Erbsen wurden Franzbohnen und Franzerbsen genannt.

An die Frankenmünze erinnert der alte französische Gulden namens Franzgulden, während uns der Name Franzperlen für unechte Perlen heute an die Japanperlen erinnert. Einen noch interessanteren kulturgeschichtlichen Ausblick eröffnet uns der Name der Franzfahrer, wie im Mittelalter die Schiffe der deutschen Hanse hießen, die den Handel mit Frankreich betrieben. Und schließlich sei noch der Franzband genannt, wie in der Buchbinderei ein Ledereinband nach französischer Art hieß. Des Franzbands bekannterer Halbbruder, der Halbfranzband mit ledernen Rücken und Ecken, ist uns dem Namen nach noch heute geläufig und wohl außer dem Franzbranntwein das einzige immer noch im Gebrauch befindliche Wort für „franzische" Dinge.

Alle diese Wortbildungen haben mit dem Vornamen Franz unmittelbar nichts zu tun, um so mehr aber der letzte Name, den wir in diesem Abschnitt zu betrachten haben, der der Franziskaner. Der erste Träger des Namens Franz war nämlich kein anderer als Franz von Assisi, dessen eigentlicher Vorname Giovanni (Johannes) war, der aber, weil er als der Sohn eines italienischen Vaters und einer südfranzösischen Mutter eine starke Vorliebe für französisches Wesen und französische Sprache zeigte, „Francesco" – Franzose

oder Französchen – genannt wurde. Diesen Namen aus seiner übermütigen Jugend behielt er auch nach seiner Umkehr, und so wurde Giovanni, der Sohn des reichen Tuchhändlers Bernardone aus Assisi, als Sankt Franziskus einer der größten Heiligen der katholischen Kirche. Und sein Name fand nicht nur als neuer Vorname weiteste Verbreitung, er wurde auch dem von ihm gestifteten Orden der Franziskaner beigelegt, der als ältester Bettelmönchsorden in den folgenden Jahrhunderten wahrhafte Weltgeltung erlangen sollte.

So haben die Franziskaner den Namen des alten deutschen Reichs- und abendländischen Weltvolkes der Franken – mögen sie mit diesem auch nur noch durch eine dünne Namensbeziehung verknüpft sein – nach der Entdeckung der Neuen Welt durch ihre Missionen über den ganzen Erdball verbreitet. Davon gibt noch heute San Francisco, die amerikanische Weltstadt am Stillen Ozean, mit ihrem Namen Zeugnis, denn „Frisco", wie es heute genannt wird – wobei von dem alten Frankennamen nur noch zwei Buchstaben übriggeblieben sind – wurde im 18. Jahrhundert von spanischen Franziskanern begründet, die es nach ihrem Ordensheiligen benannten.

Neu-Frankreich in Amerika

Aber nicht nur auf diese mittelbare Weise hat der Frankenname auf die Neue Welt jenseits des Ozeans hinübergegriffen. Er ist auch aus dem alten Frankenland Frankreich unmittelbar auf den amerikanischen Kontinent hinübergewandert, ein Vorgang, der an die Namensausbreitung der Sachsen über England zu den Angelsachsen Nordamerikas und an den Weg des Gotennamens über Spanien in das lateinische Amerika erinnert.

Es ist wenig bekannt, daß die Franzosen schon im 16. Jahrhundert starken Anteil an den Entdeckungsfahrten über den Atlantischen Ozean hinweg hatten. So wurde Montreal, die heutige kanadische Weltstadt mit einer Bevölkerung von nahezu einer Million, 1535 als Mont Royal von dem Franzosen Cartier begründet, der hier zum Zeichen der Besitzergreifung eine Inschrift „Franciscus primus, Dei gratia Francorum rex" anbrachte. Und gegen Ende des gleichen Jahrhunderts schrieb ein französischer

Schriftsteller eine „Geschichte des Neuen Frankreich", das heißt des französischen Amerika.

Als Frankreich dann unter Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner Macht stand, richtete es in Amerika ein großes Kolonialreich auf, von dessen einstiger Existenz heute noch Namen wie Saint Louis am Mississippi, Louisville in Kentucky und der Staat Louisiana (mit dem Handelszentrum New Orleans) erinnern. Es entstand nun in der Tat ein ganzes Neu-Frankreich drüben, wie insbesondere das Land nördlich vom St.-Lorenzstrom in Kanada genannt wurde, das auch stark von Franzosen besiedelt wurde. Noch heute machen die Franko-Kanadier, die Sprache und Sitten ihres Vaterlandes getreu bewahrt haben, den vierten Teil der Bevölkerung Kanadas aus, und hätte Napoleon nicht das von den Bourbonen gewonnene Mississippital preisgegeben, so könnte man sie heute vielleicht mit den Bewohnern dieses Landes als Franko-Amerikaner zusammenfassen, ebenso wie man von Anglo- und Ibero-Amerikanern zu sprechen pflegt.

Auch des übrigen französischen Kolonialreiches können wir an dieser Stelle gedenken, das den Franzosennamen nicht nur bis in den Französischen Sudan, nach Französisch-Westafrika und Französisch-Guinea, sondern auch zur Französischen Somaliküste, nach dem sogenannten Französisch-Indien und bis in das ostasiatische Französisch-Indochina verbreitet hat. Auf eine Kolonie, die wie Louisiana nur vorübergehend französischer Besitz war, wurde sogar der Name Franciens übertragen, nämlich auf die im Indischen Ozean gelegene Insel Mauritius (mit der Hauptstadt Port Louis), die Ile de France genannt wurde und diesen Namen als wirkliche Insel mit besserem Recht als das ehemalige Herzogtum der Kapetinger trug.

Ferenghi – die Europäer im Orient

Wenn die Franzosen so dem Namen ihrer fränkischen Ahnen in der westlichen wie in der östlichen Welt Geltung verschafften, so hatte der Frankenname im nahen Orient schon in einem früheren Zeitraum eine so umfassende Geltung erlangt, daß man im Rahmen der damals bekannten Welt von einer Weltgeltung sprechen

darf. Seit dem Zeitalter der Kreuzzüge, also seit dem Hochmittelalter, werden alle Europäer – gleich welcher Nation – von den Orientalen Franken genannt.

Die Ursache dieses Brauches ist der starke Anteil, den die französisch-normannische Ritterschaft an den Kreuzzügen nahm. Aber bei der Durchsetzung des Namens dürfte auch eine Erinnerung an das fränkische Großreich der Karolinger mitgewirkt haben, das neben dem griechisch-byzantinischen Reich das imperiale Erbe der Römer fortführte und von diesem, wenn auch widerwillig, als gleichen Ranges anerkannt wurde. So wird die türkische Form „Ferenghi" des Frankennamens nicht auf den Namen der Franzosen, sondern auf die griechische Bezeichnung phrangos für die Franken zurückgeführt, und man spricht mit Recht auch von den fränkischen Fürstentümern, die die französischen (und flämisch-niederländischen, also tatsächlich fränkischen) Ritter im Morgenlande gründeten.

Daß mit den Ferenghi-Franken nicht allein und nicht einmal vorzugsweise die Franzosen gemeint waren, zeigt deutlich genug der Name der Lingua franca, jener seit dem Mittelalter in der Levante verbreiteten Verkehrs- und Handelssprache, die dem ostasiatischen Pidgin-English vergleichbar ist. Denn die Grundlage dieser „fränkischen" Sprache ist weder ein fränkisches noch ein französisches Idiom, sondern vielmehr, da im Zeitalter der Kreuzzüge Venetianer und Genuesen den Seehandel beherrschten, die italienische Sprache.

Treten uns so nach den Franzosen auch die Italiener mittelbar als Franken entgegen, so ist uns auch ein Volk der iberischen Halbinsel unter dem Frankennamen bezeugt, und zwar im fernsten Orient: in China. Ein chinesischer Geschichtsschreiber des Zeitalters der abendländischen Entdeckungen erwähnt die Portugiesen unter dem aus dem Franken-Ferenghi-Namen gebildeten Namen „Folang-ki", wonach der fränkische Name, dem wir bereits in San Franzisko begegneten, auch bis zur Westküste des Stillen Ozeans vorgedrungen ist. Und wenn uns so Ibero-Romanen wie Gallo-Romanen und die unmittelbaren italienischen Nachkommen der Römer unter dem Frankennamen begegnen, so können wir dies als ein gutes Sinnbild dafür betrachten, daß die Franken als Weltvolk wie als Reichsvolk die Erben der Römer waren.

Die Schwaben

Als das Imperium im Mittelalter von den Sachsen und Franken zu den Schwaben gelangte, da trat nicht nur an die Stelle eines niederdeutschen und eines mitteldeutschen ein oberdeutscher Stamm, sondern es erfolgte ein Abschluß und eine Vollendung des Reichsbaues auch insofern, als nun jener Stamm die Führung erwarb, der das Deutschtum in seiner Besonderheit von alters her am besten verkörperte. Reichte der Wirkungskreis der Sachsen wie der Franken weit über den deutschen Raum hinaus, so können die Schwaben von ihren swebischen Anfängen an bis zum heutigen Tage als der spezifisch deutsche Stamm gelten.

Wenn wir unsere Darstellung mit der Betrachtung der vier großen Ostgermanenstämme begannen, die nur im weitesten Sinne, nämlich über die Reichsgeschichte, als deutsche Stämme angesprochen werden können, so kommen wir nach der Behandlung der beiden Westgermanenstämme der Sachsen und Franken, die das Deutschtum auch noch in einem weiteren Sinne verkörpern, nun erst bei den Schwaben zu den eigentlichen Deutschen. Und so ist, wie noch im einzelnen zu zeigen sein wird, auch das mittelalterliche Imperium erst, nachdem es an die Schwaben gekommen war, zu einem wirklich deutschen Reich geworden, das sich unter dem schwäbischen Geschlecht der Staufer zu seiner größten Blüte entfalten sollte.

Erminonen = Schwaben als Deutsche

Die Sonderheit des Schwabentums und des schwäbischen Deutschtums weist bis in die ältesten Zeiten zurück. Wenn die Sachsen, wie wir sahen, auf ein ingwäonisches Kernvolk zurückgehen und die Franken – gleich welchen Ursprunges das salische Kernvolk war – in der Hauptsache istwäonische Stämme umfaßten, sind die Sweben das bedeutendste erminonische Volk gewesen. Die antiken Autoren, die uns von ihnen berichten, stimmen darin überein, daß die swebische Stammesgruppe eine Vielzahl von Völkern umfaßte, von denen die Mehrzahl auch als erminonisch charakterisiert ist. So nennt Strabo außer den Semnonen und Quaden, den

Sweben in engerem Sinne, auch die Ermunduren, Markomannen und Langobarden als swebische Völker, und Ptolemäus zählt ihnen außer den Langobarden – sicher zu Unrecht – auch die Angeln zu, von Tacitus zu schweigen, der schlechthin alle nicht ingwäonischen oder istwäonischen Germanen Sweben nennt.

Halten wir uns an das Zeugnis Strabos als das plausibelste, so gehören zu der weiteren swebisch-erminonischen Verwandtschaft die Markomannen, aus denen die Bayern, und die Ermunduren, aus denen die Thüringer hervorgingen, sowie die Langobarden, die uns später ebenfalls als ein Volk mit hochdeutscher Sprache entgegentreten. Damit wären zwei von den vier Hauptstämmen des Mittelalters swebisch-erminonischen Ursprungs, und zählt man den alemannischen Schwaben und den markomannischen Bayern als vollgültigen Stamm die ermundurischen Thüringer hinzu, so erhöht sich der swebische Anteil auf drei zu fünf. Faßt man aber auch die Langobarden als einen der reichstragenden Stämme auf, was sie zum mindesten zeitweise waren, so sind sogar von insgesamt sechs mittelalterlichen Stämmen nicht weniger als vier swebischer Abkunft.

Diese Stämme aber sind, mögen sie auch für Jahrhunderte im Schatten der Sachsen und Franken stehen, nicht allein durch ihre zahlenmäßige Menge von Bedeutung. Sie sind beispielsweise, wie schon mit dem Hinweis auf die langobardische Sprache angedeutet wurde, die Träger des hochdeutschen Sprachtypus, der in der althochdeutschen Periode allgemein oberdeutsche und in der mittelhochdeutschen Zeit sogar spezifisch schwäbische Prägung zeigte. Es ist ein Argument mehr, und zwar eines der allergewichtigsten für die spezifische Deutschheit des Sweben- und Schwabentums, wenn dieses Hoch- oder Oberdeutsche in der Neuzeit dann zur Hochsprache aller Deutschen geworden ist. Und wenn unser Gewährsmann Strabo die Sweben des Altertums von der Elbe bis zum Rhein reichen läßt, wer dächte da nicht an Walters von der Vogelweide Lied zum Preise der Deutschen, in dem er mit den Worten „Von der Elbe unz an den Rhin . . .“ den Kernraum des mittelalterlichen Deutschland umschreibt.

Sueven – Sueben – Sweben – Swäben – Swaben – Schwaben

Wie die Sonderheit und die Deutschheit des Schwabentums, so geht auch ihre Namensüberlieferung in die ältesten geschichtlichen Zeiten zurück. Die Schwaben können sich rühmen, daß ihr Name die älteste geschlossene überlieferung unter allen deutschen Stammesnamen besitzt. Vor über zweitausend Jahren kannten die Römer bereits die Suevi, von denen eine gerade Linie zu den heutigen Schwaben führt. Denn die lateinische Namensform Suevi oder Suebi entspricht lautgesetzlich genau dem späteren Schwabennamen. Da die lateinische Sprache keinen w-Laut kannte, dürfen wir statt auf Sueven oder Sueben auf eine germanische Namensform (Swewen oder) Sweben schließen, in der wir den Namen der Schwaben schon eher wiedererkennen können. Es ist allerdings anzunehmen, daß die altdeutsche Form einen dem ä ähnlichen offenen e-Laut hatte, da nur aus diesem das spätere a entstehen konnte. Im Mittellateinischen des 11. Jahrhunderts kommt in der Tat auch einmal – in der Handschrift eines schwäbischen Mönches des Klosters Reichenau – die Schreibung Svaevi vor. Wir können daraus die Sprechform Swäben erschließen, aus der sich durch weiteren Lautwandel die Formen Swaben und schließlich Schwaben entwickelt haben.

Der im Lateinischen häufigeren Form Suevi, die auf eine germanische Nebenform Swewen (Swäwen) schließen läßt, entsprechen sowohl das altniederdeutsche Swevon als auch das altenglische Swaefe und das altnordische Swáfar, während umgekehrt im Althochdeutschen sogar eine Nebenform Swapa mit verhärtetem Konsonanten begegnet. Als Kuriosität sei schließlich am Rande noch die Weiterentwicklung des Hauptvokals in der dialektischen Form Schwauben erwähnt.

Vom Mare Suevicum zum Schwäbischen Meer

Während der Grieche Strabo die Sweben zwischen Elbe und Rhein ansetzt, läßt der Römer Tacitus sie noch sehr viel weiter in den Norden und Osten ausgreifen. Tacitus zählt nicht nur die

immerhin noch westgermanischen Angeln und Warnen, sondern auch die ostgermanischen Goten und die nordgermanischen Sweonen-Schweden, ja sogar fremde Baltenvölker des Nordostens, die er für Germanen hält, zu den Sweben. Er versteht unter den Sweben also offensichtlich die Umwohner der Ostsee, und es ist daher nur konsequent, wenn er dieses Meer Suevicum mare – Swebisches Meer – nennt.

Die im einzelnen zweifellos irrtümlichen Angaben des Tacitus sind immerhin darum nicht ohne Interesse, weil die Vorgeschichtsforschung den Sweben ebenso wie den Ostgermanen und den zwischen beiden stehenden und beiden zugehörigen Langobarden ihre Ursitze im skandinavischen Norden anweist. In der frühen Eisenzeit sollen sie aus Südschweden und dem dänischen Inselraum ausgewandert sein und sich nach der Abwanderung der Bastarnen in dem leergewordenen Ostdeutschland festgesetzt haben.

Vielleicht sind die sogenannten Eiderschweben, die Rudolf Much für ein abgesprengtes Teilvölkchen der ostdeutschen Sweben hält, während andere Forscher ihre Existenz bestreiten, ein auf der Wanderung zurückgebliebener Volksrest. Nach der epischen Überlieferung der Angelsachsen kämpfen die „Swaefe" im fünften Jahrhundert gegen den Angelnkönig Offa. Mit diesem Bericht bringt Much den Namen eines nördlich der Eidermündung in Schleswig gelegenen Ortes Schwabstedt in Zusammenhang, was von anderen als kein ausreichender Beweis für das Vorhandensein einer eiderswebischen Sondergruppe angesehen wird.

Da Tacitus die Sweonen zu den Sweben zählt und die Vorgeschichte Schweden als die swebische Urheimat ansieht, liegt es nahe, die einander so ähnlichen Namen in eine Verwandtschaftsbeziehung zu setzen. Die Verschiedenheit des Mittelkonsonanten in den heutigen Namensformen Schwaben und Schweden besagt wenig oder gar nichts, da das d des Schwedennamens eine späte Einfügung ist, die in den schwedischen Formen Svenskar und Sverige selber nicht enthalten ist: dieses d ist nichts anderes als der Rest des häufig an den Volksnamen angefügten altgermanischen Wortes thioda „Volk", von dem unser „deutsch" abgeleitet ist. Es ist daher mehrfach behauptet – allerdings nie mit Sicherheit nachgewiesen – worden, daß die Suevi auch namensmäßig von den Sueones abstammen, deren Name übrigens unbedenklich um die

lateinische Ableitungssilbe gekürzt werden kann und damit noch mehr Ähnlichkeit mit dem suevisch-swebischen gewinnt.

Trifft es zu, daß die Sweben als die südlichen zu den Sweonen als den nördlichen Anwohnern des Mare Suevicum gehören, so ist es um so auffälliger, daß die Schwaben hernach zu einem ausgesprochen binnenländischen Stamm geworden sind, dem jede Beziehung zum Meere fehlt. Um so kurioser aber ist es wiederum, daß sie trotzdem noch einmal einem „Meer" den Namen gegeben haben: wie der Chiemsee als das „Bayrische Meer", so gilt der Bodensee seit alters als das „Schwäbische Meer". Also hat sich die Wanderung der Schwaben gleichsam zwischen zwei Meeren vollzogen, von der Ostsee zum Bodensee, die man die Meere der Schwaben nennen darf.

Cäsars schwäbischer Widerpart

Schon bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten begegnen wir den Sweben im Raume des späteren Schwäbischen Meeres, nämlich am oberen Rhein. Zwar liegt der Schwerpunkt der Stammessitze zu dieser Zeit noch im Nordosten, aber das hindert nicht, daß die Auswandererstämme im Südwesten zu hoher geschichtlicher Bedeutung und Wirkung gelangen, die die der Kimbern – wenn man diese als ihre Vorläufer betrachten will – weit übersteigt.

Hauptsächlich drei swebische Stämme machten im ersten vorchristlichen Jahrhundert, nur wenige Jahrzehnte nach dem tragischen Untergang der Kimbern, am Rhein von sich reden: die Nemeter, Triboker und Wangionen. Sie wurden später keltisiert, am raschesten die Nemeter, die in der Gegend von Speyer saßen, das nach ihnen Augusta Nemetum hieß. Die schwäbischen Beziehungen des südlichen Rheinfranken – noch im Hochmittelalter war die alte Nemeterhauptstadt Speyer das Machtzentrum der schwäbischen Staufer – reichen also bis in die Vorzeit zurück.

Die wichtigste Rolle spielten unter den oberrheinischen Sweben die im Elsaß siedelnden Triboker, deren König Ariowist die erste überragende Führergestalt der germanisch-deutschen Geschichte ist. Die Bedeutung Ariowists wird durch nichts besser bezeugt als durch die Tatsache, daß der größte aller römischen Imperatoren, der große Cäsar selber, ihn als ebenbürtigen und würdigen Gegner

erachtete, den er erst nach hartem und zähem Kampfe überwinden konnte. Wenn Cäsar seine überragende Stellung durch die Eroberung Galliens erwarb, so war der germanische Heerkönig sein ernsthaftester Rivale gerade in der Herrschaft über Gallien.

Zunächst suchte der Römer eine friedliche Übereinkunft mit dem Sweben. Im Jahre 59 vor Christus – also vor genau zweitausend Jahren – wurde Ariowist unter Cäsars Konsulat zum König und Freund des römischen Volkes ernannt. Aber schon im Jahre darauf kam es im Elsaß zur Entscheidungsschlacht, in der der römische Imperator über den swebischen Heerkönig siegte und damit das Schicksal Galliens für alle Zeiten entschied. Dieses keltische Land wurde nun römisch statt germanisch und hat trotz der späteren Frankenherrschaft die romanische Sprache bis heute bewahrt.

Die Niederlage gegen Cäsar kann die Bedeutung Ariowists nicht verkleinern. Auch Arminius und Claudius Civilis – der Cherusker und der Batawer übrigens wie der Swebe Erminonen – sind schließlich gescheitert, ohne sich mit einem derart überragenden Gegner gemessen zu haben. Eher kann man in der Begegnung des Swebenkönigs mit dem Namengeber des Kaisertums die erste Vorahnung des späteren Schwabenkaisertums erblicken.

Vor allem aber ist die in den Kämpfen gegen Cäsar bewiesene Kriegstüchtigkeit der Sweben eine Eigenschaft, die den Schwabenstamm die gesamten zwei Jahrtausende hindurch auszeichnen sollte, die der Ariowistschlacht gefolgt sind. Dieses angeborene Kriegertum erwies sich Jahrhunderte später bei den Anstürmen der Alemannen gegen den römischen Limes, den sie als erster Germanenstamm noch vor den Franken durchstießen. Es erwies sich ebenso im Mittelalter, wo den Schwaben das Vorstreitrecht gebührte und ihre Herzöge die Sturmfahnenträger des Reiches waren. Es blieb auch nach dem Ende des Rittertums lebendig, wie der Schwabe Georg von Frundsberg, der berühmteste aller deutschen Landsknechtsführer, zeigt. Und nach dem Weltkrieg hat Ludendorff, der als Ostdeutscher gewiß nicht voreingenommen war, das Urteil ausgesprochen, daß alle Heeresteile gute und weniger gute Divisionen hatten, Württemberg aber nur gute.

Nordschwaben im thüringischen Schwabengau

Die Sweben des Ariowist waren ein Vortrupp, der die spätere Umsiedlung eines Großteils des Stammes in das südwestliche Deutschland in der ersten Frühdämmerung deutscher Geschichte vorwegnahm. Der Kernstamm der Sweben aber blieb vorerst noch jahrhundertelang im Nordosten. Dieser Kernstamm des Stammverbandes führte den Namen Semnonen oder Semnen. (Die erste Form ist die gebräuchlichere, die zweite aber doch wohl die richtigere, da wir ja auch nicht wie die Lateiner von Saxonen und Frankonen, sondern von Sachsen und Franken sprechen.)

Wenn wir uns die Rolle des Swebenbundes und des erminonischen Kultverbandes als der eigentlichen Vorläufer des späteren Deutschtums vergegenwärtigen, so erhält es einen besonderen Sinn, daß die Semnen oder Semnonen, die schon Tacitus als das Hauptvolk der Sweben bezeichnete, ihre Sitze in der heutigen Mark Brandenburg hatten, wo sich auch der kultische Mittelpunkt des Stammesbundes befand. So lag in Brandenburg, dem späteren Kerngebiet des preußischen Staates und des Bismarckreiches, schon damals das Schwerkraftzentrum der späteren deutschen Stämme, und wenn der heilige Hain der Semnonen, wie vermutet worden ist, in der Tat auf dem Pichelswerder bei Spandau zu suchen sein sollte, dann hätte diese Stätte der großen swebischen Opferfeste, zu denen die Tochterstämme von weither Vertreter schickten, sogar in der unmittelbaren Nähe von Berlin gelegen.

Eine geschichtliche Rolle spielten die Semnonen nur kurze Zeit während der Germanenkämpfe des Tiberius und der daran anschließenden innergermanischen Auseinandersetzungen. Sie schlossen sich zunächst an das großswebische Reich an, das der Markomanne Marbod in Böhmen aufgerichtet hatte, traten aber dann von ihm zu dem Cherusker Arminius über, der Marbod mit ihrer Hilfe besiegte, womit sie also an beiden Reichsbildungen dieser Frühzeit einen gewissen Anteil hatten.

Später treten sie nur selten hervor und schließlich verschwindet ihr Name ganz aus der Geschichte, um von dem der Alemannen abgelöst zu werden. In diesem neuen swebischen Großstamm, der fester als der frühgeschichtliche Swebenbund gefügt war, bildeten

die Semnonen wiederum wie in jenem das Haupt- und Kernvolk, diesmal unter Preisgabe des Namens. Eine der letzten Erwähnungen dieses Namens gilt übrigens einer semnonischen Wahrsagerin namens Waluburg, die in der Suite eines römischen Beamten in Ägypten erscheint.

Wenn dann der alemannische Großstamm, den Spuren Ariowists folgend, nach dem Südwesten abwanderte, so verblieben doch immerhin Reste der Semnonen-Sweben in der nördlichen Heimat. Vielleicht haben wir in den „Eiderswebeu" Muchs solche Volksreste zu erblicken, wobei wir freilich annehmen müßten, daß sich das semnonische Siedlungsgebiet westwärts bis gegen die Niederelbe erstreckt hat.

Das bedeutendste Restvolk aber sind die sogenannten Nordschwaben, die in den folgenden Jahrhunderten noch eine gewisse Rolle spielen sollten. Wir hören von der Existenz einer Norsuavorum gens zuerst in einer Mitteilung von Chlodwigs Enkel Theudebert an Kaiser Justinian. König Theudebert, der auch die südlichen Alemannen-Schwaben vollends in das Frankenreich eingliederte, brachte die im sächsisch-thüringischen Grenzraum siedelnden Nordschwaben zur Unterwerfung.

Als 568 die das Bodetal besiedelnden Sachsen dem Rufe Alboins folgten und mit dem Langobarden nach Italien zogen, siedelte Theudeberts Vetter Sigebert die Nordschwaben in den verlassenen Gegenden an. Als aber die Sachsen 572 aus Italien zurückkehrten, mußten die Schwaben ihre neuen Sitze in hartem Kampfe verteidigen, konnten sie aber immerhin behaupten.

So bildeten diese Reste des Semnonenvolkes noch lange eine schwäbische Volksinsel im sächsisch-thüringischen Raum. Selbstverständlich konnten sie ihr angestammtes Schwabentum in der fremdstämmigen Umgebung nur zum Teil behaupten. Als Pippin der Kurze sie 748 mit slawischer Hilfe unterwarf, wurden sie „jene Sachsen, die Nordsweben heißen", genannt, hatten sich also offenbar dem Sachsentum schon weitgehend angeglichen.

Aber noch sehr viel später werden ihre Sitze zwischen Bode und Harz als pagus Svevon, also als Schwabengau bezeichnet, und am längsten bewahrten sie – wie so viele andere untergegangene Stämme – ihr eigenes Recht. Dieses Sonderrecht der Nordschwaben wird nicht nur noch in der sächsischen Kaiserzeit bei Widukind

von Corvey erwähnt, sogar der in der Zeit der Schwabenkaiser verfaßte Sachsenspiegel nennt Familien, die von den „Swavee" abstammen und nach schwäbischem Rechte leben – was aber endgültig die letzte Spur der Semnonen ist.

Die quadischen Swaben in Mähren

Wir werden noch davon zu sprechen haben, mit welcher Treue die Semnonen auch als Alemannen den angestammten swebischen Namen bewahrt haben, so daß er nach Jahrhunderten wieder zu stärkerer Geltung als der zeitweise überwiegende alemannische kam. Ganz ähnlich bewahrten als zweiter Swebenstamm die Quaden den Namen, außer den Semnonen die einzigen Sweben, die – anders als die wahrscheinlich sogar später abgezweigten Markomannen – außer ihrem Sondernamen auch den des swebischen Bundes fortführten.

Die Quaden gehen wahrscheinlich auf die Mainsweben zurück, die schon Cäsar als einen kriegstüchtigen und durch Volkszahl hervorragenden Stamm kennengelernt hatte. Diese Mainsweben, die mit den Swebenstämmen des Ariowist nicht verwechselt werden dürfen, siedelten dann nach Mähren über, wo sie zunächst zum böhmischen Markomannenreiche Marbods gehörten und nach dessen Zerfall ein eigenes Reich errichteten, das sich über den Raum der March und der Waag erstreckte. Rudolf Much vermutet, daß schon sie wie hernach ihre slawisch-tschechischen Nachfolger nach dem mährischen Hauptfluß den Namen Marahwarja führten, da dieser Name eine Bildung von durchaus germanischem Typus ist. Er entspricht dem Namen Ampsivarii der Emsanwohner und Chasuarii der Anwohner des Flüßchens Hase, da auch er Flußanwohner bezeichnet. Hätten die Quaden diesen Namen nicht nur geführt, sondern auch behalten, so hätten wir hier eine Parallele zu der Namensentwicklung der so nahe verwandten Markomannen zu verzeichnen und sie stünden statt des nachgerückten slawischen Stammes als Marahwarja-Mährer neben den aus den Markomannen hervorgegangenen Bajovarii-Bayern.

Eine hervorzuhebende Besonderzeit in der weiteren Geschichte der mährischen Quaden bildet das enge Bündnis, das sie mit dem

iranischen Stamm der Jazyger schlossen, der bereits vorher von Südosten in das Karpatenland eingedrungen war. Dieses Bündnis, das dem der Wandalen mit den ebenfalls iranischen Alanen vergleichbar ist, hat die gesamte weitere Geschichte des Quadenvolkes hindurch, das heißt fünf Jahrhunderte lang fortgedauert. Daß es auch eine gewisse Entfremdung des Quadenstammes von seinen germanischen Ursprüngen bewirkte, kann man daraus ersehen, daß die Quaden von ihren Verbündeten den Kult des nackten Schwertes, einen ausgesprochen asiatischen Ritus, übernahmen.

Mit ihren jazygischen Freunden zusammen spielten die Quaden dann in den Markomannenkriegen gegen den römischen Kaiser Mark Aurel eine große Rolle, wurden aber besiegt und unterjocht. Sehr bemerkenswert ist es nun, wie sie auf das Römerjoch reagierten, indem sie nämlich den Versuch unternahmen, zu ihrem semnonischen Muttervolk zurückzukehren. Dieser Versuch, der an Gegenmaßnahmen der Römer scheiterte, ist bezeichnend für die Enge des Verbundenheitsgefühls der beiden Swebenstämme untereinander.

Die Stärke und Festigkeit der swebischen Traditionen bei den Quaden wird dann abermals deutlich, nachdem ein großer Teil des Volkes mit Wandalen, Jazygern und Alanen 406 über Gallien nach Spanien gewandert ist. Denn nun kehren nicht nur die Auswanderer auf der iberischen Halbinsel, sondern auch die in Mähren verbliebenen Volksreste zu dem alten Swebennamen zurück, der in Mähren in der Form Swaben erscheint.

Noch fast zwei Jahrhunderte lang hören wir von diesen quadischen Swaben und ihren Nachkommen. Sie kämpfen unter einem König Hunimund gegen die Ostgoten und werden dann von den Langobarden unter König Wacho unterworfen. Im Jahre 568 begleiten sie mit den Jazygen die Langobarden nach Italien, wo Paulus Diakonus ihre Dörfer noch im 8. Jahrhundert von den langobardischen Siedlungen unterscheiden kann. Ein Ortsname Soave bei Verona wird auf sie zurückgeführt, kann aber auch alemannischen Ursprungs sein.

Auch jetzt blieb noch ein swäbischer Rest in der mährischen Heimat, die im übrigen den awarischen Bundesgenossen der Langobarden ausgeliefert und von deren slawischen Hörigen besiedelt

wurde. Der germanische Name des Flusses Waag läßt darauf schließen, daß die einwandernden Slawen Reste der Swaben vorfanden, zumal dieser Name nicht ostgermanische, sondern swebisch-westgermanische Prägung zeigt. Es ist sogar vermutet worden, daß die Reste der Swaben sich mit den Slawen zu einem besonderen Volksstamm verbunden haben: zu dem eigentümlichen Völkchen der Goralen in der Tatra, die demnach slawisierte Swaben oder Swaben-Slawen wären.

Ein Schwabenreich in Spanien

Wenn wir eingangs die Schwaben im Gegensatz zu den Weltvölkern oder besser „Weltstämmen" der Sachsen und Franken als typischen deutschen Binnenstamm charakterisierten, so darf das nicht dahin mißverstanden werden, als hätten die Schwaben keinerlei Drang in die Weite verspürt. Sie waren im Gegenteil von jeher einer der wanderlustigsten unter allen deutschen Stämmen. Und sie sind auch nicht nur wie in späteren Jahrhunderten als einzelne Siedler oder Siedlerkolonien ausgewandert, sondern haben in der Völkerwanderungszeit ein eigenes, zeitweise sogar recht großes Reich gegründet, jenes wenig bekannte spanische Schwabenreich, das sich als dritte westgermanische Gründung durchaus neben das britische Sachsenreich und das gallische Frankenreich stellen kann, und das deshalb unser Interesse sogar in besonderem Maße beanspruchen kann, weil es die einzige erminonisch-swebische, also in einem spezifischen Sinne deutsche Reichsgründung auf römischem Reichs- und Kolonialboden ist – wobei wir allerdings von den mehr ostgermanischen als erminonischen Langobarden absehen.

Die quadischen Sweben aus Mähren begegnen uns 409 zum letztenmal unter dem Quadennamen als eines der Germanenvölker, die damals Gallien verwüsteten. Im selben Jahr noch überschritten sie zusammen mit den Wandalen die Pyrenäen und setzten sich 411 in der galicischen Nordwestecke der iberischen Halbinsel fest. Da die Wandalen (samt Alanen) bereits 429 nach Afrika weiterwanderten, hatten die Sweben, wie sie sich nunmehr wieder nannten, freie Hand auf der Halbinsel. Zwar drängten die in Gallien sitzenden Westgoten über die Pyrenäen nach, aber das hinderte die Swe-

benkönige nicht, ihre Herrschaft zeitweise über Merida und Sevilla bis in den Süden auszudehnen.

Auch als der Westgotenkönig Theoderich 456 als Verbündeter Roms die spanischen Sweben bezwang und unterwarf, änderte das die Lage nur vorübergehend. Solange das westgotische Reich seinen Schwerpunkt in Gallien hatte, blieb es dabei, daß die Goten in Gallien und die Sweben in Spanien die stärkeren Einflußmöglichkeiten hatten. Erst nachdem Chlodwig die Goten über die Pyrenäen gedrängt hatte, fand eine neue Machtverteilung statt, indem nunmehr die Goten im spanischen, die Sweben im späteren portugiesischen Raume (mit Einschluß von Galicien, das immer ihre eigentliche Basis bildete) vorherrschten.

Erst 585 wurde das swebische Reich endgültig dem gotischen unterworfen und einverleibt, behielt aber auch weiter eine gewisse Eigenständigkeit. Als das swebisch besiedelte Land 711 mit der übrigen Halbinsel von den Arabern erobert wurde, hatte es also insgesamt genau 300 Jahre unter germanischer Herrschaft gestanden. Diese Jahrhunderte sind natürlich nicht spurlos an dem Lande vorübergegangen, und so findet man heute nicht weniger als 2400 Ortsnamen germanischen Ursprungs im ehemals swebischen Galicien, darunter zwei, die auch den Swebennamen bewahren, nämlich Suevos und Puerto de Sueve.

Aber nach der Ansicht eines bedeutenden portugiesischen Literarhistorikers – Theophil Braga – hat das Schwabentum der Frühzeit sogar in der Sprache des Landes unverkennbare Spuren hinterlassen. Auf der ganzen iberischen Halbinsel gibt es nämlich nur in der portugiesischen Sprache und dem nahe verwandten galicischen Dialekt die Eigentümlichkeit nasaler Doppelvokale (ao̅, ae̅, oe̅), die auch außerhalb Iberiens sehr selten sind: sie kommen nur noch in den deutschen Mundarten des schwäbisch-alemannischen Gebietes vor – fürwahr ein überraschender Beweis für die Zähigkeit, mit der germanisches Erbe auf fremdem Boden fortzuleben vermag!

Nicht unerwähnt darf bei einer Betrachtung der spanischen Schwaben auch der römische Heermeister Rikimer aus schwäbischem Blute bleiben. Wir wissen von ihm nur, daß er ein Swebe und von Mutterseite ein Enkel des Gotenkönigs Wallia war. Aber sein Name hat im Typus soviel Ähnlichkeit mit denen der

spanischen Swebenkönige Rechila, Rechiar und Rechimund, daß wir ihn ohne Bedenken dieser schwäbischen Königssippe zuweisen können. Welchem Geschlechte aber dieser Schwabe auch immer entstammen mag, auf jeden Fall war er eine der wichtigsten germanischen Gestalten der Völkerwanderungszeit. Als Herr über Rom und seine Kaiser, die er nach seinem Gutdünken ein- und absetzte, hat er ein halbes Jahrtausend nach Cäsars Gegenspieler Ariowist eine zweite und nun bereits wesentlich aktivere Beziehung zwischen Schwabentum und Kaisertum geschaffen.

Swebische Semnonen werden alemannische Schwaben

Nach der Betrachtung von nicht weniger als vier schwäbischen Sondergruppen, der ariowistischen und der Nordschwaben sowie der mährischen und der spanischen Quaden, kommen wir jetzt erst zu den „richtigen" Schwaben, den Alemannen, die, wie bereits festgestellt wurde, aus den Semnonen hervorgegangen sind. Der Namenswechsel – ein in jenen Jahrhunderten bei den Germanenstämmen sehr häufiger Vorgang – ist kein Zufall, sondern versinnbildlicht einen entscheidenden Schritt, den Schritt nämlich von der Passivität zur geschichtlichen Aktivität, oder mit anderen Worten: den Schritt aus der Vorgeschichte in die Frühgeschichte und damit in die eigentliche Geschichte.

Die semnonisch-alemannische Genealogie ist nicht ganz unbestritten, aber sie ist nicht nur an einer Stelle ausdrücklich bezeugt, sondern hat auch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Bei dem griechischen Lexikographen Suidas heißt es mit erheblicher Verballhornung der Namen – aber darum vielleicht nur um so zuverlässiger – die „Albanoi" seien die Abkömmlinge der „Senones". Im übrigen spricht für eine solche Abkömmlingsschaft vor allem die Tatsache, daß der Alemannenname im Jahre 213 zuerst auftaucht, nachdem der Semnonenname bereits eine Zeitlang erloschen ist. Da nun schwer einzusehen ist, wohin ein so zahlreiches Volk wie die Semnonen plötzlich verschwunden sein sollte und schon gar nicht zu begreifen wäre, wie ein so mächtiger Stamm wie die Alemannen aus dem Nichts sollte entstehen können, und da

zudem beide den Swebennamen neben ihrem Sondernamen führen, ist die Ableitung trotz des Fehlens einwandfreier Zeugnisse ziemlich sicher.

Der eigenartige Name aber läßt sogar einen Schluß darüber zu, wie sich die Entwicklung vollzogen hat und wie also aus den semnonischen alemannische Schwaben geworden sind. Denn der Alemannenname – in seiner älteren Form Alamannen – läßt auf einen Zusammenhang mit der im Gotischen erhaltenen Form alamans schließen, die in Verbindungen wie allaim alamannam und alamanne kunni belegt ist. Die Bedeutung dieses gotischen Wortes ist nach Musch „Menschen insgesamt", so daß es im Sinn völlig mit dem altsächsischen irminman übereinstimmt.

Das bedeutet aber nun kaum, daß Alemannen als eine Übersetzung des Namens der Erminonen anzusehen ist, vielmehr hat man Alamannos als Bezeichnung des Gesamtvolkes aufzufassen, durch die vielleicht ursprünglich die Angehörigen des weiteren politischen Verbandes von den stammhaften Elementen unterschieden wurden, aus denen er sich zusammensetzte. Wir können demnach bei der Entstehung des alemannischen Schwabenstammes einen ganz ähnlichen und geradezu überraschend übereinstimmenden Vorgang wie bei der Entstehung des sächsischen und des fränkischen Großstammes beobachten. Jeder der drei Großstämme bildet sich um einen Kernstamm, als der bei den Alemannen die Semnonen oder Semnen den ältesten Sachsen und den fränkischen Saliern entsprechen. Aus diesem Kernstamm entsteht der Großstamm durch Unterwerfung und friedliche Eingliederung weiterer Stämme, zu denen meist schon zuvor eine Beziehung kultischer oder anderer Art bestand, bis sich schließlich ein wahrer „Völkerbund" gebildet hat, der die Stoßkraft zu mächtigen geschichtlichen Taten in sich trägt.

Im Grunde sind also auch die Sachsen und Franken „Alemannen"-Verbände. Wenn aber nur die schwäbischen Alemannen diesen Namen führen, so wirft gerade dies ein sehr bezeichnendes Licht auf die bei allen Übereinstimmungen doch auch unverkennbare Verschiedenheit bei der Entstehung und Bildung der drei Großstämme. Wenn die Stammes- oder Völkerbünde sowohl durch Unterwerfung als auch durch friedliche Eingliederung entstanden, so sind diese beiden Möglichkeiten von den Sachsen, den Franken und den

Schwaben in sehr verschiedener Weise benutzt und gehandhabt worden. Der Sachsenstamm ist fast ausschließlich auf der Unterwerfungsbasis entstanden; davon zeugt nicht nur die überaus scharfe Ständescheidung innerhalb des späteren sächsischen „Gesamtvolkes", sondern ebensosehr auch der Namensimperialismus, mit dem der ursprünglich nur sehr kleine Kernstamm der Sachsen sich zum Namengeber des gesamten Großstammes machte. Bei den Franken scheinen die friedliche und die kriegerische Methode miteinander übereingegangen zu sein, so daß der führende Salierstamm zwar seinen Namen bewahrte, der Gesamtstamm aber einen von diesem verschiedenen Gesamtnamen erhielt. Bei den Schwaben aber hat offenbar vorzugsweise die friedliche Methode stattgehabt, so daß der Kernstamm der Semnen-Semnonen seinen Namen völlig verlor und sich alsbald für die sehr rasch zu einem wirklichen Alemannen- oder Gesamtvolk verschmelzende Gesamtheit der Stämme auch dieser das Ganze bezeichnende Name durchsetzte.

Alamannen, Alemannen oder Allemannen?

Ebenso wie die Herkunft der Alemannen ist auch die Schreibung ihres Namens umstritten. Sowohl die Schreibung Alemannen als auch Alamannen und – allerdings seltener – Allemannen sind in Gebrauch, von denen sich die letzte aus der vereinfachenden Deutung der Alemannen als „alle Männer" erklärt. Diese Schreibung war im Mittelalter sehr gebräuchlich und ist wohl aus dem Mittellateinischen in die heutigen französischen Formen Allemand und Allemagne übergegangen.

Heute ist bei uns die gebräuchlichste Schreibung Alemannen, die auch hier angewandt wird, obwohl einiges für die archaische Form Alamannen spricht. Eduard Heyck verficht mit Nachdruck die alleinige Geltung der archaischen Schreibung, indem er eine andere Namensdeutung als die vorstehend dargelegte gibt, die unserer Meinung nach allerdings eine spätere Wandlung des Mittelvokals auch nicht ausschlösse. Da diese Namensdeutung eine wichtige Seite des Alemannenproblems berührt, sei sie im folgenden kurz skizziert.

Nach dieser Auslegung hätte der Alemannenname nämlich die Bedeutung Tempelhüter und wäre mit gotisch alhs in Zusammen-

hang zu bringen. Nun sind in der Tat die Semnonen, wie schon gesagt wurde, die Hüter des Swebenheiligtums gewesen. Man weiß sogar einiges über den Kult, den sie hegten: er galt der Verehrung des auf uralte indogermanische Überlieferungen zurückführenden Gottes Tiu – nach der hochdeutschen Lautverschiebung Ziu –, dessen Name dem des griechischen Zeus und des römischen Jupiter entspricht und der in ähnlicher Weise der Stammesgott der Sweben wie Saxnot der der Sachsen und Wodan der der Franken war.

Nun ist in der Tat auch von den Alemannen, die sich als die Abkömmlinge der Semnonen sehr wohl hätten als Alah-Mannen oder Heiligtumshüter bezeichnen können, die Fortführung des Ziukultes bezeugt. So benennen sie beispielsweise nach der Besetzung Rätiens dessen Hauptstadt, das Augusta Vindelicorum der Römer und heutige Augsburg, in Ciesburc um, und sie bezeichnen sich sogar selber als Cyuuari, was Ziu-Männer oder Ziuverehrer bedeutet und gleichsam eine Erläuterung des Alahmannen-Namens darstellen könnte.

So interessant diese Beziehungen und Zusammenhänge sind, so scheitern sie doch alle an einer einfachen lautgesetzlichen Erwägung. In einer zusammengesetzten Bildung müßte nämlich der Vokal eher als der Konsonant fortfallen, so daß wir – entsprechend dem Namen Alchwin-Alkuin – mit einer Form Alchmannen statt Alamannen zu rechnen hätten. Zudem läßt ja auch die von uns vorgetragene Erklärung an Plausibilität nichts zu wünschen übrig und eröffnet uns, wenn sie richtig ist, einen Blick in die Entstehungsgeschichte aller Großstämme der Frühzeit.

Alemannenkönige und Schwabenherzöge

Da die alemannischen Sweben den alten swebischen Namen auch nach der Bildung des neuen Großstammes weiter bewahrten, begegnen wir bei ihnen, ähnlich wie schon bei den Quaden, dem seltsamen Phänomen einer über die Jahrhunderte fortbestehenden Doppelnamigkeit. Die Schwaben sind der einzige alte Stamm, der seine ganze Geschichte hindurch zwei einander ungefähr gleichwertige Namen führte, von denen zeitweise der eine, zeitweise der andere im Vordergrunde stand.

Erst in neuerer Zeit ist eine gewisse Scheidung der Begriffe eingetreten, von der noch die Rede sein wird. Im älteren Gebrauch sind die beiden Namen durchaus gleichbedeutend. Wenn Gregor von Tours sogar von den spanischen Schwaben als von Suebi id est Alemanni spricht, so zeigt gerade dieser Irrtum, wie sehr schon in jener Zeit die beiden Begriffe miteinander verschmolzen sind. Auf eine gewisse, sicher erst sekundäre Scheidung weist im 9. Jahrhundert Walahfrid Strabo, der Abt des schwäbischen Klosters Reichenau hin, wenn er sagt: „Alamannen oder Sueben..., denn es gibt für den einen Stamm zwei gleichbedeutende Bezeichnungen; mit dem ersten Namen bezeichnen uns die benachbarten Völkerschaften, die lateinischen Sprachgebrauch haben, mit dem zweiten Namen nennt uns der Sprachgebrauch der Barbaren".

Wenn hier andeutend bereits die spätere Entwicklung vorweggenommen scheint, durch die Alemannen zu einem wenig volkstümlichen „Buchnamen", Schwaben aber wieder zum eigentlichen Volksnamen wurde, so scheint in der älteren Zeit doch auch der Alemannename wirkliche Volkstümlichkeit besessen zu haben, weil er in den ältesten Quellen fast ausschließlich in Gebrauch ist. Man darf sagen, daß der Alemannename überwog, solange die Schwaben noch einen wirklichen Großstamm bildeten, während sich der Schwabenname – wiederum ähnlich wie bei den Quaden – erst mit der Auflösung in neue Teilstämme erneut durchsetzte.

Besonders steht die früheste Zeit, in der die Alemannen als unabhängiges Volk unter eigenen Königen standen, ganz im Zeichen dieses Namens. Ein Königtum hatte es bereits bei den Semnonen gegeben. In der alemannischen Frühzeit treten nun eine Vielzahl von reges auf, unter denen man wohl zum Teil Heerführer und Herzöge zu sehen hat. Als die Alemannen 357 dem römischen Kaiser Julian entgegentreten, werden sie von Chnodomar und sechs anderen reges geführt, und es treten zeitweilig sogar bis zu 15 alemannische Könige nebeneinander auf.

Dazu paßt es gut, wenn Theoderich der Große in einem Brief an Chlodwig den Ausdruck Alamannici populi „alemannische Völker" gebraucht. Man hat also zu dieser Zeit mit einem relativ lockeren Stammesgefüge zu rechnen, was allerdings der Stoßkraft des Alemannenstammes durchaus keinen Eintrag tat. Die Alemannen gehörten vielmehr, nachdem sie erst in den heutigen oberdeutschen

Raum vorgedrungen waren, zu den gefürchtetsten Gegnern der Römer. Nicht ohne Grund sprachen sie von dem „ungeheuerlichen Volk der Alemannen", das in ständig erneuten Anstürmen über den Rhein nach Gallien und über die Alpen nach Italien vorstieß und Rom so in neue „kimbrische Schrecken" versetzte.

Zwei ihrer Taten waren von dauerhafter Nachwirkung: einmal die Erstürmung des römischen Limes, die ihnen als erstem aller germanischen Stämme gelang, und sodann ihre Festsetzung in dem bis heute alemannisch gebliebenen Oberrheingebiet, in dem sie fortan die mächtige Südwestbastion des mitteleuropäischen Germanentums bildeten. Noch heute steckt das Alemannentum nach einer guten Formulierung Josef Nadlers „als spitzer Keil am tiefsten im welschen Volke", und nach neueren Feststellungen der Romanisten ist beispielsweise die Abspaltung des Rätoromanischen vom Galloromanischen recht eigentlich durch den „alemannischen Keil" bewirkt worden.

Nach der Festsetzung können wir von einem alemannischen Stammeskönigreich sprechen, dessen Machtraum sich von den Rheinquellen bis an den Mittelrhein bei Speyer, Worms und Mainz erstreckte. Es war ein Stammesstaat ähnlich dem thüringischen, dem fränkischen, dem burgundischen und dem ostgotischen Königreich, zwischen all denen es genau in der Mitte lag, und es stand wie diese zum mindesten zeitweise unter Einheits- oder Gesamtkönigen.

Im Jahre 496 wurde der alemannische „Einheitskönig" Gibulo von dem Frankenkönig Chlodwig – der zu dieser Zeit noch durchaus kein fränkischer Gesamtkönig war – in einer entscheidenden Schlacht besiegt, die der alemannischen Sonderheit und Selbständigkeit für alle Zeiten ein Ende bereitete. Diese Schlacht war aber entscheidend und schicksalhaft nicht allein für den Alemannenstamm selber, sondern für die gesamte deutsche Geschichte. Im Gegensatz zu dem fränkisch-istwäonischen Weltvolk repräsentierten die Alemannen als Enkel und Erben des swebisch-erminonischen Kernvolkes das eigentliche „Deutschtum" – soweit in jener Frühzeit von einem solchen bereits die Rede sein kann. Indem also die Franken dieses deutsche Kernvolk ihrem werdenden Reiche eingliederten, taten sie den entscheidenden Schritt zur Entstehung des späteren deutschen Reiches und Volkes. Nur noch ein Ereignis der Geschichte ist für unser

Volk und Reich von gleich großer Bedeutung gewesen: die 797 abgeschlossene Unterwerfung und Eingliederung des Sachsenstammes in das Reichsganze, mit der der größte unter den Karolingern das Werk zum Abschluß brachte, das der größte Merowinger 496 mit der Eingliederung der Alemannen begann.

Im einzelnen verloren die Alemannen durch den Frankensieg bedeutende Strecken am Main (wo Aschaffenburg und sogar Würzburg alemannische Städte waren) und am mittleren Rhein, vor allem den ganzen vorher burgundischen und später pfälzischen Süden Rheinfrankens, der schon zu Ariowists Zeiten von den swebischen Nemetern und Wangionen besiedelt worden war, und von dessen alemannischer Untersiedlung es noch heute zeugt, wenn der Pfälzer auf gut schwäbisch „du hascht" und „du bischt" sagt statt der im hessischen Teile Rheinfrankens gebräuchlichen hochdeutschen Formen „du hast" und „du bist".

Indem das südalemannische Gebiet jenseits des Bodensees nach dem Frankensieg infolge der Intervention Theoderichs unter ostgotische Schutzherrschaft – unter Beibehaltung eigener Herzöge – kam, erfolgte auch zum erstenmal eine Teilung des alemannischen Stammesgebiets. Ebenso ist vielleicht schon damals das Elsaß, für das fränkische Besiedlung ausdrücklich bezeugt ist und das nicht viel später unter eigenen Herzögen erscheint, abgetrennt worden.

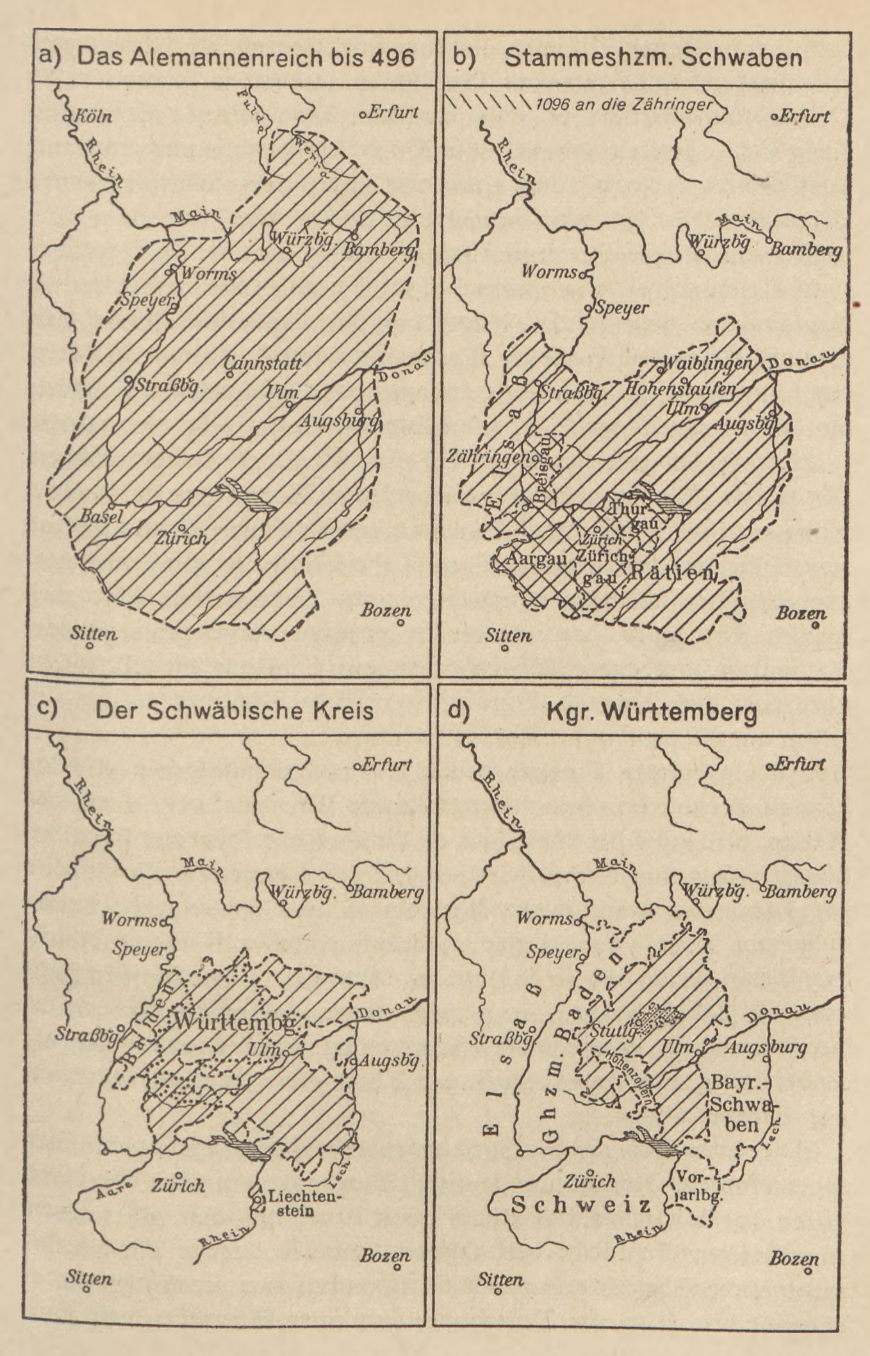
Immerhin blieb dem fränkischen Alemannenland, dem schon unter König Theudebert auch der ostgotische Teil wieder angefügt wurde, eine gewisse Eigenständigkeit erhalten, was sich vor allem darin ausspricht, daß ein alemannisches Stammesherzogtum entstand. Unter seinen Herzögen blieb das Alemannentum auch weiter sehr aktiv. Der Stamm schuf sich nicht allein für die Verluste im Norden Ersatz durch weitere Ausbreitung in den Alpenraum hinein, er stieß auch nach Osten vor, wo Passau um 510 unter alemannischer Herrschaft stand. Bis in das Drautal im heutigen Kärnten drangen vor der Festsetzung der Bajuwaren die Alemannen, und 552 machten zwei Alemannenherzöge, die Brüder Leuthari und Butulin, einen Feldzug nach Italien. Die Erinnerung an diese Zeit mag in dem Namen der „großen Schwabenstraße des Mittelalters" fortleben, die sich von Augsburg am Ammersee vorbei nach Weilheim und Partenkirchen und über den Seefelder Sattel zum Brenner hinzog.

Bis zum Jahre 746, also bis kurz vor Beginn der Karolingerherrschaft, hat es alemannische Stammesherzöge gegeben. In diesem Jahre wurde ein Alemannenaufstand durch den karolingischen Hausmeier niedergeschlagen und die Herzogswürde daraufhin abgeschafft. Damit fiel eines der letzten unter den zahlreichen Herzogtümern der Merowingerzeit, die in dem straffer gegliederten Karolingerstaat keinen Platz mehr hatten.

Aber schon im Jahrhundert darauf kam es unter den letzten Karolingern zu neuen Ausgliederungsvorgängen, wobei mit Alemannien-Schwaben sogar noch einmal – zum letztenmal in seiner Geschichte – ein Königstitel verbunden sein sollte. Zunächst erhielt im Jahre 829 Ludwigs des Frommen Sohn von der Welfin Judith, der spätere Westfrankenkönig Karl der Kahle, nachdem das übrige Reich bereits 817 unter seine älteren Stiefbrüder geteilt worden war, ein aus den alemannischen Ländern einschließlich des Elsaß neugebildetes Herzogtum Schwaben, das 831 zu einem alemannischen Königtum erweitert und erhöht wurde. Neben Aquitanien, Italien und Bayern, die vorher ausgegliedert worden waren, wurde damit auch Alemannien als ein eigenständiger Reichsteil anerkannt.

Die damit gefundene Lösung, die den Anstoß zu den langwierigen Bürgerkriegen zwischen Kaiser Ludwig und seinen Söhnen gab, hatte nur für kurze Zeit Bestand. Aber als 876 Karls des Kahlen ostfränkischer Stiefbruder Ludwig der Deutsche starb, erhielt sein jüngster Sohn Karl der Dicke das einst dem Stiefoheim zugewiesene alemannische Land wiederum als ein Königtum. Dieser endgültig letzte aller Schwabenkönige erbte auch das bayrische Königtum seines ältesten Bruders Karlmann und das sächsische Ludwigs des Jüngeren und vereinigte nicht nur das ostfränkische Reich seines Vaters, sondern nach seiner Königswahl durch die westfränkischen Großen 885 sogar das ganze Frankenreich Karls des Großen aufs neue.

Schon von Schwaben aus hatte er 879 als Erbe des gelähmten Karlmann das Königreich Italien erworben, wohin ihn der Papst gegen die Sarazenen zu Hilfe gerufen hatte, und war 881 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Obwohl seine Regierung schwach und erfolglos war und sein Reich daher schon zu seinen Lebzeiten wieder auseinanderfiel, ist diese Episode doch bemerkenswert, weil sie –



8. Von Alemannien zum Schwabenland

nach Ariowist und Rikimer – Schwabentum und Kaisertum zum erstenmal nicht nur in naher Berührung, sondern in unmittelbarer Verbindung miteinander zeigt. Da Karl der Dicke als Schwabenkönig nach Italien zog und die Kaiserkrone noch vor Ost- und Westfranken erwarb, können wir ihn mit gutem Recht den ersten Schwabenkaiser der deutschen Geschichte nennen.

Als eigentliches Stammeskönigtum aber können die karolingischen Teilkönigreiche in Schwaben nicht angesprochen werden. Sie beweisen uns zwar deutlich genug, daß der alemannisch-schwäbische Stamm als ein geschlossenes Ganzes fortbestand, hatten aber trotz des königlichen Titels weniger ausgesprochen stammliche Prägung als das untergegangene Stammesherzogtum der Merowingerzeit.

Dieses sollte erst am Ende der Karolingerzeit wiedererstehen. Im selben Jahre 911, in dem die deutschen Karolinger ausstarben, büßte der schwäbische Graf Burchard den Versuch, sich zum Herzog von Schwaben zu machen, mit dem Tode. Nicht viel glücklicher war der angeblich mit dem Haus der alten Alemannenherzöge verwandte Erchanger, der wie die in Franken vergeblich nach dem Herzogtum strebenden Babenberger den Pfalzgrafentitel führte, aber nach dem Versuch, seine pfalzgräfliche Stellung zur herzoglichen auszubauen, 915 hingerichtet wurde.

Erst ein dritter Versuch, den nun ein gleichnamiger Neffe des älteren Burchard unternahm, wie dieser Markgraf oder Graf von Rätien, dem einst für kurze Zeit an die Goten gefallenen Südostteil Alemanniens, hatte Erfolg. Während der Übergangszeit zwischen der Regierung des einzigen konradingischen und des ersten ludolfingischen Königs konnte Herzog Burchard seine Macht in Schwaben stabilisieren, und so beginnt mit ihm die in den nächsten dreieinhalb Jahrhunderten ununterbrochene Reihe der Schwabenherzöge aus den Häusern der Burchardinger, der Konradinger, der Ludolfinger, der Babenberger, der Rheinfelder, der Zähringer und der Staufer.

Wir taten des ersten Burchardingerherzogs bereits im Burgunderkapitel Erwähnung. Herzog Burchard war der Schwiegervater des Welfenkönigs Rudolf von Burgund, der selber einem schwäbischen Geschlecht entstammte, denn die älteren Welfen, die mütterliche Sippe Karls des Kahlen, waren ein schwäbisches Haus. Es gibt also sehr alte Beziehungen zwischen Schwaben und Bur-

gund, die man sogar bis in die Vorzeit zurückführen kann, in der die Burgunder in der Mark Brandenburg die unmittelbaren Nachbarn der Semnonen waren.

Während die semnonisch-burgundischen und hernach die ersten alemannisch-burgundischen Beziehungen ausgesprochen feindseliger Art waren, besserte sich das Verhältnis nach der endgültigen Niederlassung der beiden Stämme und wurde zu einer engen Freundnachbarschaft, die im Falle Burchards von Schwaben so weit ging, daß er für die lombardischen Pläne seines burgundischen Schwiegersohnes 926 vor den Mauern von Ivrea sein Leben ließ.

Diese nachbarliche Freundschaft zwischen Schwaben und Burgundern erinnert an die ähnlich engen Beziehungen zwischen Bayern und Langobarden, die ja ebenfalls bis in die markomannische Vorzeit des Bayernstammes zurückgehen. Und wenn wir außerdem die Franken als die mittelbaren Erben der Römer mit den Goten als deren unmittelbaren Erben sowie – was etwas ferner liegt – die englischen Sachsen als die Begründer eines germanischen Seereiches mit den mittelmeerbeherrschenden Wandalen vergleichen, so ergeben sich sehr reizvolle Parallelen zwischen den vier deutschen Altstämmen und den vier germanisch-deutschen Stämmen der Frühzeit.

Während aber Angelsachsen und Wandalen kaum irgendwelche Berührung miteinander hatten, während Franken und Goten sich nur als Rivalen begegneten und sich auch die Wege der Bayern und Langobarden schließlich notwendigerweise voneinander trennten, hat die schwäbisch-burgundische Gemeinsamkeit am Ende zu einer engen Vereinigung und Verschmelzung geführt.

Allerdings stand diese Verschmelzung in einem für das Reich keineswegs günstigen Zeichen. Denn durch sie wurden gewisse zentrifugale und reichsfeindliche Tendenzen im Alemannentum gefördert, die gerade auch in dem burchardingisch-welfischen Zusammenspiel ihren Ausdruck fanden. Wir haben von diesen Dingen und vor allem auch von der Abtretung eines alemannischen Gebietsteils an das arelatische Welfenreich schon im burgundischen Kapitel gehandelt und können uns an dieser Stelle daher mit einem Hinweis begnügen.

Die gleichen Tendenzen blieben aber auch in der Folgezeit lebendig, so daß Schwaben ähnlich wie Sachsen in den nächsten Jahr-

hunderten immer von neuem zum Herd von Rebellionen gegen das Reich und das Kaisertum wurde – bis es endlich selbst zur Führerschaft des Reiches und zum Kaisertum aufstieg.

Die Reihe der schwäbischen Aufrührer beginnt mit Ottos des Großen Sohn Ludolf, der von Herkunft Sachse, aber durch seine Heirat mit der Tochter des konradingischen Schwabenherzogs als dessen Nachfolger Herzog von Schwaben geworden war. In die Spuren dieses Ludolfingers trat im folgenden Jahrhundert der Babenberger Ernst von Schwaben, der zwar nicht der Sohn, aber durch seine konradingische Mutter Gisela doch der Stiefsohn eines Kaisers war, gegen den er wegen des burgundischen Erbteils der Mutter die Fahne der Empörung erhob – nicht zufällig im Bunde mit einem Grafen Welf aus der schwäbischen Linie dieses Geschlechts.

Zu diesem schwäbischen Rebellentum der frühen Kaiserzeit gesellte sich mit dem Aufstieg des cluniacensisch-gregorianischen Papsttums zur politischen Geltung und Nebenbuhlerschaft ein sehr viel gefährlicheres, nämlich nicht mehr nur reichsfeindliches, sondern reichsverräterisches Element. Dessen erster bedeutender Repräsentant im schwäbischen Raum ist Rudolf von Rheinfelden, der Schwabenherzog und erste deutsche Pfaffenkönig, dessen Stammburg am burgundischen Ufer des alemannischen Oberrheins lag. Nach des Rheinfelders unrühmlichem Ende wurde die reichsfeindliche Linie dann von den Zähringern fortgeführt, die aus dem eigentlich alemannischen Breisgau stammen und ursprünglich als Rivalen Rudolfs das schwäbische Herzogtum erstrebten. Durch das Herzogtum Kärnten entschädigt, standen sie dann neben dem burgundischen Schwabenherzog Rudolf und dem sächsischen Bayernherzog Otto (von Northeim) an der Spitze der Fürstenfronde gegen den jugendlichen Salierkönig, versippten sich hernach mit dem rheinfeldischen Hause und traten schließlich als dessen Erben auf.

Nachdem Rudolf von Schwaben sich 1077 hatte zum Gegenkönig aufstellen lassen, war ihm sein Herzogtum abgesprochen und 1079 von Heinrich IV. seinem Schwiegersohn Friedrich von Staufen aus einem nordschwäbischen Hause verliehen worden. Damit war der Kampf zwischen Reich und Gegenreich in den innerschwäbischen Raum getragen. Nach Rudolfs Tode im Jahre 1080 trat

zuerst sein Sohn Berthold von Rheinfelden, dann sein Schwiegersohn Berthold von Zähringen als schwäbischer Gegenherzog auf. Erst 1096 wurde der Streit auf Kosten der schwäbischen Einheit geschlichtet: die Staufer blieben Schwabenherzöge, aber auf einem stark reduzierten Raum, denn die Zähringer erhielten zu dem heimatlichen Breisgau den unter den Burchardingern mit der Herzogswürde verbundenen Thurgau, den Zürichgau mit der alten alemannischen Hauptstadt Zürich sowie den burgundisch-alemannischen Aargau, also ein sehr umfängliches Territorium, das sie, da ihnen der Herzogstitel verblieb, als „Herzöge von Zähringen" beherrschten.

Von hier aus stießen sie im folgenden Jahrhundert, in dem die Staufer den Schwabenstamm an die Spitze des Reiches führten, in den burgundischen Raum vor, zu dessen „Rektoren" (Statthaltern) Lothar von Supplinburg sie ernannte. Indem sie diesen eigenartigen Titel, der sich wohl aus der Sonderstellung des burgundischen Königreichs im Reichsgefüge erklärt, später als neuerliche Rivalen der Staufer auch auf Schwaben übertrugen, nannten sie sich zeitweise – so in einer Urkunde von 1145 – rectores Alemanniae et Burgundiae. Doch hatte dieses „schwäbische Rektorat" noch weniger Substanz als das burgundische.

Nach ihrem Aussterben im Jahre 1218 wurden sie nicht von der älteren, schon vor der Begründung des zähringischen Herzogtums abgezweigten markgräflich badischen Linie ihres Hauses, sondern – während das Herzogtum Zähringen erlosch – von kleineren schwäbisch-burgundischen Grafenhäusern beerbt, vor allem von den Habsburgern, deren Stammburg nicht weit von der rheinfeldischen im burgundischen Aargau an der Aare liegt und auf die wir in anderem Zusammenhang zurückkommen werden.

Nur insoweit sollen uns die Habsburger schon jetzt interessieren, als sie nach den Zähringern, Welfen und Staufern die vierte schwäbische Dynastie darstellen, die für die Reichsgeschichte nachhaltige Bedeutung gewann und damit das Schwabenland in einer seiner wichtigsten Funktionen: als das Ursprungsland großer Herrscherhäuser charakterisieren. Fügt man der glänzenden Reihe dieser Geschlechter die ebenfalls schwäbischen Zollern an, die die Linie der Staufer nach deren frühem Ende bis zur Erneuerung des untergegangenen Reiches fortführten, so gelangt man zu der Feststellung,

daß die großen Schwabendynastien schlechthin überall im deutschen Raume Geschichte gestaltet haben. Haben die Zähringer wie schon die älteren Welfen ihren Einfluß über den burgundischen Südwesten erstreckt, so erschlossen die Habsburger den bajuwarisch-österreichischen Südosten und setzten sich die lombardisch-schwäbischen jüngeren Welfen im niedersächsischen Nordwesten fest, so haben die Hohenzollern das Reich vom märkisch-preußischen Nordosten her neubegründet. Und sogar bis in das Jahrhundert der neuen Reichsgründung hinein haben diese vier Schwabenhäuser die dynastischen Eckpfeiler Deutschlands gebildet: ein badischer Zähringer rief 1871 den preußischen Zollern zum deutschen Kaiser aus, nachdem allerdings vorher 1866 die hannöverschen Welfen entthront und die österreichischen Habsburger durch eine kriegerische Operation vom Reiche getrennt worden waren.

Fränkisch-Römisches und Schwäbisch-Deutsches Reich

Die glanzvollste aller Schwabendynastien und zugleich die am engsten mit dem schwäbischen Lande verbundene aber waren zweifellos die Staufer, die sich nach einer ihnen aus dem salischen Erbgut überkommenen schwäbischen Kaiserpfalz, in der schon der karolingische Schwabenkaiser Karl der Dicke Hof gehalten hatte, auch Waiblinger nannten, mit einem Namen, der später in der italienischen Form Ghibellinen zur Bezeichnung der kaiserlichen und Reichsanhängerschaft schlechthin geworden ist.

Friedrich von Staufen, der 1079 das schwäbische Herzogtum erhielt, war wahrscheinlich durch seine Mutter Hildegard von Schwaben der Enkel eines Schwabenherzogs, des Ezzonen Otto, der selber ein Enkel des Sachsenkaisers Otto II. war. Schon durch ihre Herkunft sowohl mit dem schwäbischen Herzogtum als mit dem deutschen Kaisertum verbunden, traten die Staufer 1125 nach dem Aussterben der Salier deren Erbe an. Wäre es bei der Kaiserwahl dieses Jahres nach den überkommenen deutschen Rechtsgewohnheiten gegangen, so hätte Friedrich von Schwaben, der Enkel Kaiser Heinrichs IV., zu dem salischen Hauserbe in Rheinfranken auch die königliche Krone erhalten müssen, die aber durch geschickte Tak-

tiken der reichsfeindlichen Papistenpartei an Lothar von Supplinburg kam.

Hätte also eigentlich schon 1125 das Zeitalter des Schwabenkaisertums seinen Anfang nehmen müssen, so kam die Krone nun noch nicht einmal sofort nach dem Ende des supplinburgisch-sächsischen Zwischenspiels an die Schwaben. Denn 1138 kam mit Konrad III. der ostfränkische Nebenzweig der Staufer zur Herrschaft, der sich schon unter Lothar zur Aufrichtung eines Gegenkönigtums hatte versuchen lassen und der nun der weiteren Versuchung eines pfaffenköniglichen Scheinglanzes erlag. So blieb auch die Regierung dieses ersten Staufers – oder besser Waiblingers, da das letztere der umfassendere Geschlechtsname, das erste aber der enger umgrenzte Hausname war – eine wenig rühmliche Episode der deutschen Geschichte, eine Fortführung des supplinburgischen „Interregnums" unter noch ungünstigeren machtmäßigen Voraussetzungen.

Erst als mit Friedrich Barbarossa 1152 endgültig das Stauferhaus und mit ihm der Schwabenstamm zur Führung des Reiches gelangte, nahm das seit den Stürmen des Investiturstreites bedenklich schwankende Reichsschiff wieder einen stetigen Kurs. Und als Friedrich von Schwaben 1155 von Papst Hadrian zum Kaiser gekrönt wurde, war damit für ein Jahrhundert jene Verbindung zwischen Schwabentum und Kaisertum geschaffen, die dem schwäbischen Namen zu seinem größten und schlechthin unvergänglichen Ruhme gereichen sollte.

Dieses schwäbische Jahrhundert der deutschen Geschichte war das letzte große und zugleich das glanzvollste Zeitalter des mittelalterlichen Reiches, das unter den Schwabenkaisern seine höchste Machtstellung und weiteste Machtausbreitung erlebte. Barbarossas Sohn Heinrich VI., ein wahrhafter Schwabenimperator, beherrschte nicht nur Deutschland und Italien mit Einschluß des sizilischen Normannenkönigreichs, sondern empfing auch vom englischen König sowie von den Orientkönigen von Cypern und Armenien den Lehnseid und konnte im Laufe seiner kaum siebenjährigen Regierungszeit seinen mittelbaren Machtbereich nach Spanien, zur nordafrikanischen Küste und bis Byzanz ausbreiten.

Sein früher Tod brachte dem Reiche einen schweren, nie verwundenen Rückschlag, der nicht nur den imperialen Plänen des Staufers

ein Ende setzte. Sein Bruder Philipp, nach dem angestammten Herzogtum des Geschlechts, das vor ihm Friedrich und Konrad, zwei andere Söhne des Rotbarts, besessen hatten, „von Schwaben" benannt, hatte Mühe, gegen Welfen, Zähringer und andere Reichsfeinde die Herrschaft im deutschen Raume zu bewahren.

Nach dem kurzen welfischen Interregnum Ottos IV., des einzigen Welfenkaisers der deutschen Geschichte, kam mit Barbarossas Enkel Friedrich II., dem Sohne Heinrichs, wieder ein Schwabe, und zwar ein neuer schwäbischer Imperator zur Herrschaft, der zur deutschen und sizilischen Königskrone und zur römischen Kaiserkrone auch die königliche Krone von Jerusalem erwarb und den glanzvollen Abschluß des Hochmittelalters bildet. Wie sehr auch er, der fern der schwäbischen Heimat in Sizilien aufgewachsene Waisenknabe, seinen italienischen Landsleuten als Schwabe galt, kann man daran ermessen, daß das Halbjahrhundert seiner Regierung noch heute als die „schwäbische Zeit" Unteritaliens und daß Friedrichs Schlösser in Apulien noch immer als „schwäbische Bauten" gelten, so auch das gewaltige Bergschloß Castel del Monte, in dem Friedrichs unglückliche Enkel, die Söhne König Manfreds und letzten Abkömmlinge vom staufischen Schwabenstamme, von Karl von Anjou in lebenslänglicher Gefangenschaft gehalten wurden.

In Deutschland wurde später das ganze Zeitalter nach den Schwaben benannt, denen man den Ehrennamen columna et fundamentum imperii gab. So nannte man die Minnesänger, deren Kunst sich unter den Schwabenkaisern zu ihrer höchsten Blüte entfaltete, die schwäbischen Dichter. In ähnlicher Weise wurde jenes oberdeutsche Rechtsbuch, das in Anlehnung an den niederdeutschen Sachsenspiegel entstand und zunächst Deutschenspiegel oder kurzweg Kaiserrecht hieß, seit etwa 1500 Schwabenspiegel genannt. Dieser schwäbische Rechtsspiegel, der außer im eigentlichen Schwaben auch im ehemals schwäbischen Elsaß und der Schweiz sowie in Franken, Bayern und Österreich gerichtliches Ansehen erlangte, ins Lateinische, Französische, Tschechische und Niederdeutsche übersetzt wurde und nachgewiesenermaßen auch Einfluß auf die nordfranzösischen Rechtsgewohnheiten hatte, enthielt kein im engeren Sinne schwäbisches, sondern vielmehr kaiserliches und deutsches Recht. Erinnert das Nebeneinander der

Namen Kaiserrecht und Schwabenspiegel an die Verbindung von Schwabentum und Kaisertum, so verweist das Nebeneinander von „Schwabenspiegel" und „Deutschenspiegel" auf die alte und in unserem Zusammenhang bereits mehrfach betonte Eigenart des Schwabenstammes als des spezifisch deutschen Stammes, als des – wenn diese Steigerung erlaubt wäre – „deutschesten" aller Stämme des Reiches.

Diese ihre Besonderheit bestätigten die Schwaben gerade auch, als sie die Führung des Reiches übernahmen. Da mit dem letzten in der Reihe der Sachsenkaiser im Jahre 1002 bereits ein bayrischer Stammesherzog die deutsche Krone erworben hatte, gelangten die Alemannen, die am längsten von allen deutschen Stämmen dem Frankenreiche zugehörten, als letzte an die Spitze des Imperiums. Aber hatte dieses vordem als fränkisches und, nachdem auch Sachsen und Bayern einen Anteil an der Herrschaft gewonnen, als römisches Reich gegolten, so kam erst jetzt unter den Schwabenkaisern als regelrechter Brauch die vorher sehr seltene Bezeichnung regnum Teutoniae „Reich der Deutschen" und daneben bezeichnenderweise auch regnum Allemanniae „Reich der Schwaben" auf.

Wenn also, mit einer ausgezeichneten Formulierung Nadlers zu sprechen, der fränkische Starkton auf römisch, der alemannische auf deutsch gelegen hat, so spricht sich dies auch in der Namengebung des Reiches aus, das aus einem fränkisch-römischen erst unter schwäbischer Führung zu einem deutschen Reiche wurde.

Schwabenstamm und Schwabenbünde

Als 1268 der letzte Staufer Konradin auf dem Schaffot von Neapel sein Leben lassen mußte, hatte nicht nur das schwäbische Kaisertum sein tragisches Ende gefunden, es erlosch damit auch das schwäbische Herzogtum, das der junge Sohn König Konrads IV. als Konrad V. innegehabt hatte. Schwaben wurde nun zu einem Stammes- und Landschaftsnamen ohne feste territoriale Bindung.

Einen mißglückten letzten Versuch zur Wiederaufrichtung eines schwäbischen Herzogtums machte der dem burgundisch-aleman-

nischen Raume entstammende und ein Jahrfünft nach Konradins Tode zum deutschen König erwählte Rudolf von Habsburg, der Schwaben zunächst seinem zweiten Sohne Hartmann und nach dessen frühem Tode dem dritten und jüngsten Sohn Rudolf verlieh, dem er vorher das burgundische Königreich zugedacht hatte. Aber auch Rudolf von Schwaben starb vor dem Vater, und sein Sohn Johann Parricida, bekannt als einer der wenigen Königsmörder der deutschen Geschichte, führte nur noch den Titel („Herzog Hans" in Schillers Tell), der nach seinem Tode 1313 für immer erlosch.

So wurden im schwäbischen Raume nun allerlei Territorialherren groß, neben den Pfalzgrafen von Tübingen, deren Amt auf die alte schwäbische Stammespfalzgrafschaft zurückgeht, und den Grafen von Hohenzollern allein zwei zähringische Linien, nämlich die Markgrafen von Baden mit ihrem auf die Markgrafschaft Verona eines ihrer Ahnherrn zurückgehenden Titel und die Herzöge von Teck, die anders als die älteren Badener eine unmittelbare Abzweigung vom herzoglichen Hause Zähringen darstellen und so mindestens in ihrem Titel die Überlieferungen des zähringischen Herzogtums fortführten.

Die Tecker Herzöge, nach dem Ende Konradins und Parricidas die einzigen Träger eines herzoglichen Titels im alten Schwaben, starben erst im 15. Jahrhundert aus. 1495 verlieh Kaiser Maximilian das Herzogtum Teck den Württembergern, die er im selben Jahre zu Reichsherzögen erhob, so daß man die Herzöge von Teck als ein verbindendes Mittelglied zwischen den staufischen Stammes- und den zähringischen Titularherzögen des Mittelalters und den württembergischen Territorialherzögen der Neuzeit ansprechen darf.

Die Württemberger Grafen hatten schon vorher neben den Tecker Herzögen, den Tübinger Pfalzgrafen, den Badener Markgrafen und den hohenzollernschen Grafen eine bedeutende schwäbische Machtstellung inne, die bereits aus dem Ende der Stauferzeit stammte. Als der junge Konradin nach Italien zog, hatte er, um ein Heer ausrüsten zu können, die schwäbischen Besitzungen seines Hauses samt dem Marschallamt in Schwaben und der Vogtei über Ulm, die Schwabenhauptstadt seit der Abtrennung des Zürichgaues, 1266 an den Grafen von Württemberg verpfän-

det, dessen Haus also außer den zähringischen auch die staufischen Überlieferungen fortführte.

In den zwei Jahrhunderten zwischen dem Ende des schwäbischen Stammesherzogtums und der Aufrichtung des württembergischen Territorialherzogtums machten die Schwaben auf andere Weise von sich reden. Hatten sich schon dem 1254 gegründeten Rheinischen Städtebund eine Anzahl schwäbischer Städte angeschlossen, so verbanden sich 1331 22 schwäbische Städte, darunter Ulm und Augsburg, zu einem eigenen Schwäbischen Städtebund, der zu einem bedeutenden Machtfaktor in Schwaben erwuchs und sich auch über rheinische, fränkische und bayrische Gebiete ausdehnte. Seine Macht wurde 1388 durch einen entscheidenden Sieg Eberhards des Greiners von Württemberg gebrochen. Im Jahre 1488, genau hundert Jahre später, wurde auf Anregung Kaiser Friedrichs III. in Eßlingen der Schwäbische Bund geschlossen, der der Aufrechterhaltung des Landfriedens dienen sollte. Dieser Bund, der weit über die schwäbischen Stammesgrenzen hinausreichte – zu seinen Mitgliedern gehörten außer dem Grafen von Württemberg und dem Markgrafen von Baden auch der Markgraf von Ansbach, der Herzog von Bayern-München und der Erzherzog von Tirol –, hatte einen Bundesrat und eine förmliche Verfassung sowie eine eigene recht bedeutsame Kriegsmacht, die mit Erfolg im Bauernkrieg zum Einsatz kam. Ohne Erfolg war sie dagegen in dem sogenannten Schwabenkrieg, den die schweizerische Eidgenossenschaft 1499 gegen Österreich und den Schwäbischen Bund führte. Dieser Krieg hatte die Abtrennung der Schweiz vom deutschen Reich und damit die endgültige Zerreißung des alten alemannisch-schwäbischen Stammesraumes zur Folge und war also im eigentlichen Wortsinne ein schwäbischer Krieg.

Die religiösen Wirren der Reformationszeit haben dann zur Auflösung des mächtigen Schwabenbundes geführt, der eine Zeitlang das überterritoriale politische Leben ganz Südwestdeutschlands beherrschte. Hatte er in der ihm von seinem habsburgischen Stifter zugedachten Funktion, eine Brücke zwischen den österreichischen und den burgundisch-rheinischen Besitzungen des Kaiserhauses zu bilden, mit dem verlorenen Schwabenkrieg versagt, so hat er doch ein eindrucksvolles Bild föderativer Machtentfaltung gezeigt, so daß Kaiser Friedrichs Urenkel Karl V. noch nach dem Schmal-

kaldischen Krieg den Plan hegen konnte, auf den Gedanken des Schwäbischen Bundes eine neue Reichsverfassung aufzubauen.

Inzwischen aber hatte der Schwabenname in dem des 1500 durch Kaiser Maximilian errichteten Schwäbischen Kreises eine neue Wiedererstehung gefunden. Dieser Schwabenkreis, der bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches fortbestand, hatte ungefähr den Umfang des alten Stauferherzogtums Schwaben. Er umfaßte alle badisch-schwäbischen Länder mit (außer dem damals zu „Vorderösterreich" gehörigen heutigen Südbaden) sowie als Exklave das jenseits des österreichischen Vorarlbergs gelegene und seiner Stammesart nach auch tatsächlich alemannische Liechtenstein. Die anerkannte Vormacht des schwäbischen Reichskreises waren die Herzöge von Württemberg, die bereits von Ludwig dem Bayern mit der Reichssturmfahne belehnt worden waren und nun das Direktorium des Kreises erhielten.

Während der napoleonischen Zeit wurde Württemberg 1803 ebenso wie Baden für kurze Zeit zum Kurfürstentum erhoben. Wenn damit die zähringischen Markgrafen zum gleichen Range wie die württembergischen Herzöge aufgestiegen waren, so konnten sie diese Ranggleichheit doch nicht behaupten. Als Kurwürttemberg 1806 zusammen mit Kurbayern zum Königreich aufstieg, konnte Kurbaden, das 1805 nach der Erwerbung der zähringischen Stammlande im Breisgau den in die altschwäbische Herzogszeit zurückweisenden Titel der Herzöge von Zähringen wieder aufgenommen hatte, nur die großherzogliche Würde erlangen. Da die Badener in der Folgezeit, wie zuvor schon die Elsässer, Schweizer und Vorarlberger Schwaben, ein eigenes Sonderstammesbewußtsein entwickelten und anderseits im württembergischen Territorialkönigreich das alemannische Stammeskönigtum wiedererstanden schien, wurde der Schwabenname nun weitgehend mit dem der Württemberger identisch und zum Teil sogar von ihm verdrängt.

Doch waren in der napoleonischen Wendezeit altschwäbische Territorien nicht nur an Baden und Württemberg, sondern zu einem wesentlichen Teil auch an Bayern gefallen. Diese stammesschwäbischen Gebiete zwischen Iller und Lech bildeten im neuen bayrischen Königreich einen eigenen Regierungsbezirk Schwaben (offiziell „Schwaben und Neuburg") mit der Hauptstadt Augsburg. Heute werden die Bewohner Bayrisch-Schwabens als Ost-

schwaben von den württembergischen Westschwaben unterschieden.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß nach dem Weltkrieg und der Revolution von 1918, als auch in anderen Gauen und Landschaften der Gedanke einer Neugliederung des Reiches erörtert wurde, die Idee eines Reichslandes Groß-Schwaben auftauchte. Dieses Großschwaben, das als eine Vereinigung von Württemberg, Baden und Hohenzollern gedacht war, hätte damit nicht nur den Großteil des deutschen Alemannentums in seinen Grenzen umfaßt, sondern mit Nordbaden sogar tief in das vor Chlodwigs entscheidendem Sieg alemannische Rheinfranken hineingereicht.

Schwäbisch und Alemannisch als Stammesmundarten

Wenn der Schwabenname nach dem Erlöschen des Herzogtums nur noch als Stammesbezeichnung fortlebte, so war dem Alemannennamen das gleiche Schicksal schon früher geworden. Als ein gelehrter Name für ein nicht mehr bestehendes Ganzes aber wurde „Alemannien" nun zur allgemeineren und umfassenderen Bezeichnung, womit sich eine merkwürdige Umkehrung der ursprünglichen Namensbeziehungen vollzog. Waren einst die Semnonen ein Teilvolk der Sweben gewesen, so wurden nun die Schwaben zu einem Teilstamm der Alemannen. Die Alemannen im Elsaß und in Baden, in der Schweiz und in Vorarlberg vergaßen, daß auch sie einmal mit Stolz den Schwabennamen getragen hatten, mit dem schließlich nur noch ihre Vettern im Württembergischen und in Bayrisch-Schwaben benannt wurden.

Dem entspricht auch der heute übliche Brauch bei der Benennung der Mundarten im Südwestraum des deutschen Sprachgebiets. Man pflegt unter dem Namen der alemannischen Mundarten das Elsässische, Badische und Schweizerische mit dem Schwäbischen zusammenzufassen. Die Sprachwissenschaft unterscheidet die drei Einzelmundarten des Alemannischen als das Niederalemannische im Elsaß und in Mittelbaden, das Hochalemannische in der Schweiz, in Vorarlberg und am Südrande Badens und das Schwä-

bische im Neckar- und oberen Donauland. Vom Hochalemannischen wird von einigen Forschern noch das „Höchstalemannische" im Gebiet des Kantons Bern und des Wallis unterschieden.

Die beiden ersten Mundarten faßt man auch als Alemannisch im engeren Sinne zusammen, und in ähnlicher Weise werden auch Schweizer, Vorarlberger, Elsässer und Südbadener mit ausdrücklicher Unterscheidung von den Schwaben in einem engeren Sinne Alemannen genannt. Als Alemannen im engsten Sinne aber kann man die Südbadener bezeichnen, die ihr zwischen Elsaß, Schweiz, Vorarlberg und Württemberg genau in der Mitte gelegenes Land als „das Kernstück des alemannischen Stammgebietes" (Hermann Eris Busse) betrachten und bei denen daher der Alemannenname auch wieder volkstümlich geworden ist.

Daneben aber besteht der erwähnte Sprachgebrauch durchaus fort, nach dem die Schwaben den Kern-, aber Teilstamm der Alemannen bilden, ähnlich wie die benachbarten Bayern den Kern, aber nur einen Teil des Bajowarenstammes darstellen.

Banater Schwaben und Schwäbische Türkei

Allen diesen Bedeutungswandlungen zum Trotz aber hat sich der Schwabenname anders als der der Franken oder gar der Sachsen nicht von dem Stamme gelöst, dem er ursprünglich anhaftete. Er hat keine selbständigen Namenswanderungen gemacht oder auf andere Stämme übergegriffen. Es gibt daher zwar einen sächsischen und einen fränkischen, aber – wie schon in anderem Zusammenhang gesagt wurde – keinen schwäbischen „Namensimperialismus".

Mit einer Ausnahme allerdings. Die deutschen Bauern nämlich, die im 18. Jahrhundert das von den Türken befreite Donauland im Südosten besiedelten, wurden allgemein Schwaben genannt, obwohl sie zum überwiegenden Teil nicht aus Schwaben, sondern aus dem übrigen Südwestdeutschland, insbesondere aus Rheinhessen und der Pfalz stammten. Schwaben war also wie bei dem erwähnten großschwäbischen Plan ein Sammelname für alle Südwestdeutschen, und vielleicht hat bei dieser Benennung in der Tat eine unterbewußte alte Erinnerung an die einstige Ausdehnung des Alemannenreiches bis zum Mittelrhein mitgesprochen.

Wenn Fittbogen allerdings meint, die „Donauschwaben" seien als Deutsche Schwaben genannt worden – wozu es stimmt, daß die Deutschen bei den Tschechen, Magyaren, Rumänen und Serben Schwaben heißen – so ruft das eher eine andere geschichtliche Erinnerung wach, nämlich die an die quadischen „Swaben" der Völkerwanderungszeit, die ebenfalls im Donauraum eine gewisse Rolle spielten und so als Vorläufer der schwäbischen Auswanderer angesehen werden können.

Diese Auswanderer selber werden zusammenfassend meist Donauschwaben genannt, was keine sehr präzise Bezeichnung ist, denn die württembergischen und badischen Anwohner der oberen Donau könnten diesen Namen mit dem gleichen und als echte Schwaben sogar mit noch besserem Recht beanspruchen. Daher bezeichnet man die einzelnen Siedlungsgruppen meist nach dem von ihnen besiedelten Gebiet, so die Bewohner des Banats, der früheren ungarischen Grenzprovinz, als Banater Schwaben und die einer kleineren, nicht von den Habsburgern, sondern von den ungarischen Grafen Karolyi begründete Kolonie, die übrigens von wirklichen Schwaben aus Südwürttemberg besiedelt wurde, als Sathmarer Schwaben.

Eine gerade in namensgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswerte Besonderheit stellt das von deutschen Weinbauern besiedelte Land im Winkel zwischen Drau und Donau (mit der Hauptstadt Fünfkirchen) dar, das auch nach der Balkanisierung des Südostens, durch die die Banater Schwaben unter nicht weniger als drei Staaten aufgeteilt wurden, ziemlich geschlossen bei Ungarn verblieben ist. Dieses Schwabenländchen führt nämlich den Namen Schwäbische Türkei, eine Namenskreuzung von seltener Kühnheit, die zwischen den binnenländischen Schwaben und den aus dem innersten Asien gekommenen Türken eine Verbindung herstellt, der sogar die Sachsen und Franken trotz Angelsachsen und Franzosen nichts Vergleichbares an die Seite zu setzen haben.

Die Deutschen als Schwaben und Alemannen

Es fällt keineswegs unter den Begriff des Namensimperialismus, wenn wir dem schwäbischen und insbesondere dem alemannischen Namen auch als Volksnamen für alle Deutschen begegnen,

ein Gebrauch, auf den ja bereits das Nebeneinander der Namen Schwabenspiegel und Deutschenspiegel für das gleiche Rechtsbuch hinwies. Da die Schwaben seit der swebischen Vorzeit als spezifisch deutscher Stamm gelten können, ist dieser Wortgebrauch nicht nur logisch, sondern auch durchaus sinnvoll.

Der Schwabenname selber ist als „Deutschenname" hauptsächlich im Südosten verbreitet, wo wir bei den Tschechen Švabi, bei den Ungarn Svábok, bei den Rumänen Svobi und bei den Serben Švabaci heißen. Außerdem gebrauchen die Elsässer und Schweizer, obwohl sie ja selber alemannisch-schwäbischer Herkunft sind, die mundartliche Bezeichnung als eine Art Unnamen für die Deutschen.

Ganz ähnlich haben die Franzosen unser Volk nach dessen ihnen am nächsten benachbartem Stamm benannt, allerdings nicht mit dem schwäbischen Namen, dessen französische Form Souabe lautet, sondern mit dem alemannischen. So heißt der Deutsche bei seinem westlichen Nachbarn Allemand und Deutschland heißt entsprechend Allemagne, was uns die Erinnerung an die zitierte Nadlersche Formulierung zurückruft, nach der der fränkische Starkton auf römisch, der alemannische auf deutsch lag, denn dazu stimmt es ausgezeichnet, daß die Franken unserem romanischen Nachbarvolk den Namen gegeben haben, während diese uns Deutsche nach den Alemannen nennen.

Von dem Alemannen-Deutschen-Namen sind im Französischen auch noch weitere Ableitungen erfolgt. So wurde ein französischer „deutscher Reigen" des 16. und 17. Jahrhunderts, der ein Gegenstück zur Française, Anglaise, Polonaise und anderen Tänzen dieses Namenstypus darstellt, „Allemande" genannt. Auch als Familienname ist der Name der Deutschen in Frankreich verhältnismäßig häufig, besonders in den Formen L'Allemand und Lallemant, die durch einzelne ihrer Träger bekannt geworden sind. Durch Ableitung von einem solchen Familiennamen ist auch der Name der sogenannten Allemannisten entstanden, wie sich nach ihrem Führer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Abspaltung der französischen sozialistischen Arbeiterbewegung nannte.

Auch bei anderen europäischen Völkern war oder ist der alemannische Name für das deutsche Volk in Gebrauch. So gab es im Englischen als Nebenform zu dem heute üblichen Germans den Namen Almaynes, wozu das keltisch-kymrische Ellmyn gehört. Auch die

Italiener, die uns heute bekanntlich Tedeschi nennen, kannten den Namen; so führte die deutsche Kaufmannschaft in Venedig, die im Mittelalter eine von der Regierung anerkannte selbständige Organisation mit zwei Konsuln darstellte, den Namen Nazione Alemanna, und das deutsche Haus dieser „alemannischen Nation", das bis 1805 bestand, hieß Fondaco degli Alemanni. Aus dem Italienischen ist das Wort dann sogar ins Mittelhochdeutsche gedrungen, wo es in der Form Almân bei Walter von der Vogelweide erscheint.

Ausschließlich in Gebrauch ist der alemannische Name für das deutsche Volk außer bei den Franzosen bei ihren südlichen Nachbarn, den Spaniern, die ihn wohl von den Franzosen übernommen und dann ihren eigenen portugiesischen Nachbarn weitergegeben haben. So heißt Deutschland auf spanisch Alemannia und auf portugiesisch entsprechend Alemanha. Besonders bemerkenswert aber ist die portugiesische Form für den Volksnamen: Alemo͞os, da sie jenen seltsamen schwäbisch-portugiesischen nasalen Doppelvokal enthält, der uns daran erinnert, daß im Zeitalter der Völkerwanderung ein Schwabenstamm – allerdings kein alemannischer – selber bis auf die iberische Halbinsel vorgedrungen ist und im spanisch-portugiesischen Grenzraum ein Reich begründet hat.

Der Alemannenname ist aber noch weiter als die alten Schwaben gewandert. Auch von den Türken werden wir Alemannen genannt, und zwar heißt der Deutsche im Türkischen Alman und Deutschland Almanya. Da dieser Name im Südosten ganz vereinzelt ist, möchte man, nachdem uns die Türken bereits in der Schwäbischen Türkei begegnet sind, fast an eine mystische Namensbeziehung zwischen Schwaben und Türken glauben, wenn man nicht wüßte, daß auch hier die französische Sprache, die ja im Orient lange eine dominierende Stellung innehatte, den Mittler gespielt hat.

Schließlich aber haben wir von einem wirklichen, zwar nicht schwäbischen, aber immerhin alemannischen Namensimperialismus zu sprechen. In vereinzelten Fällen ist nämlich der Alemannenname nicht allein als Gesamtbezeichnung der Deutschen, sondern sogar aller Germanen gebraucht. So nennt der Italiener Contarini im 15. Jahrhundert das nordgermanische Schweden – die mögliche Urheimat der Sweben-Schwaben – la Alamagna alta, also Ober- oder Hochalemannien, wozu wir die Vermutung aussprechen

dürfen, daß bei der Konzeption des umfassenden Begriffs vielleicht der Anklang an das lateinisch magnus „groß" mitgewirkt hat.

Sogar bei den Russen begegnet der gleiche Sprachgebrauch in lateinischen Urkunden. So heißt es im Vertrag von Orechowetz vom Jahre 1323: „aus der ganzen Almania, das heißt Lübeck, Gotland und Schweden". Wieder erscheint wie bei dem Italiener Schweden, und zugleich begegnet uns der Name der Goten, der, wie wir uns erinnern, ebenfalls als Bezeichnung für die Gesamtheit des Germanentums üblich gewesen ist, was außer von ihm und dem Alemannennamen von keinem germanischen Stammesnamen gesagt werden kann.

Die Bayern

Wollen wir die vier großen deutschen Altstämme durch je ein Stichwort charakterisieren, so können wir die Sachsen mit dem Hinblick auf die Vetternschaft der Angelsachsen, aber auch schon wegen der Rolle, die sie als deutsche Sachsen während der Hansezeit gespielt haben, das Weltvolk unter den Deutschen nennen. Auch die Franken haben wir als Weltvolk kennengelernt; noch bezeichnender und bedeutender aber ist ihre Stellung als Reichsvolk. Dem sächsischen Weltvolk und dem fränkischen Reichsvolk steht der dritte Großstamm, der der Schwaben, als das in einem spezifischen Sinne deutsche Binnenvolk gegenüber.

Der vierte und letzte große Altstamm, die auch zeitlich als letzte – sogar nach den Thüringern – in die Geschichte eintretenden Bayern, sind weder ein Weltvolk noch ein Reichsvolk noch auch ein eigentliches Binnenvolk. Sie waren vielmehr von Anbeginn ihrer Geschichte an, ja sogar schon bevor sie unter dem Bayernnamen auftraten, ein ausgesprochenes Grenzvolk und sind es als Stamm im wesentlichen auch immer geblieben. Als Markomannen oder Grenzmänner begannen sie ihren geschichtlichen Weg, den sie in unseren Tagen mit der Rückkehr der bajowarischen Ostmärker in das Großdeutsche Reich beschlossen.

Bojer – Böhmen – Bayern

Die Geschichte des Markomannenstammes ist in ähnlicher Weise die Vorgeschichte der Bayern, wie die der Semnonen-Sweben die Vorgeschichte der Alemannen-Schwaben ist. Der bayrische Name aber hat eine noch längere Vorgeschichte, der der Schwabenname nichts an die Seite zu stellen hat. Höchstens die Vorgeschichte des sächsischen Namens kann verglichen werden, denn wie der von der Stammeswaffe abgeleitete Sachsenname mittelbar bis in die Steinzeit zurückführt, so reicht die bayrische Namensvorgeschichte bis weit in vorgermanische Zeiten zurück: obwohl die Bayern ein nicht minder germanischer Stamm als die Sachsen, Franken und Schwaben sind, führen sie den – allerdings stark abgewandelten – Namen des keltischen Volksstammes der Bojer, der sich bereits einen geschichtlichen Namen gemacht hat, lange bevor die Kimbern nach Süden aufbrachen.

Der Bayernname lautet in seiner frühesten geschichtlich überlieferten Form Baiovarii, eine den Namen der Ampsivarii, Chasuarii, Angrivarii, Chattuarii und Ripuarii entsprechende Bildung, deren zweiter Bestandteil dem lateinischen vir entspricht und deren Sinn entsprechend „Bojermänner" oder Bewohner des Landes der Bojer ist. Daher die heutige Namensform Bajowaren, mit der man den bayrischen Stamm in seiner Gesamtheit (über die Grenzen des bayrischen Staates hinaus) bezeichnet. Wesentlich besser als in unserem Bayern ist die ältere Namensform noch im französischen Baviers, im italienischen Babieresi sowie im tschechischen Bavori erhalten geblieben.

Die Bayern haben ihren Namen jedoch nicht direkt von den Bojern erhalten, sondern auf dem Umweg über Böhmen. Dieses vormals von den Bojern beherrschte und besiedelte Land wurde schon von Tacitus Boiohaemum genannt. Das ist ein Name ganz offensichtlich germanischer Prägung, der nichts anderes als Bojerheim bedeutet. Bei Ptolemäus erscheint dann ein von diesem Landesnamen abgeleiteter Volksname Baivochaimai „Bojoheimer" wahrscheinlich für die Markomannen, die an einer anderen Stelle der ptolemäischen Karte allerdings auch unter diesem Namen erscheinen. Und für markomannische Volksteile, die von den Römern außerhalb Böhmens angesiedelt wurden – es handelt sich um die

engeren Gefolgschaften der beiden vertriebenen Markomannenkönige Marbod und Catwalda –, kennt Ptolemäus den Namen zudem in einer verkürzten Form Baimoi.

Als Bewohner des böhmischen Landes hießen die Markomannen also offenbar zunächst selber Bojoheimer-Böhmen, um sich erst nach dem Verlassen des Bojerheims Bojomänner, also Bajowaren-Bayern zu nennen. Wenn dem keltischen o ein germanisches a entspricht, so ist das kein vereinzelter Vorgang, geht doch das alte deutsche Wort Walchen, das in zahlreichen Ortsnamen wie dem des Walchensees, aber auch im Volksnamen der romanisch-welschen Walachen oder Rumänen erhalten geblieben ist, auf das keltische Volk der Volker (Volcae) zurück, das übrigens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Bojer siedelte.

Der Bojername blieb auch nach dem Abzug der Markomannen-Bayern an dem Lande haften und wurde dann auf die slawischen Nachfolger der Germanen und Kelten übertragen. Diese, die Tschechen, wurden von den Deutschen als die nunmehrigen Bewohner des Bojerheimes „Böhmen" genannt. Die alt- und mittelhochdeutsche Form dieses Namens Beheim (oder Böheim, vergleiche auch den Personennamen Behaim neben Böhme und Böhm) erinnert noch deutlich an die taciteische Namensform. Der Landesname Böhmen ist allerdings nicht etwa die unmittelbare Fortbildung des alten Bojohaemum, sondern stellt ebenso wie die zu den deutschen Stammesnamen gehörigen Landesnamen den Dativ Pluralis des Volksnamens dar: Böhmen gehört also zu Böhm, wie Sachsen zu Sachs, Franken zu Frank, Schwaben zu Schwab und Bayern zu Bayer gehört.

Trotz des Umweges über Böhmen ist die Herleitung des bayrischen von dem bojischen Namen aber nicht in Vergessenheit geraten. Während der Bekehrung des bayrischen Stammes zum Christentum, die bald nach der Annahme und Durchsetzung des neuen Namens begann, sprach ein missionierender Abt von den „Bojern, die jetzt Bajowaren genannt werden", setzte die Bayern also schlechthin mit ihren keltischen Namensahnen gleich. Und über ein Jahrtausend später, nämlich in der napoleonischen Zeit, konnte es geschehen, daß allzu servile Gemüter eine Art Rheinbundmythos zu schaffen strebten und in der Meinung, daß die französische Vormacht über Europa durch Napoleon für alle Zeiten stabilisiert sei,

behaupteten, die Bayern seien gar keine Germanen, sondern, wie der Name zeige, in ähnlicher Weise germanisch sprechende Bojer, wie die Franzosen romanisch sprechende Gallier sind. Dieser Mythos von der gemeinsamen keltischen Abkunft ist aber ebenso rasch zuschanden geworden wie die französisch-bayrische Bundesgenossenschaft.

Die bojischen Namensahnen

Wer waren nun diese mythischen und längst untergegangenen Bojer, von denen vielleicht ein kleiner Bruchteil in den Bayern aufgegangen ist?

Wir sagten schon: ein keltisches Volk, wie es deren ja nicht allein im westlichen, sondern auch im mittleren Europa und sogar im Südosten bis hinunter ins kleinasiatische Galatien eine ganze Anzahl gab. Die hauptsächlichen Wohnsitze der Bojer erstreckten sich zwischen den Alpen und der Donau etwa vom Bodensee bis zum Plattensee, was ungefähr der heutigen Verbreitung des Bajowarenstammes entspricht. Von anderen, aus Gallien kommenden Keltenstämmen bedrängt, teilten sie sich in zwei Hauptstämme, deren einer sich in Oberitalien niederließ, während der andere sich nach Böhmen zurückzog. Die Deserta Bojorum am Plattensee erinnerte noch lange an ihre einstige Verbreitung.

Die italienischen Bojer haben eine gewisse geschichtliche Bedeutung erlangt. Sie besiedelten das Land südlich vom Po, wo Bononia – das spätere Bologna – ihre Hauptstadt war. Während des zweiten punischen Krieges unterstützten sie Hannibal und wurden dadurch für die Römer gefährlich. Diese sahen daher nach der Eroberung Karthagos die Unterwerfung der Bojer für eine vordringliche Aufgabe an, die im Jahre 191 vor Christi Geburt durch einen Konsul aus dem Hause der Scipionen ausgeführt wurde. Nach der Ausrottung ihres Adels gingen die italienischen Bojer bald im Romanentum auf.

Ihre nördlichen Vettern in Böhmen haben sich wesentlich länger als selbständiges Volk erhalten. Sie wußten dem Ansturm der Kimbern, dem Rom hernach beinahe erlag, in ihrer böhmischen Festung gut zu widerstehen und haben später in der Zeit des römischen Ausgreifens nach Norden einer der beiden Kolonien, aus denen

Passau entstand, den Namen gegeben: neben den nach ihrer batawischen Besatzung benannten Castra Batava lag damals auf dem rechten Innufer Bojodurum, die heutige Innstadt von Passau. Wenn Passau dann zu Beginn des achten Jahrhunderts als Residenz des Bayernherzogs Theobald erscheint, so treffen wir die Bayern hier also noch in einem besonderen Sinne auf den Spuren ihrer bojischen Namensahnen.

Marbod und die Markomannen

Hatten die Bojer den Kimbern widerstanden, so wurden sie dann von einem anderen Germanenstamm besiegt und aus ihrem Lande vertrieben: von den Markomannen, die – wie die Bojer die Namensahnen – die Bluts- und Stammesahnen der Bayern sind. Und die Geschichte der Markomannen ist, vom Namen her betrachtet, Vorgeschichte, vom Stamm her betrachtet aber die Frühgeschichte der Bajowaren-Bayern.

Die Markomannen-Bayern sind wie die Alemannen-Schwaben Erminonen, wofür die Tegernseer Chronik des Mittelalters einen kuriosen Beweis liefert, wenn sie die Bayern aus „Armenien" stammen läßt. Sie waren sogar wie Ermunduren-Thüringer und wahrscheinlich auch Langobarden Angehörige des Swebenbundes, zu dem sie sicher in einem engeren Verhältnis als Thüringer und Langobarden standen. Es wird vermutet, daß sie wie die Quaden und die Rhein- und Neckarsweben eine frühe Abzweigung des swebischen Stammvolkes darstellen, die allerdings eine so selbständige Entwicklung nahm, daß ihr der Swebenname anders als den Quaden bald verloren ging. Vielleicht steht die ähnliche Bildung der Namen Marko-Mannen, Bajo-Waren und Lango-Barden mit der gemeinsamen swebischen Herkunft in Zusammenhang. Die Geschichte berichtet auf jeden Fall noch lange nach dem Zerfall des swebischen Bundes, ja bis in die karolingische und ottonische Zeit hinein von engen Beziehungen zwischen Langobarden und Markomannen-Bajowaren.

Eine noch nähere, sozusagen innerdeutsche Beziehung bestand zwischen den swebischen Stämmen der Alemannen und der Markomannen. Als jene noch Semnonen hießen, gehörten sie bereits zum

markomannischen Reiche Marbods. Wie die Markomannen sich nach ihrer Übersiedlung in ihre heutigen Wohnsitze Bajowaren nannten, so führten die Alemannen in der ersten Zeit nach ihrer Niederlassung in Süddeutschland den Namen Ziuwaren, dessen Preisgabe sicher mit ihrer Christianisierung zusammenhängt, war Ziu doch der oberste Gott der heidnischen Sweben, dessen Name noch heute im schwäbischen Wochentagsnamen Zieschtig (für Dienstag) fortlebt. Noch heute aber bilden die Schwaben und Alemannen mit den Bayern und Bajowaren das oberdeutsche Dritteil der in Ober-, Mittel- und Niederdeutsche gegliederten gesamtdeutschen Nation.

Wurden die Alemannen durch ihren Namen als swebisches Gesamtvolk, so wurden die Markomannen durch den ihren als das swebische Grenzvolk gekennzeichnet. Sie haben offenbar also von Anfang an eine Grenzhüterfunktion ausgeübt und danken wahrscheinlich sogar bereits ihre Sonderung vom übrigen Swebentum dieser ihrer besonderen Aufgabe. Es vollzog sich hier der auch sonst nicht selten zu beobachtende Vorgang, daß sich aus den Bewohnern einer Mark ein besonderes Volk entwickelte, nur daß sich in den vergleichbaren Fällen dieser Vorgang nicht so deutlich im Namen widerspiegelte. Und wo eine ähnliche Namenbildung erfolgte wie bei den nordischen Marcamenn, da war sie umgekehrt nicht mit einer volklichen Sonderung verbunden.

Die Markomannen begegnen uns zuerst bei Cäsar, der sie als eines der Swebenvölker kennt, die unter der Führung Ariowists aus ihrer Heimat im Elbraum nach Süden und Westen vorstießen. Sie besiedelten um diese Zeit das Land am Main, von wo aus sie bereits damals mit den Bojern in Böhmen in feindliche Berührung kamen. Erst im letzten vorchristlichen Jahrzehnt wanderten sie aus dem Maingebiet in das benachbarte Bojerland aus, wahrscheinlich um dem drohenden Schicksal der Unterwerfung unter Rom zu entgehen.

Diese Übersiedlung erfolgte unter der Führung eines einzelnen überragenden Mannes, nämlich Marbods, der ebenso wie sein späterer germanischer Gegenspieler Arminius in Rom die Kriegs- und Staatskunst der Römer kennengelernt hatte und so die Fähigkeiten besaß, um von der böhmischen Zitadelle aus ein Reich aufzubauen. Wie oft Grenzvölker zu Kernvölkern werden – etwa wie aus der märkischen Kernzelle der preußische Staat erwuchs –, so wurden die

swebischen Markmänner unter Marbod zu den Begründern des ersten germanischen Großreiches der Geschichte.

Das böhmische Markomannenreich umfaßte in der Hauptsache swebische Völker wie Quaden, Semnonen, Ermunduren und Langobarden. Aber auch Ostgermanen wie die wandalischen Lugier gehörten ihm zu, vermutlich auch die burgundischen Nachbarn der Lugier und Semnonen, wenn nicht sogar die Goten, wie ein Teil der Forschung anzunehmen neigt. Der Staat Marbods war also mehr als nur ein Sweben- oder Schwabenreich, man kann ihn ohne weiteres als ein erstes deutsches Reich bezeichnen, das mit seinem böhmischen Schwerkraftzentrum dem spätmittelalterlichen Reich der luxemburgischen Kaiser vergleichbar erscheint. Und da die Bayern die unmittelbaren Stammesnachfahren der Markomannen sind, kann man Marbod auch als den ersten Bayernkönig der Geschichte und zugleich als einen frühen Vorläufer der habsburgischen „Bajowarenkaiser" auffassen.

Marbod, der seine Machtstellung weit über die Befugnisse eines germanischen Volkskönigs auszudehnen vermocht hatte, scheiterte schließlich und mußte sein Leben in Ravenna, der Stadt Odoakars und Theoderichs, als Gast der Römer beschließen. Aber seine geschichtliche Leistung hatte insofern Bestand, als die Markomannen noch jahrhundertelang zu den gefährlichsten und gefürchtetsten Feinden der Römer zählten. Wenn sie auch nicht mehr das Kernvolk eines großen Reiches bildeten, so blieben sie doch ihrer Aufgabe als germanisches Grenzvolk treu, und zwar hüteten sie nicht allein die Grenzen des Germanentums, sondern bestürmten zugleich auch die Grenzen des Römerreiches, so daß sie in zwiefachem Sinne ihrem Grenzernamen Ehre machten.

So ist mit Recht auch der gefährlichste aller Grenzkriege, den Rom vor seinem Erschlaffen mit den Germanen auszufechten hatte, nach den markomannischen Grenzmännern genannt. Der berühmte Markomannenkrieg („Bellum Marcomannicum"), den Kaiser Marc Aurel 166 bis 180 auszutragen hatte, wird von zeitgenössischen römischen Autoren mit den punischen Kriegen verglichen. Eutrop schreibt: „Dieser war so schwer wie keiner in der Geschichte, so daß man ihn dem punischen vergleicht", und die Maßnahmen, die Marc Aurel bei Beginn des Krieges ergriff, ähneln aufs überraschendste den zur Zeit des punischen Krieges getroffenen.

Wir können uns hier der bojischen Vorgänger der Markomannen und ihrer Anteilnahme an dem Feldzuge Hannibals erinnern, und in der Tat stießen markomannische Kriegerscharen damals bis in die Wohnsitze der italienischen Bojer und sogar darüber hinaus vor. Sie bedrohten nicht nur Aquileja, sondern streiften 270 bis Ancona und Rom. Natürlich waren sie zu derartigen expansiven Stößen nicht als Einzelstamm, sondern nur durch die Verbindung einer Vielzahl von Stämmen imstande. Es werden in der Tat eine große Zahl mit den Markomannen verbündeter Stämme genannt, neben den Quaden, die anscheinend die Hauptlast der Kämpfe trugen, Hermunduren, Langobarden und andere Sweben sowie Wandalen, Bastarner und eine ganze Anzahl nichtgermanischer Stämme wie Alanen, Jazygen und Sarmaten. Wir treffen also im wesentlichen die gleichen Völker wie im Reiche Marbods an, was wohl auf eine Wiederherstellung des alten Stammesbundes schließen läßt.

Wie schon Marbod gescheitert war, so scheiterte auch der große Markomannenkrieg gegen Rom, und es fehlte nun nur wenig daran, daß Böhmen als Provinz Marcomannia in das römische Reich eingegliedert worden wäre. Marc Aurel hatte diesen Plan, der nur durch seinen vor dem endgültigen Friedensschluß mit den Markomannen erfolgten Tod verhindert wurde. So blieben die Markomannen davor bewahrt, aus germanischen zu römischen Grenzhütern zu werden.

Allerdings mußten sie sich erhebliche Eingriffe in ihr Stammesleben gefallen lassen. Außerdem wurden zahlreiche markomannische Kriegsgefangene zwangsweise angesiedelt, zunächst in Italien, nämlich in der Nähe von Ravenna, dem Alterssitz ihres einstigen Königs Marbod. Als die Markomannen hier revoltierten und sogar einen Handstreich auf Ravenna unternahmen, wurden sie in entferntere Provinzen, vor allem nach Gallien abgeschoben, wo noch einzelne Ortsnamen – so in Burgund ein Dorf Marmagne – an sie erinnern.

Der Markomannenkrieg war aber nicht nur die erste germanische Bedrohung Roms seit den Kimbernkriegen dreihundert Jahre zuvor, seine eigentliche Bedeutung liegt vielmehr in seiner Rückwirkung auf die innergermanischen Zustände und Verhältnisse. Er war der stärkste Ausbruch germanischer Dynamik vor der Völkerwanderung und wird daher vielfach als ein Vorläufer oder

ein Vorakt der Völkerwanderung angesprochen. Nur der im gleichen Jahrhundert erfolgte Ausgriff der Goten in den Südosten kann diesem Ereignis an Bedeutung für die innergermanische Geschichte der Folgezeit verglichen werden. Und so ist es alles andere als ein Zufall, wenn zu ebenderselben Zeit der für die Geschichte der folgenden Jahrhunderte grundlegende Prozeß der Umbildung der Germanenstämme der Frühzeit zu den Großstämmen der folgenden Geschichtsepoche erfolgt ist.

Markomannen werden Bajowaren

Im folgenden, dem dritten nachchristlichen Jahrhundert beginnen sowohl der sächsische als auch der salisch-fränkische wie der (semnisch-)alemannisch-schwäbische Großstamm ihre geschichtliche Rolle zu spielen. Im Jahre 213 werden die ersten Alemannen, 258 die ersten Franken genannt, und 286 zeigen sich die ersten sächsischen Seeräuber an der Kanalküste.

Wir können bei den Markomannen-Bayern eine ganz analoge Entwicklung annehmen, die zwar später als bei den anderen Großstämmen zum Ziele führt, dafür aber viel weiter zurückreicht. Denn im Grunde war schon das Großreich Marbods der allerdings mißlungene Versuch eines ähnlichen Stämmebundes, wie er dem sächsischen, fränkischen und alemannischen Großstamm zugrundeliegt. Auch die Art und Weise, in der der Stammesverband Marbods zustandekam, erinnert lebhaft an die Entstehung der anderen Verbände, denn im Markomannenreich gab es nach dem Zeugnis Ludwig Schmidts sowohl Völker, „die sich freiwillig, um der drohenden Unterwerfung unter die Römer zu entgehen, zu ihm in ein Klientelverhältnis begeben hatten", als auch solche, die „durch Waffengewalt bezwungen, ihm unmittelbar untertänig waren."

Wenn ein Großteil der Völkerschaften Marbods dann noch im Markomannenkrieg, also anderthalb Jahrhunderte nach Marbod, als Bundesgenossen gegen die Römer kämpft, so liegt die Vermutung nahe, daß hier eine über die Jahrhunderte beständige Bindung bestand, die schließlich zur Bildung eines neuen Großstammes führte, in dem die Markomannen nur das Kernvolk bildeten, so daß sich im schließlich vollzogenen Namenswechsel ähnlich

wie bei den Semnen-Alemannen auch eine Strukturänderung ausspricht.

Ganz ebenso wie bei den Semnen-Alemannen entspricht dem Namenswechsel auch bei den Markomannen-Bayern ein Wechsel der Wohnsitze. Allerdings kann man bei den Markomannen kaum von einer eigentlichen Wanderung sprechen. Waren sie zuvor aus dem Maingebiet in das benachbarte Bojerland hinübergewechselt, so wechselten sie nun nach einem runden Halbjahrtausend aus Böhmen nach Bayern hinüber. Zuletzt werden Markomannen in der Mitte des fünften Jahrhunderts noch unter den Völkern Attilas erwähnt. Vielleicht haben auch sie wie so viele Germanenvölker im Gefolge des gewaltigen Hunnenkönigs ihre alten Sitze aufgegeben. Auf jeden Fall treten erst ein Jahrhundert nach Attila – und rund drei Jahrhunderte nach Sachsen, Franken und Alemannen – die ersten Bajowaren auf.

Obwohl die Zueinandergehörigkeit der Markomannen und Bajowaren in alten Quellen nirgends bezeugt ist, kann sie ebenso wie die nur einmal bezeugte Beziehung zwischen Semnen und Alemannen als gesichert gelten. Es ist, abgesehen von dem Zeugnis des Namens, ganz ähnlich wie bei diesen: man kann ebensowenig annehmen, daß ein so großes Volk wie die Markomannen spurlos untergegangen ist, wie daß ein so mächtiges Volk wie die Bajowaren aus dem Nichts entstanden ist.

Gleichwohl haben die älteren Theorien über die Herkunft der Bayern auch für uns noch einiges Interesse, da sie auf die sehr wichtigen ostgermanischen und sonstigen südöstlichen Beziehungen des Bayernstammes hinweisen. Vor Kaspar Zeuß, der vor hundert Jahren als erster die Markomannentheorie verfochten hat, glaubte man die Bayern aus Resten der Goten, Heruler, Rugier und Skiren entstanden, die sämtlich im Donauraum eine Rolle gespielt haben. Wahrscheinlich haben sich in der Tat Reste und Splitter dieser Völker dem markomannischen Kernvolk angeschlossen.

Die engen bayrisch-gotischen Beziehungen lassen sich beispielsweise durch die Nachbarschaft der beiden Stämme nur unzureichend begründen, da sie sich auf den verschiedensten Gebieten finden: typisch gotische Personennamen wie Amalung und Amalfrit treten in bayrischen Urkunden auf, die gotische Dietrichsage hat (außer bei den Alemannen) vornehmlich bei den Bayern ihre Gestaltung gefunden,

vor allem aber war der sprachliche Einfluß der Goten auf die Bayern so nachhaltig, daß er über das Bayrische auch die hochdeutsche Sprache wesentlich beeinflußt hat.

Von speziellem Interesse ist die Frage, ob der ostgermanische Stamm der Skiren im Bayerntum aufgegangen ist, und zwar nicht allein deshalb, weil er neben den Bastarnen zu den am frühesten geschichtlich auftretenden Germanenstämmen gehört, sondern weil der Name, wie Gudmund Schütte vermutet, vielleicht in dem des Geschlechtes der Scheyern fortlebt, die die Abkömmlinge der luitpoldingischen Herzöge von Altbayern und die Ahnherrn der Wittelsbacher waren. Wir erinnern uns hier, daß die Bastarner zu den im Markomannenkriege kämpfenden germanischen Völkern gehörten, sowie auch, daß Odoakar, der erste Germanenkönig von Rom und Ravenna, ein Skire war.

Wenn man von dem Scheyernnamen auf den der Skiren schließen darf, so darf man entsprechend, wie es die meisten Erforscher der bayrischen Frühgeschichte tun, aus den im bayrischen Volksrecht überlieferten Namen von fünf Hochadelsgeschlechtern, die weit über das Volk hinausragen, auf weitere im Bayerntum aufgegangene Volksstämme schließen. Es wird angenommen, daß die fünf Geschlechter der Hosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Anniona die alten Königshäuser der Völkerschaften gewesen seien, die sich mit den Markomannen zum neuen Bayernstamm zusammenschlossen. Und das eine dieser Geschlechter, die Hosi, glaubt man auf das illyrische Volk der Osen zurückführen zu können, das in der Tat in der Nachbarschaft der Markomannen bezeugt ist.

Auch eine Namens-Auswanderung – die einzige von Belang – haben wir im Zusammenhang mit der Stammesentstehung zu verzeichnen. Wie Gamillscheg festgestellt hat, gibt es in Burgund mehrere Ortsnamen, die den Volksnamen der Bayern enthalten. Sie lauten Beyvier, Beyvière und Bavarans und haben wahrscheinlich Orte bezeichnet, die von Bayern – nicht wie der erwähnte und ebenfalls in Burgund liegende Ort Marmagne von Markomannen – bewohnt waren. Man nimmt an, daß es sich um Bayern handelt, die sich der von ihren Stammesgenossen aus dem Land am Regen vertriebenen Vorbevölkerung, dem swebischen Stamm der Waristen, auf ihrer Wanderung nach Burgund anschlossen.

Bayern neben Böhmen

Da die Bayern auf der wichtigsten Wanderung ihrer Geschichte gleichsam nur einen großen Schritt weiterrückten, blieben sie immer die nächsten Nachbarn Böhmens, das zwar nun sein besonderes Schicksal erlebte, aber doch in einer engen nachbarlichen Beziehung verblieb, die auch in den geographischen Namen ihren Ausdruck fand.

Der Böhmer Wald, der die alte Grenze zwischen den beiden Ländern bildet, heißt daher auch Bayrisch-Böhmisches Waldgebirge. Doch ist der erste Name, wie schon die eigenartige Bildung zeigt, weit älter: der Name ist bereits seit 906 belegt und lautete noch um 1300 „Beheimaer walt". Der bayrisch-böhmische Name empfiehlt sich jedoch zur Bezeichnung des ganzen Waldgebirgskomplexes, denn zum eigentlichen Böhmer Wald gehört als südwestliche, zwischen Donau und Regen gelegene Vorstufe oder Abzweigung der Bayrische Wald, der auch Regengebirge oder „Vorderer Wald" – im Gegensatz zum Böhmer als dem „Hinteren Wald" – genannt wird. Wenn außerdem als Analogon zu „Böhmerwald" auch die Bildung „Bayerwald" gebraucht wird, so ist das nicht ganz korrekt, denn der Name des Böhmer Waldes weist unmittelbar auf das alte Bojohaemum-Böheim zurück, zu dem es eine bayrische Entsprechung nicht gibt.

Nach Böhmen kam, nachdem es dem germanischen Stamm der Bayern den keltischen Namen der Bojer weitergegeben hatte, das slawische Volk der Tschechen. Und als ob es damit der Kuriosität noch nicht genug wäre, benannten später die durch ihre gallischen Ahnen den Bojern verwandten Franzosen das asiatische Wandervolk der Zigeuner mit dem von Böhmen hergeleiteten Namen Bohémien, in dem übrigens wie in dem neulateinischen Bohemia das germanische haemum der ältesten Form besser als in der heutigen deutschen Namensform erhalten geblieben ist.

Das nunmehr slawische Böhmen wurde von Bayern aus dem Christentum erschlossen. Bei der karolingischen Reichsteilung von 817 fiel es mit Bayern an Ludwig den Deutschen, und bei dessen Tode erbte sein ältester Sohn Karlmann Bayern mit der Hoheit über Böhmen, Mähren und das damals ebenfalls noch slawische Kärnten. Vorher hatten im Jahre 845 in der bayrischen Hauptstadt

Regensburg vierzehn böhmische „Herzöge" – Stammesfürsten oder Häuptlinge – die Taufe erhalten.

Im Jahre 895 wurde Luitpold oder Liudbold, der Ahnherr der späteren bayrischen Stammesherzöge, Graf der böhmischen Mark und im Nord- und Donaugau. Wurde durch diese Verbindung von Markgrafen- und Gaugrafenamt der Grund zu der späteren Markgrafschaft Nordgau gelegt, aus der noch später die Oberpfalz hervorgehen sollte, so erscheint Luitpold 903 auch als dux Boemanorum, was sicher nicht Herzog der Böhmen-Tschechen, sondern Heerführer gegen die Böhmen heißt.

Nachdem Luitpold 907 gegen die Ungarn gefallen ist, erscheint der Sohn Arnulf dieses dux Boemanorum schon im Jahre 908 als dux Baioariorum, also als richtiger bayrischer Stammesherzog. Und wenn Arnulfs Titel vollständig dux Baioariorum et etiam adiacentium regionum lautete, so dürfte unter den „danebenliegenden Ländern" wahrscheinlich auch Böhmen verstanden worden sein. Denn mehrfach hat Herzog Arnulf Feldzüge nach Böhmen unternommen, um dessen zum Teil widerstrebende Herzöge zur Unterwerfung zu zwingen. Auch eine seiner Töchter hat Arnulf mit einem böhmischen Edlen vermählt; der Sproß dieser Ehe war Slawnik, der Vater des heiligen Adalbert und Ahnherr des mit den Primisliden um die Herrschaft rivalisierenden deutschfreundlichen Geschlechtes der Slawnikinger.

Auch als Bayern – mit einer anderen Tochter Herzog Arnulfs – an einen Nebenzweig der sächsischen Ludolfinger kam, blieb die enge bayrisch-böhmische Verbindung bestehen. Der von Arnulf unterworfene Primislide Boleslaw I. wurde der Aufsicht Heinrichs I. von Bayern überwiesen. Und Boleslaw II. von Böhmen nahm an den Aufstandsplänen von Heinrichs Sohn Heinrich II., dem Zänker, gegen das Reich regen Anteil. Und als schließlich ein dritter bayrisch-ludolfingischer Heinrich, der Sohn des Zänkers, 1002 zur Krone gelangte, war eine seiner wichtigsten Taten die Befreiung Böhmens von der polnischen Herrschaft, unter die es in der Zwischenzeit geraten war.

Als Böhmen dann unter dem Primislidenhause erstarkte, konnte es sich der bayrischen Vormundschaft bald entziehen. Das vorherige Schutzverhältnis entwickelte sich nun zu einer Nebenbuhlerschaft, bei der Böhmen Bayern rasch übertrumpfte. Schon 1086 empfing

ein Böhmenherzog von Heinrich IV. die Königskrone, die später zu einem erblichen Besitz wurde. Und hatte unter Otto III. das Reichsamt des Erzschenken noch dem Bayernherzog zugestanden, so stand seit 1114 das Schenkenamt dem Böhmen als Vorrecht zu, so daß später mit der Herausbildung der Kurwürde der König von Böhmen seiner Fremdstämmigkeit ungeachtet das Recht zur deutschen Königswahl besaß, der Herzog von Bayern aber trotz des ehrwürdigen Alters seines Stammesherzogtums nicht.

Als Böhmen während des deutschen Interregnums unter Ottokar II., der die von Bayern abgesplitterten bajowarischen Markenländer Österreich, Kärnten, Steiermark und Krain mit seinem angestammten Königreich vereinigt hatte, den Höhepunkt seiner Machtstellung erreichte und dadurch wie vordem der Staat Heinrichs des Löwen zu einem gefährlichen Gegenspieler des Reiches zu werden drohte, schien sich den Bayern eine letzte Möglichkeit zu eröffnen, mit der Kurwürde das Schenkenamt zurückzugewinnen. Nachdem der Bayernherzog zweimal statt des Böhmenkönigs an Wahlhandlungen teilgenommen hatte, wurde ihm im Schwabenspiegel nicht nur das Kurrecht, sondern auch das Schenkenamt zugesprochen. Dies war jedoch nur eine vorübergehende Lösung, die nach der Niederwerfung Ottokars und der Wiedereinfügung Böhmens ins Reich sogleich rückgängig gemacht wurde.

Böhmen mit seiner zentralen und geopolitisch beherrschenden Stellung blieb auch in der Zukunft das weitaus wichtigere Land, das unter der Luxemburgerdynastie sogar den Machtmittelpunkt und Schwerpunkt des gesamten Reiches bildete. Darum haben bayrische Herzöge später auch mehrfach die böhmische Krone erstrebt, so 1526 als Konkurrent des Habsburgers Ferdinand Herzog Wilhelm von Bayern, der sich, um Böhmen zu erwerben, sogar mit dem von den Türken eingesetzten ungarischen Gegenkönig Zapolya verband.

Nachdem Herzog Wilhelm seine böhmischen Pläne mißlungen waren, hatte er die Erwerbung der pfälzischen Kurwürde erstrebt, die ihm zwar ebenfalls mißglückte, dafür aber seinem Urenkel Maximilian im Dreißigjährigen Krieg gelang. Und Maximilians Urenkel Karl Albrecht, der vorletzte bayrische Wittelsbacher, gelangte sogar nach dem Ende des habsburgischen Mannesstamms für kurze Zeit in den Besitz der böhmischen Krone, die er jedoch so

wenig wie die deutsche Kaiserkrone machtmäßig zu behaupten wußte.

Wenn sich so Bayern und Böhmen mit der Zeit zunehmend entfremdeten, so entstand dafür eine um so engere Bindung und Verbindung zwischen Böhmen, der alten Bajowarenheimat, und dem neubajowarischen Österreich. Hatte Prschemysl (Primislaw) Ottokar eine Brücke von Böhmen nach Österreich geschlagen, so erneuerten die Habsburger später diesen Brückenschlag von Österreich her, und so ist Böhmen bis an die Schwelle der Gegenwart mit Österreich verbunden geblieben, als sei der dem bayrischen Stamm und dem böhmischen Land gemeinsame bojische Name beiden zum Schicksal geworden.

Agilolfingerherzöge und Karolingerkönige

Das böhmische Kapitel stellt bei den Bayern wie das gautische bei den Goten und das angelsächsische bei den Sachsen eine Art Aufriß der Stammesgeschichte dar, deren einzelne Stadien wir nun zu betrachten haben. Und zwar haben wir beim vorletzten Abschnitt anzuknüpfen, der von der Vorgeschichte des Bayernstammes zu seiner Geschichte überleitete und mit der ersten Erwähnung des bayrischen Namens abschloß.

Nach ihrer Übersiedlung in die neuen Sitze werden die Bayern von Herzögen regiert, deren Haus das der Agilolfinger heißt, obwohl keines seiner bekannten Glieder den Namen Agilolf führt. Dagegen kommt Agilolf als Königsname bei den Langobarden vor, was bei der sonstigen engen Versippung zwischen den bayrischen Herzögen und den langobardischen Königen auf langobardische Herkunft schließen lassen könnte.

Trotz der herkömmlich guten Beziehungen zu ihren südlichen Nachbarn tritt schon der erste Bayernherzog der Geschichte, Garibald I., als wenn auch loser Vasall des fränkischen Reiches auf. Wahrscheinlich hat König Theudebert, dessen Vater Theuderich im Vorspruch zur lex Baiuvariorum als erster Gesetzgeber der Bayern genannt wird, die Eingliederung vollzogen. Da weder von einem fränkischen Sieg noch von einer bayrischen Tributzahlung die Rede ist, hat sich diese Eingliederung offenbar auf friedliche Weise

und damit durchaus anders als die Eingliederung der beiden anderen deutschen Großstämme vollzogen. Während das Jahr 496 eine schwäbische und das Jahr 797 eine sächsische Volkskatastrophe kennzeichnet, kennt die bayrische Stammesgeschichte kein derartiges tragisches Datum.

Das ist ein auffälliger Tatbestand, um so auffälliger, als die Bayern von jeher nicht minder hartnäckig als Schwaben und Sachsen, sondern eher noch hartnäckiger als jene auf ihre stammliche Sonderheit gepocht haben. Doch sind die Ursachen dieses Tatbestandes nicht so sehr schwer zu ergründen. Sie liegen, um es mit einem Wort zu sagen, in der Fortführung der markomannischen Traditionen durch den Bayernstamm. Denn auch als Bayern blieben die Nachfahren der Markomannen ein germanischer Grenzstamm, und da ihnen das schwere Amt zufiel, die Grenze gegen das ungestüm anbrandende Awarentum zu schützen, lag es nahe, daß sie zu diesem Zwecke Anlehnung an das mächtige Frankenreich suchten, dessen Schwerpunkt im übrigen weit genug entfernt war, um ihrem stammlichen Eigenleben keinen fühlbaren Eintrag zu tun.

So waren die Bayern aus einstigen swebischen nun gleichsam fränkische Markomannen geworden. Unter dem Schutz und teilweise auch unter dem Druck der Franken konnten die bayrischen Markmänner ihr Siedlungsgebiet erheblich erweitern, so daß beispielsweise schon in merowingisch-agilolfingischer Zeit das slawische Herzogtum Kärnten an Bayern angegliedert wurde und ein bayrisches Unterherzogtum bildete. Und so konnte das Herzogtum der Agilolfinger als einziges altes Stammesherzogtum noch bis in die Zeit Karls des Großen fortbestehen, die es vielleicht auch noch überdauert hätte, wäre es nicht unter seinem letzten Herzog Tassilo, der sich gegen Karl mit den awarischen Reichsfeinden verbündete, seinem alten Grenzhüteramte untreu geworden. Doch bestand Bayern sogar nach der Absetzung des letzten Agilolfingers unter dem Titel und Rang eines Herzogtums mit eigenen Gesetzen fort, womit die uneingeschränkte Sonderheit des Stammes gekennzeichnet wurde, die ja noch bis ins Hochmittelalter hinein fortbestehen sollte.

Diese stark ausgeprägte Sonderart des Bayernstammes hat dann sogleich nach Karls des Großen Tode zur Bildung eines karolingischen Teil- und Unterkönigtums in Bayern geführt. Ludwig der Fromme überließ Bayern bald nach seiner Thronbesteigung unter

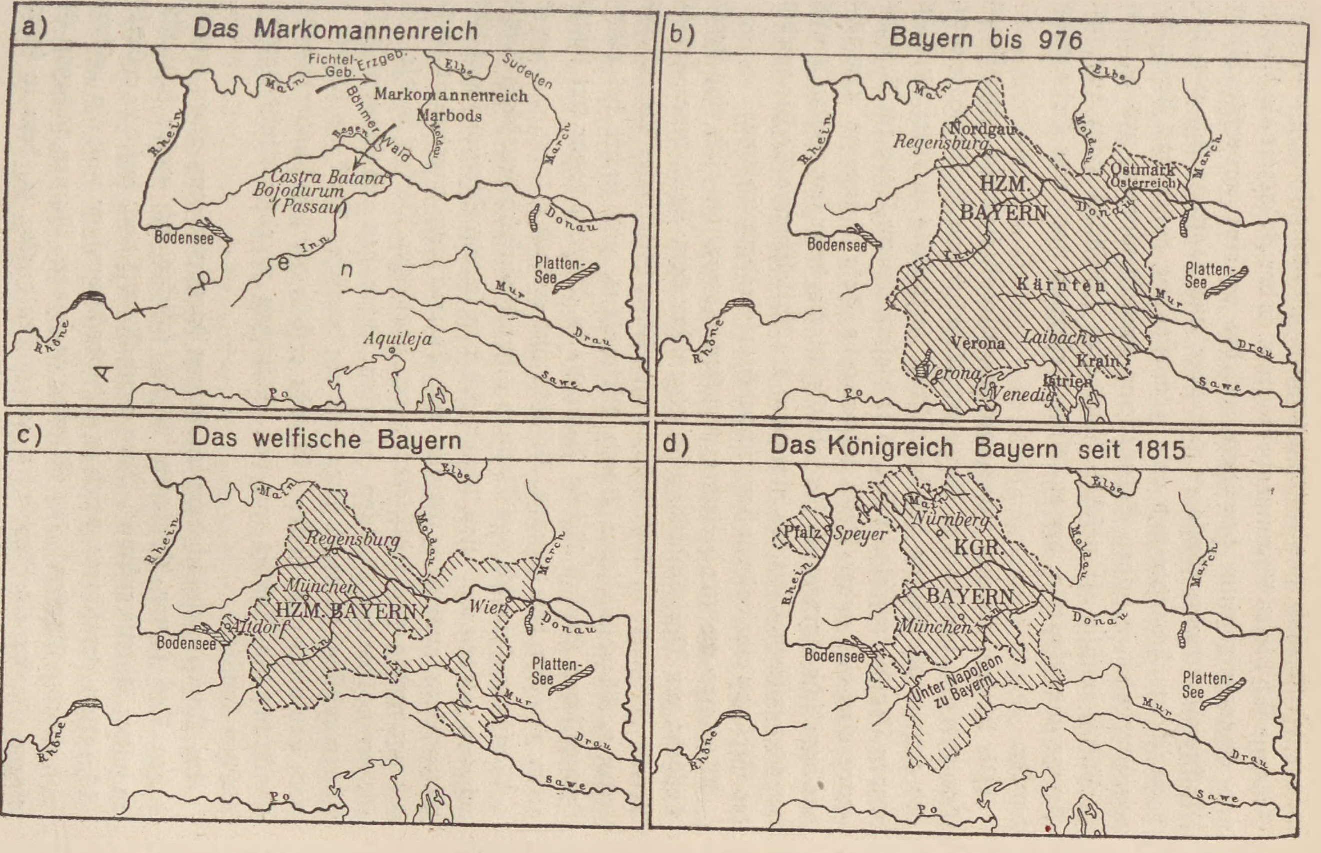
dem Titel eines Königreiches seinem ältesten Sohn Lothar, der als „König in Bayern" urkundete. Er hatte eine ähnliche Stellung wie sein Bruder Pippin in Aquitanien und sein Vetter Bernhard in Italien inne, und wenn man das aquitanische und italienische Königtum als ein Zugeständnis an das Selbstbestimmungsstreben dieser beiden Länder betrachtet, ist es bemerkenswert, daß als einziges deutsches Stammesgebiet das bayrische zum Ausgangspunkt einer ähnlichen Sonderentwicklung gemacht wurde.

Als Ludwig dann auf der Reichsversammlung von Aachen im Jahre 817 den jungen Bayernkönig zum Mitregenten und Kaiser erhob, gab er Bayern mit Böhmen und Kärnten und allen an die Wohnsitze der Wenden und Awaren grenzenden Ländern an Ludwig den Deutschen, der sich in seinen Urkunden rex Baioariorum nannte. Der Vertrag von Verdun vergrößerte dann Ludwigs Machtbereich auf das ganze Ostfranken, aber nach seinem Tode fiel Bayern wiederum als ein besonderes Königreich an seinen ältesten Sohn Karlmann, der in den Urkunden als rex Bauuariorum erscheint.

So hatte sich in der spätkarolingischen Zeit also aus dem alten bayrischen Stammesherzogtum ein bayrisches Stammeskönigtum entwickelt, das den festen Kern bildete, aus dem das ostfränkisch-deutsche Reich hervorging. Der vorzeitige Tod Karlmanns, der sich von Bayern aus auch in Italien hatte festsetzen können, unterbrach diese Entwicklung, die dann von seinem natürlichen Sohne Arnulf von Kärnten, dem letzten karolingischen Kaiser, noch einmal aufgenommen wurde, allerdings mit ebensowenig dauerhaftem Erfolge. Noch bildete das in sich unfertige bayrische Markland keine für die Dauer tragfähige Grundlage des Reiches.

Bayrisches Stammesherzogtum als Markherzogtum

Seine Bedeutung als wichtigstes Grenzland des Reiches behielt es aber auch weiterhin, um so mehr, als jetzt als Nachfolger der Awaren die Magyaren an die Südostgrenzen vorstießen und sie in mächtigem Anprall überrannten. Immer noch und immer von neuem waren die Bayern Markomannen: Markmänner und Grenzhüter des Reiches, und so entstand folgerichtig aus ihrem Mark-



9. Markomannen und Bajowaren

mannendienst auch das untergegangene Stammesherzogtum neu. Solange sich dieses Stammesherzogtum in der Folgezeit als Mark- und Grenzherzogtum bewährte, erlebte es eine unvergleichliche Machtausbreitung; sowie es sich aber und sooft es sich von der Außenfront abwandte und eine Frontstellung gegen das Reich bezog, wurde es in seiner Entwicklung zurückgeworfen, und da dies verhältnismäßig oft geschah, wurde es schließlich ganz von der Grenze abgeschnitten, der es seinen Ursprung und seine Bedeutung dankte.

Wir lernten als dux Boemanorum, also als bayrisch-böhmischen Grenzherzog, bereits den Gau- und Markgrafen Luitpold kennen, der 907 an der Spitze des bayrischen Aufgebots in einer vernichtenden Magyarenschlacht fiel. Mit diesem seinem Tode im Kampfe gegen eine das ganze Reich bedrohende Gefahr gewann Luitpold das bayrische Herzogtum für sein Geschlecht, denn sein Sohn Arnulf hat zum erstenmal seit der Absetzung des Agilolfingers Tassilo wieder die Stellung eines echten bayrischen Stammesherzogs inne.

Allerdings wohnte diesem erneuerten Herzogtum auch eine starke Tendenz zur Verselbständigung gegenüber dem Reich inne. Herzog Arnulf verharrte in Auflehnung gegen seinen Stiefvater Konrad, den ersten nachkarolingischen König Ostfrankens, und suchte bei einem kriegerischen Einfall König Konrads in Bayern sogar bei seinen alten Feinden, den Ungarn, Zuflucht und Schutz.

Nachdem Heinrich von Sachsen zum ostfränkisch-deutschen König erhoben worden war, ließ Arnulf sich von seinem Stamm sogar zum Gegenkönig ausrufen, womit eine Entwicklung angedeutet wird, die notwendig zur Aufspaltung des deutschen Volkes in die vier Stammvölker der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern hätte führen müssen, da es zu jener Zeit ein deutsches Volk als solches ja noch gar nicht gab, dieses vielmehr erst in der jahrhundertelangen Geschichte des Reiches aus den Stämmen zu einer Einheit gefügt werden konnte.

Da König Heinrich dem mächtigen Bayernherzog einen wesentlichen Teil seiner Vorrechte beließ, schickte sich dieser schließlich in seine „Unterwerfung". Aber wenn Arnulf auch auf das erstrebte Königtum verzichtete, blieb er nichtsdestoweniger doch ein „Herzog von Gottes Gnaden", der Münzen in seinem Namen schlagen und eigene Grafen als Sendboten ausschicken durfte, ja, dem in seinem

Lande sogar das wichtige Königsrecht der Bistumsbesetzung zustand.

Angesichts einer derartigen Machtstellung war es für das Reich nicht ungefährlich, daß Arnulf seine Macht in der Südrichtung auszudehnen strebte und 934 einen eigenmächtigen Kriegszug in die Lombardei unternahm, wie ja schon zuvor Herzog Burchard von Schwaben für seinen burgundischen Schwiegersohn in Italien gefochten hatte. Wie Rudolf von Burgund, so nannte sich auch Arnulfs Sohn Eberhard König der Langobarden, konnte aber die italienische Krone so wenig wie jener behaupten.

Doch ist diese bayrisch-langobardische Episode nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie in der langen Kette der Stammesbeziehungen zwischen Langobarden- und Bayerntum das letzte Glied darstellt, sondern weil einem bayrisch-langobardischen Sonderkönigtum schließlich auch die Erwerbung der Kaiserkrone nicht allzufern gelegen haben würde, woraus sich die innere Zwangsläufigkeit erkennen läßt, mit der das ostfränkisch-deutsche Königtum zur Erneuerung des Kaisertums streben mußte, wenn es den stammlichen Sonderbestrebungen ein für allemal im wörtlichen Sinne dieses Bildes die Spitze abbrechen wollte.

Genau ein Jahr nach König Heinrich starb 937 sein alter Gegenspieler Arnulf von Bayern, der noch dem jungen König Otto gehuldigt und bei seiner Krönung den Dienst als Marschall versehen hatte. Arnulfs Sohn Eberhard aber – vielleicht eingedenk seiner kurzen lombardischen Königsherrlichkeit – verweigerte dem König die Huldigung, konnte dessen Heeresmacht jedoch keinen Widerstand entgegensetzen. Er wurde abgesetzt, mußte das Land verlassen, und an seiner Stelle erhielt Arnulfs Bruder Berthold, bisher Herzog von Kärnten, das bayrische Herzogtum, das aber jetzt all seiner besonderen Vorrechte beraubt wurde.

Außerdem wurde neben dem Herzogtum eine für die Verwaltung der Königsgüter im bayrischen Stammesgebiet bestimmte Pfalzgrafschaft Bayern errichtet, die Otto einem jüngeren Bruder des widerspenstigen Eberhard, Arnulf II., übertrug. Dieser jüngere Arnulf, der übrigens 953 gemeinsam mit Ludolf von Schwaben und Konrad von Lothringen auch noch einen Aufstandsversuch unternahm und das väterliche Herzogtum wiederzugewinnen suchte, erbaute 940 die Burg Scheyern und war der Ahnherr der scheyrischen

und später wittelsbachischen Pfalzgrafen von Bayern, denen schließlich nach fast einem Vierteljahrtausend auch das bayrische Herzogtum wieder zufallen sollte.

Nach dem Luitpoldinger Berthold erhielt 948 der Ludolfinger Heinrich, Ottos des Großen jüngerer Bruder, der Herzog Arnulfs Tochter Judith zur Gattin hatte, das Herzogtum. Herzog Heinrich nahm die seit 907 verlassene Linie der bayrischen Politik wieder auf und machte Bayern erneut zu einem Markherzogtum, das ganz im Dienste des Reiches aufging, damit aber auch zu der größten Machtausbreitung gelangte, die es je in der Geschichte erreicht hat. Als Otto der Große nach seinem ersten Eingriff in Italien dieses als Lehen an Berenger von Ivrea gab, trennte er Istrien, Trient, Aquileja und Verona von der Lombardei und vereinigte diese oberitalienischen Gebiete 952 mit dem bayrischen Herzogtum seines Bruders.

Bayern, das damals noch den ganzen Nordgau sowie Kärnten mitumfaßte, reichte nunmehr also vom Fichtelgebirge bis in die Poebene und vom Lech bis zur Leitha und hatte damit eine räumliche Ausdehnung, wie sie kein anderes deutsches Stammesherzogtum je erreichte. Es beherschte den gesamten Ostalpenraum und umfaßte außer dem kärntnischen Herzogtum nicht weniger als sechs Markgrafschaften, vom Nordgau, der alten böhmischen Mark, über die einstige awarische und jetzige Ostmark – das spätere Österreich – zur kärntnischen und späteren Steiermark, zu den Marken Krain und Istrien und der umfangreichen Markgrafschaft Verona, in der die karolingische Mark Friaul aufgegangen war. Mit der Herrschaft über Verona aber, das Welsch-Bern des Mittelalters im Unterschied zum schweizerisch-deutschen Bern, stieß Bayern in das Reichsgebiet Theoderichs und zugleich in einem Raum vor, der schon das Ziel der markomannischen Stammes- und der bojischen Namensahnen der Bajowaren war.

Diese außerordentliche Machtstellung wurde jedoch für den Sohn Heinrichs, der zugleich der Enkel Herzog Arnulfs war, zu einer gefährlichen Versuchung, der er nicht widerstehen konnte. Anstatt wie sein Vater eine weitere Machtausbreitung im Süden und Osten zu suchen, wandte sich Heinrich II., der Zänker genannt, wie sein Großvater Arnulf gegen das Reich. Im Widerstand gegen seinen kaiserlichen Vetter Otto II. suchte er sich Schwaben und sogar Burgund

zu unterwerfen, was nicht weniger als die Abschneidung des sächsisch-fränkischen Königtums vom italienischen Machtraume bedeutet hätte. Und da er sogar eine Verschwörung unternahm, durch die er den Kaiser der Krone berauben wollte, wurde er 976 seines Herzogtums entsetzt.

An des Zänkers Stelle wurde Herzog Otto von Schwaben – als Sohn Ludolfs ebenfalls ein Ludolfinger – mit Bayern belehnt, das aber gleichzeitig erheblich verkleinert wurde. Das kärntnische Neben- und Unterherzogtum sowie sämtliche Marken wurden abgetrennt und verselbständigt. Kärnten wurde dem Luitpoldinger Heinrich, einem Sohne Herzog Bertholds, gegeben, der dann als Nachfolger Ottos von Schwaben auch Bayern erhielt. Die Markgrafschaft Verona wurde samt Krain und Istrien zu Kärnten geschlagen, das infolgedessen ein fast ebenso mächtiges Herzogtum wie Bayern darstellte und dieses vor allem in seiner Rolle als Markherzogtum ablöste. Da Kärnten aber später ebenfalls aufgeteilt wurde, fiel die eigentliche Nachfolge im bajowarischen Grenzhüteramt an die – ebenso wie die Markgrafschaft Nordgau – im gleichen Jahre 976 abgesonderte Ostmark, die sich unter den Babenbergern zur Markgrafschaft Österreich entfaltete und schon mit diesem Namen die künftige Entwicklung von der Mark zum Reiche vorandeutete.

Heinrich der Zänker erhielt 985, nachdem seine Pläne, dem kindlichen Nachfolger seines Vetters die Krone zu entreißen, gescheitert waren und er sich unterworfen hatte, das bayrische Herzogtum zurück, und da er jetzt Frieden hielt, wurden ihm sogar Kärnten und Verona zurückgegeben, die allerdings zum Unterschied gegen vorher nur persönlich mit Bayern verbunden waren. So konnte Bayern unter seinem Sohne Heinrich, nach König Heinrich und den beiden Bayernherzögen dem Vierten seines Namens in unmittelbarer Vater-Sohn-Folge, einen neuen Höhepunkt seiner Macht und Geltung erleben, denn mit ihm gelangte der bayrische Stamm 1002 in den Besitz des deutschen Königtums und römischen Kaisertums und wurde damit, wenn auch nur für eine einzige Generation, zum führenden Stamm des Reiches.

Unter Heinrich II., wie der Bayernherzog aus Sachsenstamm als Frankenkönig hieß – als Römischer Kaiser war er sogar Heinrich I. –, erlebte mit dem bayrischen Stamm auch die ludolfingische

Bayernpolitik ihre Glanzzeit, da sie darauf ausgerichtet war, Sachsen und Bayern, die beiden Grenzherzogtümer im Osten im Gegensatz zu den westlichen Binnenherzogtümern Franken und Schwaben, zu den tragenden Grundpfeilern der Reichsmacht zu gestalten. Diese bayrisch-sächsische Verbindung bestand auch unter dem Königtum der fränkischen Salier fort, nun aber mit ausgesprochener Tendenz zur Reichsfeindschaft, womit die bisherige Linie der bayrischen Politik gleichsam pervertiert wurde.

Der erste Vertreter der bayrisch-sächsischen Politik der Reichsfeindschaft war Otto von Northeim, der als Sachse 1061 Herzog von Bayern wurde und infolge seiner doppelten Machtstellung zu den gefährlichsten Feinden Heinrichs IV. zählte. Dieser gab das Herzogtum 1070 dem Lombarden Welf, einem Sohn Azzos von Este und Stammvater der jüngeren Welfen, der seine northeimische Gattin, Ottos Tochter Ethelinde, verstieß, und damit die bereits angesponnenen Beziehungen zwischen Welfentum und Sachsentum durchschnitt. Aber Welfs Sohn Heinrich der Schwarze, wie der Vater Herzog von Bayern, knüpfte diese Beziehungen neu, indem er Wulfhild Billung, die Erbtochter des letzten billungischen Sachsenherzogs, heiratete. Und der aus dieser bayrisch-sächsischen Ehe hervorgegangene Welfenenkel Heinrich der Stolze erwarb durch seine Heirat mit Gertrud von Supplinburg zu dem angestammten bayrischen 1136 auch das sächsische Herzogtum seines Schwiegervaters.

Hatte schon Heinrich der Schwarze trotz seiner Versippung mit den Staufern – er ist der mütterliche Großvater Friedrich Barbarossas – die Kaiserwahl des Supplinburgers begünstigt, so wurde Heinrich der Stolze vollends zu dessen Parteigänger und nach der Königswahl des Waiblingers Konrad III. folgerichtig zum Reichsfeind und Rebellen. Da der wenig mächtige staufische König die welfische Hausmacht fürchten mußte, wollte er Heinrich zum Verzicht auf eines seiner beiden Herzogtümer zwingen und erkannte ihm Sachsen als das jüngere Besitztum ab. Nach dem frühen Tode Heinrichs aber konnte sich sein jugendlicher Sohn, der spätere Löwe, mit Hilfe seiner brunonischen Großmutter Richenza gerade in Sachsen am besten behaupten und leistete daher lieber auf Bayern Verzicht, das nun an die österreichischen Babenberger verliehen wurde.

Damit beginnt das letzte Kapitel der Geschichte Bayerns als

eines Mark- und Stammesherzogtums. Denn Heinrich der Löwe begann, kaum daß er mannbar geworden war, erneut Ansprüche auf Bayern zu erheben, die er mit Waffengewalt durchzusetzen versuchte. Um den inneren Frieden herzustellen, gab daher Heinrichs Vetter Friedrich Barbarossa bald nach seiner Thronbesteigung Bayern dem Welfen zurück. Um aber die Babenberger nicht leer ausgehen zu lassen, erhielten sie nun 1156 Österreich als ein von Bayern gänzlich unabhängiges und darüber hinaus auch noch mit besonderen Vorrechten ausgestattetes Herzogtum.

Nun stand von den alten bayrischen Marken nur die kärntnische oder Steiermark noch in einer losen Abhängigkeit vom Herzogtum, das kaum noch als ein Markherzogtum angesehen werden konnte und, nachdem es nur noch einen Teil des bajowarischen Stammes umfaßte, auch kein eigentliches Stammesherzogtum mehr darstellte. War das Stammesherzogtum einst aus dem Markgrafenamte hervorgegangen, so mußte es im selben Maße schrumpfen, als es der markgräflichen Aufgabe entsagte und das überkommene Grenzhüteramt an den östlichen Vorposten weitergab.

Unter Heinrich dem Löwen, dem Gründer Münchens, spielte Bayern im wesentlichen die Rolle eines sächsischen Nebenlandes. Bayrische Traditionen setzte der Welfe nur insofern fort, als er an die Überlieferung seines Namensahnen Heinrich der Zänker und seines Blutsahnen Otto von Northeim anknüpfte und zum Rebellen gegen das Reich wurde. Wie zweihundert Jahre zuvor der Zänker, so empörte sich 1176 der Löwe gegen den kaiserlichen Vetter, dem er die Heeresgefolgschaft verweigerte. Und wie des Zänkers, so führte auch des Löwen Empörung zum Zusammenbruch, der diesmal für Sachsen ähnlich katastrophale Folgen wie 976 für Bayern hatte.

Aber auch Bayern mußte trotz der Nebenrolle, die es in den Plänen des Welfenherzogs gespielt hatte, eine neue Einbuße seiner Macht erleben. Als es 1180 dem Welfen aberkannt und an Otto von Wittelsbach verliehen wurde, erfolgte gleichzeitig die Abtrennung Steiermarks, das zu einem selbständigen Herzogtum erhoben wurde. Damit hatte Bayern nun auch die letzte ihm noch verbliebene Markgrafschaft verloren und wurde nun endgültig aus einem Stammes- und Markherzogtum zu einem Territorial-

herzogtum, das vor den drei östlich angrenzenden ebenfalls bajowarischen Herzogtümern Kärnten, Österreich und Steiermark nicht nur nichts voraus hatte, sondern infolge seiner Binnenlage von ihnen zunehmend in den Hintergrund gedrängt werden mußte.

Vom Herzogtum zum Königreich der Wittelsbacher

Im Jahre 1180 waren beinahe zweihundert Jahre vergangen, seit der letzte Luitpoldinger Heinrich von Kärnten 985 auf die Herrschaft über Bayern verzichtet hatte, und beinahe zweihundertundfünfzig Jahre seit dem Tode Herzog Arnulfs, des letzten unmittelbaren Vorfahren der Wittelsbacher auf dem bayrischen Herzogsstuhl. Die Nachkommen Arnulfs II., die sich nach der von ihm erbauten Stammburg Grafen von Scheyern nannten, hatten die bayrische Pfalzgrafenwürde 1120 ihrem Geschlechte zurückerwerben können. Nachdem sie inzwischen nach der Erbauung einer neuen Stammburg Wittelsbach seit 1115 von dieser den Namen führten, erhielten sie das pfalzgräfliche Amt, das mit dem nicht weit von Scheyern und Wittelsbach gelegenen Gebiet von Neuburg an der Donau verbunden war, weshalb die scheyrisch-wittelsbachischen Grafen sich auch Pfalzgrafen von Neuburg nannten.

Das Herzogtum, das die wittelsbachischen Enkel der Luitpoldinger 1180 zurückerhielten, war mit dem Stammesherzogtum ihres Ahnen Arnulf nicht mehr vergleichbar. Doch verstanden es die Wittelsbacher, durch die Einziehung bayrischer Grafschaften ihre Macht beträchtlich zu mehren und sicher zu fundieren.

Und da das Herzogtum seinen ausschließlichen Stammescharakter verloren hatte, ist es nicht verwunderlich, wenn die Herzöge nun nach der Ausbreitung ihrer Hausmacht auch über stammesfremde Gebiete strebten. Schon dem Sohne des ersten wittelsbachischen Bayernherzogs gelang es 1214, durch Heirat die rheinische Pfalzgrafschaft zu erwerben, die dem Hause infolge ihrer Verbindung mit dem Erztruchsessen- und Kurfürstenamt bald wichtiger als das bayrische Herzogtum werden sollte.

Die Bemühungen der Wittelsbacher, nach dem Aussterben der Babenberger das österreichische Markland und damit für Bayern

selbst eine neue Grenzmission zurückzugewinnen, scheiterten; doch konnte unter dem Königtum Ludwigs des Bayern – eines neuen, nunmehr wittelsbachischen „Bayernkaisers“ nach Heinrich II. – das bajowarische Tirol wenigstens vorübergehend zurückerworben werden. Doch ging Tirol ebenso an die Habsburger verloren wie die – immerhin ein halbes Jahrhundert lang wittelsbachische – Mark Brandenburg an die Luxemburger und die Grafschaften Holland und Hennegau an die Burgunder.

Bayern wandte sein Gesicht damit nach Norden und Westen statt wie bisher nach Süden und Osten, eine Tendenz, bei der es bis in unsere Tage verblieben ist. Da es nach der Zersplitterung des sächsischen und dem Erlöschen des fränkischen und schwäbischen Herzogtums das einzige unter den alten Herzogtümern war, das unter Wahrung seines Kerngebietes fortbestand, empfand es die Benachteiligung doppelt, die in seiner Zurücksetzung hinter den Kurfürstentümern lag und suchte immer von neuem die Kurwürde zu erlangen.

Wir erwähnten bereits die bayrischen Bestrebungen, dem Böhmenkönig sein Schenkenamt samt der Kur zu nehmen und deuteten auch auf jenes Herzogs Wilhelm, der als Rivale der Habsburger die böhmische Krone erstrebt hatte, Absichten hin, dem wittelsbachischen Vetter die pfälzische Kurwürde abzujagen. Herzog Wilhelm hatte von Kaiser Karl V. für seine Beteilignug am Schmalkaldener Kriege die Übertragung der pfälzischen Kurwürde und des neuburgischen Besitzes der Pfälzer ausgehandelt, gelangte aber ebensowenig wie zuvor in Böhmen zu dem erstrebten Ziel.

Dieses wurde in einer ganz ähnlichen Situation erst von Wilhelms Urenkel Maximilian erreicht: der Dreißigjährige Krieg war gleichsam eine Fortsetzung des Schmalkaldischen, und wenn Herzog Wilhelm das pfälzische Neuburg – das alte scheyrisch-wittelsbachische Pfalzgrafenland – erstrebt hatte, so gewann Maximilian mit der pfälzischen Kurwürde die ganze Oberpfalz, die in ihrem Umfang etwa dem alten bayrischen Nordgau entsprach. Diese Neuerwerbung, durch die sich das Kurfürstentum Bayern wie das einstige Stammesherzogtum wieder nordwärts bis zum Fichtelgebirge erstreckte, war also im Grunde nur eine Rückerwerbung, wie auch die neue kurfürstliche Würde lediglich eine Entsprechung zu dem alten stammesherzoglichen Rang der Bayern war. Und es

ist ein sehr sinnvoller Zufall, daß die Bayern diesen ihrem Stamm zukommenden Rang zugleich mit jenem Gebiet zurückerwarben, von dem der Ahnherr der Dynastie, Graf Luitpold vom Nordgau, seinen Ausgang genommen hatte.

Kurfürst Maximilians Enkel Max Emanuel, dessen frühverstorbener Sohn von seiner habsburgischen ersten Gemahlin der anerkannte Erbe des spanischen Thrones der Habsburger war, ließ sich von Frankreich durch die Aussicht auf ein süddeutsches (bayrisch-schwäbisches) Königreich im spanischen Erbfolgekrieg zur Parteinahme gegen das Reich verlocken. Bayern war also durch den Machtzuwachs unter Maximilian zum Gegenspieler Österreichs, des anderen bajowarischen Staates geworden, obwohl es diesem ja seinen Machtzuwachs zu verdanken hatte.

Das wurde noch deutlicher nach dem Aussterben des habsburgischen Mannesstammes mit Kaiser Karl VI., als Max Emanuels Sohn Karl Albrecht das Erbteil Maria Theresias beanspruchte, sich zum König des eroberten Böhmen machte und auch die Kaiserkrone erwarb. Der Enderfolg war allerdings negativ, indem der wittelsbachische Kurfürst, König und Kaiser sein bayrisches Stammland verlor, das nach seinem Tode von den österreichischen Truppen nur sehr widerwillig geräumt wurde.

Als daher mit Karl Albrechts Sohn die bayrische Linie der Wittelsbacher ausstarb, versuchten die Österreicher nun ihrerseits als Erben aufzutreten und das gesamte bajowarische Land in ihrer Hand zu vereinigen, indem sie zunächst ein Drittel des Landes als heimgefallene Lehen beanspruchten und später den einer gewissen Kühnheit nicht entbehrenden Plan erprobten, die pfälzischen Erben des wittelsbachischen Hauses durch ein burgundisches Königreich in den Niederlanden zu entschädigen. Aber sowenig wie der Spanische und der Österreichische hatte der Bayrische Erbfolgekrieg, der beiden folgte, ein für die innerbayrischen Stammesverhältnisse umwälzendes Ergebnis.

Vielleicht war die Furcht vor der bayrischen Annexionsdrohung auch noch der Grund, der den Kurfürsten Max Joseph von Pfalz-Bayern sich so rasch dem neu aufgehenden Stern Napoleons zuwenden ließ. Bayern erlebte nun einen außerordentlichen Machtzuwachs, der nur mit dem unter seinem ersten ludolfingischen Herzog vergleichbar ist. Nicht nur, daß es als Königreich zu einer –

wenigstens dem Anschein nach – souveränen Macht aufstieg, auch an territorialem Umfang wuchs es fast von Jahr zu Jahr und stellte die stärkste und wichtigste unter den Rheinbundmächten dar.

Wenn es dann auf dem Wiener Kongreß Tirol und Salzburg sowie Hausruck- und Innviertel, also den bajowarischen Zuwachs, trotz heftigen Widerstrebens an Österreich zurückgeben mußte, so wurde es dafür reichlich im Norden und Westen entschädigt, wo es zu den napoleonischen Erwerbungen das würzburgisch-ostfränkische Mainland erwarb und zudem auch die linksrheinische Pfalz zurückerhielt. Durch geheime Abmachungen mit Metternich sicherte es sich sogar für den zu erwartenden Fall des Aussterbens der badischen Großherzöge die Rückerwerbung der ehemals kurpfälzischen Teile Badens, praktisch also Nordbadens. Damit wäre eine Landbrücke zwischen dem links- und dem rechtsrheinischen Bayern geschaffen worden, die dem bayrischen Staat die unbedingte Vormacht in Süddeutschland garantiert hätte. Als jedoch 1830 der Erbfall eintrat, mußte Bayern sich infolge des Dazwischentretens anderer Mächte mit einer geringfügigen Abfindung zufrieden geben.

Trotz des Fehlschlagens dieser entscheidenden Aktion war Bayern jetzt der dritte deutsche Großstaat neben den beiden deutschen Großmächten Österreich und Preußen, so daß es zeitweise den Gedanken hegen konnte, alle mittleren und kleineren deutschen Staaten zu einer der österreichischen wie auch der preußischen Vormacht gleichwertigen Machtgruppe zusammenzufassen. Das hätte statt zu einem österreichischen Großdeutschland oder einem preußischen Kleindeutschland allenfalls zu einem noch „kleiner-deutschen" Großbayern geführt, was wohl auch von den bayrischen Patrioten kaum als eine wirkliche Lösung der deutschen Frage betrachtet wurde. Indem es schließlich alle derartigen Sonderpläne preisgab, wurde Bayern dann zu der neben Preußen entscheidenden Macht bei der Begründung des preußisch-deutschen Kaiserreichs durch Bismarck.

Bajowaren: Altbayern und Österreicher

Man kann auch das Königreich Bayern in der Gestalt, in der es dann zum Teilstaat des Deutschen Reiches wurde, als ein Großbayern bezeichnen, umfaßt es doch außer den altbayrischen auch

schwäbische, fränkische und pfälzische, ja seit der Angliederung Sachsen-Koburgs im Jahre 1920 sogar ehemals thüringische Gebiete. Man unterscheidet daher nicht nur die Landschaften Niederbayern und Oberbayern in den altbajowarischen Stammesgebieten, sondern – in der Pfalz – auch Rheinbayern, und wenn man will, kann man ihnen die fränkischen Bewohner des Maingebiets als Mainbayern an die Seite stellen.

Aber der bayrische Stamm hat es gar nicht nötig, diesen „Neubayern" den bayrischen Namen aufzudrängen. Er ist ohnehin groß genug. Man darf sagen, daß das Ausbreitungsgebiet des bajowarisch-bayrischen Stammes noch heute ziemlich genau dem Umfang des alten bayrischen Stammesherzogtums entspricht.

Noch immer wird in diesem gesamten, einst von Bajowaren besiedelten Raum die bayrische Mundart gesprochen, die in mehrere Untermundarten zerfällt. Dabei ist bemerkenswert, daß die Grenzen dieser Teilmundarten keineswegs mit den Landesgrenzen zusammenfallen, sondern ganz unabhängig von ihnen verlaufen. Man unterscheidet nämlich zunächst das Nordbayrische oder Oberpfälzische als Sondermundart vom Bayrisch-Österreichischen und gliedert dieses wieder in zwei Teilmundarten, nämlich Mittelbayrisch oder Donaubayrisch, das in Altbayern, Salzburg, Ober- und Niederösterreich und in Südböhmen gesprochen wird, und Südbayrisch in Tirol, Kärnten, Steiermark und in der krainischen Sprachinsel Gottschee.

Namensmäßig kommt dieser stammesmäßige Zusammenhang allerdings kaum zum Ausdruck, denn die Tiroler, Kärntner und Steirer fühlen sich mehr als österreichische denn als bayrische Stämme und haben ein viel ausgeprägteres gesamtdeutsches als ein gesamtbajowarisches Bewußtsein, wie ja heute bei allen Stämmen das Volksbewußtsein das Stammesbewußtsein weitaus in den Schatten stellt. So beschränkt sich der bayrische Name heute im wesentlichen auf das altbayrische oder, wie wir auch sagen können, da es sich um den kleindeutschen Anteil am bajowarischen Raume handelt, auf das „kleinbayrische" Gebiet. Entsprechend bezeichnet der Name der Bayrischen Alpen lediglich das Alpengebiet Oberbayerns. Und schon der Name des Bayrischen Kreises nach der Reichseinteilung vom Jahre 1500 umfaßte im wesentlichen nur altbayrisches Gebiet, allerdings mit Einschluß des Erzbistums Salzburg.

Bayern, Österreich und das Kaisertum

Wie der sächsische, fränkische und schwäbische, so hat auch der bayrisch-bajowarische Stamm einen bedeutsamen Anteil an der größten geschichtlichen Aufgabe der Deutschen, der Gestaltung des Reiches.

Wir haben bereits im Zusammenhang der Darstellung auf die Vorläuferrolle des Markomannen Marbod, der das erste Südostreich der deutschen Geschichte begründete, wir haben auch auf den Karolinger Lothar, der vom bayrischen Königtum zum römischen Kaisertum aufstieg, sowie auf seinen Großneffen Arnulf von Kärnten hingewiesen, der seine bayrische Residenz Regensburg auch als Kaiser und Herr des Gesamtreiches beibehielt und in einem weit spezifischeren Sinne als Lothar als ein bayrischer Kaiser gelten kann.

Wir haben auch des langobardischen Königtums des Luitpoldingers Eberhard von Bayern und der mit ihm angedeuteten Möglichkeiten eines bayrischen Sonderkaisertums gedacht und vor allem die hohe Bedeutung der Tatsache gewürdigt, daß mit dem Ludolfinger Heinrich II. – übrigens einem Großneffen „König" Eberhards – ein Herzog des Bayernstammes und damit dieser selber zur Führung des Reiches gelangte – was bemerkenswerterweise geschah, bevor das Kaisertum unter den Saliern wieder an den Frankenstamm zurück und von diesem an die Schwaben kam.

Die eigentliche Stunde eines Bayernkaisertums war aber erst mit dem Ende der staufischen Schwaben gekommen. Denn die bayrischen Wittelsbacher waren nicht nur die treuesten Gefolgsleute sowie entfernte Vettern der Staufer – Friedrich Barbarossa und Otto von Wittelsbach waren als Enkel zweier Schwestern nur um einen Grad ferner als Barbarossa und Heinrich der Löwe verwandt –, sie waren infolge der Heirat König Konrads IV. mit der Wittelsbacherin Elisabeth auch die unmittelbaren Erben des staufischen Hauses: nach dem tragischen Tode von Elisabeths Sohn Konradin wurde dieser von seinen beiden wittelsbachischen Oheimen beerbt. Es wäre also nur folgerichtig gewesen, wenn ebenso wie 1024 die salischen Franken als die Erben der Sachsenkaiser und 1138 die staufischen Schwaben als die Erben der Salier nun 1268 die wittelsbachischen Bayern als die Erben der Staufer das Kaisertum erworben hätten

und die Führung des Reiches damit von dem sächsischen Weltvolk, dem fränkischen Reichsvolk und dem schwäbischen Binnenvolk auf das bayrische Grenz- und Markvolk übergegangen wäre.

Aber die Bayern wußten – vielleicht weil sie kein echtes Grenzvolk mehr waren – ihre Stunde nicht zu nutzen und mußten so den schwäbischen Habsburgern den Vorrang lassen, die sich, das Gebot der Stunde besser erkennend, alsbald im bayrischen Marklande Österreich eine unangreifbare Stellung schufen und sich damit alle Chancen für die Zukunft sicherten.

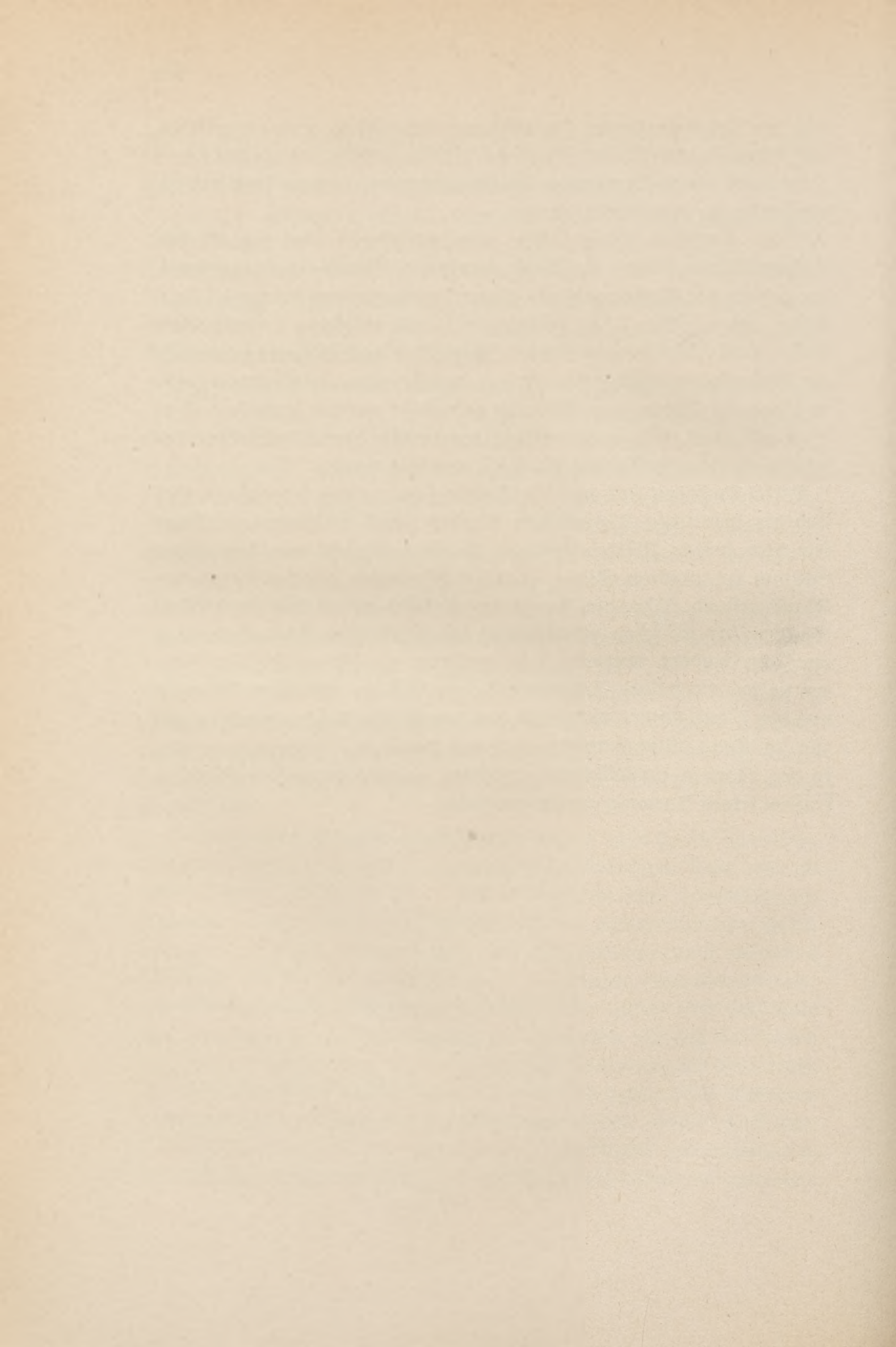
Als 1314 Ludwig der Bayer und Friedrich von Österreich von zwei feindlichen Parteien gleichzeitig zu deutschen Königen gewählt wurden, traten sich damit das Stammesbayerntum und das Grenzbayerntum als Rivalen um das Reich gegenüber. Zwar obsiegte in diesem Kampfe der Bayer, der ein Vetter Konradins war, über den Österreicher, der durch seine Mutter, eine Halbschwester Konradins, sowohl mit den Staufern wie mit den Wittelsbachern verwandt war. Aber damit war das Reich wieder wie unter Heinrich II. nur für eine Generation bayrisch geworden, um sodann für ein Jahrhundert an die weder bayrischen noch bajowarischen, aber immerhin böhmischen Luxemburger zu fallen, indem Karl IV. als Urenkel König Ottokars die Pläne dieses halbstaufischen Primisliden – seinerseits eines Urenkels Barbarossas – wieder aufnahm, der nach dem Interregnum als Herr von Böhmen und Österreich und damit mächtigster Territorialherr im Reiche selber das Kaisertum erstrebt hatte.

Von den luxemburgischen Böhmen kam es 1439 durch Heirat an den Habsburger Albrecht II. und nach dessen baldigem Tode 1440 an seinen Vetter Friedrich III. – beides Urgroßneffen Friedrichs des Schönen –, um nun für die Dauer bei den österreichischen Habsburgern zu bleiben. Zwar machten die Wittelsbacher noch mehrfach Versuche, das Kaisertum an ihr Haus zu bringen, ohne aber je mehr als nur episodische Erfolge zu erzielen. Wir haben hier nochmals von den bereits zweimal erwähnten Versuchen Herzog Wilhelms von Bayern zu sprechen, der die böhmische Krone nur als ein Mittel zur Erwerbung der römischen betrachtete und daher seine Absichten auch nach dem Scheitern der böhmischen Pläne weiter verfolgte. Um die Königswahl des Habsburgers Ferdinand zu verhindern, verband sich Wilhelm trotz seines strengen Katholizismus zeitweise

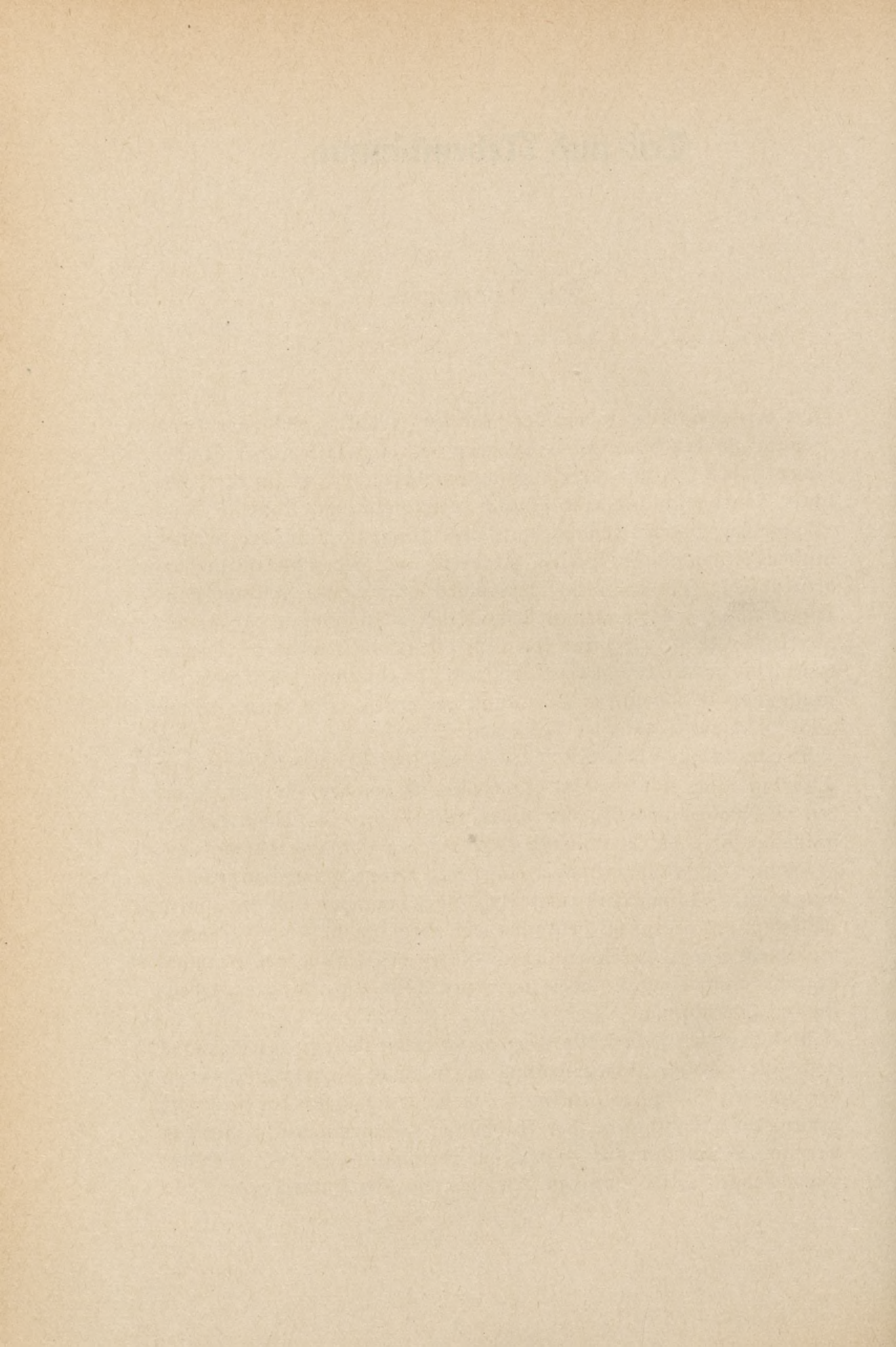
mit den Schmalkaldener Protestanten und schloß 1532 im wittelsbachischen Stammkloster Scheyern mit Kursachsen und Hessen sowie Frankreich einen förmlichen Bündnisvertrag, in dem ihm die römische Krone zugesichert wurde.

Einen ähnlichen Plan suchte 1658 Frankreich dem jugendlichen Sohne Maximilians, Kurfürst Ferdinand Maria, zu suggerieren, der sich bei der Kaiserwahl als Gegenkandidat gegen Leopold I. aufstellen lassen sollte. Was Ferdinand Maria ablehnte, erstrebte sein Enkel Karl Albrecht aus eigener Initiative, und er hatte immerhin die Genugtuung, daß ihm nicht nur in Österreich als Erzherzog und in Prag als König von Böhmen gehuldigt wurde, sondern daß er 1742 als Karl VII. in Frankfurt rechtmäßig zum Nachfolger des letzten Habsburgerkaisers Karl VI. erwählt wurde.

Diese Episoden sind nur als Randerscheinungen interessant. Sie sind die spärlichen Ausnahmen, die die Regel bestätigen, nach der seit dem späten Mittelalter das Kaisertum nicht dem bayrischen Stamm im engeren Sinne, sondern Österreich als der bayrischen Mark zustand. War die Krone des Reiches zuvor den ottonischen Sachsen, den salischen Franken und den staufischen Schwaben für je ein Jahrhundert anvertraut, so wahrten die österreichischen Bayern sie fast ein halbes Jahrtausend lang, bis im nördlichen Ostraum aus den Neustämmen ein neues, das preußische Reich erwachsen und zur Ablösung fähig geworden war und damit das Kaisertum wieder in den Norden zurückkehrte, von dem es einst unter den Sachsenkaisern seinen Ausgang genommen hatte.



Teil- und Nebenstämme



Die Thüringer

Mit den vier Altstämmen der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern als den wichtigsten Trägern des mittelalterlichen Imperiums haben wir nur die Hauptstämme betrachtet, die in der deutschen Reichsgeschichte eine ähnlich vorherrschende Rolle wie die Wandalen, Goten, Langobarden und Burgunder in der germanischen Frühgeschichte spielen. Während aber neben diesen vier bedeutendsten „Frühstämmen" die übrigen Stämme der Frühzeit ganz in den Hintergrund treten, stellen die vier Altstämme in der mittelalterlichen Reichsgeschichte lediglich die Hauptstämme dar, neben denen eine ganze Anzahl von Teil- und Nebenstämmen bestehen, die in gleichem Maße unsere Beachtung verdienen, nicht zuletzt gerade auch im Hinblick auf ihre Namensgeschichte.

Der wichtigste unter den „Nebenstämmen" ist zweifellos der der Thüringer, der sich zwar im Namenstypus von den Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern unterscheidet und vor allen Dingen nicht wie diese zur Ausbildung eines eigenen Stammesherzogtums gekommen ist, im übrigen aber ein ebenso altes und durchaus gleichberechtigtes Stammvolk darstellte. Die Thüringer sind der fünfte Altstamm der deutschen Geschichte, der aber, obwohl seine Geschichte mit einem glanzvolleren Einsatz als die der meisten anderen Stämme beginnt, dann langsam, aber stetig zur Rolle eines bloßen Nebenstammes herabsinkt.

Auch in dieser Nebenrolle aber kommt dem thüringischen Stamme noch eine wichtige Sonderstellung zu: in einer Mittellage zwischen den anderen Stämmen siedelnd – das Thüringerreich der Frühzeit grenzte an das sächsische, das fränkische, das alemannische und das bayrische Stammesgebiet –, stellt der thüringische Stamm eine Art verbindendes Glied zwischen den anderen Altstämmen dar. Teils

durch unmittelbare Beziehungen, teils durch auffällige Analogien in der Entwicklung haben die Thüringer mit jedem der vier alten Hauptstämme wichtige Berührungspunkte.

Mit den Bayern, ihren ursprünglichen Südnachbarn, sind sie durch eine so große Anzahl geschichtlicher Analogien verbunden, daß wir sie hier nicht einmal andeutend vorwegnehmen können. Die Berührungen mit den Schwaben datieren vor allem aus deren swebischer Frühzeit, in der die ermundurischen Ahnen der Thüringer wahrscheinlich selber ein Swebenstamm waren, zum mindesten aber mit den Sweben zur gleichen erminonischen Völkergruppe gehörten. Mit den Franken stehen die Thüringer seit der Zertrümmerung ihres Reiches im Jahre 531 in der engsten Fühlung, da sie nach der Unterwerfung weitgehend „verfrankt" wurden, so daß wir heute Franken und Thüringer als die beiden mitteldeutschen Altstämme ansprechen können, aus denen die Obersachsen und Schlesier als mitteldeutsche Kolonisations- und Neustämme hervorgegangen sind. Mit den Sachsen schließlich hat von den frühesten Zeiten an die allerengste Berührung und Verbindung bestanden, so daß nicht allein das werdende thüringische Stammesherzogtum im sächsischen auf- und unterging, sondern sogar der thüringische Name weitgehend und zeitweise sogar nahezu gänzlich durch den sächsischen verdrängt werden konnte.

Ermunduren und Erminonen

Die Thüringer des Mittelalters gehen in ganz entsprechender Weise auf die Ermunduren der Frühzeit zurück wie die Bayern auf die Markomannen und die Alemannen auf die Semnen oder Semnonen. Doch haben wir es hier, da der thüringische Name wahrscheinlich zu demselben Wortstamm wie der ermundurische gehört, nicht wie bei Markomannen-Bayern und Semnen-Alemannen mit einem eigentlichen Namenswechsel, sondern nur mit einem Wechsel der Namensform zu tun, dessen sehr eigenartige Geschichte uns im folgenden Abschnitt beschäftigen soll.

Zunächst erregt der Ermundurenname als eine nicht minder eigenartige Bildung unser Interesse. Denn da wir wissen, daß die als einer der frühesten Germanenstämme in die Geschichte eintretenden

Ermunduren – gleichviel ob als Sweben oder nicht – zu dem Stämmebund der Erminonen zählten, liegt es nahe, aus dieser Namensähnlichkeit die Vermutung abzuleiten, die Ermunduren seien in ähnlicher Weise ein Kernvolk der Erminonen gewesen, wie wir die Semnen als das Kernvolk der Sweben kennengelernt haben. Obwohl diese Vermutung, die auf eine Analogie in der alemannischen und der thüringischen Stammesgeschichte schließen ließe, unzutreffend ist, besteht doch eine Beziehung zwischen den beiden Namen, die aber wesentlich komplizierter ist.

Die Erminonen führten ihren Namen nach ihrem Stammesgott und mythischen Ahnherrn Ermin oder Irmin, der wahrscheinlich mit dem swebisch-schwäbischen Tiu oder Ziu (und damit dem griechischen Zeus) identisch ist. Der Name Ermins nun bedeutet „der Gewaltige" und entsprechend bedeutet das Wort ermin (oder irmin), wo es in Zusammensetzungen mit anderen Wörtern erscheint, deren Steigerung und ihre Kennzeichnung als groß, umfassend und großartig. So bezeichnet irmingot noch in christlicher Zeit den höchsten allmächtigen Gott, die nordische Form iormungardr das größte Ungeheuer, und die Irminsul der heidnischen Sachsen war die in ihrem Kult eine wichtige Rolle spielende mächtige Säule. Auch Namen wie der des letzten Thüringerkönigs Ermanfried (oder Irminfried), der des großen Gotenherrschers Ermanarich und nicht zuletzt der des – als Cherusker zu den Erminonen zählenden – Arminius gehören hierher; wenn wir aus dieser lateinischen Namensform eine germanische Form Ermenjas als wahrscheinlich erschließen, so war der erste Germane, der die Römer mit nachhaltiger Wirkung besiegte, schon durch seinen Namen (oder Beinamen) als „der Große" charakterisiert.

Entsprechend werden die Ermunduren durch ihren Namen als die großen, mächtigen, gewaltigen „Duren", als „Groß-Duren" gekennzeichnet. Sie vertreten damit einen Namenstypus, der uns in der sonstigen germanischen Stammesgeschichte nur selten begegnet. Allein die Etelrugi oder Edelrugier, wie ein rugischer Stamm benannt wird, können zum Vergleich herangezogen werden. Betrachten wir den ersten Namensteil aber für sich, so fühlen wir uns auf das lebhafteste an den Namen der Alemannen erinnert. Denn das zu Formen wie irmingot oder irminsul gehörige altsächsische irminman ist ein Synonym zu dem gotischen alamans, von dem wir die Be-

deutung des Alemannennamens hergeleitet haben, so daß sich auf diese Weise doch noch eine Namensbeziehung zwischen Ermunduren-Thüringern und Alemannen-Schwaben ergibt.

Duren, Teurier und Thüringer

Die Ermunduren – auch Hermunduren mit sekundärem Anlaut, wie die Erminonen auch Herminonen, Ermanfried auch Hermanfried, Ermanarich auch Hermanrich und Arminius auch Herrmann genannt werden – saßen schon zu der Zeit, in der sie zuerst Erwähnung fanden, in den Gebieten ihrer späteren thüringischen Nachfahren, von denen als ihrem Kernland aus sich ihre Sitze allerdings weiter nördlich und vor allem weit nach Süden erstreckten. Noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts erscheinen sie unter den Völkern, die im Markomannenkrieg die Nordgrenze des Römerreichs bedrohen. Dann verschwindet ihr Name jedoch aus der Geschichte, um durch den der Thüringer ersetzt zu werden, der zuerst zu Anfang des 5. Jahrhunderts auftritt. Blicken wir vergleichend auf die Geschichte der anderen Altstämme, so geht das Verschwinden des ermundurischen Namens ungefähr mit dem des semnonischen überein. Während aber an dessen Stelle ziemlich unmittelbar der alemannische tritt und nicht viel später auch der fränkische und der sächsische Name zur Durchsetzung gelangen, taucht der neue thüringische Name wie der bayrische erst zwei Jahrhunderte später auf.

Auch im übrigen weist die thüringische Namensgeschichte die schlagendsten Parallelen mit der bayrischen auf. Wenn Ptolemäus in seinem um das Jahr 150 verfaßten geographischen Werk die Ermunduren nicht mehr aufführt, so erscheint dafür bei ihm nördlich vom Erzgebirge ein Stamm mit dem Namen Teuriochaimai, den wir gewiß mit den späteren Thüringern identifizieren können. Zugleich ist uns die Namensform des Ptolemäus aber auch ein wichtiger Fingerzeig für die Herkunft und Entstehung des ermundurischen und des thüringischen Namens, denn Teuriochaimai bedeutet: Bewohner des Teurierheims und ist demnach eine ähnliche Bildung wie Boiohaemum, der alte Name von Böheim-Böhmen. Der Name scheint auch in ganz ähnlicher Weise auf die Vorbewohner des Landes zu deuten, dort auf die keltischen Bojer, hier auf die

wahrscheinlich ebenfalls keltischen Teurier oder Teurisker. Der thüringische Stammesname hat also eine Vorgeschichte, die mit der des Bayernnamens vergleichbar ist; da die Markomannen-Bajowaren bei Ptolemäus auch Baivochaimai genannt werden, so verhalten sich Ermunduren, Teurier und Thüringer etwa so wie Markomannen, Bojer und Bajowaren zueinander.

Ein Unterschied besteht allerdings insofern, als vermutlich auch der Name der Ermunduren bereits von dem der teurischen Vorbewohner Thüringens abgeleitet ist. Da aber (nach der Meinung Rudolf Muchs) der Thüringername nicht einfach von dem zweiten Teil des Ermundurennamens, sondern von einer selbständigen Nebenform abgeleitet ist, stehen die ältere und die jüngere Form des Stammesnamens doch in gewisser Weise unabhängig nebeneinander.

Der Name der Thüringer ist von der Wurzelform in ähnlicher Weise abgeleitet wie der der in den Alpen ansässigen und wahrscheinlich mit den hypothetischen Teuriern identischen keltischen Teurisker oder Taurisker und der Teurisker in Ungarn sowie der gallischen Turonen – deren Name in dem ihrer alten Hauptstadt Tours an der Loire fortlebt –, nur daß statt der keltischen Endungen eine germanische gebraucht ist. Diese ist auch sonst hin und wieder bei Stammesnamen gebräuchlich gewesen, wie es ja neben den Thüringern nicht nur Lothringer, sondern auch – allerdings nur als Nebenform – Fläminger, Schlesinger und Westfälinger gibt.

Der älteste Beleg des neuen Namens zeigt die Form Toringi, und als „Toringer" werden die Thüringer auch unter den Hilfsvölkern Attilas genannt, unter denen sie in der Mitte des fünften Jahrhunderts auftreten – umgekehrt wie die Markomannen, denen wir unter Attila zum letztenmal in der Geschichte begegnen. Später setzten sich dann die Namensformen Thuringi und Thyringi allgemein durch, die der heutigen Form entsprechen.

Angeln in Thüringen und England

Obwohl die Thüringer mit hoher Wahrscheinlichkeit aus den alten Ermunduren hervorgegangen sind, sind sie doch mit ihnen nicht schlechthin identisch. Es sind vielmehr in dem neuen Stamm auch andere Stämme und Stammesteile aufgegangen. So haben die Thü-

ringer vor allem Teile der Cherusker und der Chatten, die ja wie sie zu den Erminonen (nicht jedoch zu den Sweben) gehörten, in sich aufgenommen. Später – allerdings erst nach dem Untergang ihres Stammeskönigreichs – sind dann auch Friesen und die sogenannten Nordschwaben im thüringischen Stammesgebiet angesiedelt worden, in dem sie noch lange eigene Gaue bildeten. Neben dem Friesengau und dem Schwabengau Thüringens weist vielleicht auch der Name des Harzgaues auf eine Zuwanderung hin, denn der Harz- oder Hartagau wird in den Quellen einmal pagus Harudorum genannt, was auf einen Teilstamm jener Haruden hinweisen würde, die wir als Bundesgenossen der Kimbern und als jütische Nachbarn der Wandalen in Harthesyssel kennengelernt haben.

Wichtiger als alle diese Zuwanderer sind jedoch die beiden Stämme der Angeln und der Warnen, die im 3. Jahrhundert von Norden her in Thüringen einbrachen und große Teile des Landes besiedelten. Vielleicht darf man sagen, daß der anglisch-warnische Einbruch aus den Ermunduren die Thüringer hat entstehen lassen, werden doch in dem Titel des um 800 abgefaßten thüringischen Volksrechts „Lex Angilorum et Werinorum hoc est Thuringorum" die beiden Stämme mit den Thüringern einfach gleichgesetzt.

Angeln und Warnen saßen ursprünglich beide in Schleswig, und zwar lag die Heimat der Warnen noch weiter nördlich als die der Angeln, deren Sprache bereits starke Verwandtschaft mit den nordischen Sprachen aufwies. Man führt gewisse in thüringischen Mundarten erhaltene anglofriesische Eigentümlichkeiten auf diesen frühen Einwanderungsstrom zurück, wie man ja die zahlreichen Ortsnamen auf -leben, die es außer in Thüringen in ähnlich auffälliger Häufigkeit nur in Jütland und auf den dänischen Inseln gibt, als ein Mitbringsel der Warnen in ihre neue Heimat betrachtet.

Ein Großteil des warnischen Stammes, von dem ein Teilstamm an den Niederrhein abgewandert war, hat sich in Mitteldeutschland niedergelassen und hier von den Thüringern gesondert das Gebiet östlich der Saale besiedelt, in dem es ein eigenes warnisches Unterkönigreich gab. So ist um 500 von „Herulorum, Guarnorum, Thoringorum regibus" die Rede, und 594, also über ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang des Thüringerreiches, wird berichtet, daß die Warnen bei einem Versuch, ihre politische Selbständigkeit

wiederzugewinnen, von den Franken besiegt und vollständig aufgerieben worden seien. An dem Werinerfeld, einer Landschaft im Osten der Saale, die später den Sorben zufiel, haftete noch lange ihr Name, der, wie hier beiläufig angemerkt sei, auch in dem ziemlich häufig gebrauchten Vornamen Werner (alt: Warinhari) fortlebt.

Interessanter noch ist die Beteiligung der Angeln am Werden des thüringischen Volkes, weil diese ja auch an der germanischen Besiedlung Englands führend beteiligt waren und England auch den Namen gegeben haben. Überdies scheinen sie auch an der Bildung des dänischen Volkes beteiligt gewesen zu sein, da die alten Dänen neben Dan einen Angul als mythischen Stammvater betrachteten. In Thüringen haben die anglischen Einwanderer, deren Sprache bis ins 10. Jahrhundert fortgelebt haben soll, dem Gau Engelheim (Engili oder Englehem) zu beiden Seiten der mittleren Unstrut den Namen gegeben. In diesem Gau tragen zudem die Dörfer Kirchengel, Holzengel, Feldengel und Westerengel den alten Namen des nordischen Stammes.

Rheinthüringer und andere Auswanderer

Wenn sich so der thüringische Stamm aus dem ermundurischen durch Zuwanderung anderer Germanenstämme bildete, so hat es doch nicht allein Zuwanderer, sondern auch thüringische Auswanderer gegeben. Die bekanntesten sind die sogenannten Rheinthüringer, die man nicht mit den Rheinwarnen zusammenwerfen darf, in deren Nachbarschaft sie vielleicht gesiedelt haben.

Die Rheinthüringer, die das niederrheinische Gebiet südlich des Waal und östlich der unteren Schelde innehatten, bildeten wie die Rheinwarnen ein kleines Gaukönigtum, und Theoderich der Große, der dynastische Beziehungen zu den Westgoten und Wandalen, den Franken, Burgundern und Thüringern geknüpft hatte, bemühte sich auch um kleinere Fürsten wie die Könige der Heruler, der Rheinwarnen und Rheinthüringer. Doch konnte er das kleine linksrheinische Thüringerkönigreich dadurch nicht vor dem Schicksal des Unterganges bewahren, der ihm 491 durch Chlodwig bereitet wurde, wogegen das rheinische Warnenkönigtum erst durch Chlodwigs

Enkel Theudebert unterworfen wurde. Gregor von Tours hat das zweite Thüringen mehrfach erwähnt, das dann im hohen Mittelalter noch im Epos vom König Rother vorkommt. Hier ist von „Dorringen unde Brabant, Vriesen unde Holland“ die Rede, und zwar in deutlichem Unterschied von „Sachsen und Thuringe, Frisum und Swevon“ (wobei offenbar an das thüringische Friesenfeld und den Gau der Nordschwaben gedacht ist).

In das Gebiet nicht des unteren, sondern des mittleren und oberen Rheins führen uns einige mit dem Thüringernamen gebildete Ortsnamen, so der des pfälzischen Weinortes Dürkheim an der Haardt (742 Thuringoheim) und des oberelsässischen Türkheim (Thuringheim), die mit den Türken nichts zu tun haben, sondern eher an die Teurioheimer des Ptolemäus erinnern, zu denen die mittelhochdeutschen Namensformen Dürgen und Dürcke (neben Düringe) gestellt werden müssen. Doch brauchen diese Thüring-Heime nicht notwendig Thüringersiedlungen zu sein, weil der Stammesname, allerdings selten, auch als Personen- und als Vorname gebräuchlich war, wie beispielsweise im 15. Jahrhundert ein bernischer Schultheiß Thüring von Ringoltingen hieß.

Ein anderer, sehr viel entlegenerer Ortsname dagegen deutet mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Auswanderer und Siedler thüringischen Stammes hin, nämlich der der spanischen Distriktshauptstadt Durango in der Nähe von Bilbao. Es wird angenommen, daß Durango die Gründung einer hermundurisch-thüringischen Kriegerschar ist, die sich 409 an dem Einfall der Wandalen und Alanen in Spanien beteiligt hat. Da die Spanier wie andere Namen auch den von Durango nach dem neuspanischen Amerika verpflanzt haben, gibt es in Mexiko eine Stadt und einen Staat Durango, in deren Name die Erinnerung an die Thüringer der Völkerwanderungszeit fortlebt.

Das Thüringerreich zwischen Elbe und Donau

Die Zusammengehörigkeit der Ermunduren und Thüringer ist hin und wieder bestritten worden, jedoch ohne zureichenden oder gar zwingenden Grund. Es verhält sich ähnlich wie bei den Semnen-Alemannen und den Markomannen-Bayern: das Auf-

tauchen des machtvollen neuen Stammes läßt sich nicht begreifen, wenn man ihn nicht auf den ähnlich mächtigen alten Stamm zurückführen kann.

Doch kommen bei den Ermunduren-Thüringern noch einige Argumente hinzu: zunächst die nahe Verwandtschaft der beiden Namen, sodann die weitgehende Übereinstimmung des von den beiden Stämmen besiedelten geographischen Raumes. Nicht unwichtig ist auch die Tatsache, daß die Thüringer des 6. Jahrhunderts laut Prokop behaupteten, ihr Land von Augustus erhalten zu haben, was sich schwerlich auf einen anderen Vorgang beziehen dürfte als auf eine tatsächlich zur Zeit des Augustus erfolgte Landanweisung der Römer an ermundurische Kolonisten.

Schließlich aber begegnen wir sowohl den Ermunduren wie den Thüringern als den Begründern und Trägern mächtiger Stammesreiche. Das Thüringerreich des Königs Bisino in der Völkerwanderungszeit hat in der Römerzeit einen Vorläufer in dem Ermundurenreich des Königs Wibilo, und es ist daher (nach Siegfried Gutenbrunner) nicht unmöglich, daß noch bei den Thüringern des beginnenden 6. Jahrhunderts Überlieferungen und sogar Rechtsansprüche aus dem ermundurischen 1. Jahrhundert lebendig waren.

Der Ermundure Wibilo war einer der wichtigsten Reichsgründer der Frühzeit, der durch die allerdings glanzvolleren Gestalten des Arminius und Marbod allzusehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Aber das Reich des Wibilo (bei den Römern Vibilius) hat sowohl das des Arminius wie das Marbods überdauert. Das böhmische Markomannenreich hat Wibilo, indem er im Jahre 19 Marbods usurpatorischen Nachfolger Katwalda vertrieb, seinem ermundurischen Reich ebenso wie im Jahre 51 das mährische Quadenreich des Königs Wannius einverleibt und damit „die erste für längere Zeit gefestigte große Reichsbildung, die in der germanischen Frühgeschichte erkennbar ist" (Rudolf Kötzschke), geschaffen.

Wenn dieses Frühreich sich vom ermundurisch-thüringischen Kernraume über Böhmen und Mähren erstreckte – nach Tacitus entspringt die Elbe im Lande der Ermunduren –, so reichte das Völkerwanderungsreich König Bisinos südwärts über den Main bis zur Donau, die ebenfalls um Christi Geburt bereits von ermundurischen Vorposten erreicht worden war. Wenn die Ermunduren

also, was möglich ist, nach der Ausdehnung ihres Machtraumes die großen Duren hießen, so hätten sie den Namen, von diesem Gesichtspunkt her gesehen, auch jetzt beibehalten und sich Ermunduringer oder Ermun-Thüringer nennen können, denn ihr Machtraum, der sich im Norden bis in ehemals cheruskische Gebiete erstreckte, war eher noch größer und umfassender als der altermundurische.

Trotz seiner mächtigen Ausdehnung behielt dieses großthüringische Reich seinen Schwerpunkt in dem bis heute thüringisch gebliebenen Mitteldeutschland, von woher auch das Königsgeschlecht Bisinos stammte. Wahrscheinlich hatte Bisino (auch Basinus) seine Königsburg in der Gegend des heutigen Mansfelder Seekreises, in dessen Bereich es noch heute mehrere auf diesen altthüringischen Königsnamen hinweisende Ortsnamen gibt. Neben Beesenlaublingen und Beesen an der Elster nennen wir das als Bisinstidi überlieferte Beesenstedt im Saalkreis sowie vor allem das Dorf Bösenburg im Seekreis selber – urkundlich Bisinesburg –, das noch im Mittelalter als Sitz eines Gaugerichts größere Bedeutung hatte und dessen übergroße romanische Kirche wahrscheinlich die Stelle kennzeichnet, auf der sich König Bisinos Burg und Herrschersitz erhob.

Bisinos Gattin Basina, die sich in zweiter Ehe mit dem nach Thüringen geflüchteten, dann aber in das Frankenreich zurückgekehrten Merowinger Childerich vermählte, wurde durch diesen die Mutter des großen Chlodwig, den wir also als einen Halbthüringer ansprechen können. Auch zu anderen germanischen Königssippen stand das thüringische Haus in Beziehungen. So heiratete Bisinos Tochter Radegunde den Langobardenkönig Wacho, und seine Witwe Menia wurde durch ihre zweite Ehe eines anderen langobardischen Königs, nämlich Audoins, Mutter.

Die berühmteste und folgenreichste thüringische Sippenverbindung war jedoch die Ehe, die Bisinos Sohn Ermanfried mit der Gotin Amalaberga, einer Nichte des großen Theoderich schloß. So sehr diese Ehe den Glanz des Thüringerreiches erhöhte, wurde Thüringen doch durch seine Einfügung in das gotische „Sippenimperium" als eine den gotischen, fränkischen, burgundischen und wandalischen Völkerwanderungsreichen gleichgeachtete Macht anerkannt, so sollte anderseits gerade diese Heirat dem erst seit wenigen Generationen bestehenden Reiche zum Verderben werden. Durch

Amalabergas Ehrgeiz angespornt, verwickelte sich König Ermanfried in Kriege zunächst mit seinen Brüdern Berthar und Baderich, die Teile des väterlichen Reiches geerbt hatten und sodann mit den übermächtigen Franken, die sein Reich 531 im Bunde mit den Sachsen in der Schlacht bei Burgscheidungen vernichteten.

Vom Stammeskönigreich zum Stammesherzogtum

So steht am Anfange der thüringischen Geschichte eine gewaltige Volkskatastrophe, die in ihren Auswirkungen deshalb weitaus nachhaltiger war als der alemannische Zusammenbruch des Jahres 496 und der sächsische des Jahres 797, weil der thüringische Stamm als ein neuer Großstamm noch im Werden war. Wahrscheinlich ist es die Auswirkung dieser Katastrophe am Beginn, wenn die thüringische Stammesgeschichte des auf die Schlacht von Burgscheidungen folgenden Jahrtausends im Zeichen eines ständigen Schrumpfungsvorganges steht, von dem vor allem auch der Name betroffen wird, der zeitweise fast völlig erlischt.

Diese geradezu dramatische Wendung der Stammesgeschichte ist um so erstaunlicher, als das Stammeskönigstum, mit dem die Geschichte der Thüringer beginnt, eine staatliche Leistung darstellt, wie sie von den übrigen Altstämmen weder die Sachsen noch die Bayern zustandegebracht haben. Nur Franken und Alemannen haben neben den Thüringern Stammeskönigreiche gebildet, und das thüringische mag an Bedeutung etwa zwischen dem fränkischen und dem alemannischen gestanden haben, weshalb es auch eine Generation länger als dieses dem fränkischen Großreichsstreben widerstand.

Der Zusammenbruch von 531 hatte zur nächsten Folge die Zerstückelung und Verkleinerung des Stammesgebiets. Der Reichsteil nördlich vom Harz, der hauptsächlich das ehemals cheruskische Gebiet umfaßte, fiel als „Nordthüringen" den Sachsen zu und ging schon bald gänzlich im sächsischen Stammesgebiet auf. Die heutige Oberpfalz, deren Zugehörigkeit zum thüringischen Königreich daraus hervorgeht, daß der bei Regensburg in die Donau mündende Regen einmal als Fluß des Thüringerlandes erwähnt wird, wird später

von den Bayern besiedelt. Vor allem aber wird das später „Franken" genannte Maingebiet nun erst fränkisch, und auch das thüringische Kerngebiet wird stark fränkisch untersiedelt, wovon die Urkunden fränkischer Königshöfe sowie zahlreiche nach den Franken benannte Orte wie Frankenberg, Frankenhain, Frankenroda zeugen.

Doch auch das verkleinerte Thüringen hatte immerhin noch so viel eigenen Stammescharakter, daß im 7. Jahrhundert, als sich die Einheit des Merowingerreiches lockerte und sich in allen nicht stammesfränkischen Randgebieten halbselbständige Herzogtümer bildeten, dies nach dem Vorbild von Bayern und Alemannien sowie Aquitanien auch in Thüringen geschah. So trat fast genau hundert Jahre nach dem Untergang des Stammeskönigreiches ein thüringisches Stammesherzogtum an dessen Stelle. Mit der besonderen Zweckbestimmung, die Einfälle der Wenden unter Samo abzuwehren, die vor allem das thüringische Grenzland verheerten, setzte König Dagobert im Jahre 630 Radulf zum Herzog von Thüringen ein, der nicht nur seiner Aufgabe an der Wendengrenze vollauf gerecht wurde, sondern sich nach König Dagoberts Tode sogar vom fränkischen Reiche zu lösen strebte. Nachdem der gegen ihn zu Felde ziehende Frankenkönig nichts auszurichten vermocht hatte, konnte Radulf, auf den der Name von Rudolstadt zurückgeführt wird, in Thüringen eine beinahe königliche Stellung behaupten, die er durch ein freundnachbarliches Verhältnis zu den wendischen und anderen Nachbarvölkern noch weiter sicherte und unterbaute.

Die unter Radulf nur dem Scheine nach fortbestehende Bindung an das Frankenreich wurde unter seinen Nachfolgern, deren uns vier überliefert sind, wieder enger, doch enthielt die Institution des Herzogtums in dieser frühen Zeit ein hohes Maß an Selbständigkeit. Bemerkenswert erscheint uns, daß unter dem letzten Stammesherzog, Hedan II., um die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert Würzburg als die Hauptstadt des thüringischen Herzogtums genannt wird, woraus zu schließen ist, daß „Franken" damals nicht allein noch immer zu Thüringen gehörte, sondern zeitweise sogar den Schwerpunkt des thüringischen Stammesraumes bildete.

Als aber im Frankenreich mit den pippinidisch-karolingischen Hausmeiern eine neue starke Zentralgewalt zur Durchsetzung kam, war die Zeit der frühen Stammesherzogtümer zu Ende. Schritt um Schritt wurde die herzogliche Würde in Thüringen und Aleman-

nien, in Aquitanien und Bayern beseitigt. Thüringen, das als letztes Stammesgebiet zur Ausbildung eines Herzogtums gelangt war, machte entsprechend bei der Beseitigung dieser Institution den Anfang. Zu Beginn des 8. Jahrhunderts, wahrscheinlich um 716, wurde das thüringische Herzogtum aufgehoben, und als in der Mitte des Jahrhunderts Bonifazius das Christentum in Thüringen verbreitete, war jede Spur der ehemaligen Selbständigkeit erloschen.

Thüringische Markherzöge und Markgrafen

Karl der Große, der 788 in Bayern das letzte der alten Stammesherzogtümer beseitigt hatte, wird als der Gründer der thüringischen Mark gegen die Sorben genannt, die im Verlauf der weiteren Entwicklung zum neuen Ansatzpunkt eines thüringischen Stammesstaates werden sollte.

Hatten die Markgrafen schon allgemein als Grenzgrafen eine Stellung, die die der übrigen Grafen überragte, so erwuchs in den alten Stammesgebieten der Sachsen, Thüringer und Bayern mit dem Zerfall des Karolingerreiches und seiner zunehmenden Bedrohung durch äußere Feinde aus dem Markgrafentum ein neues Herzogtum. Während das Herzogtum in Franken, Lothringen und Schwaben anderen Ursprungs ist, ging bei den östlichen Grenzstämmen – wie wir bereits am Beispiel der Sachsen und Bayern sahen – das neue Stammesherzogtum aus einer Art Markherzogtum hervor. In Thüringen ist die Entwicklung jedoch anders als in Sachsen und Bayern gerade im Mittelstadium abgebrochen worden, so daß es hier nur Markherzöge, duces Sorabici limitis, gab.

Auf die Markgrafen Thakulf und Rotolf – dessen Name zwischen dem des altthüringischen Stammesherzogs Radulf und unserem Rudolf eine eigenartige Zwischenform darstellt – folgte Poppo, der Stammvater der fränkischen Babenberger, der als erster Thüringer Markgraf dux genannt wird, was sowohl Heerführer als auch Herzog heißen kann. Meist nennen die Quellen ihn dux et marchio: Herzog und Markgraf, was wir wohl am zweckmäßigsten eben mit Markherzog übersetzen. Arnulf von Kärnten entzog dem Babenberger 892 die thüringische Sorbenmark und übertrug sie vorübergehend dem Konradinger Konrad, dem Vater des späteren Königs

Konrad I. Die Herkunft dieser beiden Markherzöge zeigt, daß Thüringen auch damals noch in engen Beziehungen zum fränkischen Gebiet und insbesondere zum Mainland stand, das auch noch zum Amtsbezirk des 805 erwähnten thüringischen „Königsboten" Madalgaud gehört hatte.

Noch einen Schritt weiter zum Stammesherzogtum ging die Entwicklung unter dem Thüringer Burchard, der als Stammvater der Wettiner angesehen wird. Burchard, nach dem kurzen konradingischen Zwischenspiel Markgraf, wird in den Quellen zum Teil dux Thuringorum, zum Teil auch marchio Thuringorum genannt, doch herrscht die erste Benennung unbedingt vor, und kurz vor seinem Tode wird Burchard auch in einer Königsurkunde als dux anerkannt. Aber noch im selben Jahre 908, aus dem uns diese Urkunde überliefert ist, die gleichsam die Entwicklung der Markgrafschaft über das Markherzogtum zum Stammesherzogtum besiegelte, ist Herzog Burchard im Kampf gegen die Ungarn gefallen.

Da Burchard anders als der im Jahr zuvor ebenfalls gegen die Ungarn gefallene bayrische Markherzog keinen Nachfolger fand, brach die Entwicklung ganz ähnlich wie in der Zeit des Stammeskönigtums im verheißungsvollsten Stadium ab, und Otto der Erlauchte, der Ludolfingerherzog von Sachsen, konnte sich nun zum Herrn von Thüringen machen und damit eine Stellung für sein Haus erwerben, die für seinen Sohn Heinrich eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erwerbung der deutschen Königskrone und für die machtmäßige Fundierung seines Königtums war.

Als Herr über das Stammesgebiet zweier Altstämme, als den ihn König Konrad I. bekämpft hatte – ähnlich wie später König Konrad III. den Welfen Heinrich als doppelten Herzog von Sachsen und Bayern bekämpfen sollte –, hatte er nach seiner Wahl durch die Franken eine solche Vormachtstellung inne, daß er als einziger deutscher Fürst die Eingliederung der übrigen Herzogtümer anzupacken und damit deren Verschmelzung zu einem großen deutschen Reiche vorzubereiten vermochte. Insofern als die Herrschaft über Thüringen zu alledem die erste Voraussetzung bot, hat auch der fünfte deutsche Stamm, der als einziger unter den alten Stämmen nie zur Führung des Reiches gelangte, immerhin beim Werden des Reiches eine gewisse, wenn auch passive Rolle gespielt.

König Heinrich, der die thüringische Stellung seines Hauses schon

in jungen Jahren durch seine Heirat mit einer Merseburger Grafentochter erheblich verstärkt hatte, baute das sächsisch-thüringische Grenzgebiet bewußt zum Machtzentrum seines noch ungefestigten Königtums aus. Nachdem er seine Stellung im Süden und Westen des Reiches notdürftig gesichert hatte und ihm vor allem in dem entscheidenden Jahr 925 die Eingliederung Lothringens in das ostfränkische Reich gelungen war, wandte er sein Gesicht wie in seiner Herzogszeit wieder nach Osten, und hier sollte das Jahr 928 zu einem neuen Entscheidungsjahr werden, dessen Bedeutung der des Jahres 925 für den Westen nicht nachsteht: in diesem Jahr wurde nicht nur in einem Feldzug gegen die wendischen Heveller an der Havel Brandenburg erobert, sondern unmittelbar danach folgte auf einen Feldzug gegen die Daleminzier die Gründung der Burg Meißen an der Elbe, und ein anschließender Zug nach Prag führte sogar zur Unterwerfung des böhmischen Herzogs.

War mit Brandenburg das natürliche Zentrum einer künftigen sächsischen Mark gewonnen, so war mit der Gründung von Meißen ein ähnliches Zentrum für eine künftige thüringische Mark geschaffen. Wenn so in einem einzigen Jahr für die Kolonisationsarbeit von Jahrhunderten die Grundlage gelegt wurde, so war es ein natürlicher Abschluß dieser glanzvollen Anfangserfolge, wenn es König Heinrich im Jahre 933 gelang, die Ungarn bei Riade an der Unstrut, also auf thüringischem Boden, zum erstenmal entscheidend zu schlagen.

Was König Heinrich begann, führte sein Sohn Otto der Große in umfassenderem Stile, aber nicht minder bedachtsam fort. Wie er im nordsächsischen Markengebiet Hermann Billung mit herzogsähnlichen Vollmachten einsetzte, so gab er dem thüringischen Grenzland in Markgraf Gero einen rücksichtslos harten, aber tapferen und unerschütterlich treuen Verwalter, der sich hier aus dem Nichts eine außerordentlich mächtige Stellung schuf. Das Amt, in das Gero 937 nach dem Tode seines Vorgängers Siegfried eingesetzt wurde, war eine Befehlshaberschaft an der Wendengrenze, die erst von Gero zu einer wirklich markgräflichen Stellung ausgebaut wurde. Und da Gero sich nicht mit der Unterwerfung der eigentlichen Wenden begnügte, sondern auch den Polenherzog zur Tributzahlung und Anerkennung der deutschen Oberhoheit zu zwingen wußte, kam auch für ihn wieder der Titel dux et marchio – Markherzog auf. Noch

einmal schien es nach dem tragischen Scheitern Burchards im Jahre 908 zur Ausbildung eines thüringisch-mitteldeutschen Stammesherzogtums von der Mark her kommen zu sollen.

Aber als der „große Markgraf", der in Lied und Sage noch lange fortlebte, im Jahre 965 starb, hinterließ er, da seine beiden Söhne vor ihm gestorben waren, keine unmittelbaren Erben. Daher verfiel Geros thüringische Mark, die für eine Markgrafschaft viel zu groß geworden war, dem Schicksal der Aufteilung, und wieder war die Entwicklung zum Stammesherzogtum im Stadium des Markherzogtums steckengeblieben.

Die thüringische Wendenmark wurde nach Geros Tode in drei Marken geteilt: in die nordthüringische Mark oder Mark Merseburg, die südthüringische Mark oder Mark Zeitz und die ostthüringische Mark oder Mark Meißen. Da nur die östlichste dieser Marken ein echtes Grenzland war, verschwanden die beiden Marken Nordthüringen und Südthüringen sehr rasch und gingen in den neugegründeten Grenzbistümern Merseburg und Zeitz auf, und zum eigentlichen Erben der thüringischen Mark wurde damit die Markgrafschaft Meißen.

Nach Geros Tode war die Mark Meißen 965 dem thüringischen Grafen Günther (von Großjena bei Naumburg) übertragen worden. Günther von Großjena hatte die Markgrafschaft dann wieder verloren, aber sein Sohn Eckart, der dem Sohn der Theophano die Krone vor den Umtrieben Heinrichs des Zänkers von Bayern rettete, erhielt von der Kaiserin die meißnische Mark zurück, die er sich allerdings erst von Boleslaw von Böhmen erobern mußte. Aber ihm gelang nicht allein dies, sondern er konnte den Sohn und Nachfolger Herzog Boleslaws sogar in seine eigene Lehnsabhängigkeit bringen, so daß er, zumal nach seiner Heirat mit Schwanhild Billung, als einer der angesehensten Fürsten des Reiches galt, der es sogar wagen konnte, nach Kaiser Ottos III. Tode selber nach der Krone zu greifen.

Da er damit die ihm gezogenen Grenzen überschritt, wurde er zum tragischen Opfer eines Meuchelmords durch die Söhne des Grafen von Northeim. Uns aber interessiert Markgraf Eckart hier noch aus einem besonderen Grunde. Berichtet doch der Chronist Thietmar von Merseburg von ihm, er habe ein thüringisches Herzogsamt innegehabt: „super omnem Thuringiam communi totius populi

electione ducatum promuerit". Und wir dürfen annehmen, daß das von Meißen als der thüringischen Mark her erneuerte thüringische Mark- oder Stammesherzogtum eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Machtstellung Eckarts war.

Mit seiner Ermordung im Jahre 1002 brach zum drittenmal nach dem Schlachtentod Herzog Burchards und dem söhnelosen Ende des großen Markgrafen Gero das Herzogtum des thüringischen Stammes schon im Entstehen zusammen. Eckarts Söhne Hermann und Eckart II., die wir ebenso wie seine Schwiegertochter Uta von den berühmten Naumburger Standbildern her kennen, erbten zwar die meißnische Markgrafschaft, nicht aber das weit wichtigere thüringische Herzogtum, das als solches nun auch nie mehr eine Erneuerung erfahren sollte.

Nach dem Aussterben der Eckartinger mit dem Gemahl der Uta im Jahre 1046 kam ein anderes mächtiges thüringisches Geschlecht, das Haus der Grafen von Weimar, in den Besitz der Mark Meißen, womit auch ohne den herzoglichen Titel eine bedeutende Machtstellung im thüringischen Raum gegeben war, aber da das weimarische Grafenhaus ebenfalls sehr rasch ausstarb, kam es gar nicht dazu, seine weimarisch-meißnische Doppelstellung zu einer Herrschaft über Thüringen auszugestalten.

Als Meißen im Jahre 1067 nach dem Aussterben der Weimarer an die sächsischen Egbertinger oder Brunonen kam, die wir im Sachsenkapitel als Grafen von Braunschweig kennengelernt haben, da wurden durch diesen sächsischen Vorstoß nach Meißen, der wie eine erste Vorahnung der späteren Wanderung des Sachsennamens in die meißnische Mark erscheint, die alten Beziehungen Thüringens zu seiner Mark für lange Zeit gelockert und zeitweise sogar völlig gelöst, bis schließlich von Meißen her ein neuer Brückenschlag erfolgte, der die Schicksale von Stammland und Mark nur um so enger miteinander verketten sollte.

Die Landgrafen von Thüringen

Trotz des fehlenden Stammesherzogtums wurden die Thüringer das ganze Mittelalter hindurch als eigener und besonderer Stamm anerkannt. Auch ihr Königswahlrecht wurde grundsätzlich

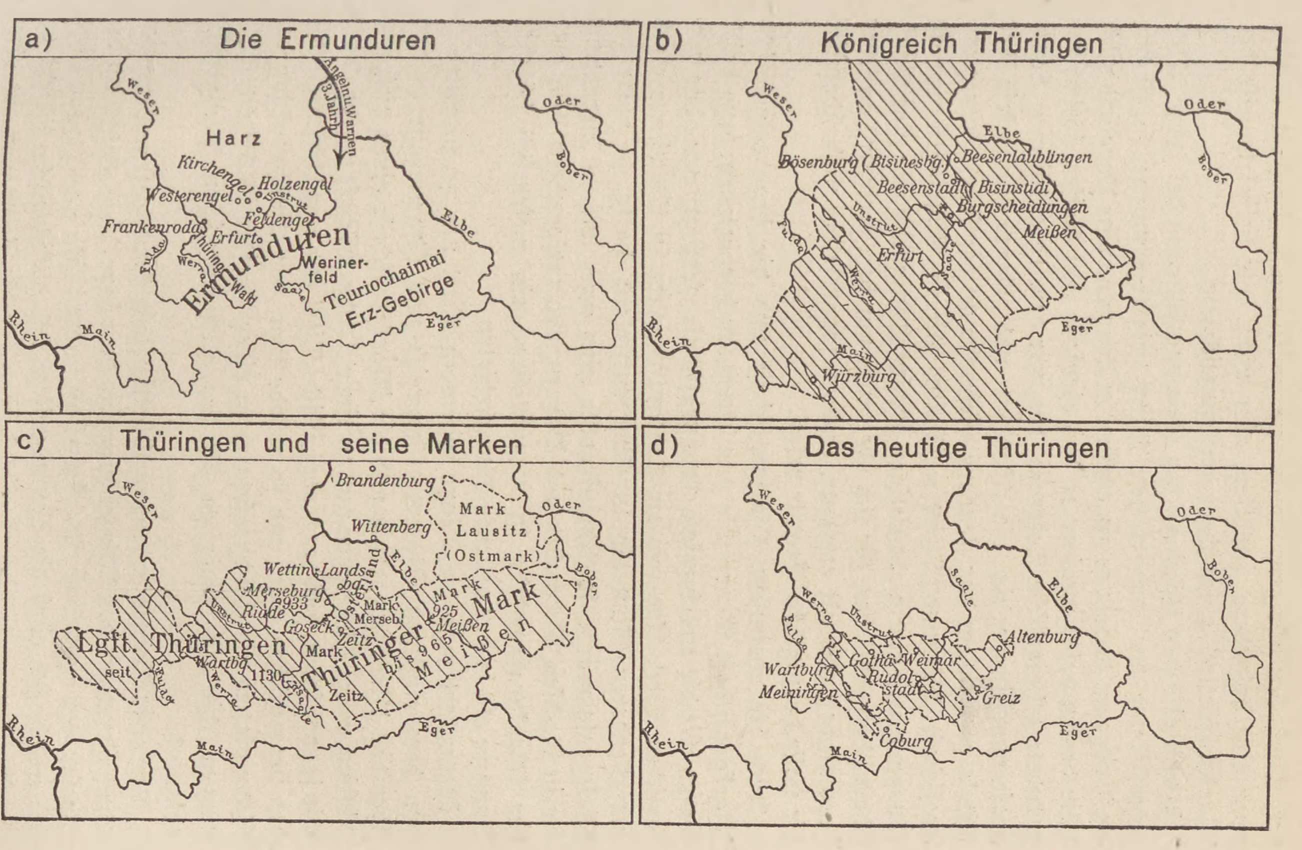
anerkannt, obwohl sie bei den Wahlen nicht als selbständige Gruppe auftraten. Sie wurden aber gleichwohl „nicht aufgesogen, sondern als Einheit und zu den Sachsen hinzutretende Wählerschaft aufgefaßt".

Nicht zuletzt spricht sich die fortdauernde Stammesqualität der Thüringer gerade auch darin aus, daß sie, wie aus den mehrfachen aufgezählten Ansätzen hervorgeht, immer die Fähigkeit behielten, ein Stammesherzogtum zu bilden, was ausschließlich bei alten Stämmen der Fall war. Nachdem der Versuch, ein solches Herzogtum von der Mark her zu begründen, nach dreimaligem Ansatz sowohl 908 als auch 965 und 1002 gescheitert war und die 1067 vollzogene Scheidung zwischen Stammland und Mark künftigen Versuchen dieser Art von vornherein einen Riegel vorschob, blieb nur das Stammland selbst als Grundlage für eine umfassendere Stammesgewalt in der Art eines Herzogtums übrig.

Eine solche Institution sollte im folgenden, dem 12. Jahrhundert, unter dem eigenartigen Namen einer Landgrafschaft in Thüringen entstehen. In einer Zeit, die auch anderwärts im Zeichen der Restitution der herzoglichen Gewalt steht – man denke an das eben damals aufkommende alemannisch-burgundische „Rektorat" der zähringischen Herzöge, an das rheinfränkische und das ostfränkische Herzogtum der Staufer sowie an das rivalisierende würzburgische Herzogtum in Ostfranken –, wurde von Lothar von Supplinburg 1128/29 die alte thüringische Stammesführung unter dem landgräflichen Namen neu aufgerichtet.

Landgrafen gab es bis dahin nur in Oberdeutschland, vor allem im Oberrheingebiet, dem heutigen Südbaden. Wir kennen hier die Landgrafschaft Sausenberg im oberbadischen Rheinknie, die zeitweise pappenheimische Landgrafschaft Stühlingen und die ihr südlich benachbarte Landgrafschaft Klettgau sowie an der obersten Donau die Landgrafschaft Baar und zwischen Donau und Bodensee die Landgrafschaft Nellenburg – um nur einige der wichtigsten Namen zu nennen.

Diese oberdeutschen Landgrafschaften zeichneten sich vor gewöhnlichen Grafschaften nur dadurch aus, daß sie im Unterschied zu deren großer Mehrzahl unmittelbar aus alten Gaugrafschaften hervorgegangen und daher im Besitz des Landgerichtes waren. Landgrafen hieß also hier soviel wie Landgerichtsgrafen, so daß



10. Ermunduren und Thüringer

der Titel, der übrigens meist dem gräflichen nachgestellt wurde, zwar eine besondere Funktion, aber nicht, wie beispielsweise der Markgrafentitel, einen Vorrang kennzeichnete.

Wenn also der thüringischen Stammesführung bei ihrer Wiedererstehung der landgräfliche Titel beigelegt wurde, so ist das ein Vorgang, zu dem es am ehesten in Burgund eine Parallele gibt. Wir denken dabei weniger an das ebenfalls von Kaiser Lothar begründete zähringische Rektorat, das mit dem thüringischen Landgrafentum immerhin die Neuheit und Ungewöhnlichkeit des Titels gemeinsam hat, sondern vielmehr an die sogenannte Freigrafschaft Burgund. Nicht unähnlich wie in Thüringen war in Burgund von einem ehemaligen großen Königreich nur eine Grafschaft übriggeblieben, die sich aber nicht nur der Freiheit von jeder herzoglichen Gewalt erfreute, sondern sogar selber wahrscheinlich die volle herzogliche Gewalt besaß.

Auch die rheinische Pfalzgrafschaft und die brandenburgische Markgrafschaft können wir zum Vergleich heranziehen, denn beide waren wie die thüringische Landgrafschaft Herzogtümer ohne herzoglichen Titel. Und wie die Landgrafenwürde in Thüringen einen umfassenderen Sinn als in Oberdeutschland hatte, so hatte die Pfalzgrafenwürde in Rheinfranken eine ganz andere Bedeutung als in Sachsen, Schwaben und Bayern, und entsprechend kam auch der Markgrafenwürde in Brandenburg ein wesentlich höherer Rang zu als in den anderen Grenzgebieten.

Betrachtet man die Dinge rein vom Titel her, so bedeutet es von dem einstigen Stammeskönigreich und Stammesherzogtum über das Markherzogtum und die Markgrafschaft einen weiteren Abstieg, wenn Thüringen nun zu einer Landgrafschaft wurde. Aber wir sagten schon, daß der landgräfliche Titel nur eine Umschreibung des herzoglichen war, und so wurde trotz der Umschränkung des Schauplatzes die Landgrafenzeit zu einer zweiten Blütezeit Thüringens, die ein wenig an die des altthüringischen Königreichs erinnert.

Der erste Träger der neuen thüringischen Landgrafenwürde war Graf Hermann von Winzenburg aus dem bayrischen Geschlecht der Grafen von Formbach. Da Formbach in der Nähe von Passau liegt, bis wohin sich einst die ermundurische und thüringische Macht erstreckte, kann man dies als ein Zeichen für die Fortdauer der alten

Nachbarschaftsbeziehungen deuten. Doch konnte sich Hermann von Winzenburg, der in der Zeit der salisch-supplinburgischen Machtkämpfe um Mitteldeutschland auch als Markgraf von Meißen genannt wird, nicht durchsetzen. Sein gleichnamiger Sohn wurde schon 1130 einer frevlerischen Tat wegen entsetzt.

Das Landgrafentum fiel nun an ein anderes Haus, das sich schon vorher eine bedeutende thüringische Machtstellung erworben hatte. Als die Nachfolger der Eckartinger und der Weimarer Grafen hatten die ursprünglich im Maingebiet – also ebenfalls in einem abgesplitterten Teil des altthüringischen Machtbereichs – begüterten Ludowinger die Vormacht im thüringischen Stammlande erworben. Schon in der Zeit der letzten Eckartinger hatte sich das Geschlecht mit Graf Ludwig dem Bärtigen im Gebiet des Thüringer Waldes festgesetzt. Dieses ludowingischen Stammvaters Sohn Ludwig der Springer begann 1067, im selben Jahr, in dem die Weimarer ausstarben, mit dem Bau der Wartburg, die nun zum Herrschaftssitz des Hauses wurde.

Ein dritter Ludwig, Sohn des Springers, wurde 1130 Landgraf von Thüringen und erwarb zu dem thüringischen auch bedeutenden hessischen Besitz. Sein Sohn, als Landgraf Ludwig II., wurde durch seine Heirat mit der Stauferin Judith ein Schwager Barbarossas, an dessen kriegerischen Taten er einen erheblichen Anteil hatte. Zwischen den beiden welfischen Herzogtümern Sachsen und Bayern in einer Mittel- und Schlüsselstellung gelegen, kam der ludowingischen Landgrafschaft Thüringen in den staufisch-welfischen Machtkämpfen eine wichtige Rolle zu. Kämpfte Ludwig II. noch vergeblich gegen die Übermacht Heinrichs des Löwen an, so konnte sein Sohn Ludwig III. nach des Löwen Sturz einen bedeutenden Gewinn davontragen, indem er 1180 die Pfalzgrafschaft Sachsen erhielt.

Die sächsische Pfalzgrafschaft, die zwar nicht zum welfischen Erbe gehörte, aber nach dem 1179 erfolgten Aussterben der Pfalzgrafen 1180 im Zuge der Aufteilung Sachsens neu vergeben wurde, beherrschte den nordöstlichen Ausgang des thüringischen Beckens und war deshalb eine außerordentlich wichtige Erwerbung, die den Landgrafen den seit 1067 versperrten Weg in das thüringische Markenland erneut zu öffnen schien. So war es konsequent, wenn des ersten gleichzeitigen Land- und Pfalzgrafen Neffe und zweiter

Nachfolger Ludwig IV., der Gemahl der heiligen Elisabeth, die Erwerbung der Mark Meißen anstrebte.

Landgraf Hermann, der Vater Ludwigs des Heiligen, hatte aus seiner ersten Ehe mit der Tochter des letzten sächsischen Pfalzgrafen eine Tochter Jutta, die den Markgrafen Dietrich von Meißen geheiratet hatte. Als dieser sein Schwager 1221 starb, übernahm Landgraf Ludwig die Regentschaft für den minderjährigen Neffen Heinrich. Damit beherschte er das gesamte thüringische Stamm- und Markenland bis zur Lausitz. 1226 erlangte er vom Kaiser sogar die Belehnung mit Meißen, der Lausitz und dem Pleißnerland und hatte so als Landgraf von Thüringen, Pfalzgraf von Sachsen und Markgraf von Meißen und der Lausitz eine Machtstellung inne, die der der älteren thüringischen Markherzöge nicht nachstand, sie eher noch in den Schatten stellte.

Aber schon im Jahr darauf starb der Land-Pfalz-Markgraf von Thüringen-Sachsen-Meißen als Kreuzfahrer in Otranto, und da er nur einen minderjährigen Sohn hinterließ, zerfiel die von ihm aufgebaute Machtstellung sofort wieder, so daß wir das Jahr 1227 als ein weiteres thüringisches Katastrophenjahr nach den Zusammenbrüchen von 908, 965 und 1002 verzeichnen können.

Trotzdem kam es aber nicht viel später doch noch zu einer Vereinigung der meißnisch-lausitzischen Markgrafschaft mit der sächsisch-thüringischen Pfalz- und Landgrafschaft, da nämlich mit Ludwigs Sohn Hermann II. und seinem Bruder Heinrich Raspe das Ludowingerhaus ausstarb und nun Heinrich der Erlauchte von Meißen seinerseits das ihm durch seine thüringisch-sächsische Mutter zustehende landgräfliche und pfalzgräfliche Erbe antrat. So nahm nicht das thüringische Stammland das meißnische Markenland, sondern umgekehrt nahm das Markenland das Stammland in sich auf. Der politische Schwerpunkt hatte sich also – ganz ähnlich wie im bayrisch-österreichischen Falle, nur daß es hier nicht zum Aufgehen des Stammlandes im Markenland gekommen ist – nach dem Grenzgebiet verlagert, dessen geschichtliche Entfaltung wir daher in ihren wichtigsten Zügen zu betrachten haben.

Meißen und das thüringische Osterland

Die Geschichte des thüringischen Markenlandes oder vielmehr der thüringischen Markenländer ist aufs engste mit dem Namen eines Geschlechtes verknüpft, dessen wahrscheinlicher ältester Ahn jener Markgraf Burchard war, mit dessen Schlachtentod im Jahre 908 der verheißungsvollste Ansatz zur Bildung eines Herzogtums des thüringischen Altstammes scheiterte. Die Abkunft der Wettiner von diesem Burchard ist nicht ganz sicher, ähnlich wie auch die Abkunft der Wittelsbacher von dem frühbayrischen Markherzog Luitpold, der 907 gegen die Ungarn fiel, nicht völlig gesichert ist.

Auch im übrigen gibt es manche Parallelen der wettinischen mit der wittelsbachischen Geschichte. Wie die scheyrischen Ahnen der Wittelsbacher als Träger des bayrischen Pfalzgrafenamtes das Erbe und die Erinnerung an das ihnen einst zustehende Herzogtum bewahrten, bis ihre Enkel es wiedererlangen konnten, so erwarb eine ältere Seitenlinie der Wettiner, die sich nach dem zwischen Naumburg und Weißenfels an der Saale gelegenen Goseck benannte, im Jahre 1003 mit Burchard, wahrscheinlich einem Urenkel Burchards von Thüringen, die Pfalzgrafschaft Sachsen, die eher den Namen einer thüringischen Pfalz verdiente, da ihre wichtigsten Besitzungen im thüringischen Stammesraum lagen. Die Gosecker, aus deren Haus als glanzvollste Gestalt Erzbischof Adalbert von Bremen hervorgegangen ist, verloren die Pfalzgrafschaft später an eine weibliche Abzweigung, die Grafen und nachherigen Pfalzgrafen von Sommerschenburg, nach deren Aussterben 1179 die sächsische Pfalz, wie wir bereits sahen, an die Landgrafen von Thüringen fiel.

Die Wettiner stammen von den Goseckern nicht wie die Wittelsbacher von den Scheyrern, sondern als eine seitliche Abzweigung ab. Schon unter den Enkeln des ältesten Burchard trennten sich die Schicksale der beiden Häuser. Während aber Goseck am linken Saaleufer liegt und seine Herren daher im thüringischen Stammlande blieben, liegt die Stammburg Wettin (nördlich von Halle) am rechten, östlichen Ufer des Flusses, im künftigen „Osterland", das schon bald zum Schauplatz der geschichtlichen Entfaltung des Hauses werden sollte.

Schon mit ihrem ersten geschichtlich bedeutsamen Schritt griffen die Wettiner tief in den Ostraum hinein. Im Jahre 1031 erwarben

sie nach dem Aussterben der Geronen die sogenannte Ostmark und spätere Mark Lausitz. Der große Markgraf Gero hatte zwar, wie bereits gesagt wurde, keine Nachkommen hinterlassen, doch stammt von seiner Schwester Hidda ein markgräfliches Geschlecht, das seit Geros Tode 965 die Ostmark verwaltete. Geros Neffe Dietmar war der erste Markgraf dieser Ostmark, dem 978 Gero II. folgte. Bereits mit dessen Enkel Otto erlosch das geronische Geschlecht, dessen Erbe nun die Wettiner antraten.

Von dem Antritt eines Erbes durch die wettinischen Nachfolger der Geronen kann man auch deshalb sprechen, weil die beiden Häuser mehrfach miteinander versippt waren. Dietrich von Wettin hatte Geros II. Halbschwester Mathilde zur Gemahlin, und sein Sohn Dedo, der zweite wettinische Markgraf der Ostmark, heiratete die letzte Geronin Oda. Einer der Brüder Markgraf Dedos, Graf Gero von Brehna, führte daher auch den Namen des gewaltigen Wendenmarkgrafen.

Doch waren die Wettiner mit der Übernahme des geronischen Erbes durchaus nicht saturiert. Sie standen erst am Anfang ihres Weges, in dessen Fortgang sie so gut wie alle thüringisch-meißnischen Geschlechter jener Jahrhunderte beerben sollten. Dabei spielten immer wieder Sippenbeziehungen eine wichtige und im letzten Falle, der Übernahme des Erbes der thüringischen Landgrafen, sogar die ausschlaggebende Rolle.

Die erwähnte Halbschwester Mathilde des Ostmarkgrafen Gero war eine Tochter Eckarts von Meißen aus seiner Ehe mit Schwanhild Billung, der Witwe von Geros des Großen Neffen Dietmar von der Ostmark. Die Stammutter der Wettiner ist also eine Eckartingerin, die eine erste Beziehung zwischen Wettin und Meißen vermittelte. Mathildes Enkel Heinrich von Eilenburg, der Sohn Markgraf Dedos, schuf eine zweite Beziehung, indem er die Egbertingerin Gertrud, Tochter Egberts I. und Schwester Egberts II. von Meißen, heiratete, die wir aus dem Sachsenkapitel unter dem brunonischen Namen als die Erbin von Braunschweig und Mutter der Kaiserin Richenza kennen.

Heinrich von Eilenburg, seit 1086 Herr der Ostmark, wurde 1090 als Nachfolger seines Schwagers Egbert und als erster Wettiner Markgraf von Meißen, womit er das Erbe der Eckartinger und der Egbertinger übernahm oder, wie man es auch formulieren

kann, zu dem lausitzischen Erbe der Geronen das meißnische der Brunonen fügte.

Meißen war jedoch damit noch kein gesicherter wettinischer Besitz, und sogar in der lausitzischen Ostmark wurden in den inneren Wirren und Bürgerkriegen jener Zeit die Wettiner vorübergehend beiseite gedrängt. Da des Eilenburgers nachgeborener Sohn Heinrich der Jüngere in jugendlichem Alter starb und damit die von Dedo begründete wettinische Linie erlosch, waren Meißen und die Lausitz fast zwei Jahrzehnte lang zwischen Wiprecht von Groitzsch, Albrecht dem Bären von Ballenstedt, Hermann von Winzenburg und Heinrichs des Jüngeren wettinischem Vetter Konrad umstritten. Erst 1130 konnte Konrad der Große von Wettin, der Ahnherr aller späteren Wettiner, die meißnische und erst 1136 auch die lausitzische Markgrafschaft zurückgewinnen und damit auf einer ähnlichen Grundlage wie zweihundert Jahre zuvor Gero der Große im thüringischen Markland eine Machtstellung schaffen, die sich aber durch ihre Dauerhaftigkeit von der Schöpfung Geros wesentlich unterschied.

Der thüringische Name war diesem Marklande allerdings bereits bald nach Geros Tode verlorengegangen, nachdem die nordthüringische und die südthüringische Mark in den Bistümern Merseburg und Zeitz-Naumburg aufgegangen und die ostthüringische und eigentliche thüringische Mark – vermutlich wegen ihrer Entlegenheit vom Kerngebiet des Stammes – immer ausschließlicher Mark Meißen genannt wurde. Wenn aber die Lausitz ursprünglich in der Hauptsache Ostmark (Marchia orientalis) genannt wurde, so ist es sehr fraglich, ob sich diese Bezeichnung auf das thüringische Stammland bezog. Da die Nordmark, aus der die Mark Brandenburg hervorging, als nordsächsische Mark galt, wird man die Lausitz besser als ostsächsische denn als ostthüringische Mark auffassen.

Dagegen bezieht sich ein anderer Name, der des sogenannten Osterlandes, zweifellos auf Thüringen, denn das zwischen Saale und Mulde gelegene Osterland (mit der „Mark Landsberg" als Kernstück) grenzt unmittelbar an das thüringische Stammland und stellt dessen Fortsetzung nach Osten dar. Das Osterland hat als besondere Markgrafschaft nur zeitweise eine eigene geschichtliche Rolle gespielt. Aber auf diese kommt es uns hier nicht an, sondern viel-

mehr darauf, daß sich in seinem Namen die auffällige Parallelentwicklung des thüringischen und des bayrischen Siedlungsraumes aufs deutlichste widerspiegelt.

Das Osterland ist namensmäßig ein thüringisches Österreich, wie wir Österreich umgekehrt ein bayrisches Osterland nennen können. Und da die Bezeichnung marchia orientalis – Ostmark oder Ostermark – sowohl für das Osterland als auch für die lausitzische Ostmark gebräuchlich war und zudem auch die Bezeichnung Osterleute für die thüringischen Markenbewohner belegt ist, so können wir als Osterland in einem weiteren Sinne das ganze Markland von der Saale über die Mulde und Elbe bis zur Oder, also das ganze obersächsisch-lausitzische Land kennzeichnen.

Die Analogien der geschichtlichen Entwicklung dieses „thüringischen Österreichs" und der des bayrischen liegen so offen zutage, daß wir sie nicht aufzuzählen brauchen. Nur auf den wichtigsten Tatbestand sei hingewiesen, daß nämlich in beiden Fällen, dem thüringischen wie dem bayrischen, die Vorverlegung der Ostgrenze dem Stammland die Bedeutung einer Grenzmark nahm, so daß schließlich hier wie dort die „Osterleute" den Mutterstamm, von dem sie herkamen, in den Hintergrund drängten. Der ebenso offensichtliche Unterschied zwischen den beiden Beispielen aber ist schon aus der Verschiedenheit der Namen zu entnehmen. Aus dem thüringischen Oster-Land konnte nie ein Oster-Reich erwachsen, da die Thüringer zwar ein Altstamm, aber kein solcher Großstamm wie die Bayern waren, weshalb sie auch weder als Stammvolk noch auch als Markvolk je die Führung des Reiches erwarben.

Auf den auffälligsten Unterschied in der Geschichte der beiden „Osterländer" haben wir bereits hingewiesen: während Bayern und Österreich sich selbständig nebeneinander entwickelten und trotz mancher Versuche dieser Art Österreich weder bayrisch noch Bayern je österreichisch geworden ist, ist Thüringen unmittelbar nach dem Aussterben seiner Landgrafen „osterländisch", nämlich wettinisch und meißnisch geworden und praktisch bis in unsere Tage hinein geblieben.

Als Heinrich Raspe 1247 starb, gab es zwei Hauptanwärter auf das ludowingische Erbe: Heinrichs meißnischen Neffen Heinrich den Erlauchten und seine thüringische Nichte Sophie, die Tochter Ludwigs und Elisabeths der Heiligen, die das Erbe für ihren

Sohn Heinrich von Brabant erstrebte. In langwierigen Kämpfen mußte Heinrich von Meißen sich mit Sophie von Brabant auseinandersetzen, bis er schließlich nach einem bei Wettin erfochtenen entscheidenden Sieg seine Ansprüche gegen Abtretung des hessischen Erbteils durchsetzen konnte.

Dadurch war Thüringen meißnisch geworden, was aber zunächst noch durchaus nicht die Aufgabe seiner Sonderheit bedeutete. Die Landgrafschaft bestand unter wettinischen Landgrafen fort, die wie die ludowingischen auf der Wartburg Hof hielten. Heinrich der Erlauchte selber trat noch zu seinen Lebzeiten Thüringen und die sächsische Pfalz seinem Sohne Albrecht dem Entarteten ab, und auch in den folgenden Jahrhunderten wurde die Landgrafschaft mehrfach an Seitenlinien des meißnischen Hauses gegeben.

Der letzte auf der Wartburg residierende Landgraf war Albrechts des Entarteten Urenkel Balthasar, der das Land seit der 1382 erfolgten Dreiteilung der wettinischen Länder in Meißen, Thüringen und Osterland besaß und 1406 starb. Mit Balthasars Sohn Friedrich dem Einfältigen, der 1440 kinderlos starb, endete diese letzte thüringische Nebenlinie von Meißen. Als Thüringen 1445 das nächste Mal vergeben wurde, geschah dies nicht mehr durch einen einfachen meißnischen Markgrafen, sondern durch einen Kurfürsten von Sachsen, zu welcher Würde Friedrich der Streitbare 1423 aufgestiegen war. Wilhelm der Tapfere aber, der damals Thüringen erhielt, war endgültig der letzte Landgraf. Mit seinem Tode erlosch 1482 die altthüringische Landgrafschaft. Als Landgraf Wilhelms Neffen Ernst und Albrecht drei Jahre nach seinem Tode die wettinischen Länder erneut aufteilten, wurde diesmal auch Thüringen selber geteilt, und diese Teilung Thüringens in eine ernestinische und eine albertinische Hälfte besteht mit geringen Variationen bis in die Gegenwart fort.

Thüringen als Neben-Sachsen

Es ist ein außerordentlich charakteristischer Vorgang, daß Thüringen, das seine Sonderheit als meißnisches Nebenland hatte wahren können, diese fast auf der Stelle einbüßte, als es zu einem sächsischen Nebenland geworden war – charakteristisch für die Tat-

sache, daß der thüringische Stamm fast seine ganze Geschichte hindurch im Schatten des übermächtigen Sachsenstammes gestanden hat.

Die 1485 nach rein dynastischen Gesichtspunkten erfolgte Erbteilung, bei der Südthüringen mit Wittenberg an die ernestinische, Nordthüringen mit Meißen an die albertinische Linie der Wettiner fiel, hatte das nahezu völlige Erlöschen des Thüringernamens zur Folge. War bei dieser ursprünglichen Teilung absichtlich im Interesse der Landeseinheit der Südwesten mit dem Nordosten und der Nordwesten mit dem Südosten kombiniert worden, so erfolgte durch die spätere Abtretung des wittenbergischen Kurkreises (mit der Kurwürde) an die Albertiner zwar eine bessere Arrondierung der beiden Teilgebiete, aber die frühere Einheit Thüringens blieb zerstört.

Die dann in den folgenden Jahrhunderten durch weitere Teilungen des ernestinischen Besitzes entstandenen zahlreichen thüringischen Teilfürstentümer wurden sächsische Herzogtümer genannt und demnach als Fortsetzungen des alten sächsischen Herzogtums aufgefaßt, das über Wittenberg und Meißen nach Thüringen gelangt war. So war Thüringen nicht allein zu einem sächsischen Nebenlande, sondern auch dem Namen nach zu einem „Neben-Sachsen" geworden.

Das war die vierte und, vom Namen her gesehen, dauerhafteste Berührung zwischen sächsischer und thüringischer Geschichte, nachdem schon in der Frühzeit der Sachsenstamm bei der Zerstörung des thüringischen Königreichs mitgewirkt, sodann die Ludolfinger zum sächsischen Herzogtum die Herrschaft über Thüringen erworben und endlich die Ludowinger die sächsische Pfalzgrafenwürde mit der der thüringischen Landgrafen vereinigt hatten.

Die Zersplitterung Thüringens in Teilherzogtümer nahm zeitweise phantastische Ausmaße an. Aus den älteren Linien Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg entstanden durch weitere Teilungen die Linien zu Eisenach und Altenburg, zu Gotha, Jena, Meiningen, Saalfeld, Römhild, Eisenberg und Hildburghausen. Und da entsprechend auch die zwischen den wettinischen liegenden reußischen und schwarzburgischen Gebiete immer wieder geteilt wurden, gab es für die sprichwörtliche deutsche Kleinstaaterei kein besseres Beispiel als die thüringischen Staaten.

Der Thüringername blieb in dieser sächsisch-wettinischen Vielfalt nur im Namen des Thüringischen Kreises erhalten, wie das nordthüringische Erbteil der Albertiner genannt wurde. Aus dem Thüringischen Kreis, neben dem es im sächsischen Kurfürstentum einen Meißnischen, einen Kurkreis, einen Leipziger und einen Erzgebirgischen Kreis gab, wurde 1652 das nichtsouveräne Fürstentum Sachsen-Weißenfels geschaffen, das ein knappes Jahrhundert hindurch bestand. Da zum gleichen Zeitpunkt mit den Fürstentümern Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz auch die alte nordthüringische und südthüringische Mark für kurze Zeit wiedererstanden, so kann man die 1652 erfolgte Dreiteilung der albertinischen Nebenländer durchaus mit jener Dreiteilung der altthüringischen Mark vergleichen, die 965 nach Markgraf Geros Tode erfolgte. Allerdings lagen die Neben- und Vorländer jetzt nicht mehr im Osten, sondern westlich von dem in sich geschlossenen Hauptkomplex – eine Tatsache, die den inzwischen erfolgten Wandel der Dinge aufs deutlichste unterstreicht.

Thüringer Land im Deutschen Reich

Da dem thüringischen Volke trotz aller dynastischen Zersplitterung das Bewußtsein der ursprünglichen stammlichen Einheit erhalten blieb, sind die Bestrebungen zur Stammeseinigung schon verhältnismäßig alt. In Thüringen hatte sich nicht nur das Prinzip der dynastischen Erbteilung selber ad absurdum geführt, das Schicksal der Zersplitterung hatte sogar eine neue Gemeinsamkeit geschaffen, und mochte man im einzelnen von Sachsen-Weimar-Eisenach oder von Sachsen-Koburg und Gotha sprechen, so war es doch zugleich auch üblich, die acht Kleinstaaten, die es seit 1826 gab – vier „sächsische", zwei schwarzburgische und zwei reußische – unter der Bezeichnung „Thüringische Staaten" zusammenzufassen. Und auf Atlanten der Vorkriegszeit, die im übrigen alle, auch die kleinsten Einzelfürstentümer des Deutschen Reiches säuberlich voneinander abgrenzen, kann man gleichzeitig die Länder Thüringens als ein Ganzes dargestellt sehen, das sogar den Namen Thüringen führt.

Pläne zur Einigung Thüringens hegte bereits Karl August von Weimar, der auf dem Wiener Kongreß die Bildung eines groß-

thüringischen Staates unter seiner Führung anstrebte. Er hatte damit keinen Erfolg, aber erhielt immerhin die ihm schon durch die relative Größe seines Landes zukommende Rolle eines primus inter pares durch die Verleihung der großherzoglichen Würde bestätigt.

Sodann gab es im Jahre 1848 im Zuge der damaligen Revolution eine Bewegung, die die Verschmelzung der thüringischen Staaten anstrebte. Sie scheiterte und mußte scheitern an dem Widerstand der Dynastien. Auch bei der Bereinigung der deutschen Landkarte im Jahre 1866 blieb das thüringische Problem ungelöst.

Erst die Beseitigung der Dynastien durch den Umsturz von 1918 schuf die Voraussetzung für die lange erstrebte Vereinheitlichung. Zunächst beabsichtigte man, auch die preußischen Enklaven und vor allem Erfurt als die einzige thüringische Großstadt in den neuzuschaffenden „Freistaat Thüringen" einzubeziehen. Als sich das als im Rahmen des Weimarer Staates undurchführbar erwies, begnügte man sich mit dem Zusammenschluß der wettinischen, schwarzburgischen und reußischen Staaten, wobei das mehr fränkische als thüringische Sachsen-Koburg sich durch Volksabstimmung für den Anschluß an Bayern entschied.

Wenn es so seit 1920 wieder ein besonderes thüringisches Land im Gefüge des Deutschen Reiches gibt, so drängt sich uns die Frage auf, welche Rolle dieses Thüringerland im Reichsganzen gespielt hat. Denn da es heute das Herzland des deutschen Volks- und Reichsraumes darstellt, ist die Vermutung naheliegend, daß es auch an dessen Geschichte einen wichtigen Anteil hat.

Um diese Frage befriedigend beantworten zu können, müssen wir das thüringische Stammland mit seinem meißnisch-obersächsischen Markenland zusammen betrachten, weil die beiden Länder stammesmäßig zueinander gehören und man die Bedeutung des Thüringertums erheblich unterschätzen würde, sähe man bei seiner Beurteilung von der Leistung der thüringischen Mark ab.

Thüringen in diesem weiteren Sinne ist das Mutterland der Reformation. Martin Luther ist ein Sohn des Thüringerlandes, und durch ihn wurde Wittenberg, die Hauptstadt des alten sächsischen Kurlandes, zur wichtigsten Pflanzstätte des protestantischen Glaubens. Der lutherischen Bibelübersetzung aber, die den wichtigsten Anstoß zur Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache gab, liegt die meißnische Sprache zugrunde. Daher wurde das vorbildliche

Hochdeutsch bis ins 18. Jahrhundert als „meißnisch" bezeichnet, was sich noch in der Benennung „Missingsch" für das halbmundartliche Hochdeutsch im niederdeutschen Sprachraum erhalten hat.

Stellt sich uns der thüringisch-meißnisch-sächsische Stammesraum, in dem noch heute eine in vielen Merkmalen einheitliche Mundart gesprochen wird, als das Ursprungsland der bedeutendsten geistigen Bewegung an der Schwelle der Neuzeit sowie unserer Sprache in ihrer heute gesprochenen Form dar, so ist es um so verwunderlicher, daß es für diesen stammesmäßig einheitlichen Raum, der auch im Verlaufe der Geschichte immer wieder zur Einheit strebte, keinen einheitlichen Namen gibt. Während man Schwaben, Schweizer und Elsässer als Alemannen sowie Bayern und Österreicher als Bajowaren zusammenfaßt, gibt es für Thüringer und Obersachsen keinen derartigen Oberbegriff. Wollte man analog zu Alemannen und Bajowaren einen solchen Namen bilden, so könnte man sie Ermunduren oder mit einem stärkeren Anklang an den Thüringernamen Ermunduringer nennen – mit einem Namen, der sich um so mehr empfähle, als er wörtlich Großthüringer bedeutet und daher eine noch zutreffendere Bezeichnung als die der Großschwaben als Alemannen und der Großbayern als Bajowaren ist.

Kehren wir zu unserer Frage nach der Rolle Thüringens in der deutschen Geschichte zurück, so kommen wir zu der wichtigsten Fragestellung, nämlich zur Frage nach der Rolle, die Thüringen in der Reichsgeschichte spielte. Diese Rolle ist nicht so bedeutend, wie man bei seiner zentralen Lage annehmen möchte, bietet aber doch der interessanten Einzelheiten genug.

Die passive, aber nichtsdestoweniger wichtige Rolle, die Thüringen als einem Besitztum der Ludolfinger bei der Begründung des deutschen Reichs aus dem östlichen Reichsteil des karolingischen Imperiums zukam, wurde bereits im Zusammenhang der thüringischen Stammesgeschichte gewürdigt. Wenn dann Eckart I. von Meißen noch vor dem Ende der Ludolfinger nach der Krone griff, so mochte er sich dazu durch seine in der Tat bedeutenden Verdienste um das Reich berechtigt fühlen, doch klingt in seiner versuchten Usurpation bereits das Gegenreichsmotiv an, das noch deutlicher als bei diesem thüringisch-meißnischen bei dem sächsisch-meißnischen

Markgrafen Egbert II. erkennbar ist, der in seinem aufrührerischen Kampfe gegen Heinrich IV. ein Gegenkönigtum erstrebte.

Unter der landgräflichen Herrschaft der Ludowinger ist Thüringen dann wieder eine, von kurzen Episoden abgesehen, verläßliche Bastion des Reichsgedankens. Erst unter Landgraf Hermann, der als Schirmherr der Minnesänger berechtigten Ruhm erntete, aber als Politiker wenig Charakter zeigte und zwischen der staufischen und der welfischen Partei beständig hin- und herschwankte, änderte sich das. Hermanns Sohn Heinrich Raspe schließlich, der letzte vom ludowingischen Stamme, bekannte sich offen zur Sache des Gegenreiches und ließ sich selbst zum Gegen- und Pfaffenkönig von Deutschland erwählen, ohne in seinem einjährigen Königtum Ruhm zu ernten.

Hatte Heinrich Raspe die Linie Eckarts und Egberts von Meißen fortgeführt, so wurde der Sohn des ersten besonderen wettinischen Landgrafen von Thüringen aus dem meißnischen Hause, Friedrich der Freidige, als Stauferenkel zu einem der wichtigsten Träger der staufischen Tradition in der nachstaufischen Zeit. Friedrichs Mutter war Kaiser Friedrichs II. Tochter Margarete, die Albrecht den Entarteten von Thüringen geheiratet hatte. Obwohl im Todesjahr seines Vetters Konradin erst ein zwölfjähriger Knabe, wurde Friedrich doch bald zum Mittelpunkt ghibellinischer Restitutionspläne. Die überlebenden Anhänger Konradins in Italien flehten seinen Großvater Heinrich den Erlauchten an, er solle ihnen ihren König, den sie Friedrich III. nannten, über die Alpen schicken. Alfons von Kastilien, als spanischer Stauferenkel zum römisch-deutschen König erwählt, erkannte den jungen Meißner als König von Sizilien an, und 1271 zog der thüringische Ritter Friedrich von Treffurt als „Generalstatthalter Friedrichs III. von Sizilien" nach Italien und wurde von den ghibellinischen Skaligern in Verona festlich empfangen.

So steht der junge Wettiner als legitimer Erbe der Staufer neben den Wittelsbachern, ist aber wegen seines jugendlichen Alters so wenig wie diese imstande, das staufische Erbe wirklich fortzuführen. Bei der Königswahl von 1273 vom Papst ausdrücklich aus der Zahl der Anwärter auf die Krone ausgenommen, ist Friedrich der Freidige, der in seinen Charakterzügen ein echter ritterlicher, liebenswürdiger und hochsinniger Staufer ist, in der Folgezeit

durch den Kampf um sein väterliches Erbe so stark in Anspruch genommen, daß ihm für weitergesteckte Ziele der Sinn vergeht. 1297 taucht er, von Adolf von Nassau aus seinen Erbländern vertrieben, einmal in Oberitalien bei den Ghibellinen auf. Vielleicht hat er damals an die Verwirklichung seiner italienischen Königsrechte gedacht, doch als er dann Thüringen und Meißen zurückgewann, hat er derartigen Plänen nicht nachgetrauert.

Während die Wittelsbacher immerhin mit Ludwig dem Bayern zur Krone gelangten, haben die Wettiner trotz ihres staufischen Blutserbes dieses Ziel nie erreicht. Nach Ludwigs des Bayern Tode wurde die Krone allerdings von der bayrischen Partei Friedrich dem Ernsthaften von Meißen, dem Sohn Friedrichs des Freidigen und Urenkel des Stauferkaisers Friedrich II., angeboten, aber das hätte die Entfesselung eines Bürgerkrieges gegen den Luxemburger Karl IV. bedeutet, und so lehnte Friedrich das Angebot ab.

Friedrichs des Ernsthaften Enkel Friedrich der Streitbare – nicht zufällig begegnen wir dem Staufernamen Friedrich jetzt als dem wettinischen Erbnamen – war der erste Kurfürst von Sachsen aus dem Hause Meißen. Dessen Urenkel aber war Kurfürst Friedrich der Weise, dem nicht nur als dem Landesherrn Luthers und Schutzherrn der Reformation, sondern auch deshalb für die Reichsgeschichte Bedeutung zukommt, weil ihm nach dem Tode Kaiser Maximilians von einer Anzahl deutscher Fürsten die Kaiserkrone angeboten wurde. Aber sowenig wie die anderen Wettiner Friedriche fühlte sich Friedrich der Weise von seiner schmalen meißnisch-thüringischen Basis aus imstande, die Führung des Reiches zu übernehmen, so daß statt seiner und auf seine Empfehlung hin Karl V. gewählt wurde.

Im wettinischen Thüringerlande aber, das nie an der Spitze des Reiches gestanden hat, blieb dafür die Erinnerung an das untergegangene Reich in Gestalt eines Mythos lebendig. Die Kyffhäusersage vom schlafenden Kaiser nämlich hat zunächst an den Thüringer Friedrich den Freidigen als den letzten Staufersprossen angeknüpft, dem die Zeitgenossen nachsagten, er trage das Wahrzeichen des Volkserlösers an sich. Erst später ist die Sage auf Friedrichs kaiserlichen Großvater, den eine entsprechende italienische Sage im Ätna schlafen wähnt, und schließlich auf den Ahnherrn Barbarossa, den größten aller Staufer, übertragen worden.

Es scheint uns aber ein gutes Sinnbild, daß der Mythos von der untergegangenen Reichs- und Kaiserherrlichkeit gerade im Herzlande dieses Reiches durch die Jahrhunderte gehegt worden ist, bis endlich das Reich selber wiedererstehen konnte.

Die Lothringer

Wie das deutsche Volk nicht aus vier, sondern aus fünf großen Altstämmen erwachsen ist, so ist das deutsche Reich des Mittelalters nicht auf der Grundlage von vier, sondern von fünf großen Stammesherzogtümern entstanden. Wenn sich aber bei den Stämmen zu den Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern als fünfter die Thüringer gesellten, so nahm unter den Herzogtümern neben dem sächsischen, fränkischen, schwäbischen und bayrischen die fünfte Stelle das lothringische ein.

Thüringer und Lothringer entsprechen sich also nicht nur durch die Ähnlichkeit ihres Namenstypus; sind die Thüringer der Stamm ohne Herzogtum, so kann man Lothringen umgekehrt als das Herzogtum ohne Stamm kennzeichnen. Soweit das lothringische Herzogtum dann aber doch zu einer besonderen Stammesbildung geführt hat, sind die Lothringer in ähnlicher Weise zu einem typischen Teilstamm (der Franken) geworden, wie die Thüringer einen typischen Nebenstamm (der Sachsen) darstellen. Und wie der thüringische Raum zwischen dem sächsischen und bayrischen das östliche Mittelstück des Reichsraumes ausfüllte, so der lothringische Raum das westliche Mittelstück zwischen dem friesischen und dem alemannisch-schwäbischen Stammesraum. In dieser Mittelstellung aber hat der lothringische Teilstamm das gleiche Schicksal der ständigen Schrumpfung erlebt, wie wir es an der Geschichte des thüringischen Nebenstammes bereits kennengelernt haben.

Stammes- und Volksnamen aus Vornamen

Der Lothringername stellt einen eigenen Namenstypus dar, der sehr selten ist: er ist aus einem Vornamen, dem des ersten Königs

von „Lotharingien“, entstanden. Wir müssen schon sehr weit Umschau halten, ehe wir auf ähnliche Namensbildungen stoßen. Das zu Galizien gehörige Lodomerien zum Beispiel ist von dem russischen Fürstennamen Wladimir – der wieder dem deutschen Waldemar entspricht – abgeleitet. Nicht weit davon entlegen ist das wie Lodomerien und Galizien teils ukrainisch besiedelte Bessarabien, dessen Name nichts mit Arabien zu tun hat, sondern von dem Namen Basarabs, des Stammvaters der ältesten rumänischen Dynastie, herzuleiten ist. Da wir Arabien genannt haben, können wir auch den Staat Ibn Sauds hier anführen, der heute, da er zwei verschiedene historische Landschaften, Nedschd und Hedschas, aber doch nicht die ganze arabische Halbinsel umfaßt, meist Saudien oder Saudarabien genannt wird. Bis ins innerste Asien führen uns schließlich Landschafts- und Volksnamen wie Usbekien und Dschagatai, die nach den Namen von Abkömmlingen Dschingiskhans gebildet wurden.

Noch weiter, nämlich bis zu unseren Antipoden gelangen wir, wenn wir unserer Aufzählung die ostasiatische Inselgruppe der Philippinen anfügen, deren Bewohner Filipinos heißen; Land und Volk sind nach dem spanischen Habsburgerkönig Philipp dem Zweiten genannt, unter dessen Regierung der Archipel von spanischen Seefahrern entdeckt wurde. Auf ganz entsprechende Weise sind die Namen der den Philippinen östlich benachbarten Inselgruppen der Marianen und Karolinen in der Südsee entstanden, die einst in spanischem und dann in deutschem Besitz waren und jetzt unter japanischem Mandat stehen. Vor allem aber gehört auch der ganze Kontinent Amerika in unsere Reihe, der seinen Namen bekanntlich nach dem ursprünglich deutschen Vornamen Amerigho (Emmerich) des Italieners Vespucci führt.

Neben Lothringen können wir abschließend auch noch einen weiteren deutschen Landesnamen von ähnlicher Bildung anführen, nämlich den des Heinzenlandes, wie das Burgenland früher hieß. Es war das Land des Volksstammes der oststeirischen Heinzen (mundartlich Heanzen oder Hienzen), die sich nach „Kaiser Heinz“ benannten, dem Salier Heinrich IV., der sie an der Magyarengrenze angesiedelt hatte. Da die von einem Frankenkaiser angesetzten „Heanzen“ noch heute einen gewissen fränkischen Einschlag aufweisen, bilden sie in stammes- ähnlich wie in namensmäßiger Hinsicht ein

östliches Gegenstück zu den Lothringern an der Westgrenze des deutschen Volksbodens.

Was Lothringen angeht, so legt seine Namensform, die es als Land der Lothar-inge kennzeichnet, die Vermutung nahe, daß es nicht nur nach seinem ersten König, sondern ebenso sehr nach dessen Sippe, dem lotharingischen Zweig des karolingischen Hauses benannt worden ist – wozu übrigens der Name Saudiens eine moderne Parallele darstellt, denn dieses arabische Königreich ist mehr nach dem Geschlecht Ibn Sauds als nach diesem selbst benannt, der eigentlich Abdul Asis heißt. Wie man die Franken und später die Franzosen zeitweise „Karlinger" nannte, so hieß das Land der Lothare – auch die späteren Herzöge waren Abkömmlinge einer Tochter Kaiser Lothars I. und Schwester König Lothars II. – Lotharingia. Und Lothar hieß auch der mit einer Tochter Lothars III. von Italien, des Urenkels des zweiten Lothar, vermählte vorletzte karolingische König des Westfrankenreiches, der nach Ottos des Großen Tod einen letzten Versuch zur Rückgewinnung des Stammlandes der Dynastie unternahm.

Chlotar – Lothar – Luther

So hat der lothringische Name ähnlich wie der sächsische und der bayrische, wenn auch auf andere Weise, eine Vorgeschichte: die Geschichte des Personennamens Lothar. Dessen älteste Form lautete Chlotahar, das heißt: „der Heerberühmte". In dieser Form oder in der wenig veränderten Chlotar war er bereits in der Dynastie der Merowinger häufig. Chlotar I. war der jüngste Sohn des großen Chlodwig – was „der Kampfberühmte" heißt – und erbte nach seiner Brüder Tode dessen ganzes Reich; vorher hatte er ein Teilreich ererbt, das sich von Amiens und Soissons bis zum Rhein und an die friesische Grenze, also über einen ähnlichen Raum wie das spätere Lotharingien erstreckte, wobei die Hauptstadt dieses „Chlotaringien" allerdings das am Westrande gelegene Soissons war.

Des ersten Chlotar Enkel Chlotar II., der Fredegunde jüngster Sohn, vereinigte noch einmal das ganze fränkische Reich und wurde zum Stammvater aller weiteren Merowinger. Von seinem

Sohn Dagobert I. stammte als dessen Urenkel und Sohn Chlodwigs II. König Chlotar III., der noch einmal König aller drei fränkischen Teilreiche war. Vollends ein Schattenkönig aber war Chlotar IV., der noch nicht einmal sicher in die merowingische Verwandtschaft einzuordnen ist.

Dieser letzte merowingische Chlotaringer wurde von Karl Martell auf den Thron gesetzt. So stand das Frankenreich zu seiner Zeit bereits ganz im Zeichen der Karolinger, die, zum Throne gelangt, ihre Söhne mit den Königsnamen der Merowinger benannten — wie es später entsprechend die Kapetinger als Nachfolger der westfränkischen Karolinger taten. So wurden Chlodwig und Chlotar in den gewandelten Formen Ludwig und Lothar zu typisch karolingischen Namen, und es folgten auf Karl den Großen sein Sohn Ludwig der Fromme und sein Enkel Lothar I. Dieser Kaiser Lothar, dessen Namen schon ein frühverstorbener Zwillingsbruder des Vaters getragen hatte, wurde dann zum Stammvater des bald ausgestorbenen „lothringischen" Zweiges des „karlingischen" Hauses und vor allem zum Vater des Königs Lothar von Lotharingien, von dem noch die Rede sein wird.

Die Namensform aber hat sich mundartlich weiterentwickelt zu der späteren Form Luther, die uns noch im Mittelalter im Namen Luthers von Braunschweig, des welfischen Hochmeisters des deutschen Ritterordens in Preußen und Urenkels eines Urenkels Lothars von Supplinburg begegnet. Am Beginn der Neuzeit aber tritt uns der alte deutsche Kaisername dann in dem Familiennamen des großen deutschen Reformators erneut entgegen, und in der Bezeichnung der Anhänger Luthers als Lutheraner, die von der römischen Partei ursprünglich als Ketzer- und Spottname gebraucht wurde, können wir sogar eine lateinische Parallelbildung zu der germanischen Namensableitung Lothringer erkennen.

Königreich Lotharingien

Die lothringische Geschichte fängt wie die thüringische mit einem Königreich an, das sich, wie das Thüringerreich über später sächsische und bayrische Gebiete, über Friesland und das alemannische Elsaß erstreckte. War das Königreich des thüringischen Neben-

stammes aber gleichsam ein Nebenreich des merowingischen Großreichs, das in diesem aufzugehen bestimmt war, so ging das Königreich des lothringischen Teilstammes umgekehrt als ein Teilreich aus dem Karolingerreich hervor.

Die Sonderung dieses karolingischen Teilreiches begann bereits wenige Jahre nach dem Tode Karls des Großen. Schon im Jahre 817 unternahm Ludwig der Fromme, der seinem Vater 814 gefolgt war, eine Aufteilung des Reiches, indem er für seine beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig im Westen Aquitanien und im Osten Bayern als Unterkönigreiche absonderte und sich selbst und seinem ältesten Sohne Lothar den Mittelraum des Reiches, also Neustrien, Burgund, Alemannien, Austrasien und Sachsen vorbehielt, wozu nach der Ausschaltung Bernhards von Italien auch dessen Königreich kam.

Diese Teilung, die nicht die erste karolingische war, die man dafür aber die erste lotharingische nennen kann, hatte infolge der nachherigen Haus- und Bürgerkriege keinen Bestand, obwohl sie, wie man zugestehen muß, allein die Möglichkeit eines Fortbestehens der karolingischen Reichseinheit hätte versprechen können, da sie dem Mittelreich ein ausreichendes Übergewicht über die Teilreiche des Westens und Ostens bewahrte. Bei einer neuen Teilung nach des aquitanischen Pippin Tode erhielt Lothar 839 außer Italien nur Austrasien und konnte sich von dieser schmalen Machtbasis aus, als er nach dem Tode des Vaters die Herrschaft über das ganze Reich beanspruchte, gegen die rebellierenden Brüder nicht durchsetzen.

So kam es 843 zur wichtigsten und beständigsten aller karolingischen Teilungen, der von Verdun, bei der Karl der Kahle außer Aquitanien Neustrien und Ludwig der Deutsche außer Bayern Alemannien und Sachsen erhielten, während für Lothar außer Italien nur das schmale austrasisch-burgundische Mittelstück des Reiches verblieb. Immerhin blieb mit diesem Mittelstück noch ein gewisser Vorrang verbunden, da es einmal das Stammland des Karolingerhauses umfaßte – Aachen war neben dem südlichen Rom Lothars nördliche Hauptstadt –, zum anderen aber das Land des Trägers der Kaiserkrone war.

Aber auch den Rang eines Kaiserlandes verlor es, als Lothar I. 855 sein Erbe unter seine drei Söhne teilte und dem ältesten Ita-

lien mit dem Kaisertum, dem jüngsten Burgund, dem mittleren Sohne aber, der gleich ihm Lothar hieß und schon vorher Friesland erhalten hatte, das austrasische Mittelstück als Königreich gab. Dies war damals ein Land ohne Namen, dem zwar noch der des merowingischen Teilkönigreichs Austrasien anhaftete, ohne daß dieser wirklich zutraf, denn Austrasien bedeutete Ostreich und nicht Mittelreich. Am ehesten wäre für dieses Land zwischen Ost- und Westfranken der Name Mittelfranken angemessen gewesen, aber auch dieser Name setzte sich nicht durch, sondern vielmehr – trotz der kurzen Zeitspanne, in der er zu Recht bestand – der des Königs und seiner Sippe, ein Zeichen mehr für das ausschließlich dynastische Denken dieser Frühzeit unserer Geschichte.

Nach dem Tode seines Bruders Karl erbte Lothar II. 863 einen Großteil von dessen burgundischem Königreich und nannte sich seitdem auch König von Burgund. Schon unter dem Namengeber Lotharingiens also begegnet uns jene enge Verbindung zwischen dem burgundischen und dem lotharingischen Schicksal, die für die weitere Geschichte der beiden Länder und nicht zuletzt auch beider Namen so charakteristisch werden und bis zum Aufgehen Lothringens in Burgund und umgekehrt Burgunds in Lotharingien führen sollte.

Nur vierzehn Jahre herrschte König Lothar über Lotharingien. Als er 869 starb, hinterließ er außer einer Tochter Berta nur einen illegitimen Sohn Hugo. Daher konnte sich Karl der Kahle von Westfranken des Landes bemächtigen und sich zum König von Lotharingien krönen lassen. Doch mußte er schon im folgenden Jahr im Vertrag von Mersen die östliche Hälfte des Landes an Ludwig den Deutschen abtreten, dessen Söhne 879 von Karls unmündigen Enkeln im Vertrag von Ribémont auch die Westhälfte erwarben, wodurch also das ganze „mittelfränkische" Reich mit dem ostfränkischen vereinigt war.

Wie wenig sicher und gefestigt die ostfränkisch-lotharingische Verbindung zu dieser Zeit war, zeigt ein von König Lothars Bastardsohn Hugo unternommener Versuch, mit Hilfe seines normannischen Schwagers Gottfried, dem Karl der Dicke Friesland hatte abtreten müssen, das Reich Lothars wieder herzustellen. Dieser Versuch, der als Zeichen für die Fortdauer lotharingisch-friesischer Beziehungen besonderes Interesse verdient, scheiterte

und endete 885 mit der Blendung Hugos, der 867 von seinem Vater zum Herzog im Elsaß eingesetzt worden war.

Ein zweiter Versuch zur Wiederherstellung Lotharingiens wurde statt vom friesischen Norden vom burgundischen Süden her unternommen. Der Welfe Rudolf, der sich im Januar 888 in Hochburgund hatte zum König wählen lassen, versuchte unmittelbar darauf, auch die nördlich vom Jura liegenden Teile des ehemaligen lotharingischen Reiches in seinen Herrschaftsraum einzubeziehen. Er ließ sich im März 888 in Toul von dessen Bischof zum König von Lotharingien krönen, forderte aber dadurch nur Arnulf von Kärnten, den ihm an Macht immerhin noch überlegenen Ostfrankenkönig heraus, der den Welfen auf Burgund beschränkte und auch für dieses Land zur Huldigung zwang. Obwohl Rudolf sich sowenig wie Karl der Kahle durchzusetzen verstand, können wir ihn nach Lothar und Karl immerhin als dritten in der lotharingischen Königsreihe zählen.

Arnulf von Kärnten, der den burgundischen Vorstoß nach Lotharingien in ähnlicher Weise wie sein Oheim Karl der Dicke den friesischen und sein Großvater Ludwig der Deutsche den westfränkischen Vorstoß abgewiesen hatte, sollte schließlich von Osten her selber einen letzten Versuch zur Wiederaufrichtung des lotharingischen Königtums machen. Kaiser Arnulf, selber ein unehelicher Karolingersproß, hatte außer seinem legitimen Nachfolger Ludwig dem Kind, mit dem das ostfränkische Königshaus erlöschen sollte, zwei natürliche Söhne, denen er eigene Königreiche zu schaffen strebte. Wie er Ratold, dem jüngeren der beiden Bastarde, 896 in Mailand zur lombardischen Königskrone zu verhelfen suchte, so hatte er schon vorher 895 den älteren Zwentibold zum König von Lotharingien eingesetzt.

Aber auch als ostfränkisches Bastardkönigreich hatte Lotharingien keinen Bestand. König Zwentibold – immerhin der einzige außer Lothar, der den Anspruch auf das Königtum überhaupt aufrecht erhalten konnte – vermochte sich gegen die rebellischen Großen seines Königreichs nicht durchzusetzen. Er scheiterte praktisch schon zu Lebzeiten seines kaiserlichen Vaters. Bald nachdem dieser 899 gestorben war, fiel er im Jahre 900 als das vorletzte Glied vom Mannesstamme der ostfränkischen Karolinger im Kampf gegen die lotharingischen Aufständischen.

Stammesherzogtum ohne Stamm

Der einzige Erfolg der Einsetzung Zwentibolds war negativer Art. Die neue Sonderung Lotharingiens bewirkte nämlich nichts anderes, als daß seine Zugehörigkeit zum ostfränkischen Teilreich wieder in Zweifel gesetzt und die Tendenzen zur Anlehnung an den Westen verstärkt wurden.

König Zwentibold hatte zu Beginn seiner so kurz befristeten Regierung den Grafen Reginar Langhals vom Hennegau, den mächtigsten unter den lothringischen Großen, zu seinem vertrautesten Ratgeber und Statthalter gemacht, sich aber dann bald mit ihm entzweit, worauf Reginar zum Führer der Opposition gegen das landfremde Königtum wurde. Als Sohn einer Tochter Kaiser Lothars selber ein halber Karolinger, glaubte er ein mindestens ebensogutes Recht wie der karolingische Bastardkönig zu haben.

So war Reginar, der schon 898, also noch zu Zwentibolds Lebzeiten als dux genannt wurde, nach des Königs Tode unbestritten der mächtigste Mann im Lande, der zum mindesten eine herzogsähnliche Stellung innehatte, die er ebenso geschickt wie die Mittellage des Landes zu nutzen wußte. Für seine Verschlagenheit ist es kennzeichnend, daß mit guten Gründen die These aufgestellt werden konnte, nach ihm habe der Fuchs der Tierfabel den aus Lothringen stammenden Namen Reinhart erhalten, wovon das französische renard und das niederdeutsche „Reinecke" stammen.

Um dem fuchsenschlauen Spiel des lothringischen Reinicke zu begegnen, bei dem man ständig mit der Gefahr eines neuen westfränkischen Vorstoßes rechnen mußte, machte das ostfränkische Königtum dem Grenzland ein Zugeständnis, indem es hier einen Herzog einsetzte, dem als erstem auch in Königsurkunden der herzogliche Titel zugebilligt wurde. Selbstverständlich war nicht an ein Stammesherzogtum, sondern an ein gleichsam als potenziertes Grafentum aufgefaßtes Beamtenherzogtum gedacht, wie aus einer Urkunde König Ludwigs des Kindes aus dem Jahre 903 hervorgeht, in der der lothringische Herzog als „dux regni quod a multis Hlotharii dicitur" in der Reihe der Grafen und Markgrafen genannt wird, in der auch Konrad von Franken, Burchard von Thüringen, Burchard von Schwaben und Luitpold von Bayern aufgeführt werden. Bemerkenswert ist es, daß Lothringen noch immer

als regnum, also als Königreich bezeichnet wird, und der Titel „dux regni" dürfte überhaupt einzig dastehen.

Der 903 genannte erste – und einzige – lothringische „Königsherzog" war der Konradinger Gebhard, ein Oheim des späteren deutschen Königs Konrad, dessen herzogliche Würde in Franken erst einige Jahre später auch in Königsurkunden Anerkennung fand. Wir erinnern uns hier des episodischen Versuches der Konradinger, unter Arnulf von Kärnten mit Konrads gleichnamigem Vater in Thüringen Fuß zu fassen. Wie damals nach Thüringen, so stießen sie von ihrer rheinfränkischen Basis jetzt nach Lothringen vor, wovon sie sich einen besseren Erfolg versprechen konnten, da Lothringen ja auch fränkisches Stammesland war.

Vielleicht haben die Konradinger damals nach einem großfränkischen Herzogtum gestrebt, das ihre ohnehin fast hausmeierliche Stellung im Ostfrankenreich noch hätte verstärken müssen. Es spricht für derartige konradingische Bestrebungen, daß im Jahre 906 ein Aufstand in Lothringen nicht von Herzog Gebhard, sondern von seinem Neffen Konrad niedergeworfen wurde. Trotz all dieser Bemühungen und obwohl Gebhard bei seiner Einsetzung einen Teil der Güter König Zwentibolds erhalten hatte, gelang es der Konradingersippe aber nicht, sich in Lothringen wirklich durchzusetzen, und so fand dieser Versuch mit Herzog Gebhards Tode im Jahre 910 sein Ende.

Als im darauffolgenden Jahr mit König Ludwig dem Kind das ostfränkische Königshaus erlosch und die Konradinger das Erbe der Karolinger antraten, nahm Lothringen an der Königswahl Konrads keinen Anteil mehr. Als Stammland des Karolingerhauses wandte es sich nun mit Entschiedenheit dem noch immer von Karolingern beherrschten Westfrankenreiche zu. Dabei hatte Reginar die unbestrittene Führung, dem damit, obwohl er sich selber nur comes et missus dominicus nannte, durchaus die Stellung eines Stammesherzogs zukam.

Ganz unbestritten konnte sich der herzoglichen Stellung erst Reginars Sohn Giselbert erfreuen, der den Namen des Ahnen Giselbert vom Maasgau führte, durch dessen Ehe mit Lothars Tochter Irmingard die Giselbertinger Blutserben der Karolinger waren. Der junge Giselbert folgte seinem Vater, obwohl er nicht mündig war, unmittelbar nach. Als er aber schließlich selber zur Regierung

gelangte, fand er sowohl im Ost- als auch im Westreich eine wesentlich andere Lage als sein Vater vor.

In Ostfranken hatten die Konradinger die Königsgewalt 919 an den Sachsen Heinrich übergeben, in Westfranken dagegen war das Königtum Karls des Einfältigen heftig umstritten. Giselbert fühlte sich so gut wie die Kapetinger oder Burgunder zur Nachfolge der Karolinger in Westfranken berufen und strebte daher wie diese nach der Krone. Als an seiner Stelle aber dann Rudolf von Burgund zum Ziele gelangte, wollte er sich diesem nicht unterwerfen und rief den Ostfrankenkönig Heinrich zu Hilfe.

Dieser wußte die veränderte Lage geschickt zu nutzen, nahm zunächst die lothringischen Erzbistümer Köln und Trier in Besitz und zwang endlich im Jahre 925 Herzog Giselbert selber zur Huldigung. So wurde das Jahr 925, das der Anlaß zu der Tausendjahrfeier der Rheinlande von 1925 war, zu einem ähnlichen Entscheidungsjahr für den deutschen Westen, wie es dann 929, das Jahr der Eroberung von Brandenburg und der Gründung von Meißen, für den deutschen Osten werden sollte. Noch vor dem thüringischen Ostflügel wurde von König Heinrich der lothringische Westflügel dem auf dem soliden Fundament der vier alten Großstämme errichteten deutschen Reichsbau angefügt.

Der ehrgeizige und leidenschaftliche Giselbert erwies sich allerdings, obwohl er durch seine Ehe mit Heinrichs Tochter Gerberga noch enger mit dem Reich verbunden wurde, als ein recht unsteter Bundesgenosse. Nachdem dem Schwiegervater der Schwager Otto als deutscher König gefolgt war, beteiligte sich der Lothringer an einer Rebellion, bei der er 939 im Rhein ertrank. Darauf setzte Otto 940 zuerst seinen Bruder Heinrich als Herzog ein, ersetzte diesen aber, da er sich nicht halten konnte und aus Mißmut darüber eine Verschwörung gegen das Leben seines Bruders anzettelte, noch im gleichen Jahre durch einen lothringischen Grafen, der die Vormundschaft über Giselberts unmündigen Sohn Heinrich erhielt.

Als dieser Neffe des Königs 944 fast gleichzeitig mit seinem Vormund starb, gab Otto das Herzogtum seinem Schwiegersohn Konrad dem Roten, einem Enkel König Konrads I. und Stammvater des jüngeren, später Salier genannten konradingischen Hauses. Wenn mit dieser Betrauung der großfränkische Versuch der älteren

Konradinger erneuert wurde, so sollte er doch um nichts glücklicher enden. Als Konrad dem Beispiel Giselberts und Heinrichs folgte und gegen den König rebellierte, verlor er 953 sein Herzogtum. Zwei Jahre später ist er auf dem Lechfeld im Kampf gegen die Ungarn gefallen.

Nachdem sich das Stammesherzogtum ohne eigenen Stamm, das aber immer noch das größte und mächtigste aller Herzogtümer war, so mehrfach als ein höchst gefährlicher Unruheherd erwiesen hatte, verlieh der König es an seinen geistlichen jüngsten Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, der nächst Otto der begabteste unter den Söhnen König Heinrichs war und wie jener „der Große" zubenannt wurde. Als Erzbischof-Herzog von Köln und Lothringen war Bruno der Große der erste Träger des Titels archidux = Erzherzog, der später von seinen Nachfolgern auf dem Kölner Erzstuhle nach der Erwerbung des Herzogtums Westfalen aus dem Erbe Heinrichs des Löwen erneuert wurde.

So glücklich die einstweilige Lösung der lothringischen Frage durch die Verleihung des Dukats an Bruno war, so konnte sie doch schwerlich von Dauer sein, da die geistliche Gewalt nicht ohne weltlichen Arm auskam und gerade in einem so umfangreichen Stammesgebiet wie dem lothringischen am allerwenigsten. Daher setzte Erzherzog Bruno schon 959 zwei Unterherzöge ein, nämlich in dem moselfränkischen Oberlothringen (Lotharingia superior) den Grafen Friedrich von Bar und in dem salfränkischen Niederlothringen (Lotharingia inferior) Gottfried von Mons, seinen Stellvertreter für die Waffenführung.

Damit war der Anfang zur Aufteilung Lothringens gemacht, die mit dem Tode Brunos des Großen im Jahre 965 ihren Abschluß fand. Die von Bruno eingesetzten Unterherzöge erkannten seine Nachfolger im Erzstift nicht mehr als ihre Oberherren an. So nennt sich Herzog Friedrich von Oberlothringen in einer Urkunde Fridericus gratia Dei et electione Francorum dux, mit einem Titel, der vor allem dadurch bemerkenswert ist, daß der moselfränkische Herzog hier statt als Lothringer- als Frankenherzog erscheint.

Nur in dem näheren Umkreis von Köln, dem alten ripuarischen Stammesgebiet, scheinen die Kölner Erzherzöge den Dukat Brunos behauptet zu haben, da sie mehrfach vor 1180 Herzöge genannt werden und später ein Erzbischof in Ripuarien mit dem ausdrücklichen

Hinweis ratione ducatus sui zu Gericht sitzt. Vermutlich war bereits Erzbischof Bruno Herzog in Ripuarien und Erz- oder Oberherzog im übrigen Lothringen oder – wie es auch genannt wurde – Gallien.

Wenn in der Tat bei Brunos Tode ein Zerfall Lothringens in drei Teile erfolgte, so liegt hier eine erstaunliche Parallele zu dem Zerfall der thüringischen Mark Geros vor, zumal der thüringische Markherzog Gero der Große im gleichen Jahre 965 wie der lothringische Erzherzog Bruno der Große gestorben ist. Wie die Anfügung des lothringischen Westflügels und des thüringischen Ostflügels an den deutschen Reichsbau unter König Heinrich fast gleichzeitig erfolgte, so ist unter Otto dem Großen die innere Aufgliederung dieser Gebiete vollends gleichzeitig geschehen, was im Westen wie im Osten die Beschränkung des Namens auf einen kleinen Teilraum zur Folge hatte.

Niederlothringen und Oberlothringen

War Lothringen vor seiner Aufteilung größer als alle anderen Stammesherzogtümer gewesen – außer Bayern, als es noch Kärnten und Verona mitumfaßte –, so waren die Teilherzogtümer Nieder- und Oberlothringen nicht unwesentlich kleiner als die übrigen Stammesgebiete. So war das Streben nach Wiedervereinigung der beiden wichtigsten Teile nur natürlich. Wie Bayern und Kärnten nach ihrer Trennung im Jahre 976, so sind auch Nieder- und Oberlothringen nach 959 noch mehrfach vereinigt oder ist ihre Vereinigung zum mindesten erstrebt worden, so daß wir der Sonderbetrachtung der beiden Teilherzogtümer eine gemeinsame Betrachtung ihrer Anfangsschicksale vorausschicken müssen.

Der Niederlothringer Gottfried starb 964 schon vor Erzherzog Bruno. Das Herzogtum wurde erst 976 erneut verliehen, und zwar an den Karolinger Karl, einen Bruder des Königs Lothar von Westfranken. Diese Belehnung ist nicht nur deshalb beachtenswert, weil durch sie ein Angehöriger des älteren karolingischen Königshauses zum Lehnsmann eines ottonischen Kaisers wurde, sondern vor allem deshalb, weil damit die westfränkischen Karolinger kurz vor ihrem Aussterben in das Stammland ihres Hauses zurück-

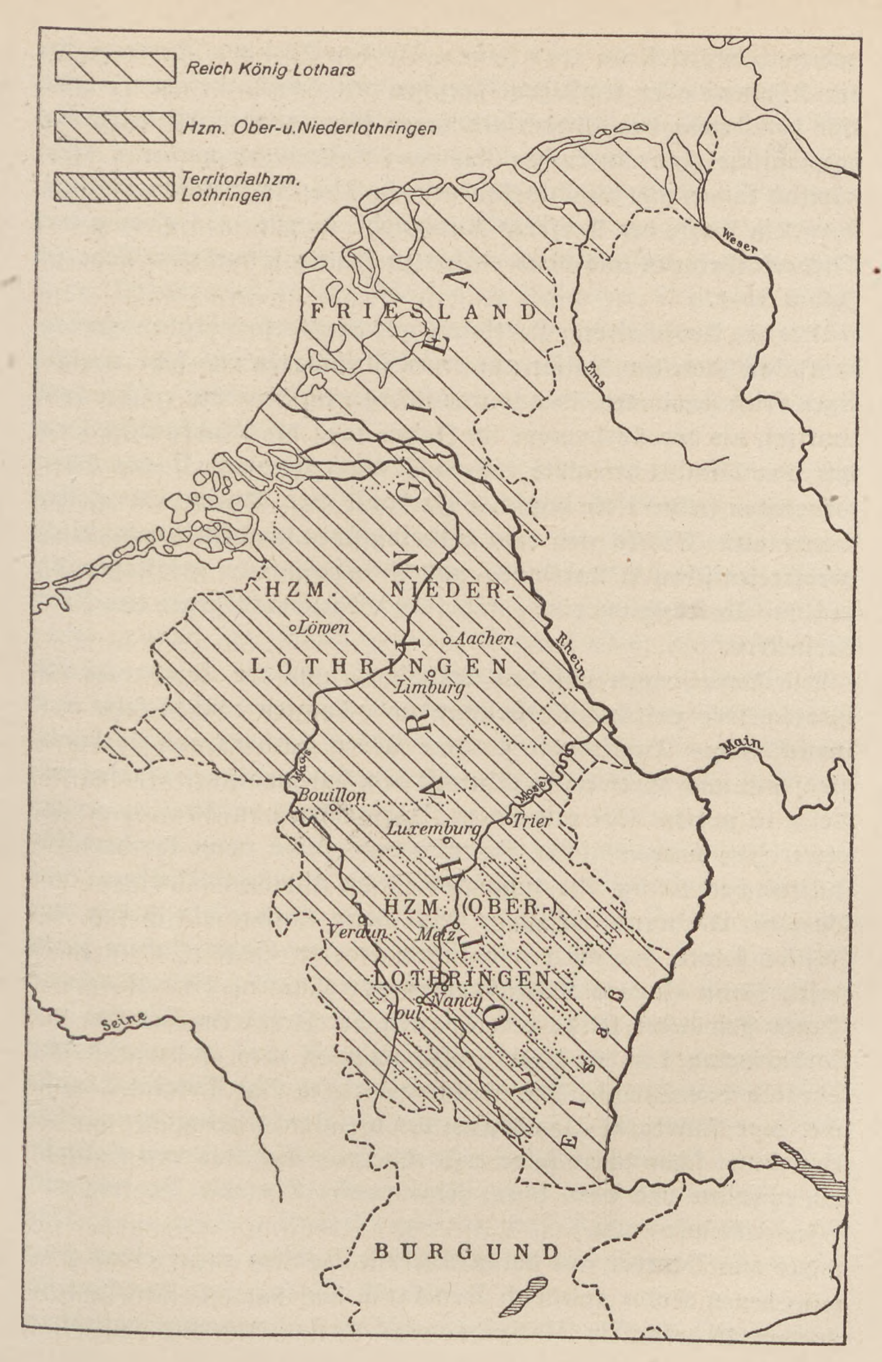
gekehrt sind. Wie wir dem vorletzten deutschen Karolinger Zwentibold als dem letzten lotharingischen König begegneten, so sehen wir jetzt den vorletzten und den letzten französischen Karolinger als lothringische Herzöge. Denn Karl von Lothringen überlebte seinen Neffen Ludwig V. von Westfranken, auf den im Jahre 987 Hugo Kapet folgte, und Karls Sohn Otto, der seinem Vater 992 in Niederlothringen folgte, überlebte auch noch die Jahrtausendwende und starb als letzter seines einst so hochberühmten Stammes im Jahre 1011 oder 1012.

Auf die Karolinger folgte in Niederlothringen ein anderes, ebenfalls recht bemerkenswertes Geschlecht, das der Gozelonen oder Gottfriedinger von Verdun. Statt der luxemburgischen Sippe seiner Gemahlin Kunigunde, die ihm schon in Bayern genug Ungelegenheiten bereitet hatte, setzte Kaiser Heinrich II. in Niederlothringen 1013 den gleich den Lützelburgern in Oberlothringen beheimateten Grafen Gottfried von Verdun ein, dem 1024 sein Bruder Gozelo folgte.

In Oberlothringen hatte in der Zwischenzeit das Geschlecht des ersten Herzogs Friedrich von Bar fortgeblüht. Es starb 1033 mit Herzog Friedrich II. aus, worauf die Grafschaft Bar durch Erbschaft an die Mömpelgarder Grafen fiel, die später eine eigene Grafenlinie von Bar abzweigten, während das oberlothringische Herzogtum von Kaiser Konrad II. an den Niederlothringer Gozelo verliehen wurde.

Diese nochmalige Vereinigung Gesamtlothringens in einer Hand sollte hernach auf mittelbare Weise zu einer schweren Gefahr für das Reich werden. Indem nämlich Kaiser Heinrich III. Lothringen wieder aufteilte und Gozelos ältestem Sohn, dem begabten und ehrgeizigen Gottfried dem Bärtigen 1044 bei des Vaters Tode nur Oberlothringen, Niederlothringen dagegen seinem Bruder Gozelo II. gab, erweckte er sich in Gottfried seinen gefährlichsten Feind und Gegenspieler, den er nie ganz zu überwinden vermochte und der schließlich allein dadurch, daß er ihn überlebte, den Sieg davontragen sollte.

Zunächst gelang es dem Kaiser, den rebellischen Herzog, der sich abwechselnd mit der französischen Krone und dem Grafen von Flandern verbündete, auszuschalten und ihm auch das oberlothringische Herzogtum zu entziehen, das er dem Grafen Albrecht von Elsaß



II. Von Lotharingien zu Lothringen

und nach dessen Tode 1048 seinem Bruder Gerhard übertrug, der der Ahnherr aller künftigen Herzöge von Oberlothringen wurde. Und da Gozelo von Niederlothringen schon 1046 starb, hatte das gozelonische Haus in kurzer Zeit ganz Lothringen verloren. Hier nämlich kamen nun die Lützelburger ans Ziel: Friedrich von Lützelburg, ein Neffe der Kaiserin Kunigunde, wurde 1046 Herzog von Niederlothringen und blieb es bis zu seinem söhnelosen Tode im Jahre 1065.

Mit der Ausschaltung Gottfrieds aus dem lothringischen Herzogtum aber hatte der Kaiser nur einen scheinbaren und sehr vorläufigen Sieg gewonnen. Das wurde schlagartig geradezu erschreckend deutlich, als der Lothringer im Jahre 1054 die Markgräfin Beatrix von Tuszien heiratete, die als Tochter Friedrichs II. von Oberlothringen selber lothringischer Herkunft war. Durch diese Heirat wurde eine Brücke von dem lothringischen zu dem lombardisch-oberitalienischen Widerstands- und Unruhezentrum geschlagen, die in ihrer Vereinigung eine gefährliche Gegenmacht gegen das Reich darstellten.

Die Beziehungen zwischen Lothringen und der Lombardei und insbesondere zwischen Lothringen und Tuszien reichen sehr weit zurück. Schon Bertha, die Tochter König Lothars von Lotharingien, war nach ihrer ersten Ehe mit dem burgundischen Grafen von Arles in zweiter Ehe mit einem Markgrafen von Tuszien verheiratet. Ihr burgundischer Sohn Hugo wurde dann lombardisch-italienischer König, ihr tuszischer Sohn Lambert Markgraf von Tuszien. Während auf Hugo sein Sohn Lothar als König von Italien folgte, begegnen wir einem anderen Sohn Hubert sowie dessen Sohn Hugo als Markgrafen von Tuszien. Mit Markgraf Hugos Schwester Willa von Tuszien, der Urenkelin Berthas von Lotharingien, kam die Markgrafschaft dann 1001 an deren Gatten Thedald von Canossa. Der Sohn aus dieser Ehe Tuszien-Canossa aber war Markgraf Bonifazius, der die alte lothringisch-tuszische Beziehung schon durch seine erste Ehe mit Richildis von Lothringen erneuert und dann durch seine zweite Ehe mit Beatrix noch fester geknüpft hatte.

Als nun Beatrix, aus deren Ehe mit Bonifaz außer einem jung gestorbenen Sohn Friedrich Bonifaz II. die später so berühmt gewordene Markgräfin Mathilde von Canossa hervorgegangen war,

in zweiter Ehe ihren Landsmann Gottfried von Lothringen heiratete, war die tuszisch-lothringische Verbindung zu einer um so gefährlicheren Innigkeit gediehen, als sie nun im Gegensatz zu früher einen entschieden reichsfeindlichen Akzent hatte. Sowohl Tuszien als auch Lothringen waren Zentren der cluniazensischen Bewegung, und wenn die Markgräfin Beatrix ebenso wie Herzog Gottfried zu ihren Anhängern zählte, so hatte das etwas anderes als die gläubige Anhängerschaft des Kaisers zu bedeuten. Erstrebte Kaiser Heinrich ernstlich die kirchliche Reform, so benutzten die Feinde des Reichs den revolutionären Schwung der Bewegung von Cluny, um dem Reiche selber Abbruch zu tun, was ihnen nur zu bald und nur zu gut gelingen sollte.

Der Kaiser war gegenüber den Gefahren, die ihm aus der tuszisch-lothringischen Verbindung erwuchsen, keineswegs blind, und so begegnete er ihnen, indem er Beatrix und Mathilde kurzerhand gefangensetzte. Aber Gottfrieds Bruder Friedrich, einer der Führer der reichsfeindlichen Kirchenpartei, wußte sich dem Zugriff Heinrichs zu entziehen, indem er nach Monte Cassino flüchtete, dessen Mönche ihn zu ihrem Abt erwählten. So war die Entscheidung nur hinausgeschoben, und als der Kaiser 1056 unter Hinterlassung eines minderjährigen Erben starb, erwies sich die Verbindung Lothringen-Canossa als ein Verhängnis sowohl für das kaiserliche Haus als auch für das Reich.

Wenn schon der Kaiser des ungebärdigen Herzogs nur mühsam und unvollständig Herr geworden war, so mußte eine so schwache und unfähige Frau wie seine Witwe Agnes von Poitou angesichts eines derartigen Gegenspielers vollends versagen. Als der kaiserfreundliche Papst Viktor II., der Vormund des jungen Königs Heinrich IV., schon ein Jahr nach dem Kaiser starb, erhob die lothringische Partei in Rom Gottfrieds Bruder Friedrich von Lothringen als Stephan IX. zum Papst, so daß die beiden lothringischen Brüder in ihren Händen die stärkste geistliche und weltliche Macht Italiens vereinten. Es heißt, der lothringische Papst habe seinen Bruder zum Kaiser erheben wollen, was durchaus auf der Linie ihrer gemeinsamen Bestrebungen lag, doch starb Stephan IX. nach noch nicht einmal einjährigem Pontifikat, wodurch zweifellos viele Pläne Gottfrieds zunichte wurden.

So mußte dieser sich zunächst mit der bereits durch Papst Viktor

1056 vermittelten Rückgabe seiner Eigengüter und der Mark Antwerpen sowie mit der Anwartschaft auf Niederlothringen zufrieden geben, das ihm erst 1065 nach dem Tode Friedrichs von Lützelburg zufiel. Trotzdem spielte er auch weiterhin eine unheilvolle Rolle. Er hatte sowohl bei der schmählichen Entführung des jungen Königs in Kaiserswerth wie auch bei den mannigfachen Machenschaften der rheinfeldisch-northeimisch-zähringischen Fürstenopposition seine Hände im Spiel, und als sich dem herangewachsenen und mündig gewordenen König dann die einzigartige Möglichkeit bot, auf einen Ruf des von den Normannen bedrohten Papsttums hin nach Rom zu ziehen und die Kaiserkrone zu erwerben, da wußte der Lothringer, der Italien bereits als seine Hausmacht zu betrachten schien, diesen Plan zu sabotieren, indem er selber einen Romzug unternahm, der zwar erfolglos blieb, aber zur Einigung zwischen Papst und Normannen führte.

Den eigentlichen Investiturstreit und den damit zusammenhängenden deutschen Bürgerkrieg hat Gottfried der Bärtige, der 1069 in Verdun starb, nicht mehr erlebt. Man darf es als sicher betrachten, daß er in diesem Streit nicht nur eine, sondern schlechthin d i e führende Rolle gespielt haben würde, zu der er sich infolge seiner größeren Machtstellung weit besser als Rudolf von Rheinfelden und Otto von Northeim geeignet hätte. Doch ist deren Wirksamkeit, die in das Ereignis von Canossa gipfelte, schwer ohne seine Vorläuferschaft denkbar. Zweifellos war der Lothringer unter den Wegbereitern des späteren burgundisch-sächsischen Aufstandes gegen das Reich der weitaus wichtigste.

In diesen Bürgerkriegen selber aber spielte Lothringen eine durchaus andere Rolle, als man nach dem Beispiel des bärtigen Gottfried erwarten mußte. Sein Sohn Gottfried der Bucklige, der als ein ebenso energischer wie feingebildeter Mann bezeichnet wird, nahm eine der väterlichen genau entgegengesetzte Stellung ein. Obwohl auch er mit einer Tuszierin, nämlich mit seiner Stiefschwester Mathilde von Canossa verheiratet war, war er kein Anhänger, sondern ein entschiedener Gegner aller cluniazensischen Politik. Er war daher in dem schweren Kampfe Heinrichs IV. einer der treuesten und ausdauerndsten Parteigänger des Reichs gegen seine inneren wie äußeren Feinde, der in der Schlacht an der Unstrut 1075 an der Spitze der Lothringer tapfer gegen die aufständischen Sachsen focht

und 1076 dem Wormser Konzil beiwohnte, das die Absetzung Papst Gregors VII. beschloß.

Kurz danach fiel er im Kampf gegen die Friesen, wodurch dem König gerade zu Beginn der wichtigsten Auseinandersetzung sein treuester Gefolgsmann genommen wurde. So hat Gottfried die Schmach von Canossa, die er trotz seiner nahen Beziehung zu der Herrin dieser Burg kaum hätte verhindern können, nicht mehr erlebt. Da aus der Ehe mit seiner Stiefschwester keine Kinder hervorgegangen waren, starb das Haus der Gottfriedinger mit ihm aus, und Niederlothringen wurde von Heinrich IV. nun dem eigenen Sohne Konrad verliehen.

Der Erbe der Gottfriedinger war des jüngeren Gottfried Neffe Gottfried von Bouillon, der Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und der Ida von Lothringen. Gottfried von Bouillon war wie sein Oheim ein treuer und beständiger Vorkämpfer des Reiches. In der entscheidenden Schlacht, in der Rudolf von Rheinfelden fiel, soll Gottfried es gewesen sein, der dem meineidigen Gegenkönig die Schwurhand abschlug. Auch an der zweiten Italienfahrt Heinrichs, die bis Rom führte und das erstrebte Ziel der Kaiserkrönung erreichte, nahm Gottfried teil, und so erhielt er nur einen schon längst verdienten Lohn, als ihm der Kaiser 1089 zu den von den Gottfriedingern ererbten Grafschaften Verdun und Bouillon und der Mark Antwerpen das Herzogtum Niederlothringen verlieh.

Seinen höchsten und dauerhaftesten Ruhm aber erwarb Gottfried von Bouillon schließlich durch seine Führerschaft im ersten Kreuzzug, die 1099 mit seiner von ihm in echter Demut abgelehnten Wahl zum König von Jerusalem endete. Schon im folgenden Jahr ist dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, der tiefe christliche Gläubigkeit mit treuem Dienst am Reiche zu vereinen wußte, im fernen Morgenland ohne Erben gestorben, womit in der Geschichte Lothringens ein wichtiger Abschnitt sein Ende gefunden hat.

Nur von einer Kuriosität haben wir noch kurz zu berichten, nämlich von dem Fortleben von Gottfrieds lothringischem Herzogstitel in der ihm von der Mutter überkommenen kleinen Grafschaft Bouillon. Gottfried hatte dieses Ländchen, um die Mittel für den Kreuzzug aufzubringen, 1095 an das Bistum Lüttich verpfändet. Später kam Bouillon mit dem benachbarten Sedan durch Erbschaft von einer Nebenlinie der deutschen Grafen von der Mark in den

Besitz der Vicomten von Turenne, die sich in Erinnerung an Herzog Gottfried – wie 1552 schon einer der Fürsten von Mark-Sedan – Herzöge von Bouillon nannten, obwohl das „Herzogtum" außer dem Städtchen Bouillon (Beulen) nur 22 Dörfer umfaßte. Nach dem Erlöschen des herzoglichen Hauses, aus dem der berühmte französische Marschall Turenne hervorging, kam Bouillon 1821 über die Rohans an den luxemburgischen Teil der Vereinigten Niederlande. Es gehörte damit immer noch zum Gebiet des Deutschen Bundes und wurde nach dem Aufstand von 1830 erst 1837 endgültig mit Belgien vereinigt.

Lothier – von den Saliern zu den Belgiern

Nach ihrer letzten Vereinigung unter den Gottfriedingern haben sich die Schicksale Nieder- und Oberlothringens für immer getrennt. Das kommt auch in der Namensgeschichte zum Ausdruck, und zwar besonders deutlich in der französischen. Während der lothringische Name nämlich im deutschen Sprachgebrauch nur für das eine der beiden Teilgebiete in Übung blieb, hat die französische Sprache den Namen für beide Lothringen bewahrt, und zwar für beide bemerkenswerterweise in verschiedener Form. Während Oberlothringen den auf das alte Lotharingia zurückgehenden Namen Lorraine führt, wurde Niederlothringen noch lange, und zwar auch noch zu einer Zeit, in der es bei den Deutschen längst Brabant hieß, Lothier genannt. Die niederlothringischen Herzöge von Brabant hießen bei den Franzosen – und danach teilweise auch bei den Deutschen – Herzöge von Lothier. Die Ableitung dieser Namensform ist umstritten. Sie wird auf älteres Lothoregia zurückgeführt, kann aber vielleicht auch unmittelbar von Lotharium hergeleitet werden.

Wenden wir nun diesem nicht eigentlich lotharingischen, sondern „lotharischen" Niederlande unsere spezielle Aufmerksamkeit zu, so müssen wir zunächst einen geschichtlichen Rückblick tun. Die Aufteilung von 959, die 965 zum Auseinanderfall der Teilgebiete führte, war nämlich durchaus kein Willkürvorgang, vielmehr waren die Teile, in die Lothringen damals zerfiel, alte Teilstammesgebiete. Wir streiften schon die Sondergeschichte des Kölner

Dukats, der auf den alten ripuarischen Teilstamm des Frankenvolkes zurückzuführen ist, und auf Oberlothringen als ein moselfränkisches Teilstammesherzogtum werden wir im folgenden Abschnitt zu sprechen kommen.

Niederlothringen aber verdient deshalb hervorragende Beachtung, weil es das Land des alten Kernstammes der Franken, der Salier ist. Wir nannten Lothringen schon mehrfach das Stamm- und Kernland der Karolinger, in ganz besonderem Maße aber ist das gerade das niedere Lothringen, wo Heristal und Landen liegen, nach denen zwei der älteren Pippine benannt sind. Niederlothringen war aber auch bereits das Kern- und Stammland der Merowinger, deren älteste Königsresidenzen hier liegen. Von diesem salischen Kernlande aus eroberte Chlodwig das fränkische Großreich, und wenn wir das Erbteil seines jüngsten Sohnes Chlotar mit dem Namen „Chlotaringien" als ein vorweggenommenes Lotharingien kennzeichneten, so stimmt auch dies zu unserer Gleichung, denn Chlotar erbte in der Hauptsache das altsalische Land.

Nach neueren Feststellungen blieb das Bewußtsein der salischen Abstammung bei der Bevölkerung Niederlothringens bis in das hohe Mittelalter erhalten. Noch im 12. Jahrhundert werden niederlothringische Fürsten Salier genannt, und noch später wird das deutsche Kaiserhaus der (jüngeren) Lützelburger vom Stamme der niederlothringischen Limburger ausdrücklich als salisch bezeichnet, was um so sinnvoller erscheint, als der limburg-lützelburgische Kaiser Heinrich VII. in der Tat als ein Erneuerer der salischen Kaiserherrlichkeit auftrat. Noch heute gibt es in den Niederlanden östlich vom Zuidersee eine kleine Landschaft mit dem Namen Salland, die allerdings jenseits der alten Grenzen Niederlothringens im friesischen Raume liegt, also ihren salischen Charakter schon sehr früh verloren haben muß. Auch sonst umfaßte Niederlothringen keineswegs das ganze salische Stammland, sondern nur dessen Kern- und Hauptgebiete.

Als Salierland war Niederlothringen eigentlich das Kernland des ganzen Reiches, doch hatte es diese Bedeutung schon mit den karolingischen Teilungen und vollends nach dem Aussterben der Karolinger eingebüßt. Im Westreich, wo die Kapetinger folgten, wurde Francien, im Ostreich, wo die Konradinger folgten, entsprechend Rheinfranken zum neuen Kernland. Der salische Kern des

fränkischen Großreiches hatte sich gleichsam in einen francischen und einen rheinfränkischen Kern aufgespalten, so wie aus dem Großreich der Frühe sowohl Frankreich als auch das deutsche Reich hervorgegangen sind.

Hatte Lothringen unter seinen gottfriedingischen Herzögen immerhin noch eine gewisse Rolle in der Reichsgeschichte gespielt, so wurde es nach deren Ende mit dem Tode Gottfrieds von Bouillon gänzlich zu einem Randgebiet, das nun noch weitere Aufteilungen nach rein territorialen Gesichtspunkten erlebte, so daß wir schließlich gerade im niederlothringisch-niederländischen Raume ein dynastisches Chaos sondergleichen vorfinden.

Als Gottfrieds Nachfolger setzte der Kaiser im Jahre 1101 den Grafen Heinrich von Limburg in Niederlothringen ein, einen Enkel des mehrfach genannten Herzogs Friedrich aus dem lützelburgischen Hause, der 1046 bis 1065 zwischen Gozelo II. und Gottfried II. dem Bärtigen das Land beherrscht hatte. Friedrich von Lützelburg hatte seinem Schwiegersohn Walram von Arlon einen Teil seines Gebietes abgetreten, so daß dieser, der dann die Limburg erbaute und sich nach ihr benannte, eine bedeutende Machtstellung besaß. Walrams Sohn war Heinrich von Limburg, der 1101 Herzog von Niederlothringen wurde.

In den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohn Heinrich V., die sich vorzugsweise in den fränkisch-lothringischen Gebieten abspielten, verlor der Limburger sein Herzogtum 1106 wieder, das von Heinrich V. an den Grafen Gottfried von Löwen vergeben wurde, der als Gottfried V. die Reihe der gozelonischen Gottfriede – Gottfried I. von Verdun, Gottfried II. der Bärtige, Gottfried III. der Bucklige und Gottfried IV. von Bouillon – fortsetzte, später aber, nachdem das Herzogtum in seinem Hause erblich geworden war, als Gottfried I. gezählt wurde, dem Sohn und Enkel als Gottfried II. und Gottfried III. folgten. Zählt man zu den Gottfrieden von Verdun, Bouillon und Löwen noch den ersten niederlothringischen Sonderherzog Gottfried von Mons, so hat es hier insgesamt acht Herzöge dieses Namens gegeben, so daß das Land eher „Gottfriedingien" als Lotharingien genannt zu werden verdiente.

Übrigens stehen die Löwener Gottfriede mit denen von Verdun und Bouillon in einem engen verwandtschaftlichen Zusammenhang.

Der 1106 eingesetzte Gottfried der Bärtige von Löwen hatte eine Enkelin Gottfrieds des Bärtigen von Verdun und Base Gottfrieds von Bouillon: Ida von Namur, zur Gattin. Wahrscheinlich war diese Sippenbeziehung bei seiner Belehnung von ähnlicher Bedeutung wie bei der seines limburgischen Nebenbuhlers dessen Abkunft von Friedrich von Lützelburg-Lothringen.

Aber die Löwener Grafen konnten sich auf noch weit ältere Anrechte auf das lothringische Herzogtum berufen. Herzog Gottfried der Bärtige war der Urenkel der letzten lothringischen Karolingerin Gerberga, die ihrem Gemahl Lambert dem Bärtigen als Tochter Herzog Karls und Schwester Herzog Ottos von Niederlothringen aus dem karolingischen Erbe die Grafschaft Löwen samt Brabant zugebracht hatte. Lambert der Bärtige aber war der Urenkel des ersten lothringischen Stammesherzogs Reginar Langhals. Die Grafen von Löwen gehörten also zum Mannesstamme der altlothringischen Giselbertinger, die nun nach einer Pause von fast zwei Jahrhunderten wenigstens in einem Teil ihres angestammten Herzogtums wieder zur Herrschaft gelangten – ein Vorgang, der überraschend an die Rückkehr der Luitpoldinger als Wittelsbacher in das bayrische Herzogtum erinnert und eine genaue Parallele dazu darstellt.

Doch erfreuten sich anders als die Wittelsbacher die Löwener Grafen nicht unangefochten des wiedererworbenen Herzogtums ihrer Ahnen. 1128 wurde Niederlothringen Gottfried dem Bärtigen wieder entzogen und dem Grafen Walram von Limburg, einem Sohne Herzog Heinrichs übertragen. Auch in der Folge blieb das Herzogtum zwischen den Löwener und den Limburger Grafen umstritten, bis schließlich eine Kompromißlösung erfolgte, indem den Grafen von Limburg ein eigener Herzogstitel – allerdings ohne reichsfürstlichen Rang, da es nach damaligem Rechtsbrauch in jedem Stammesgebiet nur einen Reichsfürsten geben durfte – zugebilligt wurde.

Damit war der erste Schritt zur Aufteilung Niederlothringens getan, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß der lothringische Herzogstitel nach und nach verschwindet. Zwar nennen die Giselbertinger selber sich offiziell Herzöge von Lothringen und Brabant, aber der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet sie als Herzöge von Löwen (dux Lovanie oder Lovaniensis) und stellt sie damit im

Titel durchaus den Herzögen von Limburg gleich. Schließlich erfolgte auch in der Titulatur eine Lösung auf mittlerer Linie, indem die Rechtsnachfolger der niederlothringischen Stammesherzöge allgemein als Herzöge von Brabant bezeichnet wurden.

So trat der alte fränkische Gauname Brabant an die Stelle des lothringischen Namens, der nur an dem oberlothringischen Moselherzogtum haften blieb. Wie der lothringische Name schrumpfte, breitete der brabantische sich von dem kleinen salischen Gau um Löwen auf den ganzen Raum zwischen Schelde und Maas aus, der noch heute Brabant heißt. Die giselbertingischen Herzöge von Brabant aber konnten ihre Macht auch über diesen Teilraum Niederlothringens hinaus ausdehnen, indem sie 1288 in der blutigen Schlacht von Worringen das Herzogtum Limburg ihrer ehemaligen Nebenbuhler erwarben.

Aber schon im folgenden Jahrhundert sollte das Haus Brabant erlöschen. Im Jahre 1355, genau ein halbes Jahrtausend nach dem Tode seines karolingischen Ahnherrn Kaiser Lothar und der Bildung des Königreichs Lotharingien starb der letzte Giselbertinger von Brabant und Limburg, worauf die niederlothringisch-brabantische Geschichte nach einigen Umwegen in die neuburgundische einmündete.

Die Erbtochter des letzten Herzogs von Brabant vermachte das Land 1404 ihrem Großneffen Anton von Burgund, einem Sohne Philipps des Kühnen, der eine brabantische Nebenlinie des burgundischen Herzogshauses stiftete. Als diese Linie 1430 mit Antons Sohn Philipp erlosch, wurde Burgund selber in der Person Philipps des Guten zum Erben von Brabant und Limburg.

Was das brabantisch-lothringische Erbe für Burgund bedeutete, kann man daraus ersehen, daß Herzog Philipp seine Residenz aus dem burgundischen Dijon nach Brüssel, der Hauptstadt des Herzogtums Brabant, verlegte. Wenn sich so der Schwerpunkt von Burgund nach Brabant verlagerte, so verwundert es uns nicht, daß bei einem der Königspläne Philipps Brabant auch eine wichtige Rolle zugedacht war. Als der Habsburger Friedrich III., durch eine innere Notlage gezwungen, 1462 selber mit einem Königsplan an den ehrgeizigen Burgunderherzog herantrat, bot er diesem die Königswürde von Brabant mit der Reichsstatthalterschaft links des Rheines an. Wäre dieser nicht über das erste Verhandlungsstadium hinausgediehene Plan Wirklichkeit geworden, so hätte nicht nur Lotha-

ringien als Zwischenreich seine Wiedererstehung gefunden, sondern die Restitution wäre sogar im unmittelbaren Anschluß an die niederlothringisch-brabantische Geschichte erfolgt.

Wie dieser brabantische, so scheiterten auch die anderen lotharingischen Zwischenreichspläne der burgundischen Herzöge, aus deren Erbe Brabant mit den übrigen großenteils ehemals niederlothringischen Niederlanden an die Habsburger kam. Karl V. faßte diese Niederlande zu einem geschlossenen Ganzen zusammen, in dem das zwischen Flandern, Holland und Luxemburg genau in der Mitte gelegene Brabant gleichsam den Kern bildete. Als die Niederlande sich dann gegen die spanische Herrschaft empörten, tauchte noch einmal ein Plan zur Erneuerung des alten niederlothringischen Herzogtums auf. Der Führer des niederländischen Freiheitskampfes, Wilhelm von Oranien, plante ein Herzogtum Brabant im Rahmen und als Glied des Reiches, doch scheiterte dieser Plan, der die Niederlande wahrscheinlich dem Reich erhalten hätte, an dem vorzeitigen Tode des Oraniers.

Stattdessen wurde Brabant, dessen Eroberung den Holländern nur zum Teil gelang, dann zwischen den spanischen und den republikanischen Niederlanden aufgeteilt. Erst als 1815 das vereinigte Königreich der Niederlande begründet wurde, erhielt Brabant wieder größere Wichtigkeit, denn es bildete das Zentrum und die erste Provinz des oranischen Königreichs, um allerdings bereits nach anderthalb Jahrzehnten erneut aufgeteilt zu werden.

Da die ehemals spanischen Niederlande aber jetzt ein selbständiges Königreich bildeten, so kam dem restlichen Brabant in dem neuen belgischen Staat eine wichtige Rolle zu. Brabant wurde zum Stammlande Belgiens, was darin zum Ausdruck kommt, daß die alte niederlothringisch-brabantische Herzogsstadt Brüssel belgische Hauptstadt wurde, wie auch der Thronfolger des Königreichs Belgien bis heute den Traditionstitel eines Herzogs von Brabant führt.

Lorraine – Land der Moselfranken

Im Gegensatz zu Lothier bezeichnet das französische Lorraine, dem wir unschwer die Ableitung von älterem Lotharingien-Lothringen angesehen, das Land an der Mosel, das im älteren Sprachge-

brauch auch Mosellanien genannt wird. Dieses Land ist nicht nur landschaftlich, sondern auch stammlich gesondert. Noch heute gibt es neben der rheinfränkischen und der ripuarischen eine eigene moselfränkische Mundart, die den deutschsprachigen Anteil des alten oberlothringischen Teilstammesherzogtums ausfüllt, so daß wir die Moselfranken als ähnlichen fränkischen Teilstamm wie die anderen „Flußfranken", nämlich Rheinfranken und Mainfranken, ansprechen dürfen.

Vielleicht ist die Sonderung dieses Teilstammes ähnlich wie bei den Rheinfranken auf eine alemannische Untersiedlung zurückzuführen. Dafür gibt es mehrere Anhaltspunkte. Einmal ist aus der Frühzeit des Mosellandes anders als bei Saliern und Ripuariern kein eigener Stammesstaat bekannt, zum anderen aber ist bei den Ortsnamen Lothringens der schwäbische Namenstypus auf -ingen auffallend häufig. Und da das große südwestdeutsche Gebiet der ingen-Namen durch einen Einbruch fränkischer Namen auf -heim bis in die oberrheinische Tiefebene hinein in eine schwäbische und eine lothringische Hälfte aufgespalten ist, liegt es nahe, Lothringen in ähnlicher Weise als fränkisches Stammesgebiet mit alemannischem Einschlag zu betrachten, wie das Elsaß alemannisches Stammesgebiet mit fränkischem Einschlag ist.

Wenn die Herzöge von Niederlothringen, obwohl Nachkommen Kaiser Lothars, den lothringischen Namen zugunsten des brabantischen preisgaben, so hielten ihn die Oberlothringer um so fester. Und so ist der Name, der einst dem des alten Austrasien entsprach, auf das Land an der Mosel beschränkt geblieben. Infolge der weiteren territorialgeschichtlichen Entwicklung aber und vor allem infolge der Ausdehnung des Erzbistums Trier über das untere Moselgebiet verblieb der Name schließlich nur noch dem Land an der oberen Mosel, womit in einem ständigen Schrumpfungsprozeß aus einem Klein-Lothringen ein noch kleineres und ein „Kleinst-Lothringen" wurde, das nur noch einen geringen Bruchteil des Gebietsumfanges von König Lothars ehemaligem Zwischenreich umfaßte.

Das oberlothringische Herzogtum war seit 1048 im Besitz des Grafen Gerhard vom Elsaß und seiner Nachkommen, die es mit einer Unterbrechung von wenigen Jahrzehnten bis zuletzt innehatten. Im 15. Jahrhundert gehörte es von 1430 bis 1473 der kapetingischen Nebenlinie Anjou, die die inzwischen zum Herzog-

tum aufgestiegene ehemalige Grafschaft Bar mit Lothringen vereinigte, die schon unter den ersten Sonderherzögen zu Oberlothringen gehört hatte.

Seitdem 1473 mit René II. das jüngere Haus Lothringen zur Herrschaft gelangt war, wurde das Land ständig vom Westen her in seiner Existenz bedroht. Herzog René selber wurde von Karl dem Kühnen aus seinem Herzogtum verjagt, und als dann Burgund an die französische Krone zurückgefallen war, setzten die französischen Könige die burgundischen Bestrebungen fort, wobei sie durch die frankreichfreundliche Haltung mancher Herzöge sehr gefördert wurden.

Von Lothringen als einem deutsch-französischen Pufferlande soll in einem eigenen Abschnitt die Rede sein. Wir haben an dieser Stelle daher außer von dem Ende des lothringischen Herzogtums nur von einem kleinen Zwischenspiel zu berichten, nämlich von den Bestrebungen, die Herzog Karl IV. während des Dreißigjährigen Krieges unternahm, um die Erhebung seines Landes zum Kurfürstentum zu erreichen. Er beteiligte sich, um die Gunst des Kaisers zu erringen, an den Kämpfen gegen Gustav Adolf, konnte aber weder Kriegsruhm ernten noch sein Ziel erreichen.

Erstrebte Herzog Karl die Gunst der Habsburger vergeblich, so konnte ein Jahrhundert später Franz Stephan, der letzte lothringische Herzog des alten Stammes, sich durch die Preisgabe seines Landes nicht allein die kaiserliche Gunst, sondern auch die Hand der habsburgischen Erbtochter Maria Theresia sowie die deutsche Kaiserkrone erkaufen. Für sein lothringisches Vätererbe tauschte Herzog Franz Stephan das Großherzogtum Toskana ein, womit er einen ähnlichen Weg wie einst Gottfried der Bärtige einschlug, an dessen Stelle die Ahnen Franz Stephans sieben Jahrhunderte zuvor nach Lothringen gelangt waren. Auch Gottfried hatte Oberlothringen preisgeben müssen, dann aber durch eine Heirat, die ihm eine Machtstellung in Tuszien verschaffte, sein Glück gemacht, und nur vor dem letzten Ziele, der Erwerbung der Kaiserkrone, war er gescheitert.

Kann man die Verpflanzung des lothringischen Herzogsstammes nach Toskana als ein Zeichen für die Fortdauer der alten lothringisch-italienischen Raumbeziehungen ansehen, so sind die Lothringer mit der Übernahme des habsburgischen Erbes doch auch wieder in

einen Teil des alten lotharingischen Raumes zurückgekehrt. Da die vordem spanischen Niederlande 1714 an die österreichischen Habsburger gefallen waren, so kam unter Joseph II., dem Sohn Franz Stephans und der Maria Therese, das alte Niederlothringen wieder an ein lothringisches Geschlecht.

Elsaß und Lothringen

Franz I., wie der ehemalige lothringische Herzog und nunmehrige toskanische Großherzog als römisch-deutscher Kaiser hieß, ist der Stammvater der späteren Habsburger, die daher eigentlich Lothringer und, wenn man sie zu ihrem Ahnherrn zurückverfolgt, Elsässer sind. Die Tatsache aber, daß das Herzogshaus von Lothringen aus dem benachbarten Elsaß stammt, weist auf die zahlreichen und sehr interessanten Beziehungen hin, die von alters her zwischen Lothringen und dem Elsaß und insbesondere zwischen dem Elsaß und Oberlothringen bestanden haben.

Diese erklären sich schon aus der nahen Nachbarschaft der beiden Länder oder Landschaften, dann aber auch aus der Stammesverwandtschaft der alemannisch-fränkischen Elsässer mit den fränkisch-alemannischen Mosellothringern. Die stammliche Zwischenstellung spricht sich beim Elsaß sogar im Namen aus, denn die Elsässer sind dem Wortsinne nach „die in der Fremde sich Niederlassenden". Das Wort gehört mit Elend (elilenti = Ausland) zusammen und bezeichnete ursprünglich die Siedler einer alemannischen Kolonie, die nach 496 umgekehrt von den Franken kolonisiert worden ist.

Für die alte Sonderstellung des Elsaß ist es kennzeichnend, daß es hier bereits in merowingischer Zeit ein Herzogtum gab, ohne daß diesem wie in den anderen damaligen Herzogsländern Thüringen, Bayern, Alemannien und Aquitanien ein eigener Stamm die Grundlage gab. Das elsässische Herzogtum der Etichonen ist also als ein Stammesherzogtum ohne Stamm ein merowingischer Vorläufer Lothringens, der wie dieses als fünftes Herzogtum neben vier echten Stammesherzogtümern steht.

Der etichonische ducatus Elisatiae hat nur ein Jahrhundert lang bestanden: zwischen 638 und 739 begegnen uns elsässische Herzöge in den Urkunden. Doch hat das Elsaß auch unter den Karolingern ein

besonderes Schicksal gehabt, das gerade in unserem Zusammenhang wichtig ist: bei der Teilung von Verdun wurde es nämlich 843 anders als das übrige Alemannien dem Mittelreich Kaiser Lothars zugewiesen. Es gehörte dann zu dem lotharingischen Königreich Lothars II. und seiner Nachfolger – wir erwähnten bereits das kurzlebige elsässische Herzogtum Hugos von Lotharingien – und trennte sich wie Friesland von diesem fränkischen Lande erst im Jahre 911, als Herzog Reginar Lothringen dem westfränkischen Reich zuführte.

Seitdem war das Elsaß das ganze Mittelalter hindurch mit Schwaben vereinigt, hatte aber ähnlich wie die alten Stammesherzogtümer eine fast autonome Stellung, die sich auch in dem Titel der Herzöge von Schwaben und Elsaß ausspricht, in dem offenbar die Erinnerung an den elsässischen Dukat der Merowingerzeit fortlebte.

Erst der französische Vorstoß zum Rhein trennte in der Neuzeit die alemannischen Gebiete rechts und links des Rheins wieder voneinander. Früher noch als das vorgelagerte Lothringen, nämlich bereits im 17. Jahrhundert, wurde das entlegenere Elsaß französisch und bildete schließlich mit dessen deutscher Hälfte bis 1871 das deutschsprachige Gebiet Frankreichs.

Vollends zu einer Einheit zusammengeschlossen wurden Elsaß und Deutsch-Lothringen schließlich im Jahre 1871, als sie als Reichsland an das Bismarckreich angegliedert wurden, mit dessen Zusammenbruch im Jahre 1918 sie aber nach nicht einmal ganz einem halben Jahrhundert wieder an Frankreich verlorengingen.

Als sie 1940, diesmal zusammen mit Luxemburg, wiederum zu Deutschland kamen, wurden sie dagegen verschiedenen Altreichsgauen angegliedert: das alemannische Elsaß wurde mit dem benachbarten Baden zusammengeschlossen und das fränkische Lothringen mit Saarland und Pfalz zu dem neuen Gau Westmark vereinigt.

Lothringen zwischen Deutschland und Frankreich

So ist Lothringen, solange es besteht, also seit über tausend Jahren, ein Streitgegenstand zwischen Deutschland und seinem westlichen Nachbarland gewesen, und es ist daher ähnlich wie Thürin-

gen – ein Vergleichspunkt, den wir der Reihe der bisherigen anfügen – das Land unzähliger Schlachten und Schlachtfelder.

Die Auseinandersetzungen rund um das lotharingische Königreich in der Zeit zwischen 870 und 925 haben wir bereits eingehend betrachtet. Auch nach dem Entscheidungsjahr 925 haben zwischen Lothringen und Westfranken enge Beziehungen fortbestanden, wie daraus ersichtlich ist, daß „Erzherzog" Bruno von Köln-Lothringen nach dem Tode des westfränkischen Karolingers Ludwig IV. im Jahre 954 sich mit seinem Adel zur Wahl eines neuen Königs nach Frankreich begab.

Der 954 zum König erhobene Lothar machte dann 978 den bereits eingangs erwähnten Überfall auf Aachen, der wahrscheinlich dem lothringischen Lande galt, das Kaiser Otto II. dem jüngeren Bruder Lothars zu Lehen gegeben hatte. Obwohl der Vorstoß erfolglos war und nur zu einem deutschen Gegenstoß auf Paris führte, hat König Lothar mit Lothringen noch weitere Pläne verfolgt, bei denen ihm Heinrich der Zänker Hilfe bot.

Diese karolingischen Bestrebungen wurden von den Kapetingern keineswegs aufgegeben. Hugo Kapets Enkel Heinrich I. von Frankreich bot Gottfried dem Bärtigen bei seiner Rebellion Rückhalt und erhob dann 1055 bei einer Zusammenkunft mit Kaiser Heinrich III. Ansprüche auf Lothringen. Als der Kaiser ihn daraufhin zum Zweikampf aufforderte, verließ er aber heimlich die Stadt.

Später standen besonders die Herzöge von Mosellothringen in engen und guten Beziehungen zu Frankreich. Im Hundertjährigen Krieg gegen England kämpften mehrere lothringische Herzöge auf französischer Seite. Herzog Rudolf fiel 1346 in der Schlacht von Crécy, sein Sohn Johann I. fiel in französischem Kriegsdienst in Gefangenschaft, und Herzog Karl I. war sogar Connétable von Frankreich.

Auf Karl folgte 1430 das Haus Anjou, womit Lothringen also zu einem Nebenlande Frankreichs wurde. Durch das Herzogtum Bar wurden die lothringischen Herzöge auch Lehnsträger der französischen Krone, und so geriet Lothringen, auch nachdem es von dem kapetingischen wieder an sein angestammtes Herzogshaus zurückgefallen war, immer mehr in die französische Einflußsphäre.

Eine für Lothringens damalige Zwischenstellung besonders charakteristische Tatsache ist es, daß das einflußreiche französische Haus der Herzöge von Guise von einem Sohne Herzog Renés II. von

Lothringen stammt, so daß das Haus Guise, das bis 1675 und in Nebenlinien noch länger fortlebte, dem gleichen Mannesstamm wie das spätere Haus Habsburg-Lothringen angehört hat. Der 1825 gestorbene letzte Nachfahr der Herzöge von Guise, Carl Eugen von Harcourt-Armagnac, nannte sich wieder Prinz von Lothringen.

Als Frankreich 1552 von den in das lothringische Territorium eingesprengten Bistümern Metz, Toul und Verdun Besitz ergriff, rückten französische Truppen auch im herzoglichen Lothringen ein, das erst 1559 wieder freigegeben wurde. Während des Dreißigjährigen Krieges war Herzog Karls IV. Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser Frankreich ein willkommener Anlaß, das Land erneut zu besetzen, das erst 1659 verkleinert zurückgegeben wurde. Abermals hielt Ludwig XIV. Lothringen 1670 bis 1697 besetzt. Zum letztenmal rückten die Franzosen 1733 während des polnischen Erbfolgekrieges in das Land, um es nun nicht mehr preiszugeben.

Herzog Franz Stephan – mit dessen Tochter Marie Antoinette später eine habsburgische Lothringerin Königin von Frankreich wurde – mußte sein Stammland im Wiener Frieden dem verdrängten Polenkönig Stanislaus abtreten, nach dessen Tode Lothringen 1766 endgültig an Frankreich fiel. Die einzige Erinnerung an seine alte Zugehörigkeit zum Reiche war es, daß dem Herzogtum bis 1801 sein Sitz und sein Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen und Kreistagen vorbehalten blieb. Der Friede von Lunéville machte auch dieser letzten schwachen Einschränkung der französischen Souveränität ein Ende.

Doch hat sich Frankreich auch mit dem Besitz des so lange erstrebten lothringischen Moselherzogtums noch keineswegs zufrieden gegeben, sondern immer nach dem ganzen Lothringen, das heißt zur Rheingrenze gestrebt. Denn die Rheinlande gehörten nicht nur zum lotharingischen Königreich, sondern auch noch zum alten Herzogtum Lothringen in der Form, in der es bis 925 von Frankreich lehnsabhängig war.

Aus diesen Zusammenhängen erkennt man erst die geschichtliche Bedeutung der Befreiung des Rheinlandes zunächst von den französischen Besatzungstruppen und sodann von der Entmilitarisierung. Und so gehört als ein Vorgang von großer Tragweite auch die Rückgliederung des Saargebiets hierher, weil dieses wichtige Gebietsteile des alten mosellanischen Herzogtums Lothringen mit-

umfaßt, wie ja auch der heute noch deutschsprachige Teil Lothringens in der Hauptsache aus dem Gebiet der oberen Saar (mit den Orten Saargemünd, Saaralben, Saarunion und Saarburg) besteht.

Der lotharingische Raum

Wenn man unter Lothringen im weiteren Sinne – im Sinne nämlich des alten Doppelherzogtums zwischen Rhein, Schelde und Maas – den ganzen Grenzraum zwischen Deutschland und Frankreich begreift, so ist es neuerdings unter dem Einfluß der geopolitischen Betrachtungsweise üblich geworden, zur Bezeichnung des noch umfassenderen Raumes zwischen England im Nordwesten, Frankreich im Südwesten, Italien im Südosten und Deutschland im Osten den Namen des alten lotharingischen Königreiches zu gebrauchen. Lotharingien umfaßt also außer Lothringen auch den niederländischen Grenzraum zwischen Deutschland und England sowie den burgundischen Grenzraum zwischen Frankreich und Italien – ein durchaus präziser Befund, den wir sogar in Form einer Gleichung darstellen können: Lothringen + Niederlande + Burgund = Lotharingien.

Über das burgundische Lotharingien zwischen Deutschland, Italien und Frankreich ist im Burgunderkapitel sowie in einzelnen der vorstehenden Abschnitte genug gesagt: sowohl die lothringisch-lombardisch-tuszischen Beziehungen als auch die Entfaltung Neuburgunds zu einem lotharingischen Zwischenreich gehören hierher, und es wäre höchstens noch auf die Tatsache hinzuweisen, daß Karl der Kühne vor Nancy, der Hauptstadt des lothringischen Herzogtums, mit dessen Eroberung er seinem Reich erst die volle Abrundung gegeben hatte, scheiterte und fiel.

Das burgundische Reich Karls beschränkte sich nicht auf den deutsch-französisch-italienischen Raum, sondern begriff auch den niederländischen Grenzraum gegenüber England mit ein. Es reichte von der Bourgogne bis Boulogne sur Mer, also bis zu jenem Hafen an der französischen Kanalküste, der von Caligula bis Napoleon die Basis aller festländischen Kriegsunternehmungen gegen England war.

Dieser „lotharingische" Küstenplatz hat auch mit der lothrin-

gischen Geschichte Berührung, denn Gottfried von Bouillon war der Sohn eines Grafen von Boulogne. Wie stark Boulogne schon zu seiner Zeit nach England tendierte, kann man daraus ersehen, daß Gottfrieds Vater in erster Ehe mit einer Engländerin und daß Gottfrieds Bruder von Boulogne sogar mit einer Schottin vermählt war. Die Tochter aus dieser Ehe aber, Gottfrieds Nichte Mathilde, wurde als Gattin Stephans von Blois sogar selber Königin von England.

Auch Stephan von Blois, der die englische Krone als der Sohn einer Tochter Wilhelms des Eroberers erwarb, entstammt dem lotharingischen Raume. Er war ein Urenkel jenes Grafen Odo von Champagne, dem wir im burgundischen Kapitel als Anwärter auf die arelatische Königskrone begegneten und der später dem Reiche sowohl Lothringen als auch die Lombardei abspenstig zu machen suchte und damit die Rolle Gottfrieds des Bärtigen von Verdun um eine Generation vorwegnahm.

Bis heute hat der lotharingische Raum zwischen den vier Großvölkern und Großmächten des Abendlandes seine Bedeutung behalten. Er besteht heute aus vier Staaten: Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz, von denen nur die Schweiz als der unmittelbare Erbe der burgundischen Zwischenreichstradition keine besonderen Beziehungen zur lothringischen Geschichte hat – wenn man es nicht als eine Beziehung ansprechen will, daß Elsaß-Lothringen zwischen der Schweiz und den drei übrigen „lotharingischen" Staaten die Verbindung herstellt.

Die engen Beziehungen zwischen der niederlothringischen und der belgischen Geschichte haben wir in einem besonderen Abschnitt betrachtet und dabei auch Berührungspunkte zwischen der lothringischen und der niederländischen Geschichte festgestellt. So bleibt nur noch kurz Luxemburg zu betrachten, dessen wir bisher nur gelegentlich Erwähnung tun konnten. Die Lützelburger Grafen waren ursprünglich Grafen im Moselgau, der wie das ganze Moselland zu Oberlothringen gehörte. Mit den niederlothringischen Limburgern versippt und schließlich von diesen beerbt, erwarben sie dann aber auch beträchtliche Teile Niederlothringens, so daß das spätere Herzogtum Luxemburg auf der nieder- und oberlothringischen Grenzscheide sich als eine verkleinerte Fortsetzung des alten Gesamtlothringen präsentierte. Das luxemburgische Großherzogtum war nach

der Abtrennung seiner wallonischen Teile allerdings wieder ganz auf den ehemals oberlothringischen Raum beschränkt.

Wenn wir aber nicht nur von einem lotharingischen Zwischenraum, sondern auch von einem lotharingischen Zwischenreich und einer Zwischenreichsidee sprechen, die uns vor allem in den Kaiserplänen Karls des Kühnen, aber auch bereits in den Ansätzen Odos von Champagne und Gottfrieds des Bärtigen entgegentritt, so hat diese ihr geschichtliches Vorbild nicht in dem episodenhaften Mittelreich König Lothars, sondern eher in dem kaiserlichen Mittelreich seines Vaters, das ein noch größeres Lotharingien als das königliche „Großlotharingien" darstellte. Das von dem Burgunderherzog erstrebte Kaisertum ging aber auch über das Vorbild Kaiser Lothars hinaus, dem ja eine wirkliche Obergewalt über seine königlichen Brüder schon nicht mehr zukam, und so kann für das von Karl dem Kühnen erstrebte Ziel am ehesten das karolingische Reich nach der ersten „lotharingischen Teilung" von 817 als Gleichnis dienen, die Ludwig dem Frommen und seinem ältesten Sohn und Erben ein als Machtbasis des Gesamtreiches wirklich tragfähiges „Größtlotharingien" beließ.

Wir verfolgen mit diesen Betrachtungen keine leeren Konstruktionen, denn die Bestrebungen Karls des Kühnen, die karolingische Mitte des Abendlandes auch zu dessen machtmäßigem Schwerpunkt zu machen, waren durchaus realistisch, wie ihre nachträgliche, wenn auch allzu kurz befristete Verwirklichung im Reiche Karls des Fünften erweist. Durch die neuesten Forschungen aber ist zudem erwiesen worden, daß der „größtlotharingische" Raum zwischen Loire und Rhein bis ins hohe Mittelalter ein Gebiet einheitlicher, wesentlich germanisch-fränkischer Kultur war. Franz Steinbach spricht in seiner wertvollen Schrift „Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken" von einem „kerneuropäischen Block vom Rheingebiet bis zur Loire", der in seinem Recht ebenso wie in der Dichtung, in der Sprache wie in der Kunst eine einheitliche Prägung zeigt. Nach einer von Steinbach zitierten Spezialuntersuchung ist insbesondere in kunstgeschichtlicher Hinsicht die Loiregrenze, die Aquitanien abteilt, „im Hochmittelalter viel trennender als die deutsch-französische Sprachgrenze", die ja auch bei der Entfaltung der gotischen Kunst, in der die Einheit des Gesamtraumes noch einmal verwirklicht wurde, kaum eine Rolle gespielt hat.

Wenn wir unseren Blick abschließend noch einmal vergleichend auf Thüringen richten, mit dessen Geschichte die lothringische so viele Parallelen aufweist, so ist Lothringen im umfassendsten Sinne dieses Namens also, wie Thüringen der Mittel- und Herzraum Deutschlands ist, der Herzraum des Abendlandes gewesen.

Die Hessen

Wenn wir die Thüringer als einen Nebenstamm neben den vier Haupt- oder Altstämmen, die Lothringer aber als einen Teilstamm des Reichsvolkes der Franken kennengelernt haben, so vereinigen die Hessen die Eigenschaften beider. Sie sind wie die Thüringer ein Nebenstamm aus eigener frühgeschichtlicher Wurzel, gehen aber dann – ähnlich wie die Thüringer zeitweise in den Sachsen – in den Franken auf, so daß sie schließlich wie die Lothringer nur noch einen fränkischen Teilstamm darstellen. Doch können sie sich immer eine gewisse stammliche Eigenständigkeit bewahren, so daß wir sie im Unterschied zu Thüringern sowohl als Lothringern am treffendsten als einen Unterstamm der Franken bezeichnen.

Der bodenständigste deutsche Stamm

Wie die Thüringer von den Ermunduren (und die Lothringer von den salischen, ripuarischen und Moselfranken), so stammen die Hessen von den Chatten ab, die uns als einer der frühesten Germanenstämme in der Geschichte begegnen. Und wie bei Ermunduren-Thüringern stehen auch bei den Chatten-Hessen der ältere und der jüngere Volksname in einem nahen, wenn auch nicht unbedingt sicheren Zusammenhang miteinander – worüber noch zu sprechen sein wird.

Durch eine Eigenschaft unterscheiden sich die Chatten-Hessen aber von allen übrigen Stämmen, nämlich durch ihre Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit. Kein anderer deutscher Stamm – auch die Thüringer nicht, die am ehesten noch vergleichbar wären – kann sich

einer zweitausendjährigen Seßhaftigkeit in ein- und derselben deutschen Landschaft rühmen, am wenigsten die Großstämme, die zum Teil erst durch ihre Wanderungen zu ihrer nachherigen Größe anwuchsen.

Schon die frühesten Chatten, die sich an der Seite ihrer Nachbarn, der Cherusker, an dem Freiheitskampf des Arminius beteiligten, saßen in jenem Raum zwischen Werra und Lahn, in dem wir später den Hessen wiederbegegnen. Ihr von Germanicus zerstörter Hauptort war Mattium, dessen Namen man in zwei niederhessischen Ortsnamen: Metze an der Eder und Maden wiedererkennen will. Gleichviel ob nun der eine oder der andere Ort oder ob gar beide auf das alte Mattium zurückgehen, so ist es doch bemerkenswert, daß beide in der Nähe von Gudensberg (zwischen Fritzlar und Kassel) liegen, wo auch noch der mittelalterliche Hessengau seinen Mittelpunkt und Schwerpunkt hatte.

Und wenn sich der hessische Name dann von diesem seinem Ursprungsraume aus südwärts in die mittelrheinischen Landschaften hin ausbreitete, so geschah auch dies gleichsam nur auf den Spuren der Chatten. Denn schon zu römischer Zeit hatte ein Teil des Chattenvolkes, die nach dem Hauptort Mattium benannten Mattiaker, seine Sitze am Südabhang des Taunus, wo das heutige Wiesbaden von den Römern nach ihm Aquae Mattiacae genannt wurde. Die Mattiaker sind also als Vorläufer der späteren Rheinhessen gleichsam Rheinchatten gewesen.

Auch das chattische Hauptvolk, das von Tacitus besonderen Ruhmes wert befunden wurde, hat immer von neuem Vorstöße in der gleichen Richtung unternommen. Ohne ihren Kernraum je preiszugeben, haben die Chatten vor wie nach Arminius die römischen Stellungen am Taunus und Rhein berannt. Am Cheruskeraufstand hatten sie führenden Anteil, was schon daraus zu ersehen ist, daß einer von den drei im Kampfe gegen Varus erbeuteten Legionsadlern ihnen zufiel.

Und als die Cherusker dann nach dem Tode des Arminius in den Hintergrund traten, übernahmen die Chatten deren Erbe als Vorkämpfer gegen die römische Fremdherrschaft. Im Jahre 70 unternahmen sie einen bedrohlichen Überfall auf die römische Besatzung von Mainz – die erste der später so häufigen Berührungen zwischen mainzischer und hessischer Geschichte –, und dreizehn Jahre später

mußte Kaiser Domitian sogar einen eigenen „Chattenkrieg", einen um ein Jahrhundert verfrühten Vorläufer des berühmten Markomannenkrieges, gegen sie führen.

Batawer als niederländische Chatten

Nicht alle Chatten waren allerdings so bodenständig wie die Ahnen der späteren Hessen. Zwei niederländische Germanenstämme, die Batawer und Kannanefaten, die in der Römerzeit mehrfach eine sehr wichtige Rolle spielten, haben sich nach dem Zeugnis des Tacitus von den Chatten abgespalten. Obwohl innere Streitigkeiten die Ursache der Auswanderung gewesen sein sollen, scheint sich das Bewußtsein der stammlichen Zusammengehörigkeit noch lange erhalten zu haben.

Denn als nach Arminius das Germanentum zum zweiten Male unter der Führung des Batawers Claudius Civilis gegen die Römerherrschaft aufbegehrte, waren außer Batawern und Kannanefaten, Brukterern, Usipetern, Tenkterern, Friesen und Chauken auch Chatten und Mattiaker an den Kampfhandlungen beteiligt. Im Zusammenhang mit diesem Bataweraufstand erfolgte unter anderem auch der erwähnte chattische Überfall auf Mainz.

Die Batawer sind später in anderen, größeren Stämmen aufgegangen, nach einigen in den salischen Franken, nach anderen in den Friesen. Und da aus fränkisch-friesischer Mischung später das niederländische Volk hervorging, wurden die Batawer dann als die spezifischen Vorfahren der Holländer betrachtet. So lebt der batawische Name heute nicht nur in dem der zwischen zwei Armen des unteren Rheins gelegenen holländischen Landschaft Betuwe fort, sondern auch in dem der niederländisch-indischen Haupt- und Handelsstadt Batavia, die 1619 angelegt worden ist. Und auf den gleichen Namen griffen 1795 die niederländischen Revolutionäre zurück, als sie die „Batawische Republik" als eine Schwesterrepublik Frankreichs aufrichteten.

Vom namensgeschichtlichen Blickpunkt her ist es von Interesse, daß die Stadt Passau, der wir bereits in der bojisch-bayrischen Geschichte begegneten, in ihrem Namen die Erinnerung an eine batawische Garnison der Römerzeit fortführt, denn der heutige Name

geht auf althochdeutsches Pazzauwa und dieses auf lateinisches Batava Castra zurück. Außerdem verdient es noch Erwähnung, daß der Name der Kannanefaten, wie der der Batawer in „Betuwe", in dem des nordholländischen Gaues Kinnem, des heutigen Kennemerlandes fortlebt.

Chattuarier und Ripuarier

Wie in unserer Betrachtung die Hessen zwischen Lothringern und Friesen stehen, so füllen die batawischen Vettern der Hessen also den niederländischen Raum zwischen dem alten Lothringen und Friesland aus. Und wie die Batawer uns zu den Saliern führen, so führt ein weiterer, ebenfalls durch Vetternschaft oder auch auf irgendeine andere Art mit Chatten-Hessen zusammengehöriger Germanenstamm der Frühzeit uns zu dem zweiten alten Frankenstamm, den Ripuariern. Wir meinen die Chattuarier, bei denen schon der Name auf eine nahe Beziehung zu den Chatten hinweist.

Dieser Name erlaubt es vielleicht sogar, den besonderen chattischen Ruhm der Bodenständigkeit in Frage zu stellen, denn möglicherweise verhalten sich die Chattuarier zu den Chatten wie die Bajowaren – der Namenstyp ist derselbe – zu den Bojern. Danach wären die Chattuarier, wie Rudolf Much sehr scharfsinnig ausführt, ihrem Namen nach „Bewohner des Chattenlandes" oder „Nachfolger der Chatten in ihrem Stammlande", und man könnte also die Wohnsitze der Chattuarier an der Ruhr als die Stammsitze der Chatten vor ihrer Landnahme in den eigentlich chattischhessischen Gebieten ansprechen. Allerdings ist der Beweis nicht ganz schlüssig: wie die Bojer nicht in Bayern gewohnt haben, so könnte die Namengebung auch hier auf dem Umwege über eine andere Landschaft – ein chattisches Böhmen gleichsam – erfolgt sein, doch könnte für Stammsitze an der Ruhr immerhin die Tatsache sprechen, daß dieser Fluß genau zwischen Hessen und der neuen niederländischen Heimat der batawischen und kannanefatischen Auswanderer liegt.

Die Chattuarier sind dann wie wahrscheinlich schon vorher die Batawer und wie hernach auch die Chatten selber in den Franken aufgegangen. Während aber die Batawer in den Saliern in einem

so wörtlichen Sinne „aufgingen", daß es nicht einmal gewiß ist, ob nicht wenigstens ein Teil von ihnen von den Friesen aufgesogen wurde, und während umgekehrt die Chatten einen eigenen Unterstamm der Franken neben Saliern und Ripuariern bildeten, haben sich die Chattuarier unter Aufrechterhaltung einer gewissen Eigenständigkeit in das fränkische Volk der Ripuarier eingegliedert.

Wie die ebenfalls ripuarischen Chamawen und Brukterer noch im 4. Jahrhundert Sonderstaaten bildeten und die Chamawen noch später nach ihrem besonderen Recht lebten, so tritt der Name der Chattuarier noch in fränkischer Zeit in dem des Gaus Hatterun an der unteren Ruhr und Lippe hervor, und im angelsächsischen Beowulf-Epos werden die „Hetwere" als ein Teilstamm der „Hugas"-Franken genannt. Der nahe der hochdeutsch-niederdeutschen Lautverschiebungsgrenze gelegene mittelalterliche Gau wird auch als terra Hattuariorum und Hassuariorum genannt, so daß der Name also auch in der Form mit Lautverschiebung auftritt, in der uns der Name der Hessen heute geläufig ist. Ein anderer, in den Vogesen gelegener pagus Attariorum geht auf chattuarische Auswanderer zurück, die von den Römern dort angesiedelt wurden.

Wie aus den Chatten Hessen wurden

Daß die heutigen Hessen von den Chatten der Römerzeit abstammen, ist ebenso plausibel, aber auch ebensowenig gegen jeden Zweifel gesichert wie die Abkunft der Thüringer von den Ermunduren, der Bayern von den Markomannen und der Alemannen von den Semnonen. So naheliegend die Gleichung Chatten = Hessen ist, so viele Schwierigkeiten bietet sie doch gerade bei näherem Zusehen.

Zunächst zeigen die Quellen zwischen der letzten sicheren Erwähnung der Chatten und der ersten Erwähnung der Hessen eine Lücke von einem halben Jahrtausend. Die Chatten werden im selben Jahr 213 zum letztenmal genannt, in dem uns zum erstenmal die Alemannen begegnen: sie berannten in diesem Jahr gemeinsam mit den Alemannen den römischen Limes und waren deshalb vermutlich auch an dessen schließlicher Überrennung durch die alemannischen Bundesgenossen beteiligt.

Sichere Nachrichten erhalten wir davon aber nicht, und wenn ihr Name dann nochmals bei zwei Chronisten des vierten Jahrhunderts auftritt, so hat das schon mehr den Charakter einer historischen Reminiszenz. In einer dieser Erwähnungen erscheint der Name in den Formen Cazzi und Haththi, die nach Schütte bereits die spätere Form des Hessennamens andeuten. Sicher aufgeführt wird dieser in den Formen Hassi und Hessi (auch Hessones) aber erst um 720, und zwar als Bezeichnung eines ziemlich kleinen Völkchens, das jedoch in den alten Stammsitzen der Chatten wohnt.

Die halbtausendjährige Erwähnungspause würde nicht allzuviel zu bedeuten haben, da ja auch zwischen dem letzten Beleg für den ermunduriſchen und dem ersten Beleg für den thüringischen Namen eine etwa halb so lange Pause liegt und immerhin den Belegen des vierten Jahrhunderts nicht jeder Wert abgesprochen werden darf. Die eigentlichen Schwierigkeiten sind anderer, nämlich sprachlicher, philologischer Natur.

Geminiertes (verdoppeltes) t ist nämlich durch die hochdeutsche Lautverschiebung nicht wie das einfache t zu s, sondern zu tz (zz) geworden. Aus Chatten oder Katten – im Lateinischen ist neben dem üblichen Chatti auch die Form Catti belegt – hätte also auf lautgesetzlichem Weg der Name Hatzen oder Hetzen entstehen müssen. Die Stammesgeschichte sieht sich hier vor einer bedenklichen sprachgeschichtlichen Klippe, und es hat daher auch nicht an Theorien gefehlt, die zu deren Umschiffung dienen sollten.

Wir können uns hier nicht mit dem gesamten, um diese Frage entbrannten Gelehrtenstreit beschäftigen, sondern wollen nur eine der neuesten Theorien kurz skizzieren. Nach Theodor Steche sind die Hessen nämlich die Nachkommen nicht der Chatten, sondern der Chasuarier, eines (nicht mit den Chattuariern zu verwechselnden) Kleinstammes, der nach der bisher allgemein anerkannten Meinung nach der Hase, jenem Nebenfluß der Ems, an dem Osnabrück liegt, benannt ist. Nach der Theorie Steches sind die Chasuarier wesentlich südlicher beheimatet gewesen, so daß sie nach einer kurzen Wanderung in das ehemalige Chattenland gelangt sein können. Die Ableitung des Hessennamens von dem der Chasuarier, die auch nicht ohne Schwierigkeiten möglich ist, hält Steche immerhin für einfacher als die chattisch-hessische Gleichung.

Die meisten Forscher halten aber trotz aller Schwierigkeiten, die

niemand verkennt, an dieser Gleichung fest, nicht zuletzt deshalb, weil die bedeutende geschichtliche Rolle, die die Hessen später spielten, zu sehr Zufallscharakter hätte, wenn sie nicht ihre frühgeschichtliche Entsprechung in der Rolle der Chatten zur Römerzeit Germaniens fände.

Mit der Frage, wie die Chatten Hessen wurden, hängt aber eine weitere Frage zusammen, die ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten ist, die Frage nämlich, wie die Chatten-Hessen Franken wurden. Die Chatten waren nämlich im Gegensatz zu den istwäonischen Franken Erminonen, und wenn wir annehmen, daß die Großstämme auf gemeinsamer stammesbündischer Grundlage entstanden sind, so würde die spätere Zugehörigkeit der Hessen zu den Franken eher für ihre Abkunft von den istwäonischen Chasuariern als von den Chatten sprechen. Doch will dies Argument nicht viel besagen, sind doch die Nachbarn der Chatten, die ebenfalls erminonischen Cherusker, in dem ingwäonischen Großstamm der Sachsen aufgegangen, und ist doch möglicherweise sogar der salische Kernstamm der Franken mit den ingwäonischen Chauken identisch.

Es ist daher nicht unwichtig, daß die Chatten in einem der nicht ganz sicheren Zeugnisse aus dem 4. Jahrhundert – es ist die endgültig letzte Erwähnung ihres Namens – anläßlich eines Feldzugs der fränkischen Römerfeldherrn im Jahre 392 als ein fränkischer Stamm genannt werden. Die Hessen aber gehören von vornherein, wenn auch nur locker, zu den Franken, als deren dritte Hauptgruppe neben Saliern und Ripuariern sie heute angesehen zu werden pflegen. Man gliedert den fränkischen Großstamm danach in die salischen Nieder- oder Meerfranken, in die ripuarischen Mittel- oder Rheinfranken und in die chattischen Ober- oder Binnenfranken. Doch hat diese Einteilung nur für die Zeit der fränkischen Stammesgeschichte vor der Begründung des großfränkischen Reiches Sinn, denn nach der Unterwerfung der Alemannen wurde das fränkische Stammesgebiet um das heute als Rheinfranken bezeichnete mittelrheinische Gebiet und nach der Unterwerfung der Thüringer noch um das ostfränkische Binnengebiet vergrößert.

Hessengaue und ihre Grafen

Im fränkischen Reich bildete das chattisch-hessische Land mehrere Gaue, deren einer ausdrücklich den Namen Hessengau führte. Neben diesem fränkischen Hessengau, dem pagus Hessi franconicus, gab es auch noch einen nördlichen und kleineren pagus Hessi saxonicus an der Diemel, einen sächsischen Hessengau also, der entweder auf sächsische Einwanderung in ursprünglich hessisches Stammesgebiet oder aber auf ein ähnliches Schicksal der Aufteilung in eine fränkische und eine sächsische Einflußzone hinweist, wie es das benachbarte Thüringen erlebt hat.

Von einigen Forschern wie von Ludwig Schmidt wird bestritten, daß dieser sächsische Hessengau überhaupt bestanden hat, wie ja heute auch feststeht, daß der Namen des thüringischen Hassegaus oder Hosgaus, von dessen Grafen die Pfalzgrafen von Sachsen herstammen, nichts mit Hessen zu tun hat, sondern auf den Namen der alten Hochseeburg bei Eisleben zurückzuführen ist. Doch spricht es für die Existenz des sächsischen Hessengaus, daß es noch heute nördlich von Kassel eine niederdeutsche – also sächsische – Mundart gibt, die hessisch genannt wird.

Im Hessengau waren ebenso wie im gleichfalls hessischen Oberlahngau – dem späteren Oberhessen –, im später nassauischen Niederlahngau, im (wiedischen) Engersgau gegenüber der Moselmündung sowie in der Wetterau die Konradinger mächtig, denen wir bereits in der fränkischen und lothringischen Stammesgeschichte begegnet sind. Die Konradinger waren ein hessisches Geschlecht, und mit ihnen sollte Hessen eine zwar kurze, aber glanzvolle Blütezeit erleben.

Unter Ludwig dem Kind, dem letzten deutschen König aus dem Hause der Karolinger, hatten die Konradinger eine so feste Machtstellung, daß sie nicht nur die Herzogsgewalt in Franken erwarben und die lothringische dazu erstreben konnten, sondern geradezu als ein neues Hausmeiergeschlecht angesehen wurden. Und wie einst die Karolinger als fränkische Hausmeier den Merowingern im Königtum gefolgt waren, so folgten nun die Konradinger als fränkische Herzöge den Karolingern, mit denen sie zudem wahrscheinlich auch durch verwandtschaftliche Bande verknüpft waren.

So wurde Konrad I., ursprünglich Graf im Hessen-, Lahn- und

Engersgau, dann erster Stammesherzog der Rheinfranken, im Jahre 911 ostfränkisch-deutscher König. Zwar ging gleichzeitig mit der Erhebung dieses hessischen Königs das fränkische Lothringen dem Ostreich verloren, aber das übrige fränkische Stammesgebiet war fest in der Hand seines Herzog-Königs, der sich bei den folgenden inneren Kämpfen gegen die sächsischen, schwäbischen und bayrischen Sondergewalten auf das fränkische Heer stützen konnte.

So war Hessen unter dem konradingischen König als der Schwerpunkt Frankens zugleich auch der Machtschwerpunkt des Reiches, dessen Herrscher seine Machtgebote meist von dem hessischen Fritzlar aus ergehen ließ, das nicht weit von dem altchattischen Stammeszentrum Mattium entfernt liegt und wahrscheinlich zugleich der Stammsitz der Konradinger war.

Wenn die hessische Machtgrundlage auch zur Beherrschung Frankens vollauf ausreichte, so erwies sich doch gerade unter König Konrads Regierung, daß sie als ein Neben- und Teilstammesgebiet zur Beherrschung des ganzen Reiches zu schmal war. Nur mit Mühe und in ständigen Kämpfen konnte der König seine Obergewalt zur Durchsetzung bringen, und wirklich anerkannter Herrscher war er praktisch nur in seinem fränkischen Herzogtum. Und wenn er in Schwaben und Bayern wenigstens als Kriegsherr erscheinen konnte, so war er in dem Hessen am nächsten benachbarten Stammesgebiet der Sachsen vollends einflußlos.

So rang er sich kurz vor seinem Tode zu dem hochherzigen Entschluß durch, die Herrschaft über das Reich dem mächtigsten seiner Nebenbuhler, Herzog Heinrich von Sachsen, zu übertragen. Konrads Bruder Eberhard, der nächste Anwärter auf die Krone, führte das Vermächtnis des Königs getreulich aus, und so kam es im Mai 919 in Fritzlar zur Königswahl Heinrichs, mit der die große deutsche Geschichte des Mittelalters beginnt.

Es liegt ein tiefer symbolischer Sinn in der Tatsache, daß an Stelle von Tribur bei Mainz oder von Forchheim bei Bamberg, wo bis dahin die großen Reichshandlungen stattzufinden pflegten, das noch auf fränkischem Stammesboden, aber doch nahe der sächsischen Grenze gelegene Fritzlar zum Ort dieser Königserhebung gewählt wurde. Denn diese Ortswahl unterstreicht noch die Tatsache, daß die hessischen Konradinger in der Herrschaft über das Reich das verbindende Glied zwischen den fränkischen Karolingern

und den sächsischen Ottonen darstellten. Und zugleich wird daran als an einem guten Sinnbild deutlich, daß Hessen – ähnlich wie Thüringen – durch einen Verzicht dem Reiche seinen größten geschichtlichen Dienst erwiesen hat.

Hessens eigene Rolle jedoch sollte auch im beschränkten fränkischen Raume nur gar zu bald ausgespielt sein. Das Verhältnis zwischen König Heinrich und Herzog Eberhard zwar erfuhr nie eine Trübung, und bei dem Festmahl zur Krönung König Ottos diente Eberhard als Truchseß des Reiches wie die anderen Herzöge als Marschall, Schenk und Kämmerer dienten. Aber schon bald danach kam es zu einem bedenklichen fränkisch-sächsischen Zwist, der im sächsischen Hessengau seinen Ursprung hatte. Ein sächsischer Edler in diesem Eberhard unterstehenden Gau verweigerte dem Frankenherzog mit der Begründung die Gefolgschaft, daß kein Angehöriger des zum Königtum aufgestiegenen Sachsenstammes einem Franken Gehorsam schulde. Der Konradinger nahm für diese Herausforderung, die ihn um so mehr empören mußte, als die Sachsen ja eben ihm ihren Vorrang als Königsstamm verdankten, blutige Rache, worauf ihn der junge König zur Rechenschaft ziehen mußte.

Der Groll, der von dieser Auseinandersetzung zurückblieb, entlud sich später bei der großen Aufstandsbewegung gegen Otto, an der Herzog Eberhard zusammen mit Giselbert von Lothringen führenden Anteil nahm. Mit dem hessischen und dem lothringischen Frankenherzog begehrte das Frankentum noch einmal gegen das nun von den Sachsen geführte Reich auf. Es wiederholte sich hier in der Form einer Bundesgenossenschaft jene großfränkische hessisch-lothringische Konstellation, die die Konradinger drei Jahrzehnte zuvor gegen die Giselbertinger von Lothringen erstrebt hatten.

Aber so wenig sich Hessen damals in Lothringen hatte durchsetzen können, so wenig vermochten Hessen und Lothringen jetzt gegen das Reich. Eberhard verlor im Aufstand wie Giselbert sein Leben, und zwar im Kampfe gegen die konradingischen Vettern vom Niederlahngau und der Wetterau, die in diesem Kampfe auf der Seite des Königtums fochten. Das fränkische Stammesherzogtum aber wurde nach Eberhards Tode nicht neu vergeben, womit Hessen wieder ganz in den Hintergrund der großen Geschichte trat.

Die Konradinger hatten in der Folge nur noch die Grafschaften

in der Wetterau und im Kinziggau im Besitz und konnten sich dann für drei Generationen in dem erstmalig 926 durch Heirat erworbenen Herzogtum Schwaben festsetzen. Hier war die spätere Kaiserin Gisela der letzte Sproß des Geschlechts, das sich seinem hessischen Ursprung längst entfremdet hatte.

Zum Erben der Konradinger hatte sich, was die Vormacht im rheinfränkisch-hessischen Raum angeht, das Erzbistum Mainz gemacht, das schon aus der Missionszeit des Bonifatius in Hessen umfangreiche Güter besaß und diese geschickt zu vermehren verstand. Sowohl in der Marburger Gegend, wo Amöneburg noch lange mainzisch war und Ockershausen nach Otgar von Mainz den Namen führt, wie auch in Niederhessen, wo schon Bonifatius in Büraburg ein kurzlebiges Bistum gestiftet hatte, hatte das Erzstift sich festgesetzt und ausgebreitet, so daß, als nach Jahrhunderten wieder ein Ansatz zu einer hessischen Eigenstaatlichkeit gegeben war, die Auseinandersetzung mit Mainz die härtesten und schwersten Kämpfe kosten sollte.

Zunächst aber gab es in dem damit zum Hinterland von Mainz gewordenen Hessen nur mehrere Grafschaften, die unser Interesse lediglich insofern beanspruchen können, als einige von ihnen vielleicht das Erbe des Konradingerhauses fortführten. So ist es möglich, daß die Nassauer Grafen des Unterlahngebiets sowie die überrheinischen Sponheimer Grafen den Mannesstamm der Konradinger fortsetzen, und vor allem ist bei den Inhabern der Grafschaft im altchattisch-niederhessischen Kerngebiet die Vermutung naheliegend, daß wir es hier mit den unmittelbaren Erben und Blutsnachfahren König Konrads selber zu tun haben.

Die Grafen von Maden führten nämlich bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1121 sämtlich den Namen Werner. Den gleichen Namen trug aber auch der älteste Ahnherr der Salier oder jüngeren Konradinger, die mit Konrad II. das deutsche Königtum und die römische Kaiserkrone erwarben. Kaiser Konrads Urgroßvater Konrad der Rote, Schwiegersohn Ottos des Großen und zeitweise Herzog von Lothringen, war der Sohn des Grafen Werner im Wormsgau und einer Tochter König Konrads I. Er trug wahrscheinlich den Namen, den er seinem kaiserlichen Urenkel vererbte, nach dem königlichen Großvater, wogegen der väterliche Name in seinem Geschlecht nicht wiederkehrte.

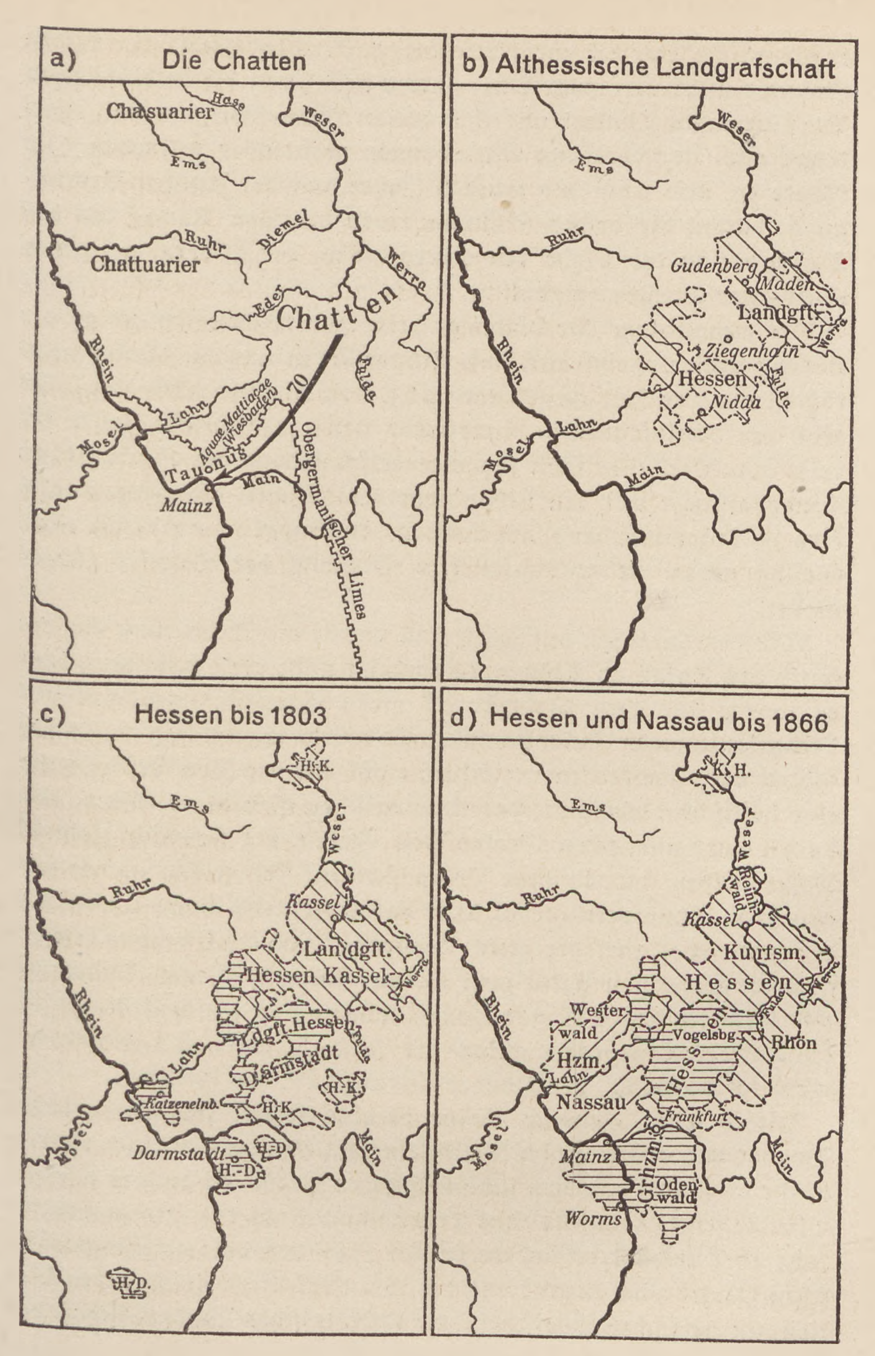
Da aber Herzog Konrad Brüder hatte, die, ohne mit Namen genannt zu werden, mit ihm in die Erbteilung eintraten, so liegt die Mutmaßung nahe, daß einer dieser Brüder den Vatersnamen Werner trug und seinem Geschlecht weitergab. Als Enkel König Konrads aber dürften die Söhne des Wormsgaugrafen auch dessen Güter im Lahn- und Hessengau geerbt haben. Und da uns von den Saliern nur ihre Begüterung im Worms- und Speyergau bekannt ist, hat wahrscheinlich der wernerische Zweig des Hauses das mütterliche Erbe übernommen. Wir hätten es also gleichsam mit einem Kreuztausch zwischen Erbnamen und Erbgütern zu tun, indem die Konradinger die wernerschen Güter im Wormsgau, die „Werneringer" aber die konradingischen Güter im Hessengau übernahmen.

Im Jahre 1121 starb der wernerisch-hessische Zweig des salischen Hauses, vier Jahre vor dem konradingisch-kaiserlichen, mit Graf Werner IV., der übrigens auch Burggraf von Worms war, aus, womit ein neuer Abschnitt in der Geschichte Hessens beginnt.

Türingische und hessische Landgrafen

Als Erben nicht allein der Werner von Maden, sondern auch der bald danach aussterbenden Gisonen von Gudensberg, die auch im Oberhessischen begütert waren, traten nämlich die thüringischen Ludowinger auf, die um ebendieselbe Zeit den Landgrafentitel erwarben. Der Ludowinger Heinrich Raspe (I.) hatte die Witwe Gisos IV., des vorletzten gisonischen Grafen von Gudensberg, geheiratet und damit die erste Verwandtschaftsbeziehung gestiftet. Sein Bruder Ludwig, der erste Landgraf von Thüringen, heiratete dann die Tochter Gisos IV. und Schwester Gisos V., mit dessen Tode das Gudensberger Haus 1137 erlosch und von den Thüringern beerbt wurde.

Mit diesem Anfall der wichtigsten hessischen Grafschaften an Thüringen wandte Hessen gleichsam sein Gesicht vom fränkischen Westen fort und dem thüringischen Osten zu, als sei es des Schattendaseins in einem Winkel des Frankenlandes überdrüssig und wolle nun sein Glück durch enge Verbrüderung mit dem ebenfalls zu einer geschichtlichen Nebenrolle verurteilten Thüringerstamm versuchen. Diese Wendung war bei der alten Nachbarschaft und der bis in die



12. Chatten und Hessen

erminonische Vorzeit zurückreichenden Verwandtschaft der beiden Stämme nicht verwunderlich. Hatten doch schon die beiderseitigen Vorfahren, die Chatten und Ermunduren in nahen, zum Teil allerdings auch in feindlichen Beziehungen zueinander gestanden. Im Jahre 58, also mehr als tausend Jahre vor der jetzigen Vereinigung, hatten die beiden Stämme einen blutigen Kampf um den Besitz der in der Nähe des Grenzflusses, der Werra, gelegenen Salzunger Quellen geführt.

Die nunmehrige Verbindung hatte zur wichtigsten Folge die Lösung vieler rheinfränkisch-hessischer Beziehungen. Wahrscheinlich ist um jene Zeit Hessen endgültig von Rheinfranken abgesplittert: der Rheinfränkische Landfriede von 1179 schließt Hessen bereits aus. Vielleicht steht sogar die Begründung der thüringischen Landgrafschaft mit den hessisch-rheinfränkischen Vorgängen insofern im Zusammenhang, als Lothar von Supplinburg damit einen Schlag gegen die rheinfränkische Stellung der Staufer führen wollte.

Wie dem auch sei, auf jeden Fall wurde die Bedeutung Hessens durch den Anfall an Thüringen zunächst nicht eben gesteigert, denn es wurde aus dem Nebenbezirk eines Hauptstammes nun zum Nebenlande eines Nebenstammes. Es wurde regelmäßig an jüngere Söhne der Landgrafen verliehen, wohl mit der Zweckbestimmung, eine hessische Nebenlinie des thüringischen Hauses zu stiften, aber da die ludowingischen Grafen von Hessen, die sämtlich Heinrich Raspe hießen, immer ohne Erben starben, fiel Hessen immer von neuem an Thüringen zurück. Wir haben Heinrich Raspe I. als Bruder (und Stiefschwiegervater) Landgraf Ludwigs I. bereits kennengelernt. Ludwig I. hatte zwei Söhne: Ludwig II. von Thüringen und Heinrich Raspe II. von Hessen. Ebenso war Heinrich Raspe III. ein Bruder Landgraf Ludwigs III. (und Hermanns I.) und endlich Heinrich Raspe IV. der Bruder Ludwigs IV. des Heiligen.

Dieser letzte Heinrich Raspe beerbte seinen frühverstorbenen Bruder und dessen Sohn in Thüringen und war der letzte thüringische Landgraf aus dem ludowingischen Hause, da auch er wie alle Oheime seines Namens ohne Erben starb. Kurz vor seinem Lebensende aber erwarb er, indem er sich 1146 von der welfisch-papistischen Partei zum Gegenkönig des Stauferkaisers Friedrich wählen ließ, zur hessischen Grafschaft und thüringischen Landgrafschaft das

deutsche Königtum. So war zum zweitenmal nach Konrad I. ein Herr von Hessen deutscher König geworden, und wenn man die große Zeit des mittelalterlichen Reiches von 919 bis 1250 rechnet, so steht am Eingang und am Ausgang dieses Reiches ein Hesse. Schuf der Konradinger aber nach einer schwachen Regierung sich wenigstens zum Ende durch eine Handlung des Verzichtes Ruhm, so ist des Ludowingers Regiment, da es von vornherein im unheilvollen Zeichen des Gegenreiches stand, jeden Ruhmes bar.

Für Hessen aber begann mit Heinrich Raspes Todesjahr 1247 wiederum ein neues Zeitalter, denn jetzt war mit der Lösung auch von Thüringen die Zeit einer durchaus eigenen hessischen Geschichte gekommen. Zwar schien es zunächst, als solle Hessen mit Thüringen an die wettinischen Markgrafen von Meißen gelangen, aber in zähem Kampfe wußte Sophie von Brabant, die Tochter der heiligen Elisabeth, wenigstens den hessischen Teil des elterlichen Erbes ihrem Sohne, dem „Kind von Brabant", zu sichern. Und Meißen gab schließlich nach, da es ihm mehr auf das thüringische Stammland der meißnischen Mark als auf das entlegene Hessen ankam.

Mit der Auseinandersetzung mit den Wettinern war aber erst die Hälfte jenes Kampfes geleistet, der nötig war, um Heinrich dem Kind ein wirkliches und einigermaßen arrondiertes Erbe zu schaffen. Denn nun trat Mainz als mächtiger Gegenspieler in Aktion, der in Hessen keine Territorialgewalt großwerden lassen wollte, die im Besitze einer auch nur annähernd vergleichbaren Machtstellung wäre. Da die Gisonen für ihren niederhessischen Besitz in einer gewissen Abhängigkeit von Mainz gestanden hatten, mußte der junge Giselbertinger als Erbe der Ludowinger und Gisonen einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Nach vielen Wechselfällen blieb er endlich Sieger und erreichte damit, was Heinrich von Treitschke dem hessischen Staate als ein besonderes Verdienst anrechnete, daß nämlich im Herzen des Reiches kein „übermächtiger Priesterstaat" entstand.

Der erbittertste Kampf ging bezeichnenderweise um die Hundertschaft Maden im altchattischen Kernland. Maden war – nach Albert von Hofmann – die alte Dingstätte des Landes, so daß das Gericht Maden später 1325 schlechthin als das „Landgericht Hessen" bezeichnet wird, und so wurde auch hier in Maden das Kind von Brabant als der rechtmäßige Herr von Hessen anerkannt.

Heinrich das Kind aus dem giselbertingischen Hause der Herzöge von Niederlothringen und Brabant wurde – ähnlich wie Otto das Kind der Ahnherr aller braunschweigischen Welfen – der Stammvater aller künftigen hessischen Fürsten. Die späteren Landgrafen, Kurfürsten und Großherzöge von Hessen können also ihren Mannesstamm in gerader Linie bis zu jenem Grafen Giselbert im Maasgau zurückverfolgen, der eine Tochter Kaiser Lothars und Urenkelin Karls des Großen zur Gemahlin hatte. Und da die brabantischen Vettern der hessischen Giselbertinger schon 1355 ausstarben, hat sich dieses lothringische Geschlecht, das sich eines Stammvaters und einer Stammutter so ehrwürdigen Alters rühmen kann, nur in Hessen weiter fortgepflanzt.

Der brabantische Enkel der heiligen Elisabeth behielt, nachdem er auf das thüringische Landgrafenland hatte verzichten müssen, wenigstens für sein hessisches Erbteil den angestammten landgräflichen Titel bei, wodurch Hessen zur Landgrafschaft wurde. 1292 erlangte Heinrich von Adolf von Nassau die Anerkennung der neuen Landgrafschaft und ihre Erhebung zum erblichen Reichsfürstentum. Und da der thüringische Landgrafentitel dann in den folgenden Jahrhunderten der wettinischen Teilungen außer Gebrauch kam, lebte praktisch die thüringische Landgrafschaft in der hessischen fort.

Bis zum Jahre 1866 gab es, wie wir hier vorwegnehmend feststellen können, hessische Landgrafen als halbsouveräne deutsche Reichsfürsten. Als in diesem Jahre die Landgrafen von Hessen-Homburg ausstarben, fand damit der letzte deutsche Bundesstaat, der einen alten Grafentitel führte, sein Ende. Und bis heute wird der Titel Landgraf – ähnlich wie in einzelnen süddeutschen ehemals landgräflichen Häusern – von den Angehörigen einzelner Nebenlinien des früheren hessischen Landgrafen- und Kurhauses geführt.

Hessen und Katzenelnbogen

Die Nachkommen Heinrichs des Kindes vermehrten den Besitz des Hauses bedeutend. Mit der Zeit sammelte sich ein großer Teil der hessischen Grafschaften und Herrschaften in ihrer Hand, wodurch Hessen zu einem geschlossenen und ziemlich umfangreichen

Territorialkomplex zusammenwuchs, der bald ein Großteil des hessischen Stammesbodens ausfüllte und schließlich auch über die Stammesgrenzen hinauszustreben begann.

Die endgültige Arrondierung erfolgte im Jahre 1450 durch die Erwerbung der Grafschaften Ziegenhain und Nidda. Vor allem war Ziegenhain wichtig, das bis dahin als ein Sperriegel zwischen dem niederhessischen Kasseler und dem oberhessischen Marburger Gebiet auf der alten Grenze zwischen Hessengau und Oberlahngau lag. Außerdem besaßen die Grafen von Ziegenhain die Vogtei über Fulda und Hersfeld, die beiden weitaus bedeutendsten Abteien des hessischen Stammesraumes, die nun unter den Einfluß der Landgrafschaft kamen.

Kaum hatten die Landgrafen auf diese Weise die erwünschte Abrundung ihres Besitzes erreicht, als sie auch schon expansiv in die Weite zu streben begannen. Und geschah die Arrondierung durch die Erwerbung von Ziegenhain, so war der Gegenstand der darauffolgenden Expansion ein Gebiet mit noch kurioserem Namen, nämlich die am mittleren Rhein gelegene Grafschaft Katzenelnbogen, die aber gerade ihres Namens wegen unser besonderes Interesse beanspruchen darf.

Die Erwerbung von Ziegenhain und Nidda war 1450 durch Landgraf Ludwig II. erfolgt, der nicht nur den ludowingischen Erbnamen trug, sondern trotz der weit zurückliegenden Abkunft noch als Trinepos Sanctae Elisabethae – als Urenkel ihres Urenkels – bezeichnet wurde. Von Ludwigs Söhnen erhielt der gleichnamige älteste das Kasseler, der jüngere Heinrich das Marburger Land. Durch seine Ehe mit Anna von Katzenelnbogen erwarb Heinrich von Marburg nach dem Aussterben der Katzenelnboger Grafen im Jahre 1479 deren Land. Doch starb die Marburg-Katzenelnbogische Linie schon mit Heinrichs Sohne aus, und da dessen Schwester Elisabeth mit einem Nassauer Grafen verheiratet war, drohte das eben erst für Hessen erworbene Land nun an Nassau verloren zu gehen. Doch hatte der letzte Marburger Landgraf das Erbland seiner Mutter dem Kasseler Vetter vermacht, der sich nach des Marburgers Tode im Jahre 1500 trotz aller nassauischen Ansprüche, die noch jahrzehntelangen Streit zur Folge hatten, in den Besitz der Grafschaft Katzenelnbogen setzen konnte.

Nach 1450 ist also 1500 ein weiteres wichtiges Jahr der hessischen

Landesgeschichte, und zwar wichtig vor allem insofern, als Hessen nun sein Gesicht wieder dem mittelrheinischen Lande zuzuwenden begann, zu dem es von der chattischen bis in die konradingische Zeit in engster Beziehung gestanden hatte. Denn die Grafschaft Katzenelnbogen, deren Anfänge bis in das 11. Jahrhundert zurückweisen, bestand aus zwei zwar voneinander getrennten, aber doch gleicherweise rheinfränkischen Gebietsteilen, nämlich aus der oberen Grafschaft am Rhein und unteren Main und der niederen Grafschaft an Rhein und unterer Lahn.

Der Name dieser rheinischen Grafschaft ist nicht ganz so ungewöhnlich, wie er auf den ersten Blick scheinen mag. Was den zweiten Teil angeht, so gibt es bekanntlich auch in Deutschböhmen eine Stadt Elbogen (auch Ellbogen oder Elnbogen), die ihren Namen wohl ihrer Lage an einer Windung des Egerflusses verdankt. Die Stadt Elbogen wird seit alters von der Burg Steinelbogen beherrscht, deren Namen fast als eine Parallelbildung zu Katzenelnbogen erscheint.

Auch der Katzenname bereitet keine eigentlichen Schwierigkeiten, sind doch Namen ähnlicher Zusammensetzung in Deutschland durchaus nichts Seltenes. Allein in Schlesien kennen wir nicht nur Katzbach und Katzbachgebirge, sondern außerdem noch zwei verschiedene Katzengebirge (bei Breslau und bei Glogau), und die höchste Erhebung des Odenwaldes ist der nahe der heutigen hessischen Neckargrenze gelegene Katzenbuckel.

Schwer zu erklären ist nur die Verbindung der beiden Begriffe Katze und Ellbogen in dem rheinischen Namen, da sie eine allzu lebhafte Phantasie voraussetzt. Daß der Name im Mittelalter in seinem wörtlichen Sinne verstanden wurde, kann man daraus entnehmen, daß die 1393 bei St. Goarshausen am Rhein erbaute Burg Neu-Katzenelnbogen im Volksmunde den Namen „die Katz" erhielt, aber das sagt wenig oder nichts über Ursprung und Entstehung des Namens selber.

Dessen gebräuchlichste, wenn auch einer gewissen Fragwürdigkeit nicht entbehrende Erklärung aber führt uns bemerkenswerterweise auf den Namen der Chatten-Hessen selber zurück. Man pflegt den Namen nämlich von dem lateinischen Cattimelibocus herzuleiten, so daß Katzenelnbogen soviel wie Melibocus der Chatten bedeutete. Melibocus ist ein von dem griechischen Geographen Ptolemäus

überlieferter germanischer Bergname, mit dem dieser wahrscheinlich den Harz bezeichnete. Er wurde später auf den höchsten Gipfel der hessischen Bergstraße (am Westrand des Odenwaldes) bezogen, der heute noch Melibokus oder Malchen genannt wird.

Der Name, in dessen zweitem Teil vermutlich unser Wort Buche steckt, wird als Honigwald erklärt. Wird also Katzenelnbogen mit Recht von Cattimelibocus abgeleitet, so ist der Ellenbogen der Katze in Wirklichkeit ein Honigwald der Hessen. Besonders anzumerken aber ist, daß sich die Chatten in dieser Namensform statt in Hessen in Katzen verwandelt hätten, wobei die eine Wandlung ebensowenig wie die andere den Lautgesetzen entspricht.

Wir lassen den Grad der Wahrscheinlichkeit, den man dieser Ableitung zusprechen wird, deshalb dahingestellt sein, obwohl der Gedanke zweifellos etwas sehr Verlockendes hat, daß die Hessen auch den Namensspuren ihrer chattischen Ahnen folgten, als sie das Erbe der Grafen von Katzenelnbogen übernahmen und damit statt des („katzisch"-)chattischen den hessischen Namen in das Mittelrheingebiet verpflanzten.

Althessen wird Kurhessen

Wie alle deutschen Territorialfürstentümer des späten Mittelalters wurde auch die hessische Landgrafschaft, kaum daß sie als solche entstanden war und ihre Existenz durchgesetzt hatte, Erbteilungen unterzogen. Bereits die Söhne Heinrichs von Brabant hatten das Land bei ihres Vaters Tode im Jahre 1308 so unter sich aufgeteilt, daß der ältere Niederhessen mit Kassel, der jüngere Oberhessen mit Marburg erhielt. Diese Teilung war ebenso wie die bereits erwähnte spätere vorübergehend. Wie das erstemal die Kasseler, so starb das zweitemal – 1500 – die Marburger Linie aus, und da diese zudem die katzenelnbogische Erbschaft hinterließ, so vereinigte der 1504 geborene und bereits 1509 zur Nachfolge seines Vaters berufene, seit 1518 tatsächlich regierende Landgraf Philipp der Großmütige alle hessischen und katzenelnbogischen Länder unter seiner Herrschaft. Der bedeutenden Machtstellung, die der Landgraf damit innehatte, entsprach die Rolle, die er in der Geschichte des Reformationszeitalters spielte. Denn Philipp der

Großmütige war nicht nur der größte aller hessischen Landgrafen, sondern auch einer der ersten Fürsten seiner Zeit.

Trotzdem nahm aber auch er wieder eine Teilung vor, und diese Teilung erwies sich als dauerhaft bis in die neueste Zeit. Philipp gab bei seinem Tode im Jahre 1567 dem ältesten Sohn die niederhessische Hälfte des Landes mit Kassel als Hauptstadt, der damit zum Begründer der Linie Hessen-Kassel wurde. Philipps zweiter Sohn erhielt Oberhessen mit Marburg und einem Viertel des väterlichen Landes, während die beiden jüngsten Söhne je ein Achtel bekamen, der eine die niedere, der andere die Obergrafschaft Katzenelnbogen. Hessen war damit also nicht nur wie bei früheren Teilungen in Nieder- und Oberhessen, sondern zudem auch noch in Nieder- und Oberkatzenelnbogen aufgeteilt worden.

Die stärkste Machtstellung verblieb dabei natürlich den niederhessischen Landgrafen zu Kassel, da an diese immerhin die Hälfte des Landes gefallen war, die zudem aus dem althessischen Kernland bestand. Die Kasseler Landgrafen erwarben nach dem Aussterben der Oberhessen (schon in der ersten Generation) einen Teil von deren Erbe mit Marburg, außerdem aber auch andere, zum Teil außerhessische Territorien. Sie gehörten zu den wichtigsten Fürsten des Reiches, was sich insbesondere in den Auseinandersetzungen während des Dreißigjährigen Krieges zeigte.

So entsprach es nur der tatsächlichen Machtstellung der Herren des althessischen Landes, wenn Landgraf Wilhelm IX. durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, durch den die geistlichen Kurwürden von Köln und Trier aufgehoben wurden, gemeinsam mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzog von Württemberg zum Kurfürsten erhoben wurde. Damit wurde Althessen zu einem Kurlande, und da es dies über ein halbes Jahrhundert lang als einziges Kurfürstentum, das das alte Reich überlebte, geblieben ist, so wird Althessen bis zum heutigen Tage – nicht zuletzt auch zum Zwecke der Unterscheidung vom rheinischen Hessenlande – Kurhessen genannt.

Kurfürst – aber nicht „König der Katten"

Wenn das mit Hessen zum Kurfürstentum erhobene Baden wenig später zum Großherzogtum und wenn Kurwürttemberg sogar zum Königreich erhoben wurde, so nahm die kurhessische Geschichte eine völlig andere Wendung. Zwar winkte vorübergehend auch den Hessen eine napoleonische Königskrone, denn als nach der Schaffung des Rheinbundes das Reich außer auf die österreichischen, preußischen und schwedischen Reichsterritorien auf Kursachsen und Kurhessen zusammengeschmolzen war, stellte Napoleon wie den Sachsen auch den Hessen den Beitritt zum Rheinbund und die Erhebung zur Königswürde frei.

Nach dem Sieg über Preußen hielt der Franzosenkaiser ein derartiges Zugeständnis aber nicht mehr für nötig, und da er den Kurfürsten von Kassel für einen unsicheren Parteigänger hielt, besetzte er sein Land und gliederte es in das für seinen Bruder Jerome neugeschaffene Königreich Westfalen ein, dessen Hauptstadt die bisherige hessische Landeshauptstadt Kassel wurde. War also Hessen selber nicht zu königlichem Range aufgestiegen, so hatte es dafür die fragwürdige Genugtuung, daß seine Hauptstadt Königsresidenz wurde.

Es war dies, wie ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt, nicht die erste Begegnung Hessens mit dem Königtum. Wir erinnern uns, daß Konrad I. ein hessisch-fränkischer und Heinrich Raspe ein hessisch-thüringischer König von Deutschland waren, und wenn im 18. Jahrhundert Landgraf Friedrich von Kassel als Schwager und Nachfolger Karls XII. König von Schweden war, so erinnert das an das gleichzeitige polnische Königtum der sächsischen und an das englische Königtum der hannöverschen Kurfürsten.

Nach alledem ist es verständlich, wenn Kurfürst Wilhelm von Hessen nach dem Ende des napoleonischen Königtums von Kassel auf dem Wiener Kongreß den Titel eines „Königs der Katten" erstrebte. Er folgte damit nicht nur dem bayrischen, württembergischen und sächsischen, sondern auch dem hannöverschen Beispiel. Zudem konnte Kassel auch auf seinen historischen Vorrang vor der jüngeren Darmstädter Linie des hessischen Hauses hinweisen, die in der napoleonischen Zeit die großherzogliche Würde und damit den Anspruch auf den Titel „Königliche Hoheit" erworben hatte.

Aber alle solche Argumente vermochten nichts gegen den sehr viel gewichtigeren Gegeneinwand, daß es in Deutschland schon mehr als genug „Königreiche" gab, so daß man eher deren Verminderung als ihre Vermehrung anstreben mußte. Und da man den napoleonischen Königen, nachdem sie beizeiten auf die Seite der Verbündeten abgeschwenkt waren, ihre Kronen so wenig wie dem englischen König seine hannöversche nehmen konnte, so blieb man wenigstens in der Ablehnung weiterer Königswünsche fest.

Nur den Titel „Königliche Hoheit" billigte man dem Kasseler Kurfürsten wie seinem großherzoglichen Vetter in Darmstadt zu. Im übrigen aber blieb Hessen-Kassel ein Kurfürstentum und bewahrte damit bis zur Auflösung des Deutschen Bundes einen Titel, der seit dem Ende des alten Reiches im Jahre 1806 seinen Sinn verloren hatte. Die Paradoxie und der Anachronismus dieser Erscheinung wirkt um so auffälliger, als Hessen ja nicht einmal ein altes Kurfürstentum, sondern eins der allerjüngsten war und sich nicht ein einziger Hesse als wirklicher Kurfürst, nämlich als Wähler eines deutschen Kaisers, betätigt hat.

Nieder- und Oberhessen und Nassau

Als es dann aber zur Aufrichtung eines neuen deutschen Kaisertums kam, hatte Kurhessen inzwischen seine Eigenstaatlichkeit eingebüßt. Es teilte dieses Schicksal mit dem südwestlich benachbarten Herzogtum Nassau, mit dem es nach 1866 zur preußischen Provinz Hessen-Nassau zusammengeschlossen wurde, die aus dem alten Niederhessen, einem Großteil von Oberhessen und Nassau besteht und das zu Darmstadt gehörige Oberhessen (mit der Hauptstadt Gießen) ringförmig einschließt.

Da die Schicksalsverflochtenheit der hessischen und nassauischen Länder nicht erst neuesten Datums ist, sei hier ein kurzer Rückblick auf die Geschichte Nassaus eingefügt. Wir erwähnten schon, daß zu den hessischen Grafschaften der Konradinger auch die beiden Lahngaue gehörten, in deren unterem später die Grafschaft Nassau groß wurde. So liegt die schon erwähnte Vermutung nahe, daß die Nassauer, aus deren Stamm dann einer der Könige der Nach-

interregnumszeit hervorgehen sollte, auch blutsmäßig auf irgendeine Weise auf die konradingischen Hessengrafen und Frankenherzöge zurückgehen.

Später wurden Hessen und Nassau zu gemeinsamen Anwärtern auf das katzenelnbogische Erbe, von dem Graf Wilhelm der Reiche von Nassau, der Sohn der Elisabeth von Hessen-Marburg, sich wenigstens einen Teil sichern konnte. Der Sohn dieses Nassauer Grafen aber ist kein anderer als der berühmte Oranier, den das Volkslied „Wilhelmus von Nassauen" nennt und der durch seine hessische Großmutter Elisabeth, die Erbin von Katzenelnbogen, ein nicht einmal sehr entfernter Vetter Philipps des Großmütigen ist.

Die Grafen von Nassau hatten sich schon mehr als hundert Jahre vor Wilhelm von Oranien in den Niederlanden festgesetzt, womit sie nur die konradingischen Bestrebungen in Lothringen fortführten, wenn man nicht sogar an die alten Batawer denken will, die als ein chattischer Stamm die Niederlande besiedelt hatten. Und umgekehrt stammen ja die Landgrafen von Hessen in der Vaterlinie aus dem niederlothringisch-niederländischen Brabant.

Wilhelm aber erwarb zu den niederländischen Besitzungen seines Hauses auch noch das gleichsam den letzten Restbestand des altburgundischen Königreichs an der Rhône darstellende Fürstentum Oranien, in dem dem letzten Adalbertinger ein nassauischer Vetter Wilhelms gefolgt war, der ihn zum Erben einsetzte. So umspannte das Haus Nassau von seiner rheinischen Basis aus mit Wilhelm von Oranien den ganzen niederländisch-burgundischen oder lotharingischen Raum, und nicht zuletzt deshalb war der Oranier der gegebene Führer im niederländischen Freiheitskampf gegen die spanische Bedrückung.

Das nassauische Haus hat bis zum Aussterben seines oranischen Zweiges (im Mannesstamm) im Jahre 1890, also länger als über seine Stammländer über die Niederlande geherrscht, und in einem Teil des niederländischen Raumes, dem Großherzogtum Luxemburg, ist im Jahre 1890 als Nachfolger des letzten oranischen Vetters sogar der 1866 abgesetzte letzte Herzog von Nassau noch einmal zur Regierung gekommen, bis mit seinem Sohne im Jahre 1912 auch diese Linie des Hauses Nassau im Mannesstamm erlosch.

Was aber Hessen-Nassau anbetrifft, so steht diese Provinz seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus im Jahre 1933

wieder unter der Führung eines Abkömmlings des alten Landgrafenhauses, nämlich des Oberpräsidenten Prinz Philipp von Hessen, der von einem Bruder des ersten Kasseler Kurfürsten stammt. Der Vater des Prinzen und das gegenwärtige Haupt des giselbertingischen Gesamthauses ist Landgraf Friedrich von Hessen, dessen Name auch noch in anderer Hinsicht bemerkenswert ist.

Am 9. Oktober 1918 wurde nämlich der damalige Prinz Friedrich – den Landgrafentitel führt jeweils nur das Haupt der Familie – als Schwager des deutschen Kaisers zum König von Finnland gewählt. Wenn der genau einen Monat später erfolgte deutsche Zusammenbruch den hessischen Prinzen dann auch zum Verzicht auf die finnische Krone zwang, so verdient dieses Zwischenspiel doch nicht nur als ein weiterer Beitrag zu den kurhessischen Königstendenzen, sondern aus deshalb Erwähnung, weil sich damit nur ein Vorgang wiederholte, der sich 200 Jahre zuvor abgespielt hatte, als nämlich im Jahre 1720 ein anderer Friedrich von Hessen zum König von Schweden und damit auch von Finnland gewählt worden war.

„Hessen bei Rhein"

Von den vier landgräflichen Linien, die Philipp den Großmütigen beerbten, hatte außer der ältesten nieder- und später kurhessischen nur die jüngste, die oberkatzenelnbogische Dauer und Bestand. Nach der alten gräflich katzenelnbogischen Residenz Darmstadt wurde sie Hessen-Darmstadt genannt, obwohl sie eigentlich hessische Länder ursprünglich gar nicht mitumfaßte. Erst nachdem die Darmstädter Landgrafen zusammen mit den Kasselern die Marburger Linie beerbt und sich in dem oberhessischen Raum zwischen oberer Lahn, oberer Fulda und unterem Main festgesetzt hatten, führten sie den hessischen Namen wirklich zu Recht.

In der napoleonischen Zeit erwarb Landgraf Ludwig X. – der ludowingische Erbname war also von Thüringen über Althessen bis an den Rhein gewandert – als Entschädigung für linksrheinische Verluste das vorher kurkölnische Herzogtum Westfalen und nahm, seiner erhöhten Machtstellung entsprechend und vielleicht auch als Nachfolger der kölnischen „Erzherzöge" von Westfalen, den Groß-

herzogstitel an. Ein eigenartiges Geschick fügte es also, daß gleichzeitig Niederhessen zum Königreich Westfalen, das Herzogtum Westfalen aber mit Oberhessen zusammengehörte.

Wie jene, so wurde auch diese gleich unnatürliche Verbindung 1815 wieder gelöst. Darmstadt trat Westfalen an Preußen ab und erhielt dafür Mainzer, Wormser und Pfälzer Gebiete, die unter dem Namen Rheinhessen zu einem Ganzen zusammengefaßt wurden. Hatte das großherzogliche Land unter Napoleon aus drei Provinzen: Starkenburg, Oberhessen und Westfalen bestanden, so wurde es nun in Starkenburg, Rheinhessen und Oberhessen gegliedert, wobei Rheinhessen und das rechtsrheinische Starkenburg ein zusammenhängendes Ganzes bildeten.

Die damals erfolgte Eingliederung der Stadt Mainz und ehemals mainzischer Territorien in das hessische Großherzogtum verdient unsere besondere Beachtung, weil mit ihr der alte mainzisch-hessische Kampf, der rund ein Jahrtausend hindurch angedauert hat, endgültig zugunsten Hessens – allerdings eines nicht mehr im alten Stammesboden verwurzelten Hessens – seine Entscheidung gefunden hatte. Statt der alten Erzbischöfe und Kurfürsten, die Hessen hatten mainzisch machen wollen, hat im nunmehr hessischen Mainz seit 1827 der hessische Landesbischof seinen Sitz.

Nicht allein die Mainzer, sondern auch die Pfälzer Kurfürsten wurden, zum Teil wenigstens, von den Darmstädter Hessen beerbt. Als Nachfolger der Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein führten diese daher seit 1816 den Titel „Großherzog von Hessen und bei Rhein", der fast noch besser als der Name Rheinhessen die Tatsache der neuen hessisch-rheinfränkischen Gemeinschaft unterstreicht. Auch auf einen eigenartigen Parallelismus der hessischen und pfälzischen Namensgeschichte sei an dieser Stelle hingewiesen: den Namen der drei wichtigsten hessischen Gebietsteile, Kurhessens, Oberhessens und Rheinhessens, entsprechen nämlich die Namen der Kurpfalz, der Oberpfalz und der Rheinpfalz, wobei sich in Hessen Kur- und Oberhessen, in der Pfalz Kur- und Rheinpfalz teilweise überdecken.

Nach dem Ende des kurfürstlichen Hessenstaates und dem im gleichen Jahre 1866 erfolgten Aussterben der von Darmstadt abgezweigten landgräflichen Linie Hessen-Homburg war das Großherzogtum der letzte staatliche Träger des alten hessischen Namens und damit überhaupt neben Sachsen der letzte deutsche Staat, der

einen bei den Autoren der Antike belegten deutschen Stammesnamen trug. Der Stamm der Hessen schien damit endgültig seinen Schwerpunkt aus dem Stromgebiet der Weser in das des Rheins verlagert zu haben.

Dafür sprach aber lediglich der äußere Anschein, da im nieder- und kurhessischen Kerngebiet das Stammesbewußtsein keineswegs erlosch. Und so darf man heute von einem großhessischen Raum sprechen, der sich vom Odenwald im Süden bis zum Reinhardswald im Norden und – Nassau eingeschlossen – vom Westerwald im Westen bis zur Rhön im Osten erstreckt und damit den anderen deutschen Stammesgebieten weder an Umfang noch an Bedeutung nachsteht.

So umfangreich dieser hessische Stammesraum ist, so ist er doch dadurch von den Gebieten aller anderen hier betrachteten Stämme unterschieden, daß er nirgendwo auch nur mittelbar mit der deutschen Volks- oder Staatsgrenze in Berührung steht. Haben wir die Hessen eingangs als einen Unterstamm gekennzeichnet, so können wir sie abschließend fast noch schärfer als einen typischen, wenn nicht sogar als d e n deutschen Binnenstamm charakterisieren. Kein anderer Stamm, auch die Schwaben und Thüringer nicht, kann ihnen darin verglichen werden, denn die Schwaben können als Binnenstamm nur im Gegensatz zu Sachsen und Franken aufgefaßt werden, und auch die thüringische Stammesgeschichte hat sich auf lange Strecken in engster Berührung mit der Grenze abspielt. Besonders tritt diese Eigenschaft des hessischen Stammes, wie wir vorwegnehmend feststellen können, bei der Betrachtung neben dem ihm sonst in mancher Hinsicht vergleichbaren Friesenstamm hervor, denn die Friesen übertrumpfen, wie wir sogleich sehen werden, in ihrer Eigenschaft als Randstamm sogar noch den typischen Grenzstamm der Bayern und stellen damit den äußersten Gegensatz zu dem hessischen Binnenstamm dar.

Die Friesen

Wenn wir als vierten und letzten geschichtlich bedeutenden Nebenstamm die Friesen betrachten, so können wir diese als einen Nebenstamm in ganz spezifischem Sinne bezeichnen. Während die anderen hier behandelten Stämme durch die Nebenrolle charakterisiert sind, die sie in der deutschen Geschichte spielten, trifft für die Friesen nicht allein dieses Charakteristikum zu, sie sind nicht nur ein Stamm neben den Hauptstämmen, sondern ihre sprachliche sowohl als geschichtliche Sonderung weist ihnen sogar die Rolle eines Stammes neben unserem Volke zu. Während man etwa das Niederländische als eine selbständig gewordene deutsche Mundart auffassen kann, ist das Friesische eine eigene Sprache, die allerdings im Laufe der geschichtlichen Entwicklung gerade deshalb nahezu völlig ausgestorben ist, weil der Friesenstamm im Deutschtum aufgegangen ist und daher einer Sondersprache nicht mehr bedurfte.

Als ein spezifischer Nebenstamm bieten die Friesen die meisten Vergleichspunkte mit den Thüringern, zumal sie auch wie diese ein Nebenstamm des Hauptstammes der Sachsen sind, wogegen die zum Hauptstamm der Franken zählenden Hessen und Lothringer mehr den Charakter von Teilstämmen als von Nebenstämmen haben. Wenn wir so die Friesen und Thüringer von den Hessen und Lothringern unterscheiden, so sind die Friesen angesichts ihrer weitgehenden Sonderung als Nebenstamm noch nicht genügend charakterisiert. Man wird sie im Unterschied zu den Thüringern am besten als „Randstamm" kennzeichnen. Und so betrachten wir in der Reihe der deutschen Teil- und Nebenstämme den friesischen Randstamm nach dem hessischen Unterstamm, dem lothringischen Teilstamm und dem thüringischen Nebenstamm.

Doch beschließen wir mit den Friesen nicht nur die Reihe der Nebenstämme, sondern auch die der Altstämme, auf die wir daher ebenfalls einen vergleichenden Blick zu werfen haben. Man pflegt die Friesen vielfach neben Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern und Thüringern als sechsten deutschen Altstamm zu zählen und dabei die Friesen, Sachsen und Thüringer als die stärker germanisch bestimmten Nord- und Oststämme den mehr unter romanischen

Einflüssen stehenden Franken, Schwaben und Bayern als den deutschen West- und Südstämmen gegenüberzustellen.

Wenn bei diesem die innere Struktur und Gliederung germanisch-deutschen Stammestums aufhellenden und daher recht aufschlußreichen Vergleich die Friesen neben die Franken wie Sachsen neben Schwaben und Thüringer neben Bayern zu stehen kommen, so ergeben sich noch besondere Vergleichspunkte zwischen den Bayern, mit denen wir hier die Reihe der alten Hauptstämme abschlossen, und den Friesen, mit denen wir die Reihe der alten und der Nebenstämme beschließen. Die Friesen als ein deutscher Randstamm entsprechen den Bayern als dem typischen deutschen Grenz- oder Markstamm, und wie diese den südöstlichen, so bilden jene den nordwestlichen Pfeiler des Deutschtums in Europa.

Am engsten gehören die Friesen jedoch mit dem Altstamm der Sachsen zusammen, zu denen sie in einem nicht unähnlichen Verhältnis wie die Hessen zu den Franken stehen. Um es auf eine kurze und einprägsame Formel zu bringen, so verhalten sich die Sachsen zu ihren Nebenstämmen der Thüringer und Friesen wie die Franken zu ihren Teilstämmen der Lothringer und Hessen, so daß wir zu dem hier bis in Einzelheiten durchgeführten thüringisch-lothringischen Vergleich einen hessisch-friesischen Parallelvergleich stellen können.

Wir können den Vergleich hier nicht durchführen, sondern erst im Zuge der Darstellung auf ihn zurückkommen, da uns zunächst mehr auf die friesisch-sächsischen Vergleichspunkte ankommen muß. Diese aber sind so zahlreich, daß wir nur die wichtigsten herausgreifen. Schon durch ihre ursprünglich nicht – im engeren Sinne des Wortes – deutsche Herkunft gehören Ursachsen und Urfriesen als westgermanische Vettern der (südgermanischen) Ur-Deutschen zusammen. Es ist sogar vermutet worden, die friesischen Inseln seien mit den Sachseninseln des Ptolemäus identisch, und die Ur-Friesen seien nichts anderes als die zurückgebliebenen Reste der Ur-Sachsen, nachdem diese sich sowohl nach dem angelsächsischen Westen als auch nach dem niedersächsischen Süden ausgebreitet hatten.

Auch in ihrer ganzen folgenden Geschichte waren die Berührungen von Sachsentum und Friesentum immer überaus eng, wenn auch nicht immer freundschaftlich, worüber wir noch im einzelnen

zu handeln haben werden. Heute aber sind die Friesen so gut wie gänzlich im Sachsenstamm untergegangen, als dessen Randstamm sie sich nicht einmal so gut wie der kleinere thüringische Nebenstamm haben halten können.

So rundet sich mit den Friesen der Kreis, den wir bei der Betrachtung der deutschen Altstämme durchschritten haben, und führt zu seinem Ausgangspunkt zurück. Als sei es aber damit noch nicht genug, gibt es auch sehr wesentliche Vergleichspunkte, die uns noch weiter, nämlich bis zu den germanisch-deutschen Frühstämmen zurückführen. Wie die ostgermanischen Stämme der Frühe, so werden auch die Friesen, deren Recht ostgermanische Elemente enthält, von einigen Forschern als Auswanderer aus einer skandinavischen Urheimat angesehen, aus der sie zur See nach Friesland gekommen seien.

Treten die Friesen damit neben Goten, Langobarden und Burgunder, so sind sie den Wandalen noch in besonderer Weise vergleichbar. Wie die wandalischen Begründer eines ersten germanischen Seereiches waren die Friesen ein Seevolk, dessen früheste Sitze nach den möglichen Ursitzen in Skandinavien im Westen jener jütischen Halbinsel vermutet werden, deren Nordspitze die Heimat der Wandalen und – der Kimbern war. Nach den Kimbern aber, von denen unsere gesamte Darstellung ihren Ausgang nahm, hieß die Nordsee, das Deutsche Meer des Mittelalters, in griechisch-römischer Zeit Cimbrica Thetys wie später in germanischer Zeit das Friesische Meer.

Friesen – Batawer – Chatten?

Wenn die Friesen mit den meisten germanischen und deutschen Stämmen Vergleichs- und Berührungspunkte haben, so haben sie diese, wie wir bereits andeuteten, nicht zuletzt auch mit den Hessen. Wenn wir die Hessen den bodenständigsten deutschen Stamm nannten, so können wir ihnen die Friesen – trotz aller skandinavischen Einwanderungstheorien – durchaus an die Seite stellen.

Wie die Chatten-Hessen besiedeln die Friesen noch heute dieselbe Landschaft, in der sie in der Zeit ihrer ersten Berührung mit Rom und der Weltgeschichte genannt werden. Während aber bei den

Chatten-Hessen die Kontinuität infolge des Namenswandels mit seinen lautgesetzlichen Schwierigkeiten nicht durchaus gesichert ist, erstreckt sich die friesische Kontinuität auch auf den Namen selbst, dessen Lautbestand seit seiner ersten Erwähnung wenige Jahre vor der christlichen Zeitwende überhaupt keine Abänderung oder auch nur Wandlung erfahren hat, was von keinem anderen jener frühesten Namen gesagt werden kann.

Diese Raum- und Namenskontinuität ist kein Zufall, sondern steht wahrscheinlich damit in Zusammenhang, daß, wie Ludwig Schmidt annimmt, bei den Chatten-Hessen und Friesen anders als bei den großen Altstämmen, die aus der Vereinigung von Einzelstämmen hervorgingen, die innere Struktur sich nicht wesentlich geändert hat. Schmidt nennt als vergleichbaren westgermanischen Stamm die Markomannen-Bayern, während die Erhaltung der ursprünglichen Struktur sonst vor allem eine Eigenheit der ostgermanischen Einzelvölker ist.

Doch hält der gleiche Forscher es nicht für ausgeschlossen, daß die Friesen sich nach ihrer Landnahme von der See her Bewohner anderen Stammes angegliedert haben, was immerhin eine gewisse Strukturveränderung zur Folge haben mußte. Bemerkenswerterweise aber kommen als derartige Vorbewohner hauptsächlich Stämme chattischen Ursprungs wie die Batawer und Kannanefaten in Betracht, die das später friesische Rheinmündungsgebiet besiedelten. Da die älteste friesische Keramik mit der batawischen und diese wieder mit dem Kulturgut der Chatten verwandt ist, so liegt die Vermutung nur zu nahe, daß die Friesen wenigstens zum Teil von den Batawern und damit von den Chatten abstammen, so daß wir sie geradezu als Vettern der heutigen Hessen würden bezeichnen können.

Die großen und die kleinen Friesen des Tacitus

Die Frisii, wie sie von den Römern genannt wurden, spielten im alten Germanien schon zur Zeit des Arminius eine wichtige Rolle. Sie waren den Römern auf Grund eines mit Drusus geschlossenen Vertrages tributpflichtig und verharrten während des Aufstandes des Arminius auf der römischen Seite. Später unter-

nahmen sie einen eigenen Aufstand, wurden aber wieder unterworfen. Auch nach dem Aufstand der benachbarten Batawer, an dem sie wie deren chattische Vettern teilnahmen, wurde das friesische Land wieder dem römischen Reiche zugezählt. Bis in das dritte Jahrhundert hinein sind Friesen im römischen Heeresdienst bezeugt.

Tacitus unterscheidet bei diesen frühesten Friesen zwei Gruppen, die Frisii maiores und die Frisii minores, also die größeren und die kleineren Friesen oder auch – wie wir wohl heute sagen würden – Großfriesen und Kleinfriesen. In ähnlicher Weise werden auch bei den Chauken und Brukterern je zwei Abteilungen, eine größere und eine kleinere, genannt. Wir haben es hier also mit einem mehrfach bezeugten Vorgang zu tun, der wahrscheinlich das erste Stadium bei der Neubildung eines Stammes darstellt. Wie sich von den Sweben die Quaden und später die Markomannen sonderten, so haben sich – vermutlich durch die Besiedlung eines Grenzgebietes – die „kleinen" Friesen, Brukterer und Chauken von dem Großstamm getrennt, ohne schon mit einem eigenen Namen benannt zu werden.

Wenn Tacitus Frisii maiores und minores unterscheidet, so erscheinen bei Plinius Frisii Frisiavones nebeneinander, so daß es naheliegt, die – inschriftlich auch als Frisiavi bezeugten – Frisiavones mit den Kleinfriesen des Tacitus zu identifizieren. Doch ist sich die Forschung über diese Frage nicht einig, da die Friesen nach Ptolemäus Anwohner der Nordsee bis zur Ems waren, während die Frisiawen als Bewohner Belgiens genannt werden. Vielleicht gehen auf diese frühen – vielleicht auch auf spätere, zum Teil von einem römischen Kaiser zwangsweise ausgesiedelte – friesischen Südwanderer die nicht seltenen mit dem Volksnamen der Friesen gebildeten brabantischen und flandrischen Ortsnamen zurück, in deren Umkreis auch das 798 urkundlich als Frisionecurtis genannte Fricourt bei Amiens gehört.

Könige oder Herzöge der Friesen

So wichtig die Rolle der Friesen in der Römerzeit ist, so selten wird ihr Name in den folgenden Jahrhunderten genannt. Im 4. und 5. Jahrhundert, also in den beiden wichtigsten Jahrhunderten

der Völkerwanderung, scheint er ganz zu verschwinden, wie es ja auch bei anderen germanischen Stammesnamen der Fall ist. Die auffällige Lücke zwischen der letzten Erwähnung der Chatten und der ersten der Hessen erscheint in einem ganz anderen Lichte, wenn man sie mit dieser friesischen Zeitlücke vergleicht.

Während aber der hessische Raum eher kleiner als der chattische ist, erscheinen die Friesen gegen Ende der Völkerwanderungszeit mit einem erheblich vergrößerten Gebiet. Hatte ihr altes Kerngebiet nur von der Zuidersee bis zur Ems gereicht, so besiedelten sie jetzt den ganzen Küstenraum der Nordsee von den später flämischen Scheldeinseln bis zur Weser. Ein nicht unbeträchtlicher Volksteil muß sogar nach Nordthüringen ausgewandert sein, wo das nördlich der unteren Unstrut gelegene Friesenfeld (Frisonoveld), der westliche Teil des Hassegaues sowie der Ort Friesdorf bei Wippra und die Friesenburg an der Nordgrenze des Friesenfeldes ihren Namen führen.

Diese Besiedlung Thüringens durch Friesen steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit der durch Chlodwigs Sohn Chlotar vollzogenen Unterwerfung der Friesen unter fränkische Botmäßigkeit, die also in fast unmittelbarem Anschluß an die Unterwerfung der Alemannen, Burgunder und Thüringer und vor allem lange vor der der Sachsen erfolgte. Etwa ein Vierteljahrtausend früher als ihre sächsischen Stammesvettern sind die Friesen dem fränkischen Großreich unterworfen worden, das im Niederrheingebiet, also in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft seinen Schwerpunkt hatte.

Doch blieb diese erste Unterwerfung Episode, denn nach dem Niedergang der merowingischen Macht wurde im folgenden Jahrhundert im friesischen Stammesgebiet ein Königtum groß, das seinem Machtumfang nach dem frühen Stammeskönigtum der Thüringer, Alemannen und Burgunder, dem Zeitpunkt seiner Entstehung nach aber eher den merowingischen Stammesherzogtümern in Thüringen, Bayern, Alemannien und dem Elsaß vergleichbar erscheint. So werden die friesischen Könige in den fränkischen Quellen zum Teil auch nur Herzöge genannt, was aber seinen Grund auch darin haben kann, daß sie mit den Franken in der Hauptsache als Heerführer der Friesen in Berührung kamen.

Die Zeit dieser frühen Friesenkönige ist das einzige Teilstück der Stammesgeschichte, in dem von einem friesischen Reiche die Rede

sein kann. Nur wenige Friesenkönige werden uns namentlich genannt. Den Namen des ältesten unter ihnen: Audulfus kennen wir nur durch einen Münzenfund. Seit 678 begegnet uns dann König Aldgild I., der Vater des berühmten Radbod, unter dem die friesische Geschichte ihre Glanzzeit erleben sollte. Der heidnische und christenfeindliche König Radbod, der sich mit dem fränkischen Hausmeiergeschlecht der Pippiniden verschwägerte – seine Tochter Theudesinde heiratete Karl Martells älteren Bruder Grimwald – mußte Pippin dem Mittleren zwar 689 Westfriesland bis zur Zuidersee abtreten, konnte es aber 716 nach dessen Tode zurückgewinnen, indem er mit einer friesischen Flotte rheinaufwärts bis nach Köln vordrang und Karl Martell besiegte.

Zwei Jahre später aber machte dieser seine Niederlage durch einen Sieg wett, durch den Westfriesland erneut fränkisch wurde. Nach Radbods Tode besiegte der fränkische Hausmeier 734 die Söhne des Friesenkönigs, Aldgild II. und Poppo, die letzten Könige oder Herzöge der Friesen, und verleibte dem Frankenreich auch Mittelfriesland, das Land zwischen Zuidersee und Laubach, ein. Karl der Große schließlich machte nach einer Erhebung der Friesen im Anschluß an die Sachsenkriege auch der Freiheit Ostfrieslands, des zwischen Laubach und Weser gelegenen letzten Dritteils des Reiches der Friesenkönige, ein Ende.

Wie mit seinem Beginn, so nimmt das Friesenkönigtum also auch mit seinem Ende eine eigentümliche Zwischenstellung ein. Es geht als letztes der alten Stammeskönigreiche unter. Vergleicht man es aber mit den Stammesherzogtümern der spätmerowingischen Zeit, so leitet sein Untergang deren Ende ein, denn wie Karl Martell Radbods Söhne besiegte, so haben seine eigenen Söhne und Enkel in den folgenden Jahrzehnten dem alemannischen, elsässischen und thüringischen und schließlich ungefähr gleichzeitig mit der Eingliederung Ostfrieslands auch dem bayrischen Stammesherzogtum ein Ende bereitet.

Angelsachsen bekehren ihre friesischen Vettern

Wenn so das Friesenland zum zweitenmal und diesmal endgültig in das Frankenland eingegliedert wurde, so tat dies zunächst seiner stammlichen Sonderheit doch nur geringen Eintrag. Das spricht sich

vor allem in den fortdauernden engen Beziehungen zwischen Angelsachsen- und Friesentum aus, die zu einer ersten Auswirkung von geschichtlicher Bedeutung in der christlichen Missionszeit kamen.

Es ist bekannt, welche Bedeutung bei der Bekehrung der deutschen Stämme zum christlichen Glauben die angelsächsischen Missionare hatten. Diese Angelsachsen hatten aber das benachbarte friesische Küstenland zum besonderen Ziel ihres Bekehrungseifers gemacht, wobei sie, wie ausdrücklich bezeugt ist, von dem Gedanken mitbestimmt waren, „die Friesen als ein blut- und stammverwandtes Volk für das ewige Heil zu gewinnen."

Die Art dieser Stammesverwandtschaft ist heute nicht unumstritten. Die Verwandtschaft der Sprachen, englische Ortsnamen und Bodenfunde sowie auch Sagen legen die Vermutung nahe, daß die Friesen als solche an der Besiedlung Englands beteiligt waren, wofür es sogar das ausdrückliche Zeugnis eines antiken Autors gibt. Aber da dieses Zeugnis vereinzelt ist, läßt es keinen sicheren Schluß zu, und auch die besonders nahe Verwandtschaft der kentischen mit der friesischen Sprache beweist nur, daß die Jüten, die nach Ausweis der Quellen Kent samt der Insel Wight besiedelt haben, aus der Nachbarschaft der Friesen stammten.

Von einigen Forschern wird dagegen vermutet, daß nur ein Teil der Friesen, nämlich die früher durch eine eigentümliche Sprache unterschiedenen und eine Sondergruppe bildenden Bewohner der Inseln Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland, mit den Angelsachsen näher zusammengehörten und den Rest der nach England übergesiedelten Sachsen und Angeln darstellten.

Welche dieser Vermutungen nun auch zutreffen mag, auf jeden Fall ist die Bekehrungsgeschichte Frieslands aufs engste mit den Namen der großen angelsächsischen Missionare verknüpft, von denen Wilfried von York bereits im 7. Jahrhundert den Anfang machte, zunächst von Wikbert gefolgt sowie von seinem Schüler Willibrord, der als erster das friesische Bistum Utrecht innehatte. Beschlossen aber wird diese Reihe durch Winfried, den Sohn eines vornehmen sächsischen Gutsbesitzers in Wessex, der bei den Friesen predigte, bevor er nach Rom ging, der dann seine erfolgreiche Tätigkeit in Deutschland unterbrach, um nach des christenfeindlichen Königs Radbod Tode das friesische Feld aufs neue zu beackern und der schließlich am Ende seines Lebens erneut nach

Friesland zurückkehrte, wo er auch im Jahre 754 den Märtyrertod gefunden hat.

Angesichts der hessisch-friesischen Zusammenhänge aber ist es nicht uninteressant, daß Winfried, den man in Rom Bonifatius nannte, außer in Friesland mit Vorliebe in Hessen missioniert hat, wo er zu Geismar im altchattischen Stammesgebiet die berühmte Donarseiche fällte und damit eine entscheidende Bresche schlug, durch die er dem christlichen Glauben den ganzen binnengermanischen Raum erschloß.

Friesen und Franken in Lotharingien

Hatte Karl der Große die Unterwerfung der Friesen vollendet, so sollte das friesische Land schon unter seinem Enkel Kaiser Lothar wieder besondere Wege zu gehen beginnen, indem es nämlich dessen Mittelreich angegliedert wurde, dem es als einziges rechtsrheinisches Gebiet zugehörte. Von Friesland bis Rom erstreckte sich das Mittelreich Kaiser Lothars, das schon unter seinen Söhnen auseinanderfiel, wobei es zur Bildung des eigentlichen „Lotharingien" kam.

Hatte das Reich des ersten Lothar von Italien nach Friesland gereicht, so reichte das des zweiten immerhin noch von Friesland bis zum Elsaß und nach dem Tode des burgundischen Bruders Karl sogar von Friesland bis Burgund, womit zum erstenmal in der abendländischen Geschichte jener Zwischenbereich deutliche Umrisse erhielt, der im darauffolgenden Jahrtausend oft genug eine wichtige Rolle spielen sollte und bis heute in der europäischen Zwischenregion von den Niederlanden bis zur Schweiz in stückhafter Gestalt fortexistiert.

In dem kurzlebigen lotharingischen Königreich spielte das abgelegene Friesland die Rolle eines sich selbst überlassenen Randgebiets, das infolgedessen auch der Bedrohung durch die Normannen in besonderem Maße ausgesetzt war. Schon Ludwig der Fromme hatte dem vertriebenen Dänenkönig Harald Klak als seinem Lehnsmann das ostfriesische Land Rüstringen überlassen müssen, wozu dieser von Kaiser Lothar noch die westfriesische Insel Walcheren erwarb. Haralds Sohn Rorik, ein gefürchteter

normannischer Seekönig – der trotz der Namensähnlichkeit mit dem gleichzeitigen russischen Waräger Rurik nichts zu tun hat –, setzte sich außerdem 857 an der schleswigschen Westküste zwischen Meer und Eider in der heutigen Landschaft Eiderstedt fest, womit vielleicht die Auswanderung und Ansiedlung der späteren Nordfriesen in Zusammenhang steht.

So lag die Gefahr außerordentlich nahe, daß sich im friesischen Raume eine Art deutsche Normandie herausbilden würde. Diese Gefahr wurde vollends dringlich, als nach Roriks Tode sein Bruder Gottfried von Karl dem Dicken mit seinem friesischen Erbe belehnt wurde; denn Gottfried, der 852 die Scheldemündung geplündert und sich hier so lange verschanzt hatte, bis ihm Karl der Kahle durch einen Vertrag fränkisches Land auslieferte, und der sich dann 855 in dem friesischen Handelszentrum Dorestat nahe der Rheinmündung festgesetzt hatte, war einer der gewalttätigsten Wikinger seiner Zeit.

Gleichzeitig mit der Belehnung mit Friesland hatte Gottfried von Karl dem Dicken die Karolingerin Gisela, eine der Töchter Lothars II. von Lotharingien, zur Gattin erhalten, und so meldete er alsbald im Bündnis mit seinem Schwager Hugo Ansprüche auf das lotharingische Erbe an. Er forderte Andernach und Koblenz für sich und hätte diese Ansprüche bei der damaligen Schwäche des Reiches wohl auch durchsetzen können, wäre er nicht eben damals von einem Unterhändler des Kaisers im Wortwechsel erschlagen worden.

Damit war eine schlimme Gefahr nicht allein für Friesland, sondern für ganz Deutschland beseitigt, denn hätten sich an der friesischen Küste Normannen für die Dauer festsetzen können, so würde die normannische Bedrohung wohl noch ganz andere Ausmaße angenommen haben. So aber sind die friesischen Normannen bald in den Friesen und Sachsen aufgegangen, so daß beispielsweise Kaiser Otto der Große den wikingischen Seekönig, von dem die friesische Sage noch heute erzählt, er habe das Friesenvolk gezwungen, zum Zeichen seiner Knechtschaft Stricke um den Hals zu tragen, zu seinen Urgroßvätern zählt. Ottos Mutter Mathilde hatte zum Vater einen Nachfahren des Sachsenherzogs Widukind, zur Mutter aber die Friesin Reginhild, die aus der ersten Ehe Gottfrieds von Friesland mit der Tochter eines edlen Ostergauer Friesen her-

vorgegangen war, so daß der erste Sachsenkaiser durch seine Mutter außer mit der Sippe Widukinds auch mit friesischen und dänisch-normännischen Geschlechtern versippt ist.

Was aber Friesland als Glied des Frankenreichs und als Teilstück Lotharingiens angeht, so haben wir hier nachzutragen, daß es 870 bei der Teilung Lotharingiens zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen zum ostfränkisch-deutschen Reich kam. Seitdem ist Friesland beim Reiche verblieben. Als Lothringen unter Reginar 911 nach dem Tode des letzten deutschen Karolingers noch einmal zum Westreich abschwenkte, trennten die Friesen ihr Schicksal ebenso wie die elsässischen Alemannen von den lotharingischen Franken, mit denen sie erst in einem viel späteren Abschnitt ihrer Geschichte erneut zusammentreffen sollten.

Seefahrer auf dem Friesischen Meer

Eine der wichtigsten Auswirkungen der frühen Eingliederung Frieslands in das Frankenreich war es, daß unter dem mächtigen Schutz des fränkischen Reiches als der Groß- und Weltmacht des Westens der friesische Handel sich zu einer unerhörten Blüte entfalten konnte. Von alters mit der Seefahrt vertraut, waren die Friesen zugleich auch gewandte Kaufleute mit scharfem rechnerischem Verstande, durch den sie sich wohl vor allen anderen Germanen auszeichnen. So wußten sie geschickt die heimische Viehzucht zur Grundlage eines weitreichenden Woll- und Tuchhandels zu machen, dessen Ausmaße um so verwunderlicher sind, als er auf einer ziemlich unzureichenden geldlichen Grundlage erfolgte.

Es ist wahrscheinlich übertrieben, wenn man die Friesen, wie es vielfach geschieht, als das in der Karolingerzeit führende Handelsvolk Europas bezeichnet. Aber gewiß waren sie das führende Handelsvolk des Nordens und Westens, weil sie im fränkischen Machtraum anders als im Süden sich gegen die dort vorherrschenden jüdischen und syrischen Händler durchsetzen konnten. Doch gab es in den alten Römerstädten auch nördlich der Alpen neben den Niederlassungen friesischer Kaufleute solche der Syrer und Juden.

Ein Wirtschaftshistoriker hat die vier Jahrhunderte zwischen

500 und 900 geradezu die Friesenzeit der deutschen Seegeschichte genannt. Es ist charakteristischerweise nicht nur die Zeit vom Merowingerbeginn bis zum Karolingerende, sondern zugleich auch das Zeitalter zwischen der angelsächsischen und der normannischen Völkerwanderung. Durch die Sachsenwanderung wurden jene überseeischen Beziehungen angeknüpft, die dann in der Normannenzeit gestört und unterbrochen wurden, um erst nach ihrem Ende wieder neu aufzuleben.

Damals gingen die friesischen Kaufmannsfahrten nach England und Frankreich. Friesische Kaufleute werden zu Anfang des 8. Jahrhunderts in London und in York erwähnt, und 753 treffen wir sie neben angelsächsischen Händlern auf der Messe von St. Denis. Auch Schweden haben sie in ihren Handelsbereich einbezogen, wo Friesengilden in den Runeninschriften des schwedischen Uppland erwähnt werden. Im schleswigschen Hedeby und im schwedischen Birka – mit seinem nach neueren Forschungen wahrscheinlich friesischen Namen – bildeten ihre Kaufleute Kolonien, und so sind zahlreiche friesische Wörter in die nordischen Sprachen eingedrungen.

Nach der Normannenzeit griff die friesische Seefahrt eher noch weiter aus. In einer Chronik des 11. Jahrhunderts (bei Adam von Bremen) wird die Nordsee mare Frisicum genannt, und der gleiche Chronist erwähnt, als wolle er die Berechtigung dieses Namens belegen, auch eine erste „Nordpolfahrt", die von Rüstringer Friesen unternommen wurde, die auf ihren Schiffen nach Island aussegelten und jenseits dieser Insel bis zum „geronnenen Ozean", dem Eismeer, gelangten.

Aber die Friesen beschränkten sich durchaus nicht auf ihr „Namensmeer". Sie haben auch mehrere Kreuzflotten nach dem Mittelmeer ausgerüstet, und vor allem sind sie aus dem Nordseeraum auch in den der Ostsee vorgestoßen. Zu der England- und Flandernfahrt gesellte sich die Gotlandfahrt. Infolge dieser Ausweitung des friesischen Handels nach dem Osten entwickelte sich allerdings dann jener Wettbewerb mit der Hanse, der schließlich zur Überflügelung und Ausschaltung des friesischen Handels durch die Hanseaten und zum Abgleiten der Friesen in die Piraterie führen sollte.

Wir haben bisher nur von der Seefahrt und dem Seehandel der Friesen gesprochen. Daß diese aber auch die Flußschiffahrt

verstanden, kann man aus der erwähnten Kriegsexpedition ersehen, die König Radbod 716 rheinaufwärts gegen Köln unternahm. Auch später haben die Friesen wichtige Kriegsfahrten auf den großen Flüssen des fränkischen Reiches unternommen, nun aber nicht mehr gegen die Franken, sondern im Dienste ihres Reiches. So fuhren die Friesen 789 fränkische Truppen die Elbe und die Havel aufwärts gegen die Wilzen, und zwei Jahre später wurden ihre Schiffe im Awarenfeldzug Karls des Großen auf der Donau eingesetzt.

Der friesische Binnenhandel benutzte vor allem den Rhein, in dessen Mündungsgebiet das Handelszentrum Dorestat, gleichsam ein Lübeck der friesischen Hanseaten, lag. Von Dorestat führte eine ganze Kette von Handelsstationen rheinaufwärts. Es gab solche Friesensiedlungen in Xanten, Birten, Duisburg und Köln, und sogar in Straßburg. In Mainz bewohnten die Friesen den schönsten Stadtteil, und in Worms gab es ein ganzes Friesenviertel.

Wir sehen aus alledem, daß es durchaus keine Übertreibung ist, wenn man jene Zeit die Friesenzeit des deutschen Handels nennt. Und so ist diese Zeit größten Glanzes und Wohlstandes bei den Friesen auch bis heute nicht vergessen. In vielen Sagen, vor allem in der von dem untergegangenen reichen Rungholt, lebt die Erinnerung daran über das inzwischen vergangene Jahrtausend hinweg fort.

Fries und Frisur

Auch in der Namensgeschichte hat diese große Zeit des Friesenhandels ihren Niederschlag gefunden. Wir bezeichnen noch heute eine bestimmte Art von wenig gewalktem wollenem Gewebe als Fries, ohne uns bewußt zu sein, daß wir dabei den friesischen Stammesnamen benutzen. Denn der Fries führt seinen Namen als friesischer Stoff. Im mittelalterlichen Latein begegnen uns Bezeichnungen wie panni frisii oder vestimenti de Fresarum provincia, denen das englische frieze und das französische frise entspricht. In die deutsche Sprache ist das Wort dann erst im 15. Jahrhundert entlehnt worden.

Eigenartigerweise gibt es aber noch ein zweites deutsches Wort Fries, dem trotz völlig anderer Bedeutung ebenfalls ein französ-

sisches frise und ein englisches frieze entsprechen. Dieser andere Fries bezeichnet eine Verzierung, und zwar wird das Wort besonders für Säulenverzierungen und für unter dem Gesims angebrachte Wandverzierungen, daneben aber auch für Verzierungen alter Geschütze gebraucht; auch von Friesböden spricht man zur Bezeichnung von Fußböden mit eingelegten andersfarbigen Holzstreifen.

Es sieht zunächst sehr unwahrscheinlich aus, daß auch diese Friese etwas mit den Friesen zu schaffen haben. Sieht man aber näher zu, so gelangt man gerade auf dem Wege über diesen anscheinend so entfernten Ableger zur Urform und Urbedeutung des Friesennamens zurück. Denn das französische frise ist die Substantivierung des gleichlautenden Adjektivs, das ebenso wie das zugehörige italienische fregio die Bedeutung „kraus" hat, wonach Fries (frühneuhochdeutsch phrieß) also ursprünglich krause Verzierung bedeutete.

Die Grundbedeutung kraus gibt uns einen willkommenen Fingerzeig für die Erklärung des friesischen Stammesnamens. Wahrscheinlich beruht dieser nämlich – ein durchaus nicht seltener Vorgang bei der Entstehung von Stammes- und Völkernamen – auf der Eigenart der friesischen Haartracht. Daß der friesischen Sprache selber der zugehörige Wortstamm bekannt war, zeigt das altfriesische Wort „frisle" für Locke. Die Friesen wären demnach also die Lockigen oder Krausen und der Stammesname eine Parallelbildung zu dem Familiennamen Krause.

Von dem französischen frise mit der Bedeutung kraus aber sind außer der Fries-Verzierung noch eine ganze Anzahl weiterer Wörter abgeleitet, die auf ähnlich mittelbare Weise zum Friesennamen gehören. So gehört zum Adjektiv frise das Verbum friser mit der Bedeutung „(die Haare) kräuseln", das wir als Fremdwort frisieren in unsere Sprache übernommen haben. Auch der Friseur als (Haar-)Kräusler und die Frisur als Bezeichnung der Haartracht – früher auch des krausen und gefältelten Besatzes an Damenkleidern – haben auf diese Weise Gastrecht in der deutschen Sprache erhalten.

Besonders sei auf das Zeitwort frisieren aufmerksam gemacht, da es an Bildungen wie lombardieren und frankieren erinnert. Es entspricht diesen Bildungen, die direkt oder indirekt auf den zugehörigen Stammesnamen zurückführen, aber nur zum Teil und gehört als Ableitung von einer gemeinsamen Urbedeutung eher mit dem im Märkerkapitel zu erwähnenden markieren zusammen.

Brunonen in Braunschweig und Friesland

Unterscheiden sich die Friesen schon durch ihre händlerische Begabung von den anderen deutschen Stämmen, so tritt ihre Sonderart noch deutlicher aus der Tatsache hervor, daß es bei ihnen nie ein Stammesherzogtum gegeben hat. Man könnte sie darin den Thüringern vergleichen, aber dieser Vergleich unterstreicht nur den Unterschied. Denn der thüringische Stamm hat immer nach einem eigenen Herzogtum gestrebt und ist immer wieder nur im Ansatz zu seiner Ausbildung steckengeblieben. Bei den Friesen hingegen gibt es nicht einmal den Ansatz zu einem Stammesherzogtum, obwohl die friesische Stammesqualität noch weniger als die thüringische in Zweifel gesetzt wurde. Allenfalls könnte man den Versuch der Normannen Rorik und Gottfried, in Friesland eine deutsche Normandie zu begründen, als Ansatz zu einem Stammesherzogtum auffassen, wenn man nämlich die Entwicklung vergleicht, die in Frankreich nach der Belehnung des Normannen Rollo durch Karl den Einfältigen erfolgte.

Aber dieser mögliche Ansatz, der bezeichnenderweise nicht von den Friesen selbst ausging, blieb vereinzelt, und so kam es außer in Holland, das wir in anderem Zusammenhang zu betrachten haben, auf friesischem Boden nirgends zur Ausbildung einer umfassenden politischen Führung. Lediglich eine friesische Grafschaft gab es zeitweise, die aber nicht in friesischer, sondern in sächsischer Hand, und zwar in der einer führenden sächsischen Familie war.

Wir kennen aus dem Sachsenkapitel die jüngeren Brunonen, die in einem wahrscheinlichen, aber unerwiesenen Zusammenhang mit den älteren Brunonen oder Ludolfingern, dem Geschlecht der Sachsenkaiser stehen. Diese Brunonen, deren älteste bekannte Stammutter die Kaiserin Gisela war, waren Grafen nicht nur von Braunschweig, sondern zeitweise auch von Friesland. Der Sohn Brunos von Braunschweig und der Gisela namens Ludolf war mit Gertrud von Friesland (vielleicht aus dem Hause der holländischen Grafen) vermählt, die seinem Hause die friesische Grafschaft zubrachte. Beider Sohn war Bruno, der dem Vater 1038 als Graf von Friesland folgte. Auf Bruno folgte in Friesland 1057 sein Bruder Egbert, der später auch die Markgrafschaft Meißen erhielt. Als letzter Brunone besaß dann Egbert II. 1068–1090 Braun-

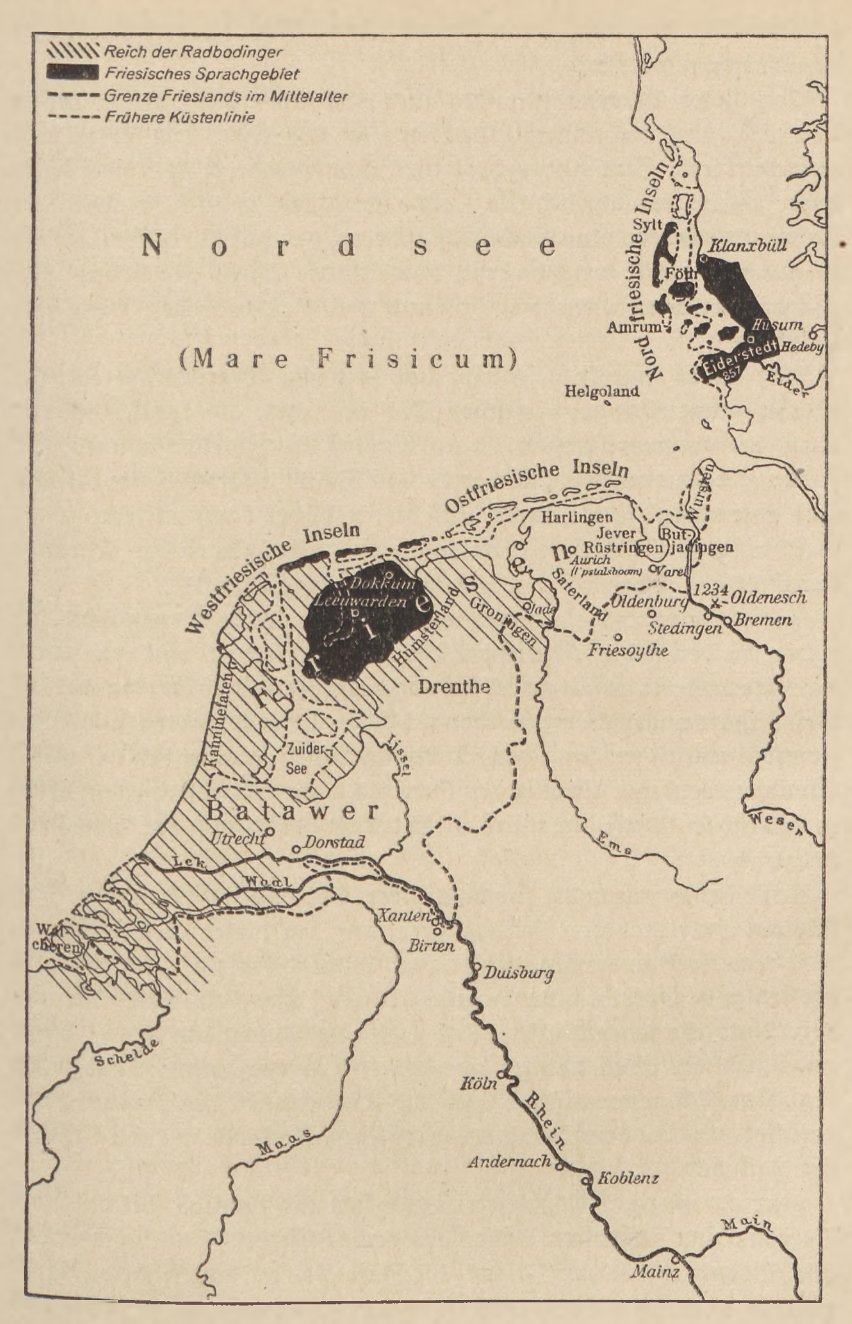
schweig, Meißen und Friesland und hinterließ die angestammten Hausgüter seiner Schwester Gertrud.

Wir haben Gertrud von Braunschweig als Mutter der Kaiserin Richenza und als Großmutter der Gertrud von Supplinburg kennengelernt. Hier interessiert sie uns mehr als Enkelin der Gertrud von Friesland, denn mit Braunschweig brachte sie auch das großmütterliche friesische Erbteil ihrem Gatten Heinrich von Northeim zu, der sich wie sein Schwager Egbert Graf von Friesland nannte und auch einen Versuch unternahm, sich auf Grund einer königlichen Belehnung Mittelfrieslands zu bemächtigen. Dieser Versuch mißlang jedoch, und so konnte seine Enkelin Gertrud von Supplinburg ihrem welfischen Gemahl zwar mit dem supplinburgisch-northeimischen Erbe auch das der Gertrud von Braunschweig, nicht aber mehr das der älteren Ahnin Gertrud von Friesland zubringen.

Der Bund der Sieben Friesischen Seelande

Nach dem Verfall der Grafschaft aber beginnt in Friesland eine noch eigenartigere Entwicklung, die die besondere Stellung der Friesen unter den deutschen Stämmen auf das allerstärkste unterstreicht. Allerdings ist eine gewisse Gleichläufigkeit mit der gesamtdeutschen Entwicklung insofern zu verzeichnen, als die neue politische Gestalt, die Friesland jetzt erhält, gleichzeitig mit gewissen Tendenzen zur Umgestaltung der inneren Reichsstruktur entsteht.

Die verfassungsgeschichtliche Forschung hat festgestellt, daß auf die erste Welle zur Ausbildung zentraler Stammesgewalten, die zur Aufrichtung der vier (oder fünf) alten deutschen Stammesherzogtümer geführt hat, etwa um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert eine zweite Welle gefolgt ist, deren Ergebnis das rotenburgische und das würzburgische Herzogtum in Ostfranken, die thüringische Landgrafschaft und die rheinische (rheinfränkische) Pfalzgrafschaft, vielleicht aber auch das alemannisch-burgundische Rektorat der Zähringer und andere Institutionen waren. Waren die Stammesherzogtümer zu Ausgang der karolingischen Zeit auf militärischer Grundlage entstanden, so war jetzt zu Ausgang der



13. Friesland und die Friesen

salischen und Beginn der staufischen Zeit die Landfriedensbewegung der Ausgangspunkt.

Von dieser Bewegung wurde auch Friesland, das von der ersten Welle gänzlich unberührt geblieben war, ergriffen. Die Folge war aber kein friesisches Herzogtum oder eine irgendwie noch vergleichbare Institution ähnlich der Land- oder Pfalzgrafschaft oder dem Rektorat, sondern etwas gänzlich anderes, das auf deutschem Boden so gut wie einzigartig dasteht, nämlich der Bund der sieben friesischen Seelande mit dem Institut der Geschworenen vom Upstalsbom.

Wir haben hier in geschichtlicher Zeit eine Einrichtung von geradezu vorzeitlich-germanischer Art vor uns, die typisch ist für einen der ausgeprägtesten Charakterzüge des Friesenstammes, für seinen Freiheitswillen. „Lewer dod as Slaw" ist noch heute die Parole aufrechten Friesentums, und dieses Wort kann auf eine lange Geschichte zurückblicken, denn schon ein mittelalterlicher Chronist berichtet uns: „Phriso pro libertate mortem appetit".

So ist Friesland eines der wenigen Gebiete in Deutschland gewesen, in denen die altgermanische Bauernfreiheit von dem durch die mittelalterliche Lehnsverfassung bedingten Strukturwandel der Gesellschaft unberührt geblieben ist. Nur im benachbarten sächsischen (wahrscheinlich ursächsischen) Dithmarschen sowie in den deutschen Alpenländern, vor allem in der Schweiz, haben freie Bauernschaften in ähnlicher Weise ihre alte Geschlechterverfassung fortbewahren können.

Schlechthin nirgends auf deutschem Boden aber ist es zur Ausbildung einer Art von Staatsverfassung auf dieser Grundlage gekommen. Auch in der schweizerischen Eidgenossenschaft, die man am ehesten zum Vergleich heranziehen könnte, sind noch wesentlich andere Antriebe lebendig. Die erst nach dem Untergang der Staufer und damit des alten Reiches begründete Eidgenossenschaft hat neben den bäuerlich-germanischen auch die Traditionen des Reiches fortgeführt, was bei dem Bund der friesischen Seelande in keiner Weise der Fall war.

Nur ein einziger Vergleich ist möglich und sinnvoll, bei dem wir aber bis zum äußersten Rande des germanischen Siedlungsraumes ausblicken müssen: nur Island, die Insel des nordwestlichen „Randvolkes" unter den Germanen, kann mit Friesland, dem Insel- und

Küstenland des deutschen Randstammes, verglichen werden. Mit Recht hat man die Friesen die deutschen Isländer genannt, denn der germanische hat wie der deutsche Randstamm auf der freibäuerlichen Geschlechterverfassung eine ganze Staatsverfassung aufgebaut, die hier wie dort starke vorgeschichtlich-vorzeitliche Züge zeigt und schließlich auch hier wie dort mit schlimmen Verfallserscheinungen endet. Nicht zuletzt aber war es in Island wie in Friesland gerade die Randlage abseits von den Schauplätzen der großen Geschichte, die das Fortleben und die neue Entfaltung derartiger urzeitlicher Institutionen ermöglicht hat.

Der friesische Landfriedensverband vom Upstalsbom war in Tausendschaften, Hundertschaften und Zehnschaften gegliedert. Er bestand aus sieben Tausendschaften oder Seelanden, die die oberste Einheit mit eigenen Landesversammlungen bildeten. Die Tausendschaften waren in dreimal vier Hundertschaften oder Kirchspiele und die wieder in dreimal vier Zehnschaften oder Geschlechter gegliedert. Wie das Seeland die oberste, so bildete das Geschlecht, das beim Heeresaufgebot zehn Mann (eine Rotte) zu stellen hatte, die unterste Einheit im Volksgefüge. Zwischen Tausendschaft und Hundertschaft aber gab es noch Länder (oder Goe, Gaue) und entsprechend zwischen Hundertschaft und Zehnschaft Dörfer (oder Bauerschaften), an deren Spitze jeweils eigene Richter und Sprecher (Talemänner) standen.

Überblicken wir das Ganze, so sehen wir das Seeland in drei Länder oder Gaue, und diese wieder in je vier Kirchspiele (daher auch Viertel genannt) geteilt. Das Kirchspiel aber besteht aus vier Dörfern, und jedes Dorf wird zu drei Geschlechtern gezählt, wobei wir unter einem Geschlecht offenbar eine Großfamilie zu verstehen haben, da nur eine solche zehn Mann zur Heeresfolge stellen kann. Im einzelnen dürfte diese Volksgliederung nicht pedantisch durchgeführt worden sein, da sich aus der Praxis zweifellos die Notwendigkeit zahlreicher Variationen ergab.

Wir nannten das als Tausendschaft zu verstehende „Seeland" als oberste Gliederungseinheit. Das friesische Land war nun in sieben solcher Seelande eingeteilt, weshalb der Upstalbomer Bund auch der Bund der sieben Seelande heißt. Auch hier haben wir wohl in älterer Zeit mit einer Dreigliederung zu rechnen, die den sonstigen Gliederungsprinzipien der Geschlechterverfassung entspricht. Die

lex Frisionum, das unter Karl dem Großen aufgezeichnete Friesengesetz, überliefert uns diese alte Dreiteilung des Friesenlandes in West-, Mittel- und Ostfriesland, von der bereits die Rede war.

Die spätere Siebenteilung entsteht dadurch, daß (das ehemals batawische) Westfriesland westlich der Zuidersee sowie Ostfriesland östlich vom Laubach in je drei Seelande zerfallen, während das mittelfriesische Kernland ungeteilt bleibt. Wenig beachtet, aber um so bemerkenswerter ist es, daß die mittelalterliche Siebenteilung in Resten bis heute fortexistiert, denn dem ersten Seeland zwischen Sinkfall (Schelde) und Maas entspricht die spätere holländische Grafschaft Seeland, dem zweiten Seeland zwischen Maas und Kinnemerbach das heute Südholland und ebenso Nordholland dem dritten Seeland zwischen Kinnemerbach und Vlie (Zuidersee). Das alte Mittelfriesland zwischen Vlie und Laubach stimmt genau mit der heutigen holländischen Provinz Vriesland überein, und die drei östlichen Seelande zwischen Laubach und Tjamme, Tjamme und Sieke und Sieke und Weser finden wenigstens eine ungefähre Entsprechung in dem holländischen Groeningen, dem preußischen Ostfriesland und der oldenburgischen Friesenküste. Noch deutlicher als diese Siebenteilung ist jedoch die ältere Dreiteilung insofern wirksam geblieben, als die drei westfriesischen Seelande zwischen Schelde und Zuidersee heute holländisch, also niederfränkisch, und entsprechend die drei ostfriesischen Seelande zwischen Laubach und Weser niederdeutsch, also niedersächsisch sprechen und die friesische Sprache nur im ungeteilten Mittelfriesland erhalten geblieben ist.

War das Seeland die oberste Gliederungseinheit mit eigenen Versammlungen, so bildeten alle sieben Seelande zusammen einen Verband zur Wahrung des Landfriedens, was im Binnenlande eine der wichtigsten Funktionen des Herzogtums war. Verkörperte aber bei den Binnenstämmen der Herzog die zentrale Landfriedensgewalt, so geschah dies bei dem friesischen Randstamm durch die von Abgeordneten aller Friesen beschickte und alljährlich am dritten Pfingsttag zusammentretende feierliche Versammlung am Upstalsbom – Obergerichtsbaum – in der Nähe des ostfriesischen Aurich.

Diese ehrwürdige Einrichtung, deren Anfänge in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückreichen, hat bis in das 14. Jahrhundert hinein existiert. Im Jahre 1327 hat die letzte Versammlung am

Upstalsbom stattgefunden. Doch wird ihr von ausgezeichneten Kennern des Friesentums wie Conrad Borchling „nur eine ganz vorübergehende Wirkung" zugesprochen, so daß es geraten scheint, sich in ihrer Auswertung von allzu naheliegenden romantischen Übertreibungen fernzuhalten.

Wir dürfen uns durch unsere natürlichen Sympathien für den friesischen Freiheitswillen nicht verleiten lassen, die sehr bedenklichen Schattenseiten dieser friesischen Freiheit zu verkennen. Man hat bei den Friesen mehr als bei irgendeinem anderen Volke oder Stamm Anlaß, die grundlegende Unterscheidung zwischen der „Freiheit wovon" und der „Freiheit wozu" anzuwenden, denn die friesische Freiheitsparole um jeden Preis hat schließlich zum Untergang ihrer Freiheit geführt. Da die Friesen frei von jeder Bindung, auch von der eines eigenen Staates zu sein strebten, versäumten sie es, eine wirklich dauerhafte politische Institution aufzurichten und wurden so schließlich auch als Stamm zersplittert und auf andere Stammesgebiete aufgeteilt.

Friesenhäuptlinge und Piraten

Unterschied sich Friesland durch seine freibäuerliche Verfassung in der Zeit des Upstalsbomer Bundes von allen anderen deutschen Landschaften und Stämmen, so sollte in dem darauffolgenden Abschnitt friesischer Geschichte der Unterschied noch deutlicher werden. Eine gewisse Gleichläufigkeit zwischen friesischer Stammes- und deutscher Volksgeschichte ist zwar auch jetzt noch festzustellen, indem die in Friesland einreißende Anarchie nur ein vergröbertes Spiegelbild der allgemein deutschen Anarchie des späten Mittelalters darstellt, doch hat die friesische Anarchie so durchaus eigene Züge, daß der Unterschied sehr viel stärker als alle Analogien zum Ausdruck kommt.

Die Gliederung des Friesenlandes in Seelande, Gaue, Kirchspiele und dörfliche Bauerschaften mußte bei dem stark ausgebildeten Freiheitswillen der Friesen eine stete Verlockung zur Vereinzelung sein. „Die Ichsucht der Freiheit auf dem angestammten Grunde unterwarf sich dem gemeinen Nutzen nicht weiter als bis zur Grenze des Kirchspiels", wie es Nadler formuliert, und so zer-

fiel das friesische Siedlungsgebiet bald in eine Unzahl mehr oder weniger winziger „Länder", in deren Namengebung sich die Aufsplitterung des Gesamtstammes in Gaustämme widerspiegelt. Wir nennen hier das Saterland (in dem heute noch das letzte deutsche Friesisch gesprochen wird), das Butjadingerland (das Land buten, jenseits der Jade), das Humsterland (das alte Hummerze, Hugmerke, die Hugen- oder Chaukenmark), das Land Wursten (der Wurtsaten oder Wurtensiedler), das Land Rüstringen, das Jever- und das Harlingerland – womit nur die bekanntesten Namen aufgeführt sind.

In den meisten dieser „Länder" nun – und nicht in diesen allein, sondern auch in einzelnen Kirchspielen und Dörfern – kamen seit dem 14. Jahrhundert die sogenannten Häuptlinge empor, die ihrem Namen wie auch ihrer Art nach eine typisch friesische Erscheinung sind. Während Überbleibsel der alten Geschlechterverfassung auch bei anderen Stämmen erhalten blieben, ist die Weiterentwicklung dieser vorzeitlichen Institution zur Häuptlingsverfassung eine ausschließlich friesische Eigenart.

Schon der Name Häuptling ist etwas Einmaliges. Er weist wohl darauf hin, daß wir es ursprünglich mit einem Sippenhaupt zu tun haben, das sich durch Machtausbreitung zum Dorfherrn und zum Herrn des Kirchspiels und schließlich zum Häuptling eines ganzen Gaues aufschwingen konnte. Es gibt nach sachkundigem Zeugnis „keine einwandfreie juristische Umschreibung des Begriffes Häuptling", und auch über die Grundlage der Häuptlingsstellung ist sich die Forschung keineswegs einig. Sie war vermutlich in den einzelnen Fällen verschiedener Art. So nennt der dänische Germanist Schütte die havdingen einen Erbadel, der sich aus dem alten Beruf des skeltata (Schultheißen oder Vogtes) entwickelt hat, während der niederländische Historiker Gosses den Häuptling als einen Großbauern kennzeichnet, der auf einer Burg wohnte, eine größere Anzahl Landsassen unter sich hatte und sich eine Schar Mietlinge halten konnte, mit deren Hilfe er ständige Fehden mit nachbarlichen Dorfherren führte.

Mag die Grundlage der Häuptlingsstellung strittig sein, so ist sie doch zweifellos in diametralem Gegensatz zur mittelalterlichen Lehnsordnung, die den Staat von oben nach unten durchgliederte, von unten her entstanden. Während die Gesetzlichkeit der echten

Staaten und aller wirklich politischen Gebilde nach Ranke durch den Primat der äußeren Politik bestimmt ist, kann man bei den Friesen im Gegenteil von einem Primat der inneren Politik sprechen. Um diesen Tatbestand geht es Nadler, wenn er sagt: „Dieses Volk von zahlreichen kleinen Freigemeinden und Kirchspielhäuptlingen war zum Staatsvolk an der Wurzel verdorben."

Doch kann hier nicht von einer Schuld die Rede sein, denn im Grunde war der innenpolitische Primat bereits in der freibäuerlichen Verfassung vom Upstalsbom angelegt, die, wie wir schon sagten, mehr vorzeitlichen als eigentlich geschichtlichen Charakter hatte. Man kann es vielleicht geradezu als das ausschlaggebende Charakteristikum für Geschichtszeiten im Gegensatz zu vorgeschichtlichen Zeitaltern bezeichnen, daß in jenen die äußere Politik vorherrscht und die Durchsetzung von Gesellschaftsordnungen befördert, die von oben nach unten gegliedert sind.

Wir verweilen bei diesen Dingen deshalb ein wenig länger, weil sie für den friesischen Stamm gerade in seiner hier betonten Eigenschaft als „Randstamm" so besonders kennzeichnend sind. Die Friesen sind nach alledem ein Stamm am Rande nicht allein im geographischen Sinne, man kann sie auch einen Stamm „am Rande der Geschichte" nennen, der von der Geschichte immer nur von außen her berührt wurde, ohne je selbst eigene große Geschichte zu gestalten, wie es auf mittelbare oder unmittelbare Weise jeder der anderen deutschen Stämme getan hat. Womit übrigens auch die Tatsache in Zusammenhang steht, daß die Friesen am Schicksal oder gar an der Führung des Reiches, die von allen übrigen Stämmen als höchstes und glanzvollstes Ziel erstrebt wurde, nie auch nur den mindesten Anteil genommen haben.

Der Durchsetzungskampf der einzelnen Häuptlinge war, wie es bei ihrer großen Zahl nicht anders sein konnte – allein im Emsigergo hatten zeitweise dreißig Dörfer eigene Häuptlinge –, ein Kampf aller gegen alle. Die notwendige Folge war die völlige Anarchie. Zwar entbehrte diese Zeit keineswegs der heldischen Züge. Die Taten des Focko Ukena (im Moormerland), des Ocko ten Brook (im Brookmerland) und vor allem des Edo Wiemken im Jeverland, der als „der furchtbarste Häuptling der Friesen" gilt, zeugen von Zähigkeit und Heldensinn, so daß die Sagen und Erzählungen aus ihrer Zeit vielfach an die Sagas der Isländer erinnern. Aber mochten die

Einzeltaten, die damals geschahen, nicht ohne eine gewisse wilde Größe sein, im ganzen fehlte doch jener große Atem, der alle echte Geschichte auszeichnet.

Es entspricht nur allzusehr dieser Entwicklung, daß die Friesen, die zuvor das beherrschende Handelsvolk des Nordens waren, aus seefahrenden Kaufleuten zu Seeräubern und Piraten wurden. Dieser Wandel geschah etwa um dieselbe Zeit. Denn eben damals wurde die niedersächsische Hanse groß, und mag man die friesischen Kaufleute des Frühmittelalters auch zu Recht als Vorläufer der Hanseaten ansprechen, so wurden beide jetzt zu erbitterten Rivalen. Und nachdem die Hanseaten ihre friesischen Konkurrenten einmal überflügelt hatten, schalteten sie sie erbarmungslos aus, verboten ihnen die Umfahrt um Skagen und versperrten ihnen den gesamten Ostseehandel.

Ihre eigene staatliche Schwäche beließ den Friesen keine andere Möglichkeit des Gegenschlages als durch den Übergang zur Piraterie. So fanden in der Folge alle Piratenflotten, die der Hanse Abbruch taten, in den Häfen der friesischen Küste sichere Zuflucht. Die friesischen Häuptlinge – aber auch die oldenburgischen Grafen – verbündeten sich mit den Likedeelern und Vitalienbrüdern des gefürchteten Störtebecker, womit die friesischen Häuptlingsfehden gleichsam auf das Meer übergriffen und eine Seefehde von beträchtlichen Ausmaßen entstand.

Etwa ein Jahrhundert lang währte die friesische Häuptlingszeit. 1327 hatte die letzte Versammlung der friesischen Seelande unter dem Upstalsbom stattgefunden. Im Jahre 1430 war das Friesenvolk dann der Anarchie so müde, daß es unter dem Upstalsbom einen neuen Bund der friesischen Freiheit schloß und Edzard Cirksena aus der Häuptlingsdynastie von Greetsiel als den mächtigsten zum Häuptling von ganz Ostfriesland wählte. Da die übrigen Häuptlinge keineswegs auf ihre Macht verzichteten, war der Cirksena also eine Art nomineller Oberhäuptling, von dessen Durchsetzung es abhing, ob eine verspätete Einigung wenigstens des ostfriesischen Stammes gelänge.

1454 wurde Ulrich Cirksena, der seinem Bruder Edzard 1441 als Oberhäuptling gefolgt war, vom Kaiser zum Grafen von Ostfriesland erhoben. Er hatte sich also bereits so weit durchzusetzen verstanden, daß seine an sich usurpatorische Machtstellung auch vom Reiche

anerkannt wurde. Ulrichs Sohn war Graf Edzard I., von den Friesen „der Große" genannt, da er mit Energie und Geschick den Plan verfolgte, aus Ostfriesland ein Großfriesland, einen gesamtfriesischen Staat aufzubauen. Doch ist dieser Plan dann an den oldenburgischen und habsburgischen Nachbarn der Friesen gescheitert. Im Westen schlugen die Habsburger 1524 Westfriesland und 1536 Groeningen zu ihrem niederländischen Besitz, und im Osten beerbten die Oldenburger 1575 das „Fräulein von Jever", die Tochter des jüngeren Edo Wiemken und einer oldenburgischen Gräfin.

So war es den ostfriesischen Grafen nur wenig nütze, daß sie 1654, genau zweihundert Jahre nach der Grafenerhebung des Oberhäuptlings Ulrich Cirksena, vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. Schon knapp ein Jahrhundert später starb mit Karl Edzard 1744 das Haus der ehemaligen Häuptlinge von Greetsiel aus, worauf Ostfriesland auf Grund einer früher erworbenen kurbrandenburgischen Anwartschaft an Friedrich den Großen von Preußen fiel.

Dänische und schleswigsche Nordfriesen

Wenn wir bisher von Friesen sprechen, so haben wir nahezu ausschließlich die Südfriesen gemeint, unter welchem Namen die West- und Ostfriesen im Gegensatz zu den Nordfriesen zusammengefaßt werden. Man könnte den Südfriesen als Altfriesen auch die Nordfriesen als Neufriesen gegenüberstellen, denn obwohl die Nordfriesischen Inseln die fast unmittelbare Fortsetzung der West- und Ostfriesischen Inseln in nordöstlicher Richtung darstellen und mit diesen daher als die Friesischen Inseln zusammengefaßt werden, unterscheidet sich das nordfriesische Siedlungsgebiet von den übrigen Friesenländern dadurch, daß es eine – sogar verhältnismäßig junge – Kolonie darstellt.

Möglicherweise ist dieses jüngste Friesengebiet allerdings zugleich auch das alterälteste, da nämlich, wie wir bereits angedeutet haben, auf Grund mundartlicher Besonderheiten vermutet wird, daß sich an der schleswigschen Westküste die Sitze der Urfriesen befunden haben, deren Reste man in den Bewohnern von Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland hat wiedererkennen wollen.

Die eigentlichen Nordfriesen aber, die demnach als Rückwanderer anzusprechen wären, sind erst im 9. und 10. Jahrhundert hierhergekommen, wo sie außer den Inseln auch die Küstenlandschaft Nordfriesland zwischen Husum und Klanxbüll besiedelt haben. Das wahrscheinliche Datum des Siedlungsbeginns ist das Jahr 857, in dem der friesische Wikingerkönig Rorik sich auf der Halbinsel Eiderstedt festsetzte, wohin ihm wahrscheinlich seine friesischen Untertanen folgten. Später sind dann friesische Kaufleute quer durch Schleswig in die Ostsee vorgedrungen, was den friesischen Ansiedlungen an der Westküste von Schleswig zweifellos einen starken Auftrieb gegeben hat.

Rorik war, wie schon ausgeführt wurde, als der Sohn eines dänischen Seekönigs Däne, und vielleicht erstrebte er mit seiner Festsetzung auf Eiderstedt die Wiedergewinnung der dänischen Königskrone, die der Vater verloren hatte. Auf jeden Fall hat Schleswig dann das ganze Mittelalter hindurch zu Dänemark gehört, so daß die Nordfriesen dänische Untertanen waren, ähnlich wie die Westfriesen später zu niederländischen Untertanen wurden. Die an sich vom Deutschen schon erheblich abweichende Sprache der Nordfriesen wurde daher stark mit dänischen Elementen durchsetzt, stellt aber noch heute eine vom nordschleswigschen Plattdänisch ebenso wie vom Platt- und Hochdeutschen unterschiedene Sondermundart Schleswigs dar, das auf diese Weise ein „viersprachiges" Land ist, in dem nicht wenige Einwohner alle vier „Sprachen" gleichzeitig beherrschen.

In dänischer Zeit haben die Friesen der Inseln, die keinen dänischen „Syssel", sondern ein eigenes Gebiet „Utland" (Ausland – eine ähnliche Namensbildung wie Elsaß) bildeten, ihr einheimisches Recht und eine staatsrechtliche Sonderstellung behaupten können, weshalb sie auch durch den Namen Königsfriesen ausgezeichnet waren. Für die Nordfriesen insgesamt, einschließlich der Bewohner der drei Geestharden des Festlandes, war übrigens im Mittelalter auch der Name Strandfriesen gebräuchlich.

Mit ganz Schleswig-Holstein kam Nordfriesland 1864 – gut tausend Jahre nach 857 – zu Deutschland. Nur Fanö, die nördlichste der nordfriesischen Inseln, blieb damals in dänischem Besitz. Infolge der Abtrennung Nordschleswigs ist dann 1920 auch die Insel Röm wieder an Dänemark gelangt. Dagegen ist der frag-

würdige und höchst durchsichtige Versuch, die deutschen Nordfriesen als nationale Minderheit zu organisieren, sehr rasch an der Tatsache gescheitert, daß die Nordfriesen, deren Eigensprache immer stärker zurückgeht, sich heute völlig als Deutsche fühlen.

Ostfriesland und Oldenburg

Bei den Bewohnern Ostfrieslands, dem immer, wenn auch zeitweise in noch so loser Form bei Deutschland verbliebenen Teil des friesischen Stammes, unterließ man einen derartigen Versuch von vornherein, obwohl die altfriesische Sprache in geringen Resten auch hier erhalten geblieben ist: im oldenburgischen Saterland, an der Sater Ems, einer vorgeschobenen Geestsiedlung der sogenannten Wischfriesen, wird noch heute in einigen Familien „sagtersch", das heißt friesisch gesprochen.

Wenn die Sprache auch sonst ausgestorben ist, so ist das Stammesbewußtsein der Friesen doch keineswegs erloschen. Wie die Friesen im Mittelalter gegenüber den „dietschen" Niederfranken oder Holländern ebenso wie gegenüber den „düdeschen" Niedersachsen oder Deutschen hartnäckig an ihrem friesischen Sondernamen festhielten, so wird kurioserweise in Ostfriesland noch heute der Besucher aus dem Reiche mit dem Namen „Dütsker" – oder auch „Butenkeerl" oder „Utlanner" – benannt, was man als eine letzte schwache Reminiszenz an die einstige Randexistenz des Friesenstammes ansehen kann. Doch wäre es zweifellos verfehlt, wollte man hierin ein Zeichen für partikularistische Neigungen erblicken, für die keinerlei Ansatzpunkt vorhanden ist.

Im übrigen ist der friesische Name in Ostfriesland ziemlich aus dem Gebrauch gekommen. Das alte Häuptlings- und Grafenland der Cirksenas führt den Namen Ostfriesland lediglich halbamtlich, denn offiziell heißt es nach seiner Hauptstadt Regierungsbezirk Aurich – wogegen es im benachbarten Oldenburg seit der Verwaltungsreform von 1933 ein Amt Friesland (für die früheren Ämter Varel und Jever) als amtliche Bezeichnung gibt.

In dieser Namengebung spricht sich die Tatsache aus, daß Oldenburg in einem sehr wesentlichen Umfang als Träger friesischer Überlieferungen angesprochen werden kann. Seitdem Ostfriesland 1744

seine Eigenstaatlichkeit aufgegeben hat, führte die Grafschaft und das nachherige Herzogtum und Großherzogtum Oldenburg gleichsam die stammlichen Traditionen Ostfrieslands fort, obwohl es nur zum Teil auf friesischem Boden erwachsen war und sich später nach Süden weit in westfälisches Stammesgebiet hinein erstreckte.

So ist hier auch ein kurzer Blick auf die friesische Geschichte Oldenburgs am Platze. Schon im Mittelalter haben die Grafen von Oldenburg, die seit dem 11. Jahrhundert bezeugt sind, ihren Besitz durch Unterwerfung der Friesen zu erweitern gestrebt. Sie nahmen neben dem Erzbistum Bremen führenden Anteil an dem Kreuzzug gegen die Stedinger und erwarben nach dem Sieg in der Schlacht bei Oldenesch 1234 die Hälfte des Stedinger Landes. Später verteidigten sie das Rüstringerland mit Hilfe der Rüstringer Friesen gegen bremische Ansprüche, und nachdem Christian von Oldenburg die Grafschaft Holstein, das Herzogtum Schleswig und das Königreich Dänemark erworben hatte, schloß sein oldenburgischer Bruder mit Karl dem Kühnen ein Bündnis zur Eroberung ganz Ostfrieslands. Das gelang zwar nicht, doch konnten 1499 die friesischen Butjadinger unterworfen werden, was Edzard von Ostfriesland widerwillig, aber notgedrungen 1517 anerkennen mußte. Den Abschluß bildete die Erwerbung des Jeverlandes im Jahre 1575, wodurch den ostfriesischen Grafen der Zugang zum Jadebusen versperrt wurde.

So gehören heute das Stedinger-, Butjadinger-, Rüstringer- und Jeverland sowie das binnenfriesische Saterland zu Oldenburg. Auch im Namen der oldenburgischen Stadt Friesoythe – zum Amt Friesoythe gehört das Saterland – ist der friesische Stammesname bewahrt. Und nachdem in der Gaueinteilung der Nationalsozialistischen Partei Oldenburg mit Ostfriesland und dem Emsland sowie Bremen zum Gau Weser-Ems zusammengefaßt worden ist, kann man dieses Gebiet – allerdings nur mit Einschränkungen, da es erhebliche westfälische Stammesteile mit umfaßt – als den deutschen Friesengau bezeichnen.

Friesen, Holländer und Niederländer

Von dem neubenamsten oldenburgischen Amt Friesland abgesehen, werden die Nordfriesen und Ostfriesen nur so und nicht Friesen schlechthin genannt. Dagegen heißt das niederländische Westfriesenland heute Friesland schlechthin, und zwar mit zweifachem Recht: es ist erstens das alte friesische Kernland, das schon die Frisii der Römerzeit besiedelten, und zum anderen ist es heute die einzige größere Landschaft, die die friesische Sprache bewahrt hat und weiter bewahrt.

Dieses niederländische Friesland zwischen Zuidersee und Laubach, in dem auch jenes Dokkum liegt, in dessen Nähe Bonifatius erschlagen wurde, entspricht genau dem alten Mittelfriesland. Heute aber heißt es außer Friesland auch Westfriesland, welcher Name offenbar in einer Zeit zur Durchsetzung gelangt ist, in der nur noch zwischen diesem Gebiet und dem Land der Ostfriesen unterschieden zu werden brauchte, weil die noch weiter westlich siedelnden Friesen bereits untergegangen waren.

Der Namenswechsel weist also mittelbar auf die noch westlicheren Friesen hin, die dem alten Westfriesland den Namen gegeben haben. Dieser Name ist auch heute nicht einmal völlig erloschen: noch immer heißt der nördlichste Teil der Halbinsel Nordholland, also ein Land westlich von der Zuidersee, Westfriesland – so daß der gleiche Name also merkwürdigerweise zwei verschiedenen Landschaften diesseits und jenseits der Zuidersee anhaftet.

Dieses nordholländische Westfriesland ist natürlich nur ein Restgebiet, denn das alte Westfriesland reichte von hier südwärts bis zur Scheldemündung, und hier, im Rheinmündungsgebiet, hat der Schwerpunkt des friesischen Handels gelegen. Allerdings ist es strittig, ob dieses Land je völlig mit Friesen besiedelt war. Da es ehemals den Batawern und Kannanefaten gehörte und diese vielleicht nur zum Teil in den Friesen aufgegangen sind, und da außerdem die salischen Franken auf die Ausbreitung ihres Küstenbesitzes bedacht waren, muß man zum mindesten mit einer fränkischen Teilbesiedlung des Landes rechnen, woraus sich auch die später verhältnismäßig rasch gelungene Zurückdrängung der friesischen Bevölkerung erklärt.

Immerhin war das Land, wie schon sein Name zeigt, friesi-

sches Herrschafts- und Siedlungsgebiet, und so hat man die hier seit dem 9. Jahrhundert aufkommende Herrschaft der späteren holländischen Grafen als eine friesische Grafschaft zu betrachten. In der Tat hießen die im Kennemerland und in Teisterbant begüterten und belehnten Grafen aus dem Hause der Gerolfinger auch „Friesische Grafen" und „Grafen in Friesland", bis gegen 1100 für ihre Grafschaft der Name Holland in Gebrauch kam. Aber auch dieser Name, der Holtland „Holzland" bedeutet, ist (nach Schütte) friesischen Ursprungs, denn holländisch-niederfränkisch müßte er Houtland lauten.

Die Holländer gewannen allerdings weniger als Grafen der Friesen als vielmehr im Kampfe gegen die Friesen ihre Machtstellung im friesischen Lande. Mehr als ein holländischer Graf ist gegen die Friesen gefallen, unter anderem auch jener Wilhelm II., der sich nach Heinrich Raspe von der deutschen Pfaffen- und Welfenpartei zum Gegenkönig des Stauferkaisers Friedrich aufstellen ließ. So kann man Wilhelm von Holland, der sich übrigens mit den Welfen versippte, indem er eine Urenkelin Heinrichs des Löwen und Tochter Ottos des Kindes von Braunschweig heiratete, auch schwerlich als einen Friesen und seine kurze Regierung noch weniger als einen friesischen Anteil an der Führung des Reiches auffassen.

Erst dem Sohn König Wilhelms gelang endlich die Unterwerfung der Friesen diesseits der Zuidersee. Als dann mit Wilhelms Enkel die gerolfingischen Grafen 1299 ausstarben, kam Holland mit Seeland an die Grafen von Hennegau, die auch in das friesische Land jenseits der Zuidersee vorzustoßen begannen, jedoch ohne dauerhaften Erfolg. Auch die Wittelsbacher, die als Erben der mit Kaiser Ludwig dem Bayern vermählten holländisch-hennegauschen Erbtochter nach Holland kamen, nannten sich Grafen von Holland, Seeland und Friesland und erstrebten den Besitz des mittelfriesischen Landes, offenbar weil man das altfriesische Stammesgebiet als eine Einheit betrachtete, die es wieder herzustellen gelte.

Aber erst nachdem Holland an Burgund und über Burgund an die Habsburger gekommen war, gelang diese Abrundung. Karl der Kühne, der mit der Erwerbung von Geldern in der Nordrichtung vorstieß und mit dem Oldenburger Grafen das erwähnte Bündnis gegen die Friesen schloß, erstrebte sie noch vergebens. Seinem habsburgischen Urenkel Karl V. aber ist sie 1524 gelungen, und nachdem dieser auch Geldern zum zweiten Male sowie Utrecht, Overyssel,

Drenthe und Groningen hinzuerworben hatte, stand nun nahezu das ganze einstige Gebiet der altfriesischen Stammeskönige oder Herzöge wieder unter einheitlicher Herrschaft.

Als die unter den Habsburgern vereinigten Niederlande dann gegen die spanische Herrschaft aufbegehrten, gelang es nur in den ehemals friesisch besiedelten Nordprovinzen, in denen offenbar noch der altfriesische Freiheitssinn fortwirkte, den Aufstand zum siegreichen Ende zu führen. So entstanden die nördlichen Niederlande als ein Sonderstaat vom ungefähren Umfange des alten Friesenreiches, und ein eigenartiges Geschick fügte es, daß sich in diesem sieben Provinzen zusammenfanden, die man mit den sieben alten friesischen Seelanden vergleichen kann. Und zwar gehen von den sieben Vereinigten Provinzen der Utrechter Union von 1579 nicht weniger als vier ziemlich unmittelbar auf fünf altfriesische Seelande zurück, nämlich die Außen- oder Seeprovinzen Seeland, (Süd- und Nord-) Holland, Friesland und Groeningen.

Die Niederlande aber sollten „noch friesischer" werden. Sie hatten ihre Freiheit unter den nassauischen Oraniern erkämpft, deren Machtstellung auf ihrer Statthalterwürde in Holland beruhte. Wie die Nachkommen Wilhelms von Oranien die holländische, so hatten die Nachkommen seines Bruders Johann die Statthalterwürde in Friesland inne. Und als 1702 mit Wilhelm III. von Holland und England der holländische Hauptstamm des Hauses Nassau-Oranien ausstarb, war der friesische Nebenzweig der nächstberechtigte Erbe. Wie sehr dieses nassauische Haus in Friesland verwurzelt war, kann man schon aus seiner Namengebung ersehen. Der Nachfolger Wilhelms III. in dem oranischen Erbe des Hauses hieß Johann Wilhelm Friso, und sein Sohn, der 1748 auch die holländische Statthalterwürde für das „frisonische" Haus erwarb, Wilhelm Friso.

Der Sohn dieses vierten Wilhelm von Oranien, Wilhelm V., wurde dann zwar den Holländern zu Ehren Batavus genannt, aber das bewahrte ihn nicht davor, daß er durch die Revolution seiner „Batawer" und die Ausrufung der „Batawischen Republik" die Statthalterschaft wieder verlor. Des „Batavus" Sohn und Erbe aber, König Wilhelm I. der Vereinigten Niederlande, hat sich noch – oder wieder – ganz als Friese gefühlt. Er hat einmal selber seine friesische Hartnäckigkeit mit den Worten gekennzeichnet: „Ich

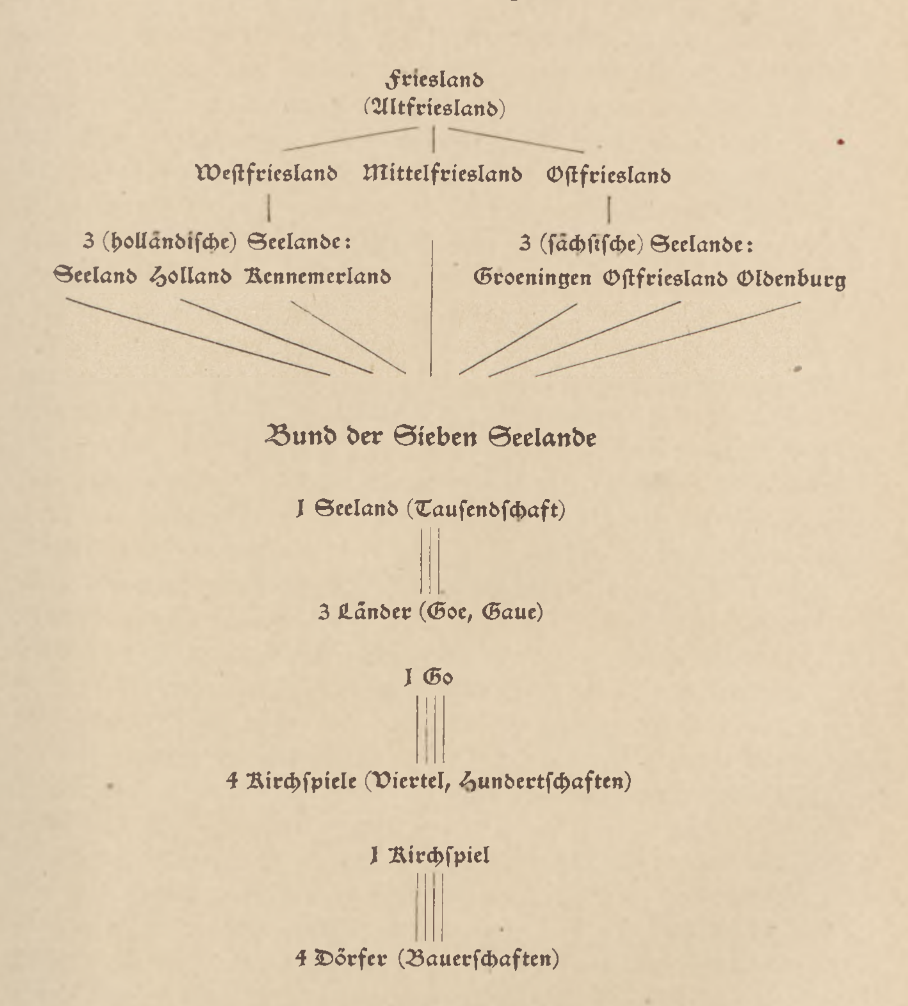
komme nicht leicht zu einem Entschluß, aber wenn ich ihn einmal gefaßt habe, dann ist er unverrückbar. Dieser alte friesische Kopf wird dann doppelt friesisch."

So hat das „friesische Drittel" der Niederlande, obwohl es an Umfang und Bevölkerungszahl weit hinter dem fränkischen und auch hinter dem „sächsischen Drittel" des Staates zurücksteht, doch in der niederländischen Geschichte eine nicht unbeachtliche Rolle gespielt. Damit mag es auch zusammenhängen, daß sich hier die altfriesische Sprache so erstaunlich gut erhalten hat. Während es in Schleswig nur etwa noch 1500 Menschen nordfriesischer Sprache gibt, sprechen im holländischen Friesland etwa eine Viertelmillion Menschen friesisch. Das Stadtfriesische („Stadfriesch") ist eine holländische Mundart – wie ja auch die heutige niederdeutsche Mundart der deutschen Ostfriesen ostfriesisch genannt wird –, aber das Bauern- oder Landfriesische („Boerefriesch") ist eine echt friesische Sprache mit reicher Literatur, die zum Teil recht wertvoll ist.

Es gibt sogar eine jungfriesische Bewegung, die sich nichts Geringeres als die Durchsetzung und staatliche Anerkennung des Friesischen als einer Schriftsprache und Geschäftssprache zum Ziel gesetzt hat – ein Ziel, das etwa der Anerkennung des Räto-Romanischen als der vierten Staatssprache der Schweiz gleichzuschätzen wäre. Es bedeutet zweifellos einen wichtigen Schritt auf dem Weg zu dem von den Jungfriesen erstrebten Ziel, daß vor drei Jahren in der Provinzialhauptstadt Leeuwarden eine Friesische Akademie gegründet worden ist, die die Pflege des friesischen Sprachguts zu ihren besonderen Aufgaben zählt.

So ist das heutige holländische oder niederländische Volk, obwohl es keine friesische, sondern eine fränkische Sprache spricht, in wohl dutzendfacher Hinsicht der Träger und Fortführer der altfriesischen Stammestraditionen. Wir ersparen es uns, alle friesisch-holländisch-niederländischen Traditionslinien zusammenfassend noch einmal aufzuführen und wollen nur auf die bisher unerwähnt gebliebene Tatsache verweisen, daß die Holländer auch als ein kühnes Seefahrer- und Handelsvolk die echten Nachfahren der alten Friesen sind. Vor allem aber haben sie als ein Randvolk des deutschen Raumes in Mitteleuropa eine ähnliche Rolle in der modernen Geschichte übernommen, wie sie in der des Mittelalters der deutsche Randstamm der Friesen spielte.

Die Stammesgliederung der Friesen



1 Seeland (Tausendschaft)

3 Länder (Goe, Gaue)

1 Go

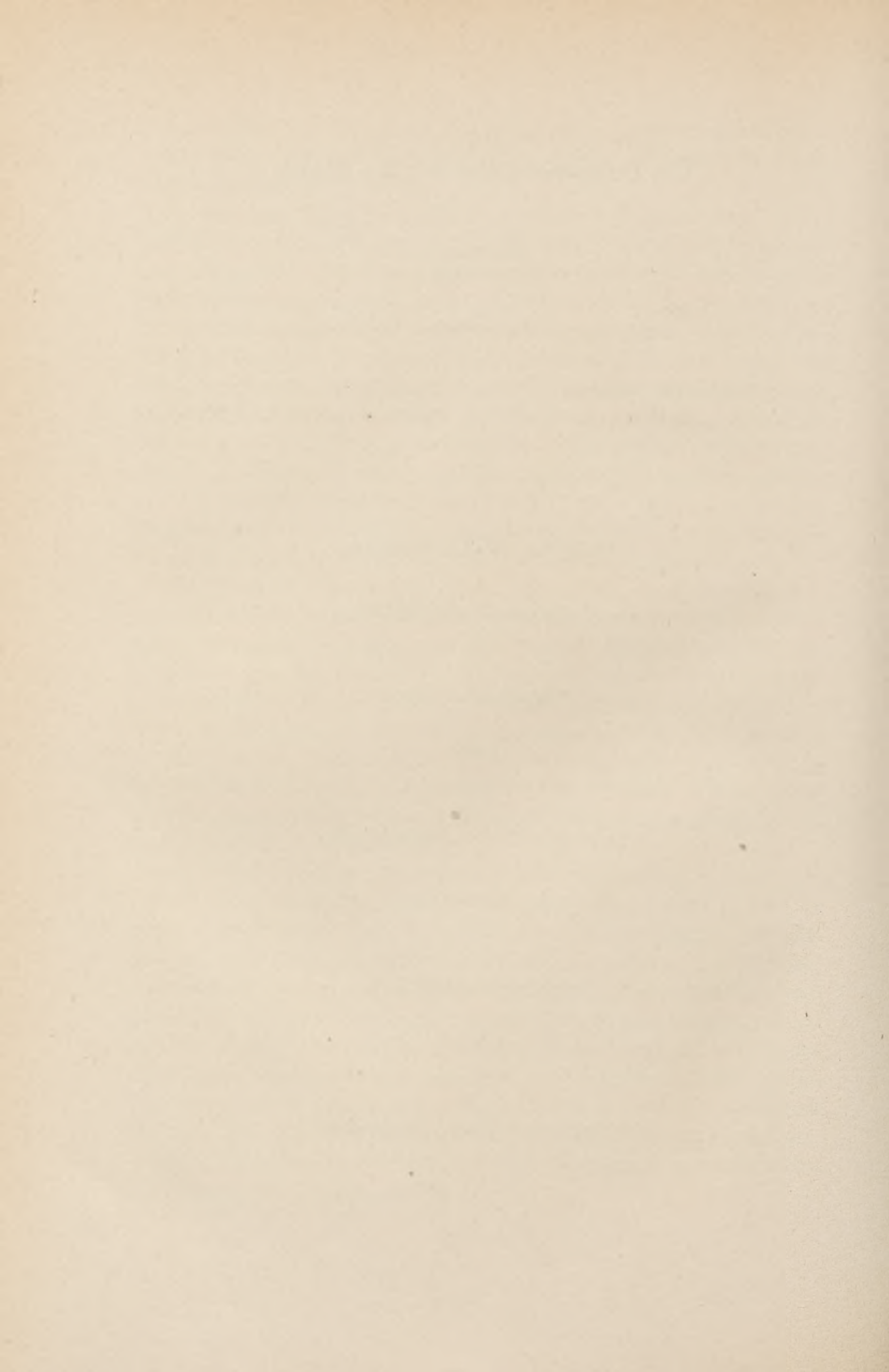
4 Kirchspiele (Viertel, Hundertschaften)

1 Kirchspiel

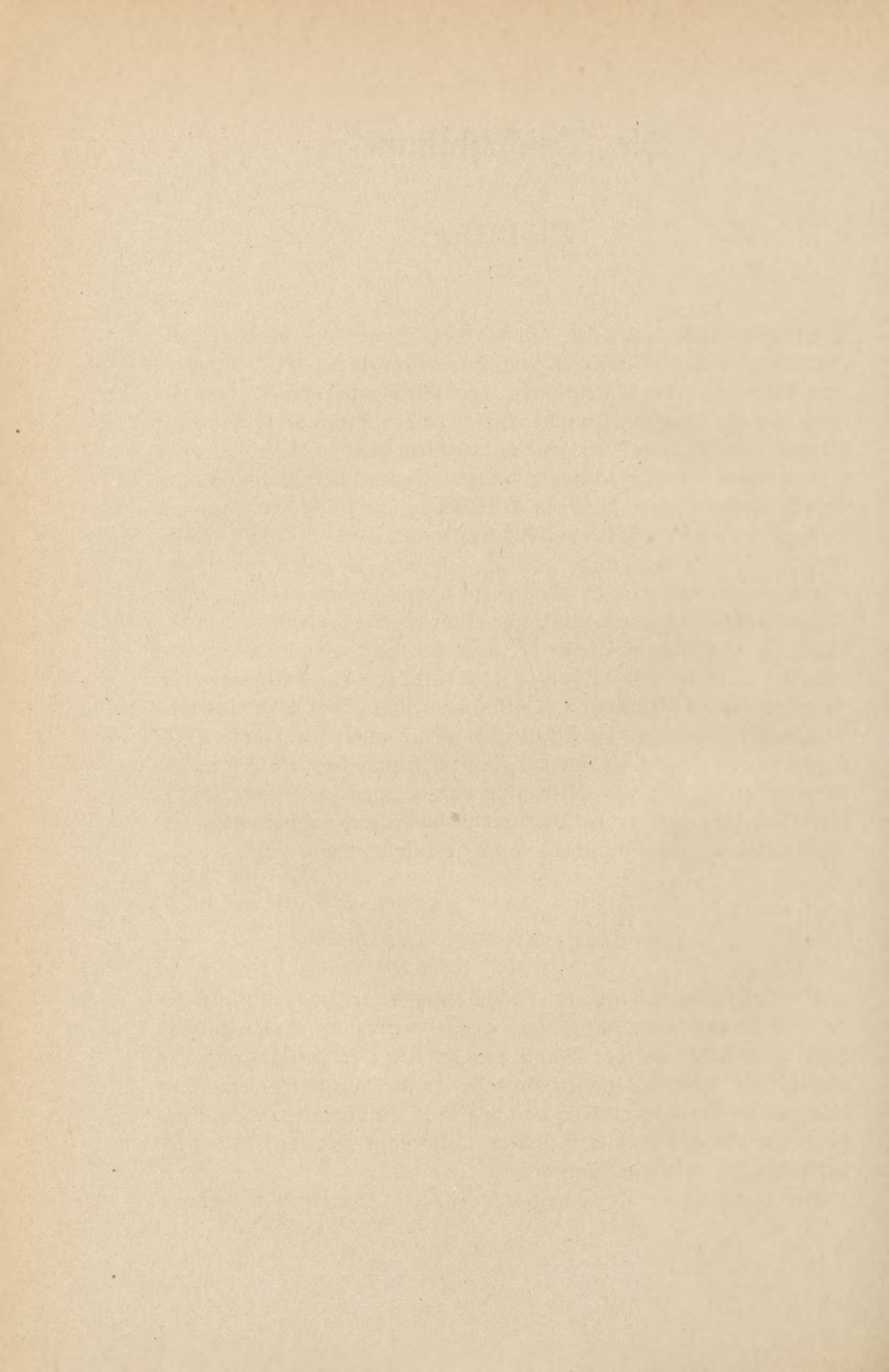
4 Dörfer (Bauerschaften)

1 Dorf

3 Geschlechter (Rotten, Zehnschaften)



Die „Reichsstämme"



Die Pfälzer

Den vier Altstämmen im Westen und Süden des Reiches, den Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern, entsprechen im Norden und Osten die vier Neustämme der Mecklenburger, Pommern, Schlesier und Preußen. Zwischen diesen beiden Stammestypen aber, die zwei verschiedene Zeitalter der deutschen Geschichte verkörpern, gibt es noch einen besonderen dritten Typus, der gleichsam die Brücke zwischen jenen darstellt. Wir bezeichnen die beiden Stämme dieses Typus – die Pfälzer im Südwesten und die Märker im Nordosten – als „Reichsstämme", da sie, wie noch zu zeigen sein wird, eine besondere und tiefe Beziehung zur Geschichte des Reiches haben.

Zudem führen die beiden Stämme, wie hier vorwegnehmend bemerkt sei, aber auch die Reihe der deutschen Teil- und Nebenstämme fort. Die Pfälzer sind in ganz ähnlicher Weise ein Teilstamm der Franken wie die Märker ein Teilstamm der Sachsen. Und was speziell die Pfälzer angeht, so beschließen sie als achter fränkischer Teilstamm die Reihe der Holländer, Flamen, Ripuarier, Moselfranken, Lothringer, Hessen und Ostfranken und nehmen insbesondere zwischen den hier in eigenen Kapiteln behandelten Lothringern und Hessen eine wichtige Zwischen- und Mittelstellung ein.

Pfalzgrafen, Pfalzen und Pfälzer

Die tiefere Beziehung der Stammesgeschichte zur Geschichte des Reiches kommt auch im Namenstypus der beiden Reichsstämme zum Ausdruck, denn der Name sowohl der Pfälzer als auch der Märker ist von einem hohen alten Reichsamt abzuleiten, jener von dem des Pfalzgrafen, dieser von dem des Markgrafen. Daher gehört die Geschichte dieser Ämter notwendig mit zur Namensgeschichte der beiden Stämme.

Der Vorgang der Namensbildung selber ist allerdings noch etwas

komplizierter, als er sich auf den ersten Blick ansieht. Der pfälzische Name ist nicht unmittelbar von dem pfalzgräflichen – so wenig wie der märkische von dem markgräflichen – abgeleitet, da bei beiden Namen der eigentliche Titel, der des Grafen, bei der Bildung des Landes- und Stammesnamens wieder eliminiert worden ist. Das Eigentümliche dieses Vorgangs zeigt sich bei einem Vergleich mit dem französischen Namen der Pfalz, denn le Palatinat bedeutet „die Pfalzgrafschaft" und stellt damit einen ähnlichen Namenstypus dar, wie wir ihn in der Herzegowina – dem Lande des Herzogs – und in der Wojwodina – dem Lande des slawischen Herzogs – sowie im Banat – dem Lande des kroatischen Markgrafen oder Banus – begegnen. Auch das oberbadische Markgräflerland können wir zum Vergleich heranziehen, denn wenn bei der Namensbildung nicht auf das Grundwort zurückgegriffen worden wäre, müßten wir von „Pfalzgräflern" statt von Pfälzern sprechen.

Burggraf – Landgraf – Markgraf – Pfalzgraf

In der wohlgestuften Ordnung des mittelalterlichen Reiches hatte das Grafenamt eine besondere Bedeutung und Aufgabe. Die Reichsgeschichte beginnt unter den Merowingern mit der Einsetzung von Grafen in den verschiedenen Gauen des Reiches, und sie findet den Abschluß ihrer ersten Blütezeit nach dem Untergang des alten Grafenamtes und dem Aufkommen territorialer Fürstengewalten.

Es gab im Mittelalter Grafen der verschiedensten Art mit sehr unterschiedlichen Funktionen, so daß man innerhalb der Ständeordnung des Mittelalters von einer besonderen Grafenrangordnung sprechen könnte. Die unterste Stufe nahmen in dieser Ordnung die Burggrafen ein, die sich teilweise kaum von Burgvögten unterschieden und nur ausnahmsweise wie die von Nürnberg, die sich später von Brandenburg her Markgrafen (von Ansbach und Bayreuth) nannten, zu Inhabern umfangreicher Territorien aufstiegen.

Die Landgrafen, denen wir im thüringischen Abschnitt begegnet sind, leiteten ihre Würde außer in Thüringen von dem alten Gaugrafenamt her. Sie waren somit die einzigen echten alten Grafen, die es nur in Südwestdeutschland über das Frühmittelalter hinaus in größerer Anzahl gab. Reichsfürstlichen Rang hatten später,

wie unter den Burggrafen nur die Nürnberger, unter den Landgrafen nur die Thüringer.

Dagegen standen die Markgrafen und die Pfalzgrafen im Range eindeutig über den Grafen und sollten später zum Teil sogar die Herzöge überflügeln. Bei den Markgrafen ergab sich dieser Rang aus ihrer schon aus dem Namen abzulesenden Funktion als Grenzgrafen. Die Grafen in den gefährdeten Grenzgebieten bedurften größerer Machtvollkommenheiten als die im Inneren des Reiches, und der größeren Macht entsprach naturgemäß ein höherer Rang. Die Würde des Pfalzgrafen aber, des Grafen der königlichen Pfalz, stellte zuletzt noch die des Grafen an der Grenze in den Schatten, was sich allerdings erst als das Ergebnis einer langwierigen und wechselreichen Entwicklung ergab.

Pfalzgrafen und Salzgrafen

Der Pfalzgraf (comes palatinus oder comes palatii) erscheint ursprünglich in einer ziemlich untergeordneten Funktion, nämlich als eine Art Gerichtsbeamter. Er hatte in merowingischer Zeit am Königsgericht das Amt eines Vorsprechers des Königs. In jener frühesten Zeit kamen – ein Zeichen für die noch sehr geringe Bedeutung des Amtes – auch mehrere Pfalzgrafen nebeneinander vor.

Diese frühesten Pfalzgrafen scheinen also weniger in die Reihe der dem hohen Adel zugehörigen Markgrafen, Landgrafen und Burggrafen als vielmehr in die der bäuerlichen Zentgrafen, Mühlgrafen und Deichgrafen zu gehören. Als Amtsgraf ist der merowingische comes palatii vielleicht am ehesten dem comes stabuli, dem Stallgrafen vergleichbar, der ebenfalls zuerst unter den Merowingern auftritt und dessen Würde trotz des späteren Aufstiegs des französischen Connétable nie den ausschließlichen Amtscharakter verloren hat.

Durch ihre Zwischenstellung erinnern die ältesten Pfalzgrafen auch an die späteren Salzgrafen, denn deren Titel bezeichnete teils – wie bei den Salz- oder Hallgrafen von Wasserburg – eine Adelswürde, andernteils wurden aber auch genossenschaftliche Beamte an Salzwerken, die im Range den Deich-, Wald- oder Holzgrafen

gleichstanden, als Salzgrafen oder Salzgräfen bezeichnet. Berührungen und Beziehungen zwischen Pfalz- und Salzgrafschaft gibt es mancherlei; so gehörten von den Erbämtern des bayrischen Herzogtums das Seneschallamt dem Pfalzgrafen, das Kämmereramt dem Hallgrafen, und 1106 bis 1120, bevor die Wittelsbacher bayrische Pfalzgrafen wurden, vereinigte Engelbert von Wasserburg die hallgräfliche mit der pfalzgräflichen Würde. Auch auf die ähnliche Bildung der Ableitungen sei beiläufig aufmerksam gemacht, da sie uns zum pfälzischen Stammesnamen führen: wie die Pfälzer zur Pfalz und zur Pfalzgrafschaft, so gehören zum Salzwerk und mittelbar zur Salzgrafschaft die Sälzer, auch Erbsälzer, wie an einzelnen Orten, besonders zu Werl in Westfalen, die Salzbeerbten oder Salzjunker hießen.

Aber schon in der Karolingerzeit ließen die Pfalzgrafen ihre amtsgräflichen Anfänge hinter sich. War der Pfalzgraf vorher vom Hausmeier niedergehalten worden, so trat er nun, nachdem die Karolinger von den hausmeierlichen zur Königswürde aufgestiegen waren, als Vertreter des Königs im Vorsitz des Königsgerichts an dessen Stelle. Außerdem kam er auch als Vorsteher der neuerrichteten besonderen Gerichtsschreiberei zu maßgeblichem Einfluß, so daß sein Amt etwa dem eines vortragenden Ministers in weltlichen Angelegenheiten entsprach. Daneben wurde der Pfalzgraf auch zu außerordentlichen Missionen verwendet, zum Beispiel als Heerführer und vor allem als Kammerbote (missus), wovon das Amt der späteren Stammespfalzgrafen herzuleiten ist.

Stammespfalzgrafen neben Stammesherzögen

Schon in karolingischer Zeit also gab es Pfalzgrafen nicht allein in den kaiserlichen und königlichen Pfalzen, sondern auch anderenorts. Nach den Reichsteilungen der Karolinger aber wurden aus den Pfalzgrafen mit vorzüglicher Bestimmung für einzelne Reichsteile besondere Pfalzgrafen der Teilkönige, die uns vor allem in Italien und Aquitanien begegnen. Damit war der erste Schritt zur späteren Ausbildung einer pfalzgräflichen Territorialgewalt getan, die der Entstehung des pfälzischen Landes- und Stammesnamens notwendig vorausgehen mußte.

Den mächtigsten Anstoß erhielt diese Entwicklung in der ottonischen Zeit. Nachdem es Otto dem Großen gelungen war, das zu immer erneuter Rebellion neigende Stammesherzogtum zu bezwingen, setzte er in den einzelnen Herzogtümern Pfalzgrafen ein, die als Verwalter des in den verschiedenen Stammesgebieten gelegenen Königsgutes ein Gegengewicht gegen die Herzogsgewalt bilden sollten.

Da das fränkische Herzogtum nach dem aufrühreristhen Ende des Konradingers Eberhard im Jahre 939 nicht neu vergeben wurde, gab es also fortan vier Pfalzgrafen in den übrigen Herzogtümern Sachsen, Schwaben, Bayern und Lothringen, die man zum Unterschied von den früheren Amtspfalzgrafen mit Recht als Stammespfalzgrafen kennzeichnet. Bezeichnend für den Charakter dieses neuen Pfalzgrafenamtes und seine innere Bindung an das Reich ist es, daß es nur dort eingeführt wurde, wo das Herzogtum noch einen gewissen Amtscharakter hatte. So gab es in Böhmen, das nie ein Amtsherzogtum des Reiches, sondern immer ein ausgesprochenes Stammesherzogtum war, entsprechend auch keinen Reichspfalzgrafen, wohingegen die enger zum Reiche gehörigen Grafen von Burgund, die keinen Herzog über sich hatten, zeitweise als Pfalzgrafen und die burgundische „Freigrafschaft" als Pfalzgrafschaft Burgund bezeichnet wurden.

Das ottonische Stammespfalzgrafentum hat sich bei den einzelnen Stämmen sehr verschiedenartig entwickelt. Außer in Franken, wo das lothringische Pfalzgrafentum an die Stelle des frühverwaisten Herzogtums trat, hat es sich zumeist gegenüber dem tiefer eingewurzelten Herzogtum nicht recht durchsetzen können und endete schließlich in einem bloßen Titularpfalzgrafentum. So führten die zeitweiligen Inhaber der sächsischen Pfalzgrafenwürde aus dem Hause Goseck den Titel Pfalzgrafen von Putelendorf (nach ihrem Eigenbesitz, dem heutigen Bottelndorf an der Unstrut); die schwäbische Pfalzgrafenwürde lebte fort im Titel der Pfalzgrafen von Tübingen, und als Erben der bayrischen Pfalzgrafen aus dem Hause der Wittelsbacher nannte sich, nachdem diese die Herzogswürde von Bayern erlangt hatten, eine Nebenlinie der alten Kärntner Herzöge Pfalzgrafen von Ortenburg und von Krainburg.

Mit diesem Abstieg des Stammespfalzgrafentums zu einem nur

lokal bedeutenden Territorialpfalzgrafentum zugleich vollzog sich jedoch ein bedeutsamer Aufstieg jener beiden Pfalzgrafen, die den Rang von Reichsfürsten erwarben, der (fränkischen) Pfalzgrafen bei Rhein und der Pfalzgrafen von Sachsen, deren Würde nach der Putelendorfschen Episode an die Landgrafen von Thüringen und später an die Markgrafen von Meißen kam. Die beiden Fürsten beanspruchten als die Erben der alten Amtspfalzgrafen, die als Stellvertreter des Königs den Vorsitz im Königsgericht geführt hatten, das Reichsvikariat, also die Stellvertretung des Königs bei dessen Abwesenheit vom Reiche und bei der Thronerledigung. Durch die Goldene Bulle wurde dieser Anspruch anerkannt, so daß von da an der Pfalzgraf bei Rhein im Gebiet des fränkischen, der von Sachsen im Gebiet des sächsischen Rechts das Reichsvikariat zu führen befugt war.

Palatinus und Paladin

Auch jenseits der Grenzen des deutschen Reiches gab es im Mittelalter Pfalzgrafen, die den lateinischen Titel Palatinus führten. Eine mundartliche Abwandlung dieses Titels ist die aus dem Französischen in unsere Sprache übernommene Bezeichnung Paladin (italienisch paladino) für die zur Umgebung des Königs zählenden Vornehmen. Aus den mittelalterlichen Ritterromanen und Epen von der Tafelrunde des Königs Artus und von Kaiser Karl, in denen die Paladine eine große Rolle spielen, ist uns dieser Begriff als der des getreuen und ritterlichen Gefolgsmannes geläufig.

Wie der Paladin der Sage und Legende, so gehört der Palatinus der Geschichte an. Er hat besonders in Polen, das ja bekanntlich zum mittelalterlichen deutschen Reich in enger nachbarlicher Beziehung stand, eine wichtige Rolle gespielt. Der Palatin war in Polen seit alters der oberste Beamte, der die Hofhaltung leitete – eine Analogie zur Truchsessenwürde des deutschen Erzpfalzgrafen – und den Herzog in der Verwaltung des Landes und im Befehl des Heeres vertrat. Er war also ursprünglich eine Art Hausmeier, doch verlor sein Amt durch die Aufteilungen des Landes an Bedeutung. Bemerkenswert scheint uns, daß es auch im schlesischen Teilherzogtum des polnischen Piastenreiches Palatine als In-

haber der obersten Richtergewalt sowie anderer Funktionen gegeben hat.

In Ungarn war der Palatinus, der hier auch comes magnus, Großgraf, genannt wurde, der vornehmste aller Magnaten, den die Stände aus mehreren vom König vorgeschlagenen Kandidaten auf Lebenszeit zum obersten Würdenträger des Reiches wählten, der zugleich als gesetzlicher Stellvertreter des Königs und als Mittler zwischen ihm und dem Volke fungierte. Hier hatte der Palatin also die Aufgabe einer ständischen Beschränkung des Landesfürsten, was ihn auf mittelbare Weise den deutschen Stammespfalzgrafen der ottonischen Zeit vergleichbar erscheinen läßt. Im übrigen ist die Ähnlichkeit der Stellung des ungarischen Großgrafen mit der der beiden reichsfürstlichen deutschen Pfalzgrafen offensichtlich.

Auch in England gab es Palatine, doch entsprechen sie eher den deutschen Markgrafen als den Pfalzgrafen. Zwar wird in einem Falle dem Earl of Chester das Recht zugeschrieben, über den König zu richten, doch geschah das wohl nur in Analogie zu der noch zu erwähnenden Befugnis des deutschen Pfalzgrafen zum Richteramt über den König und nicht aus einer lebendigen eigenen Überlieferung heraus.

In Frankreich hat sich die Institution der Pfalzgrafen zunächst als karolingische Tradition erhalten. Es gab ähnlich wie in Deutschland Pfalzgrafen in den großen französischen Teilherzogtümern wie Francien, Burgund, Aquitanien und Normandie, doch schwand deren Bedeutung bald. Später wurden die Grafen von Champagne und Béarn noch gelegentlich als Palatine bezeichnet, weil in ihren Palästen Recht gesprochen wurde. Von Interesse ist es, daß die französische Pfalzgrafschaft eine gewisse Rolle bei der Entwicklung der Pairschaft gespielt hat.

Während diese Abwandlungen in den europäischen Nachbarländern interessante Streiflichter auf das Wesen des pfalzgräflichen Amtes werfen, eröffnen sich uns völlig neue geschichtliche und vor allem auch namensgeschichtliche Zusammenhänge, wenn wir die Bedeutung des Palatinustitels im byzantinischen Reiche in unsere Betrachtung einbeziehen. Denn die Palatine des oströmischen Kaiserhofes haben mit den pfalzgräflichen Palatinen des Mittelalters nur sehr mittelbar zu schaffen. Der Titel bezeichnete in Byzanz die Angehörigen des Kaiserhofes, insbesondere

die dem Finanzminister unterstehenden Beamten sowie die Untergebenen des comes rerum privatarum, denen die Verwaltung des kaiserlichen Privatvermögens oblag. Benannt aber waren die byzantinischen Palatine nach dem Palatium, wie nach römischem Vorbild das kaiserliche Hoflager hieß.

Vom Römischen Palatium zur Rheinischen Pfalz

Dieser Name aber, der älteste Ahn des deutschen Lehnwortes Pfalz, führt uns bis zum frühesten Beginn einer abendländischen Reichstradition, nämlich bis zur Gründung der Stadt Rom zurück und erweist damit die enge und schicksalhaft anmutende Verbindung der palatinisch-pfälzischen Namensgeschichte mit der Reichsgeschichte von jenem frühesten Datum an.

Der Name Pfalz, der im Mittelalter den deutschen Kaiser- und Königshof bezeichnete, ehe er zum Landes- und schließlich zum Stammesnamen wurde, geht auf das lateinische palatium oder genauer auf die Pluralform palatia zurück, von der das althochdeutsche phalanza abgeleitet ist. Palatium aber oder Mons Palatinus war der Name eines der sieben Hügel, auf denen das älteste Rom erbaut worden ist.

Der Palatin zeichnet sich vor den übrigen sechs Hügeln, von denen uns die Namen des Aventins, des Kapitols und des Quirinals geläufig sind, dadurch aus, daß er in ihrer Mitte lag. Er war nächst dem kapitolinischen der berühmteste der sieben Hügel, denn hier erhob sich das der Sage nach von Romulus gegründete älteste Rom, die sogenannte Roma quadrata. Daher befanden sich auf dem Palatium auch die ältesten Heiligtümer Roms, vor allem jene Höhle, in der Romulus und Remus von der mythischen Wölfin gesäugt wurden.

Als unter Augustus das bis dahin immer noch gewisse bäuerlich-patriarchalische Züge aufweisende republikanische Rom zur Hauptstadt eines kaiserlichen Imperiums wurde, erhielt auch der palatinische Berg eine neue Zweckbestimmung. In der letzten Zeit der Republik war er die von den reichen Römern bevorzugte Stadtgegend geworden, in der diese eine Anzahl von privaten Prachtbauten errichtet hatten. Augustus folgte diesem Beispiel und er-

baute auf dem Palatium seinen kaiserlichen Palast, die sogenannte domus Augustiana. Seine Nachfolger führten diese Bautätigkeit in immer glanzvollerer Weise fort, so daß schließlich ein Großteil des palatinischen Hügels mit kaiserlichen Palastbauten bedeckt war.

Bis in das dritte Jahrhundert dauerte diese kaiserliche Bautätigkeit an. Das Palatium aber war damit zur repräsentativen Residenz des römischen Reiches geworden, auf die in natürlicher Folge auch der Name überging. Das Palatium, von dem aus die gesamte damalige Welt regiert wurde, wurde zum Inbegriff des kaiserlichen Regierungssitzes, und zwar in solchem Maße, daß der Name mit diesem Begriff auch noch verbunden blieb, als der palatinische Hügel längst aufgehört hatte, die dauernde Residenz der Kaiser zu sein.

So hieß fortan jede kaiserliche Hofstätte Palatium, wo auch immer sie sich befinden mochte. Und als der Schwerpunkt des Imperiums sich nach dem Osten verlagerte, wurde auch die kaiserliche Residenz in Byzanz Palatium genannt. Es ist kein Zufall, daß wir in Ostrom auch den frühesten Palatinen begegnen, denn erst nachdem Palatium vom Ortsnamen zum Begriff geworden ist, ergab sich die Möglichkeit, weitere Bezeichnungen davon abzuleiten. Auf dem Wege über die Titel der byzantinischen Palatine und der Pfalzgrafen des Mittelalters aber sollte der Name des Mons Palatinus schließlich wieder zur Bildung eines Orts-, genauer eines Landesnamens dienen, der, wie in Rom einen einzelnen Hügel, ein ganzes deutsches Berg- und Hügelland bezeichnet.

Pfälzische Wortgeschichte – bis zum Pfahl zurück

Mit dem römischen Palatium haben wir aber immer noch nicht das früheste Stadium der Vorgeschichte des pfälzischen Landes- und Stammesnamens erreicht; wir sind, wenn wir unser Bemühen der Arbeit des Archäologen vergleichen, erst bei der vorletzten Schicht des Bodens angelangt.

Die unterste Schicht erreichen wir erst, wenn wir nach der ursprünglichen Bedeutung des Namens Palatium fragen. Palatium

nämlich heißt nichts anderes als „umpfählter Ort" und gehört also zu dem Grundwort palus, das wir aus dem Lateinischen in der Form Pfahl als Lehnwort in unsere Sprache übernommen haben. Vielleicht liegt in palatium eine Bezeichnung ähnlicher Art vor, wie wir sie aus unserer Redensart: „zwischen seinen vier Pfählen wohnen" kennen.

Die Kennzeichnung des Wortes Pfalz als Ableitung von Pfahl ist in unserem Zusammenhang deshalb von besonderem Interesse, weil es zwischen den Begriffen Pfahl und Mark mancherlei Berührungen gibt und „Pfahl" sonach eine Art Mittelinstanz zwischen Pfalz und Mark darstellt. Schon die erwähnte Redensart von den vier Pfählen erinnert an den sehr ähnlichen Begriff der Mark als eines innerhalb bestimmter Marken oder Grenzen gelegenen Gebietes. Ganz unmittelbar ist die Verbindung in den beiden Worten Merkpfahl (mit der Bedeutung Mal) und Markpfahl (Grenzpfahl). An der Stadtgrenze wohnten im Mittelalter als Schutzbürger oder Außenbürger außerhalb der Stadtmauern, aber noch innerhalb der Palisaden – ebenfalls Ableitung von palus – der Landwehr die sogenannten Pfahlbürger. Und im Englischen ist das unserem Pfahl entsprechende Wort pale sogar zur Bezeichnung einer ganzen Grenzprovinz auf irischem Boden, also einer regelrechten Mark geworden.

Zweifellos am interessantesten aber ist die Übertragung des gleichen Namens auf den römischen Grenzwall im südwestlichen Deutschland, den wir lateinisch Limes nennen, während die Bewohner der von ihm durchzogenen Landschaften ihn als Pfahlgraben (mundartlich Poolgrabe) oder auch schlechthin als Pfahl (Pool) bezeichnen, so daß in der Wetterau ein Dorf Pohlgöns den Namen nach seiner Lage am Limes führt. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit besonderer Art ist es, daß dieser „römische Pfahl im germanischen Fleische" – wenn diese vielleicht allzu bildhafte Metapher gestattet ist – am mittleren Rhein ziemlich genau jenes Gebiet abgrenzt, in dem später die Pfalz groß geworden ist.

Palatium – Palais – Palast

Nachdem wir in dem Worte Pfahl den ältesten Ahnen der pfälzischen Wörtersippe gefunden haben, ist es unsere Aufgabe, einigen Seitenverwandten nachzuspüren, die von Wort und Begriff Palatium stammen. Denn die Bauten der römischen Cäsaren auf dem palatinischen Hügel haben auch noch in anderer als der erwähnten Richtung namengebend fortgewirkt. Der Name Palatium haftete nicht allein an den Wohnstätten der Kaiser, er wurde auch auf andere prunkvolle Bauwerke von großen Dimensionen übertragen, die mit den kaiserlichen Prachtbauten auf dem Palatin eine gewisse Ähnlichkeit aufwiesen.

Diese Entwicklung spiegelt sich wider in der italienischen Namensform Palazzo, die unmittelbar auf lateinisch Palatium zurückzuführen ist. Berühmt sind die Palazzi der italienischen Renaissance, mit denen die altrömische Tradition insofern wieder auflebte, als diese „palatia" oft die Sitze der örtlichen Machthaber, also in gewissem Sinne auch wieder Residenzen waren. Doch gaben die Italiener darüber hinaus allen größeren Profangebäuden den Namen Palazzo.

Im Altfranzösischen wurde aus mittellateinisch palatium, palacium die Form palais, die schon vor 1200 ins Mittelhochdeutsche entlehnt wird, wo uns palas in der Bedeutung „Wohnhaus der Burg mit Festsaal und Gemächern" begegnet. Durch Anfügung eines sekundären t ähnlich wie in den Worten Axt, Obst oder Papst wurde daraus die uns heute geläufige Form Palast, die zunächst wie Palas auf der ersten Silbe betont wurde. Die heutige Endbetonung beruht (nach Kluge) wie bei Altar und Elefant auf neuerlicher Anlehnung an die fremden Vorbilder. Das Wort Palast stellt demnach in der pfälzischen Wortsippe einen nahen Vetter dar, der sich auch in der Wortbedeutung von Pfalz nicht allzuweit entfernt, da Palast anders als Palazzo so gut wie ausschließlich zur Bezeichnung fürstlicher Bauwerke dient.

Obwohl dieser Sprachgebrauch mit dem französischen übereinstimmt, bürgerte sich im 18. Jahrhundert, als man unter dem Einfluß des französischen Zeitgeschmacks auch in Deutschland und besonders in Norddeutschland Palais zu bauen begann, auch der französische Name in Deutschland ein. Die deutsche Sprache hat also,

wenn wir die Übergangsform Palas ihrer eigenen Bedeutung wegen besonders zählen, im ganzen nicht weniger als vier Ableitungen von dem lateinischen palatium in ihren Wortschatz aufgenommen, von denen drei – Pfalz als ausgesprochenes Lehnwort, Palais als ebenso ausgesprochenes Fremdwort und Palast als ein Zwischentyp zwischen beiden – bis in die Gegenwart gebräuchlich geblieben sind.

Palas und Pfalz im Mittelalter

Ausgestorben ist nur die zwischen Palais und Palast stehende mittelalterliche Namensform Palas, die uns noch im 16. Jahrhundert begegnet, während umgekehrt schon bei Konrad von Würzburg Palast im Reime zu finden ist. Jede mittelalterliche Burg hatte ihren Palas, ein meist für sich stehendes Gebäude, das nur ein einziges saalartiges Gemach enthielt, in dem Empfänge und festliche Versammlungen stattfanden und auch oft Gäste bewirtet wurden. Infolge dieser Zweckbestimmung wurde auch der Speisesaal als Palas bezeichnet, wie entsprechend in den Klöstern der Speisesaal der Mönche Palacium hieß.

Wenn der Name Palas von dem Palatium als einem Bauwerk abgeleitet ist, so bezieht sich die Namensform Pfalz von vornherein auf den anderen mit dem lateinischen Wort verbundenen Begriff der Residenz. Doch hatten die Palatien der karolingischen Frankenkönige wesentlich anderen Charakter als die der römischen Cäsaren. Schon die Ableitung des deutschen Wortes von der lateinischen Pluralform – Pfalz heißt also eigentlich „Paläste" – zeigt, daß es sich bei den deutschen Königspfalzen um eine Mehrzahl von Gebäuden handelte.

Die Pfalzen der fränkischen Könige pflegten ursprünglich – der naturalwirtschaftlichen Grundlage jener Frühzeit unserer Geschichte entsprechend – mit einem Gutshof verbunden zu sein. Aber bereits seit der Kaiserkrönung Karls des Großen erhielten sie auch einen repräsentativen Zug und wurden zu teilweise monumentalen „Sinnbildern der neuen politischen Ordnung des Abendlandes" (Hotz). Die Kaiserpfalzen des Hochmittelalters waren dann nicht nur rechtliche Mittelpunkte, wo der Kaiser selber oder

seine befugten Stellvertreter Recht sprachen, sondern das Reichsrecht (der Landfrieden) war nach der jüngsten Arbeit über diesen Gegenstand – von Gottfried Schlag – darüber hinaus in der Kaiserpfalz selbst verankert. Die Verbindung zwischen Pfalz und Reich war also im hohen Mittelalter enger als je zuvor oder jemals nachher.

Als Besonderheit bleibt noch hervorzuheben, daß der Name Pfalz in manchen Fällen auch die mit einer Kaiserpfalz verbundene oder zu ihr gehörige Stadt bezeichnete. Die auf diese Weise aus Pfalzen hervorgegangenen und unmittelbar unter dem Kaiser stehenden Städte hießen daher auch Pfalzstädte. Die Pfalzstädte, als deren berühmteste wir hier Aachen, Speyer, Frankfurt, Mainz, Köln und Nürnberg erwähnen, waren die ältesten deutschen Reichsstädte – wiederum eine enge, auch namensmäßige Beziehung zwischen Pfalz und Reich.

Mit dieser Entwicklung hängt ein weiterer nicht unwichtiger Bedeutungswandel des Wortes Pfalz zusammen. Wenn das Reichsrecht bis gegen 1250 in der Kaiserpfalz verankert ist, so wird es später (nach Schlag) mehr mit dem städtischen Rathaus verbunden, das oft an der gleichen Stelle und im gleichen Raume des Palasgebäudes entsteht. So wird vielfach, beispielsweise in Straßburg, das Rathaus Pfalz genannt, und in einem im Grimmschen Wörterbuch zitierten alten Nachschlagewerk wird gar mit einer kühnen, wenn auch unbewußten Nebeneinanderstellung des palatinischen und des kapitolinischen Hügels der Ewigen Stadt das Kapitol als „der Römer Rathaus und Pfaltz" definiert.

Pfalzen am und im Rhein

Von den erwähnten Pfalzstädten liegen die weitaus meisten im Rheingebiet und einige – Speyer, Mainz und Köln – sogar unmittelbar am Rhein. Zu diesen kommt noch eine ganze Anzahl weiterer berühmter rheinischer Pfalzen, wie das von Karl dem Großen selber angelegte Ingelheim, der salische Stammort Worms und die Stauferpfalzen Gelnhausen und Kaiserslautern. Eine der zahlreichen Pfalzen im Stromgebiet des Rheines, die trotz ihres heute dörflichen Charakters römischen Ursprungs ist, trägt sogar

noch den pfälzischen Namen: die in der Nähe von Trier an der Mosel gelegene zeitweilige Bischofsresidenz Pfalzel.

Man könnte den Rhein nach seinen zahlreichen Pfalzen geradezu den Pfalzstrom Deutschlands nennen, was ausgezeichnet dazu stimmt, daß er im mittelalterlichen Reich der bei weitem wichtigste aller Flüsse – gleichsam ein Reichsstrom – gewesen ist. So ist es auch nur konsequent, wenn der Pfalzname schließlich auf dem Umwege über das Pfalzgrafenamt am mittleren Rhein zum Namen einer Landschaft wurde, und zwar zum Namen gerade jener Landschaft, die in der Geschichte des Mittelalters als die Heimat des salischen Kaiserhauses und als das Land der wichtigsten kaiserlichen Burgen und Pfalzen die im ganzen bedeutendste Rolle gespielt hat.

Sinnbild dieser überragenden Bedeutung ist neben den Pfalzen zu Speyer, Worms und Kaiserslautern vor allem die glanzvolle Reichsburg auf dem Trifels, die ursprünglich nicht eigentlich eine kaiserliche Pfalz war, aber unter den Staufern einen großartigen pfalzähnlichen Ausbau erfuhr, so daß sie Reichsburg und Kaiserpfalz in einem war. So konnte sie als Reichsschatzkammer und sicherer Hort der Reichskleinodien dienen. König Richard Löwenherz von England und eine Reihe sizilianischer Verschworer saßen hier als Gefangene des Reiches. So sehr wurde die pfälzische Reichsfeste zum Sinnbild und Inbegriff des Reiches, daß Papst Urban IV. 1263 in einem Schreiben erklärte, dem rechtmäßig gewählten König müsse der Trifels übergeben werden.

Mit dem Geschick dieser kaiserlichen Pfalzen am Rhein war wie das des Reiches auch das der staufischen Ritterschaft verknüpft, und so entstammt gerade dem später pfälzischen Gebiet am Rhein eine Reihe bedeutender Rittergestalten wie Werner von Bolanden, Eberhard von Lautern und vor allem Markward von Annweiler, nach Johannes Bühler „der gewaltigste und listenreichste unter ihnen allen", der vom Fuße des Trifels, wo sein Stammsitz Annweiler liegt, in die Welt auszog und zum Grafen der Romagna und Markgrafen von Ancona und zum vertrautesten Ratgeber eines weltbeherrschenden Kaisers aufstieg.

Neben den Pfalzen am Rhein und im Stromgebiet des Rheines sei abschließend auch die auf einem Felsenriff mitten im Rheine gelegene Pfalz bei Kaub erwähnt, in deren Angesicht Blücher am 1. Januar 1814 den alten deutschen Schicksalsfluß überschritt.

Dieses vieltürmige Schloß ist allerdings keine eigentliche Pfalz, vielmehr ist der gebräuchliche Name in ähnlicher Weise eine Abkürzung des vollen Namens Pfalzgrafenstein, wie das Schloß Katzenelnbogen bei St. Goar die Katz genannt wird.

Franken und die lothringische Pfalz

So sinnvoll der Pfälzername für das pfälzische Land erscheint, so hat es doch vieler, dem Anschein nach zufälliger Fügungen bedurft, ehe die Namengebung selber zustande kam. Die Geschichte hat mehr als einen merkwürdigen Umweg gemacht, ehe sie zu dem scheinbar so naheliegenden Ziele kam.

Um zunächst vom pfälzischen Stamme zu sprechen, so ist dieser am besten als fränkischer Teilstamm auf alemannischer Grundlage charakterisiert. Im deutschen Schicksalsjahr 496, in dem der Franke Chlodwig die Alemannen besiegte und seinem Reiche einfügte, entschied sich auch das Geschick der späteren Pfalz. Nicht ganz unwichtig für die pfälzische Stammesgeschichte erscheint auch die meist über Gebühr vernachlässigte Tatsache, daß während der Völkerwanderung die Burgunder eine kurze Zeitlang in den mittelrheinischen Gebieten um Worms gesessen haben, die daher auch der Schauplatz der Nibelungensage sind. Vielleicht ist der burgundische Einschlag trotz seiner Geringfügigkeit jenes Spezifikum, das die Pfälzer als Stamm sowohl von den Franken als auch von den Alemannen-Schwaben unterscheidet.

Unter den Karolingern waren die später pfälzischen Gaue das einzige linksrheinische Gebiet, das schon 843 bei der ersten karolingischen Reichsteilung von Verdun an das ostfränkisch-deutsche Reich fiel. Ursprünglich hatte der Rhein die Grenze zwischen den Reichen Kaiser Lothars und König Ludwigs des Deutschen bilden sollen, doch trat Lothar dann im Austausch gegen die rechtsrheinischen friesischen Länder die Bezirke um Mainz, Worms und Speyer – dies waren die kirchlichen Hauptstädte des Ostens – an seinen ostfränkischen Bruder ab.

War diese erste Beziehung zu Lotharingien negativer Art, so sollte bereits im folgenden Jahrhundert eine rheinfränkisch-lothringische Berührung stattfinden, die die spätere Verbindung

von fränkischem Dukat und lothringischem Palatinat flüchtig vorwegnahm. Wie wir aus der Geschichte des Frankenstammes wissen, hatten die hessischen Konradinger in der letzten karolingischen und ersten ottonischen Zeit ein rheinfränkisches Stammesherzogtum inne, das zweifellos auch die linksrheinischen Gebiete um Speyer, Worms und Mainz mitumfaßte. Im Jahre 926 wurde Herzog Eberhard von Franken von König Heinrich „mit pfalzgräflichem Ansehen" in das neuerworbene Lothringen geschickt, um dort Frieden und Ordnung herzustellen. Eberhard übte in Lothringen mehrere Jahre lang neben dem Herzog eine außerordentliche Regierungsgewalt aus, doch war diese Nebenherzogsgewalt befristet und entsprach daher nur zum Teil der Stellung der späteren Pfalzgrafen von Lothringen.

Da mit Eberhards Tode im Jahre 939 das fränkische Stammesherzogtum erlosch, hatte in Franken die Begründung eines Stammespfalzgrafentums, wie sie in Sachsen, Schwaben, Bayern und Lothringen erfolgte, keinen Sinn, und so kam es, daß es gerade in jenem Land, das später die Pfalzgrafschaft schlechthin werden und den pfälzischen Namen als Landesnamen führen sollte, zunächst keinen Pfalzgrafen gab.

Es gab in der späteren Pfalz lediglich den salischen Dukat von Worms, der kein echtes Stammesherzogtum darstellte, aber immerhin die Ansätze zu einem solchen enthielt. Man hat zwar das Herzogtum Worms auf missatische Befugnisse zurückführen wollen, doch ist nirgends in den Quellen von echt herzoglichen Kompetenzen der Wormser die Rede. Immerhin waren die Herren von Worms, abgesehen von ihrer nahen Verwandtschaft mit dem ottonischen Kaiserhaus, schon deshalb mehr als gewöhnliche Grafen, weil Worms der staatsrechtliche Vorort Rheinfrankens war.

Da mit diesem Dukat schließlich die lothringische Pfalzgrafschaft zum späteren pfälzischen Reichsfürstentum verschmelzen sollte, müssen wir auch den Aachener Pfalzgrafen kurz Beachtung schenken. Die lothringische Pfalzgrafenwürde war seit dem Ende des 10. Jahrhunderts im erblichen Besitz der Nachkommen des Pfalzgrafen Hermann. Die zwei Linien dieses Hauses, nach den beiden Söhnen Hermanns die ezzonische und die hezilinidische genannt, folgten einander in der Herrschaft über Aachen. Da Pfalzgraf Ezzo mit einer ottonischen Kaisertochter vermählt war, erwarb sein Sohn

Otto später das Herzogtum Schwaben. Der zweite Sohn Ludolf, der letzte Träger dieses Namens aus ludolfingischem Blute, starb früh; sein Sohn Konrad von Zütphen war einige Jahre lang Herzog von Bayern.

Von den weniger bedeutenden Hezeliniden kam die Pfalzgrafschaft durch Heirat an einen Zweig des askanischen Hauses. Albrechts des Bären Oheim Siegfried von Ballenstedt wurde 1095 als Erbe seines Stiefvaters lothringischer Pfalzgraf, und sein Sohn Wilhelm von Ballenstedt, also Albrechts Vetter, hatte die gleiche Würde 1125 bis 1140 inne. Es gibt demnach also bereits Berührungspunkte zwischen der pfälzischen und der märkischen Geschichte, noch bevor es eine rheinische Pfalz und eine brandenburgische Mark gab.

Die Pfalzgrafschaft bei Rhein

Die im eigentlichen Sinne rheinische, das heißt rheinfränkische, Pfalzgrafschaft entstand erst im Jahre 1155 durch die Vereinigung des fränkischen Dukats der Salier und Staufer mit der lothringischen Pfalzgrafenwürde in der Hand von Barbarossas jüngerem Halbbruder Konrad.

Ein Vorstadium zur Begründung dieser staufisch-rheinfränkischen Pfalzgrafschaft war es, wenn im Jahre 1139 der erste Stauferkönig Konrad III. seinen babenbergischen Halbbruder Heinrich Jasomirgott, den späteren bayrischen und sodann ersten österreichischen Herzog, zum Pfalzgrafen von Aachen ernannte, da Lothringen damit zum erstenmal in staufische Pläne einbezogen erscheint. Übrigens kann man den bayrisch-österreichischen Babenberger auch als einen frühen Vorläufer der bayrischen Wittelsbacher in der Pfalzgrafschaft betrachten.

Gegen den Bruder des Staufers trat in Lothringen als zweiter Gemahl der Witwe Siegfrieds von Ballenstedt der am Mittelrhein begüterte Graf Otto von Rheineck auf. Dieser Rheinfranke ist als Inhaber der lothringischen Pfalz deshalb von Bedeutung, weil ihm als erstem der Titel Palatinus Rheni beigelegt wird, den zuvor kein Aachener Pfalzgraf geführt hat. Das zeigt, daß dieser dann zu einer festen Formel gewordene Titel sich nicht auf das Rheingebiet

im allgemeinen, in dem ja auch Aachen liegt, sondern speziell auf Rheinfranken, den Siedlungsraum des rheinfränkischen Teilstammes bezieht.

Gegen Otto von Rheineck setzte sich dann als Schwager König Konrads ein anderer Rheinfranke, Hermann von Stahleck, durch, der ebenfalls als Palatinus Rheni erscheint. Pfalzgraf Hermann war am Mittelrhein bei Bacharach begütert, wo auch Burg Stahleck liegt, und da dieser mittelrheinische Besitz hernach an seinen staufischen Neffen und Nachfolger überging, wurde er zu einem festen Bestandteil der Pfalzgrafschaft, der er bis zum Ende des pfälzischen Kurfürstentums zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zugehört hat.

Die übrigen Rechte und Besitztitel, die Konrad von Staufen, der erste eigentliche „Pfälzer", von seinen lothringischen Vorgängern mit der pfalzgräflichen Würde erwarb, wurden von ihm und seinen Nachfolgern bald preisgegeben, so daß die Pfalzgrafen seit 1155 nie mehr nach Lothringen benannt werden. Von den pfalz-lothringischen Rechten verdient neben der Vogtei über das Erzbistum Trier besonders die Lehnsherrlichkeit über Jülich Erwähnung, da mit ihr die spätere Zugehörigkeit des Herzogtums Jülich (neben Berg) zum pfälzischen Kurfürstentum vorweggenommen erscheint.

Der Schwerpunkt der Herrschaft von Barbarossas pfälzischem Bruder lag von vornherein in Rheinfranken, als dessen Herzog nach salischem Vorbild schon sein Großvater Friedrich von Schwaben 1102 aufgetreten war. Auch Konrad begegnet uns in einer Urkunde – bemerkenswerterweise neben dem rheinischen Pfalzgrafen – als dux Conradus. Doch geht die nicht unumstrittene herzogliche Würde dann in der pfalzgräflichen, geht gleichsam der salische Dukat im staufischen Palatinat auf und unter, denn nach 1155 tritt Konrad nur noch als Pfalzgraf auf.

Erstaunlich ist es nur, daß er mit dem Pfalzgrafentum eine erhebliche Macht und ein außerordentliches Ansehen verbindet, denn den Aachener Pfalzgrafen kamen, obwohl sie als Herren der karolingischen Kaiserresidenz wahrscheinlich neben dem lothringischen Stammespfalzgrafentum auch das alte Hofpfalzgrafentum fortsetzten, Macht und Ansehen in solchem Maße nicht zu. Auch die Vereinigung von Dukat und Palatinat erklärt die Machtstellung des stau-

fischen Pfälzers nicht, den eine zeitgenössische Chronik „virum in imperio summae post imperatorem amplitudinis" nennt.

Diese Stellung läßt sich allein aus der Erztruchsessenwürde des Reiches erklären, die als Zubehör der rheinischen Pfalzgrafschaft zum erstenmal im Jahre 1198 unumstößlich bezeugt ist, aber gewiß bereits von dem drei Jahre zuvor verstorbenen Staufer innegehabt wurde. Denn die Truchsessenwürde war eines der vier uralten, in ihren Ursprüngen bis in die Merowingerzeit zurückreichenden Erzämter des Reiches, deren Inhabern ein Vorrang vor den übrigen Fürsten des Reiches zukam. In der ottonischen Zeit hatten die Stammesherzöge, deren es ja ebenfalls vier gab, diese Ämter bekleidet, und schon beim Krönungsmahl Ottos des Großen im Jahre 936 kam das Truchsessenamt dem rheinfränkischen Herzog zu.

Wenn dann unter Otto III. beim Ostermahl zu Quedlinburg der Herzog von Kärnten (neben dem schwäbischen Kämmerer, dem bayrischen Schenken und dem sächsischen Marschall) als Truchseß erscheint, so steht das vielleicht in Zusammenhang damit, daß die salischen Herzöge von Worms zeitweise das Kärntner Herzogtum besaßen. Wir können also trotz mangelhafter Überlieferung vermuten, daß das Truchsessenamt mit einer relativen Beständigkeit dem rheinfränkischen Stamme vorbehalten blieb.

Als dann mit der Ausbildung des Reichsfürstentums die alten Erzämter unter den Staufern eine neue, vor allem auch verfassungsrechtliche Bedeutung erhielten, war das Erzamt der Konradinger auf jeden Fall wieder in rheinfränkischer, nämlich in rheinpfälzischer Hand. Und da die Pfalzgrafen bei Rhein das Truchsessenamt als Inhaber jenes Teiles des fränkischen Stammlandes besaßen, auf den sich das Königtum über Deutschland gründete, so hatten sie wie zuvor die rheinfränkischen Konradinger eine der hausmeierlichen ähnliche Sonderstellung vor allen übrigen Fürsten des Reiches inne.

Der Pfalzgraf bei Rhein war „der erste weltliche Große im vornehmsten Stammland des Reiches" und ragte infolgedessen nicht allein unter den zahlreichen Reichsfürsten, sondern auch unter den vier Erzfürsten, wie die Inhaber der Reichsämter als solche hießen, hervor. Und als sich sodann aus dem Erzfürstentum unter Hinzutritt der drei geistlichen Erzkanzler des Reiches die Institution des Kurfürstentums entwickelte, stieg der pfalzgräfliche Truchseß logischerweise zum ersten Fürsten des Reiches empor, der als Kö-

nigswähler einen noch höheren Rang als der böhmische Schenk innehatte, so daß der Pfalzgraf bei Rhein damit sogar vor dem Träger einer Königskrone rangierte. Schon bei der Wahl des letzten staufischen Königs Konrad IV. wird der Pfälzer als erster weltlicher Wähler vor dem König von Böhmen genannt, und erst die Regelung durch die Goldene Bulle im Jahre 1356 wies ihm den zweiten Rang nach Böhmen zu.

Wittelsbacher – bayrische werden rheinische Pfalzgrafen

Eine eigenartige geschichtliche Fügung brachte es mit sich, daß die neue mittelrheinische Pfalzgrafschaft über ein kurzes welfisches Zwischenspiel schon nach zwei Generationen an die Wittelsbacher kam, die ebenfalls als Pfalzgrafen – als Stammespfalzgrafen von Bayern – groß geworden waren. Wäre der Plan Kaiser Heinrichs VI. geglückt, der seine pfälzische Base Agnes mit Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Ottos von Wittelsbach, vermählen wollte, so hätte die Pfalz sogar noch um eine Generation früher bayrisch und wittelsbachisch werden können.

Da die pfälzische Stauferin aber den Welfen Heinrich, des Löwen Sohn und des späteren Welfenkaisers Otto IV. Bruder, heiratete, wurde die rheinische Pfalzgrafschaft nun zunächst welfisch. Aber als mit Heinrichs und der Agnes Sohn Heinrich dem Jüngeren 1214 der pfälzische Zweig der Welfen ausstarb, verlieh der Staufer Friedrich II. die Pfalz an Ludwig von Bayern, dessen Sohn Otto durch seine Heirat mit der pfälzischen Welfin Agnes auch die Eigengüter der bisherigen Pfalzgrafen erwarb.

Was die Wittelsbacher angeht, so hatten diese erst 1120 mit dem Vater von Barbarossas treuem Gefolgsmann Otto von Wittelsbach die schon von ihrem luitpoldingischen Ahnherrn Arnulf II. innegehabte bayrische Pfalzgrafschaft zurückerworben. Im Jahre 1180 war Otto von Wittelsbach selber dann als Nachfolger der abgesetzten Welfen zum Herzog von Bayern aufgestiegen, und wiederum nur eine Generation später erfolgte 1214 – wieder in den Spuren der Welfen – die Erwerbung der Pfalzgrafschaft bei Rhein.

Seitdem gab es zwei wittelsbachische Machtzentren, die bereits unmittelbar nach der Vereinigung zu einer Sonderentwicklung ansetzten. Doch blieben bei den Erbteilungen der Folgezeit meist bayrische Stammesgebiete mit der rheinischen Pfalzgrafschaft verbunden. Als die Söhne Herzog Ottos und der welfisch-pfälzischen Erbtochter Agnes teilten, erhielt Ludwig der Strenge die Pfalz und Oberbayern, Heinrich Niederbayern. Und wenn die beiden Söhne Ludwigs des Strengen dann eine (ober-) bayrische und eine pfälzische Linie des Hauses begründeten, so behielten die Pfälzer auch jetzt das danach Oberpfalz genannte Gebiet im bayrischen Nordgau und erwarben später das Fürstentum Neuburg an der Donau hinzu, das den an die angestammte Grafschaft Scheyern grenzenden Territorialbesitz der alten bayrischen Stammespfalzgrafschaft mitumfaßte.

Bemerkenswerterweise lag der Schwerpunkt der wittelsbachischen Machtstellung durchaus nicht in Bayern, obwohl dies doch auf ein altes Stammesherzogtum zurückging. Vielmehr erhielt bei den Erbteilungen meist der älteste Sohn die pfälzischen Länder, und schließlich die Kurwürde, die zeitweise zwischen den beiden Linien des Hauses wechselte. Als diese nach Erlaß der Goldenen Bulle endgültig und ausschließlich an die Pfälzer gelangte, war der Vorrang der pfälzischen Linie unbestritten.

Allerdings erhielten sich die Bayernherzöge eine geschlossenere Machtstellung, da es bei ihnen nur zu wenigen Erbteilungen kam, die Pfälzer dagegen ihre Länder immer von neuem teilten. So entstanden die mannigfachsten pfälzischen Linien, von denen einige nur sehr kurzlebig waren, andere aber dafür eine um so zähere Lebenskraft bewiesen und so schließlich sogar die bayrische Linie beerbten. Pfalz-Simmern, Pfalz-Zweibrücken, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Sulzbach, Pfalz-Kleeburg (1654–1718 als Erben der Wasas auf dem schwedischen Thron), Pfalz-Veldenz, Pfalz-Birkenfeld – das sind die Namen einiger dieser unzähligen Nebenlinien des pfälzischen Kurhauses.

Infolge der Erwerbungen einzelner dieser Linien wurden auch andere als die mittelrheinischen Länder pfälzischer Besitz. Von den stammesbayrischen Besitzungen der Neuburger und Sulzbacher Linie wird noch gesondert die Rede sein. Hier interessiert uns vor allem, daß die neuburgische Nebenlinie nach dem Aussterben der

jülich-kleve-bergischen Herzöge im Jahre 1609 wieder Besitz in jenen niederrheinischen Ländern erwarb, aus denen einst die Pfalzgrafenwürde in die Pfalz gekommen war.

Auch in anderer Hinsicht verdient dieser Vorgang Erwähnung, denn an dem durch diese Erbschaft entstandenen Erbfolgestreit drohte sich der Dreißigjährige Krieg, der dann mit dem kühnen Griff des Kurpfälzers nach der böhmischen Krone begann, bereits ein Jahrzehnt früher zu entzünden. Und zwar war der wichtigste Gegenspieler des pfälzischen Neuburgers am Niederrhein der märkische Brandenburger Kurfürst. Erst 1630 wurde zwischen dem Pfälzer und dem Märker ein Vergleich erzielt, nach dem Brandenburg Kleve, Mark und Ravensberg, Neuburg aber Jülich, Berg und Ravenstein erhielt. Damit hatten die Pfalzgrafen von Neuburg aus dem niederrheinischen Erbe gerade den dem alten pfalzlothringischen Besitz am nächsten benachbarten Teil erworben, denn die Pfalzgrafen von Aachen waren Lehnsherren von Jülich gewesen, wie umgekehrt das nunmehrige pfälzische Herzogtum Jülich unmittelbar an das Gebiet der Reichsstadt Aachen grenzte.

Als die Kurpfalz nach dem Aussterben der simmernschen Linie an die neuburgische kam, wurden Jülich und Berg sogar kurpfälzisch. Und da Ludwig XIV. von Frankreich als Schwager der Liselotte von der Pfalz, der letzten Erbin des Hauses Pfalz-Simmern, Erbansprüche erhob und die Pfalz mit Krieg überzog, so verlagerte sich zeitweise sogar der Schwerpunkt der Kurpfalz nach dem Niederrhein. Als Kurfürst Johann Wilhelm, der vorher die Statthalterschaft in Jülich und Berg ausgeübt hatte, 1690 das kurpfälzische Erbe antrat, fand er die Heidelberger Residenz in Trümmern vor und verlegte den Hof daher in die bergische Hauptstadt Düsseldorf.

Angesichts des bevorstehenden Aussterbens der Neuburger Linie mit Johann Wilhelms jüngerem Bruder Karl Philipp kam es dann übrigens noch einmal zu Erbstreitigkeiten mit Brandenburg-Preußen wegen Jülich und Berg. Nach der Erwerbung Schlesiens, die dem preußischen Staat eine andere Ausdehnungsrichtung erschloß, verzichtete Friedrich der Große jedoch 1742 zugunsten der Sulzbacher, die den Neuburgern in der Kur nachfolgten, auf das rheinische Erbe und beließ den Pfälzern damit ihre Vormachtstellung am Rhein.

Inzwischen aber hatte der Dreißigjährige Krieg der Pfalz eine schwere Einbuße an Macht und Ansehen gebracht. Nach dem Fehlschlag des böhmischen Unternehmens des pfälzischen „Winterkönigs" hatte Herzog Maximilian von Bayern, des protestantischen Pfälzers katholischer Vetter, die pfälzische Kurwürde mitsamt dem alten fränkischen Erztruchsessenamt sowie der oberen Pfalz für die bayrische Linie des Hauses Wittelsbach zu erwerben. verstanden. Zwar wurde 1648 für den Pfälzer eine neue Kurstelle mit einem neuen Erzamt (des Reichsschatzmeisters) geschaffen, doch kam der neuen Kur statt der einstigen ersten nun die achte und letzte Stelle im Kurfürstenkollegium zu.

Nur vorübergehend konnte der bereits erwähnte Kurfürst Johann Wilhelm aus der Neuburger Linie während des spanischen Erbfolgekrieges die Oberpfalz und die alten Kurrechte zurückerwerben. Da Max Emanuel von Bayern wegen seines Bündnisses mit dem französischen Reichsfeind der Ächtung verfiel, wurde der Pfälzer 1706 mit den alten Rechten seines Hauses bekleidet, mußte aber beim Friedensschluß im Jahre 1714 wieder Verzicht darauf leisten.

Dafür haben aber am Ende die pfälzischen Wittelsbacher ihre bayrischen Vettern beerbt. Als 1777 der bayrische Mannesstamm ausstarb, folgte zunächst Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz aus der Sulzbacher Linie, worauf die Pfalz wieder in ihre alte Kurstelle und ihr altes Erbtruchsessenamt eintrat und das Erzschatzmeisteramt an das inzwischen neuerrichtete Kurfürstentum Hannover weitergab. Nach Karl Theodors erbelosem Tode folgte 1799 in Kurbayern und der Kurpfalz Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, der sich zuerst „Kurfürst von Pfalzbayern" nannte und später zum ersten König von Bayern aufstieg. Von ihm stammen die weiteren bayrischen Könige, die also ihrem Ursprung nach sämtlich als Pfälzer anzusprechen sind.

Kurpfalz — Erzpfalz — Rheinpfalz — Saarpfalz

Seit dem Jahre 1356, in dem die Goldene Bulle die Kurwürde endgültig mit dem Besitz der Pfalzgrafschaft bei Rhein verband, wurde für das Land des Kurfürst-Pfalzgrafen oder Kurpfalzgrafen

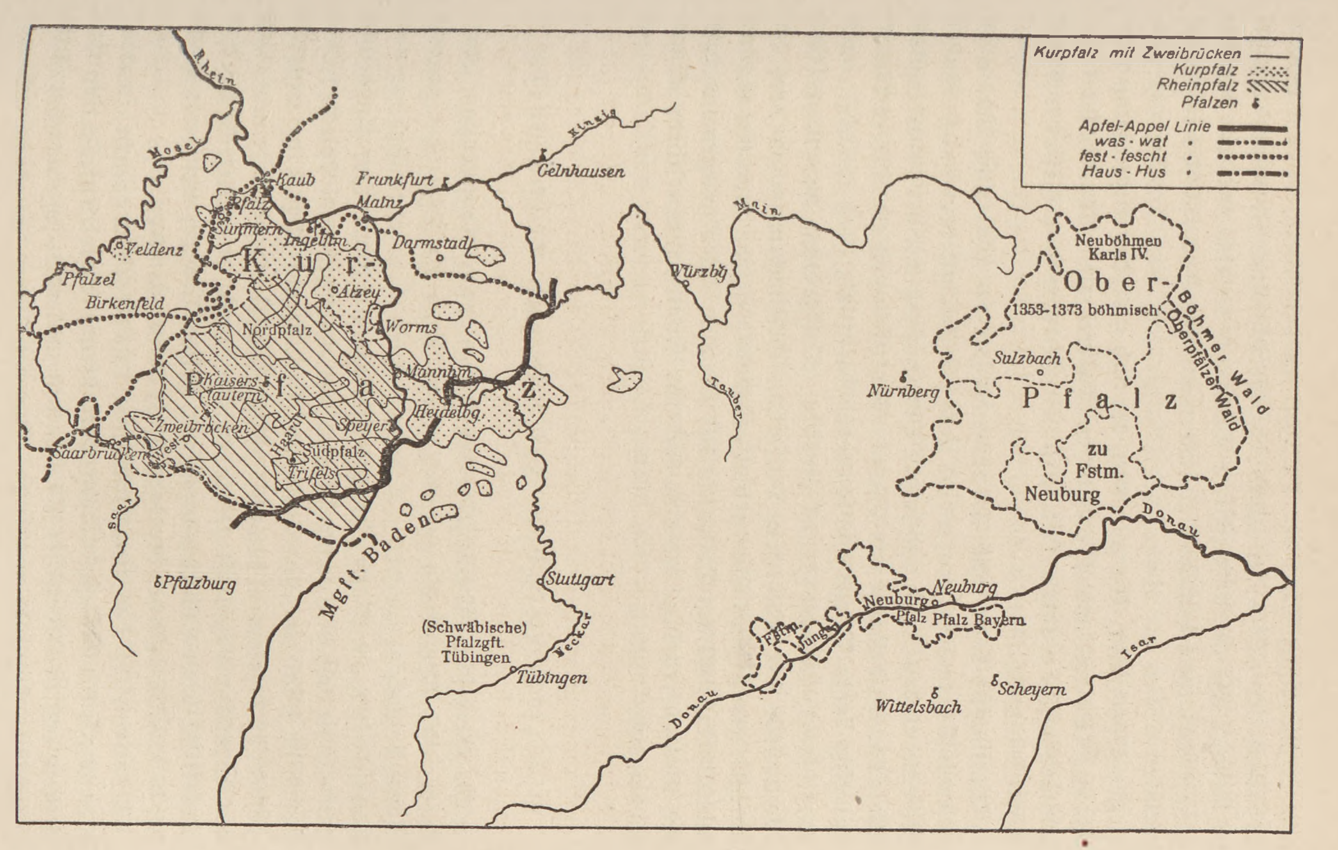
der Name Kurpfalz üblich, der aber auch nach dem Ende der alten Kurpfalz noch gebräuchlich blieb. Die pfälzischen Kurlande lagen nämlich anders als die auf das linke Rheinufer beschränkte spätere bayrische Pfalz zum großen Teil auf dem rechten Ufer des Rheins.

In diesen Gebieten, zu denen ja auch die ehemaligen pfalzgräflichen Residenzen Heidelberg und Mannheim gehörten, blieb die Erinnerung an die glanzvolle kurpfälzische Zeit auch unter der neuen badischen Herrschaft lebendig, und so blieb zur Bezeichnung der badisch-pfälzischen Länder, die nach 1803 von den neuen badischen Kurfürsten zuerst als „badische Pfalzgrafschaft" von der badischen Markgrafschaft und dem sogenannten oberen Fürstentum unterschieden wurden, zum Zwecke der Unterscheidung von der linksrheinischen Pfalz der kurpfälzische Name lebendig.

Auch Erzpfalz wurde die Kurpfalz – allerdings wesentlich seltener – genannt, weil sie zu den Erzfürstentümern gehörte und das Erzamt des Reichstruchsessen mit ihrem Besitz verbunden war. Entsprechend nannten sich die pfälzischen Kurfürsten gelegentlich auch Erzpfalzgrafen. Das war kein leerer Titel, denn in ihrer Eigenschaft als Erzpfalzgrafen hatten sie beispielsweise das Recht zur Verleihung des Adels, das sogenannte Palatinat, das erst später auch anderen Fürsten verliehen wurde. Wenn der Habsburger Rudolf IV. von Österreich, der erste Träger des Erzherzogtitels, ursprünglich den Titel Pfalzerzherzog (palatinus archidux) erstrebte, so gehört dies zwar nur mittelbar in unseren Zusammenhang, verdient aber mindestens als interessante kulturhistorische Parallele Beachtung.

Wirkliche politische Bedeutung erlangte der erzpfalzgräfliche Titel nur während einer kurzen Episode der napoleonischen Zeit. Damals nahm der pfälzische Kurfürst zum Zeichen des Protestes gegen die neue badische Kurwürde offiziell den Titel eines „Erzpfalzgrafen des deutschen Reiches" an, wogegen wieder Kursachsen protestierte, das sich ebenfalls im Besitz einer erzfürstlichen sowie einer pfalzgräflichen Würde (Pfalzsachsen) wußte. Mit dem Untergang des Reiches verloren diese Titel natürlich jede Bedeutung.

Die Benennung Rheinpfalz, die auch für die heutige Restpfalz noch im Gebrauch ist, ergab sich nicht nur aus der Lage der alten Kur- und Erzpfalz zu beiden Ufern des Rheins, sondern auch aus



14. Pfalzen und Pfälzer

dem eigenartigen Titel der Pfalzgrafen bei Rhein, in dem wahrscheinlich der Titel der alten rheinfränkischen Stammesherzöge fortlebt. Diese charakteristische Titelform wurde, wie wir bereits im Hessenkapitel berichteten, von einem der hauptsächlichen territorialen Erben der rheinischen Pfalzgrafen, dem Großherzog von Hessen-Darmstadt, übernommen, der sich nach der Erwerbung von Mainz, Worms und Alzey, deren Gebiete als „Rheinhessen" zusammengefaßt wurden, seit 1816 „Großherzog von Hessen und bei Rhein" nannte.

Die jüngste Neu- und Umprägung hat der pfälzische Name in unseren Tagen erfahren, indem nach der Rückgliederung des Saargebietes an das Reich und seiner Vereinigung mit der benachbarten Pfalz das neue Ganze den Namen Saarpfalz erhielt. Dieser Name hat eine kurze Vorgeschichte, denn Saarpfalz hieß zunächst, nach 1919, jener schmale industriereiche Weststreifen der bayrischen Rheinpfalz, der nach den Versailler Bestimmungen zu dem im übrigen preußischen Saargebiet geschlagen wurde. Aus der Schicksalsgemeinschaft des Teilstücks hat sich eine Schicksalsgemeinschaft des Ganzen ergeben, die nun auch im Namen ihren Ausdruck gefunden hat.

Pfälzisch zwischen Hessisch und Lothringisch

Die bayrische Rheinpfalz, die früher auch Rheinbayern oder Bayrischer Rheinkreis genannt wurde, kann als Pfalz im engeren Sinne bezeichnet werden, da sie nur einen Teil jener Gebiete und Landschaften am Mittelrhein umschließt, die durch ihre Geschichte einmal mit dem pfälzischen Namen verbunden waren. Ebenso ist die bayrische Pfalz in mundartlicher Hinsicht als „Pfalz im engeren Sinne" zu bezeichnen, denn als pfälzisches Mundartgebiet wird von der Sprachwissenschaft heute üblicherweise das Mittelstück des rheinfränkischen Gebietes bezeichnet, dessen Grenzen mehr mit denen der historischen als der heutigen Pfalz übereinstimmen.

Was zunächst das rheinfränkische Dialektgebiet angeht, so wird dies durch die bei Heidelberg verlaufende Appel/Apfel-Linie von dem zu den oberdeutschen Mundarten zählenden sogenannten Südfränkischen sowie durch die bei Simmern über den Hunsrück ver-

laufende was/wat-Linie vom Mittel- oder Moselfränkischen geschieden. Innerhalb des Rheinfränkischen aber scheidet die über Mainz und Darmstadt verlaufende fescht/fest-Linie das Pfälzische vom Hessischen und die bei Saarbrücken verlaufende Haus/Hus-Linie vom Lothringischen.

Was die eigentliche Pfalz „im engeren Sinne" angeht, so zerfällt sie in mehrere Teillandschaften, die teilweise namensgeschichtlich interessant sind. Die Nordpfalz und die Südpfalz stellen besondere, bis zu einem gewissen Grade in sich geschlossene Landschaften dar. Vor allem aber sind die Vorderpfalz in der Rheinebene und an den Hängen der Haardt – metaphorisch auch Weinpfalz genannt, da hier die Pfälzer Weine wachsen – und die Hinterpfalz mit ihrem Berg- und Waldcharakter sowohl in landschaftlicher als auch in stammeskundlicher Hinsicht nicht wenig voneinander verschieden. Im Hinblick auf die Namenskunde ist noch zu bemerken, daß die Hinterpfalz zu den sehr seltenen geographischen Namen gehört, die mit Hinter- zusammengesetzt sind. Außer einigen Ortsnamen wie Hinterzarten im Schwarzwald – auch die Namen Vorderer und Hinterer Wald für den Bayrischen und den Böhmerwald gehören hierher – gibt es an analogen Bildungen nur Hinterpommern und – Hinterindien.

Vom Westrich zur Westmark

Die Hinterpfalz kann in namenskundlicher Hinsicht ein doppeltes Interesse beanspruchen, denn sie führt noch einen weiteren Namen, der sich außer durch seine ungewöhnliche Prägung auch dadurch auszeichnet, daß er den Blick in größere geschichtliche Zusammenhänge öffnet. Noch heute wird die hintere Pfalz volkstümlich der Westrich genannt. Dieser Name bedeutet – trotz des irreführenden Artikels – West-Reich, wobei wir uns darüber klar sein müssen, daß das Wort „Reich" in älterer Zeit nicht die umfassende Bedeutung wie heute hatte, sondern zum Teil gleichbedeutend mit „Land" oder „Gegend" gebraucht wurde. So können wir den mittelalterlichen Namen Osterriche für einen der friesischen Ostgaue sowohl als auch das ebenfalls friesische Westerland als Parallelbildungen erwähnen, zumal für den – oder das – Westrich in älteren Belegen die Formen Westerreich und Westerland überliefert sind.

Allerdings ist mit dem „hertogen Diderike van deme Westerlande" der 1237 geschriebenen Sächsischen Weltchronik ein lothringischer Herzog gemeint, woraus man wohl schließen darf, daß unter dem Wester-Reich ein Gebiet größeren Umfanges begriffen wurde, vielleicht gar die ganze lotharingische Zwischenregion, die den westlichen Teil des mittelalterlichen deutschen Reiches bildete, nachdem sie zuvor im Karolingerreich das Mittelstück und unter den Merowingern sogar die Osthälfte des Reiches gebildet hatte. So versteht es sich, daß in einer frühen Erwähnung von Austrie que nunc Lotharingia nuncupatur die Rede ist.

Austria ist aber zugleich auch der lateinische Name für Österreich, das das eigentliche Namens-Gegenstück zum Westerreich-Westrich ist. Und wenn wir beim Westerreich eine Schrumpfung der Namensgeltung vom einstigen Lotharingien über (Ober-)Lothringen zum pfälzischen Westrich mutmaßen dürfen, so hat es sich bei Österreich sicher umgekehrt verhalten. Denn ursprünglich hat das bayrische Osterriche — ähnlich wie das friesische — nur ein ziemlich kleines Gebiet bezeichnet. Es war die alte bayrische Ostmark, die bereits um die Jahrtausendwende zum erstenmal Ostarrîchi genannt wird, also längst bevor aus ihr dann wirklich ein Öster-Reich, ein Reich des Ostens, erwuchs.

Wenn aber aus diesem Österreich heute wieder wie im Anbeginn seiner Geschichte eine Ostmark geworden ist, so findet diese Entwicklung auch im alten Westerreich eine Parallele. Nachdem das alte „Westerland" Lothringen 1940 an das Reich zurückgefallen ist, wurde sein Schicksal aufs engste mit dem Lande zwischen Saar und Rhein und damit auch mit dem Westrich verbunden. Aus dem Zusammenschluß von West-Reich und West-Land aber ging die Westmark hervor, wie seit Dezember 1940 der Gau Saarpfalz mit seinem amtlichen Namen heißt. So sind durch einen Akt der Namengebung aus den vorherigen Rhein- und Saarpfälzern Westmärker und, wenn man will, aus Pfälzern Märker geworden — wenn auch in einem anderen Sinne als bei der im folgenden Abschnitt zu beschreibenden Entwicklung.

Pfälzer werden Märker

Wenn wir von pfälzischer Mundart sprechen, so müssen wir auch der zahllosen Auswanderer gedenken, die aus den pfälzischen Gauen am Rhein in alle Welt hinausgeströmt sind. Die große Mehrzahl der deutschen Siedlungen außerhalb des geschlossenen mitteleuropäischen Volksraumes sprechen eine pfälzische oder der pfälzischen ähnliche rheinfränkische Mundart. Sowohl die Banater „Schwaben" als auch die Wolgadeutschen – um nur zwei besonders zahlenstarke Gruppen zu nennen – sind ihrer Sprache und Herkunft nach Pfälzer, die aber das Bewußtsein ihres Ursprungs schon früh verloren haben.

Nur wenige pfälzische Kolonien haben außer der Sprache ein gewisses Herkunftsbewußtsein über die Auswanderungs- und erste Ansiedlungszeit hinaus bewahrt. In dem der Pfalz ziemlich nahegelegenen lothringischen Pfalzburg (französisch Phalsbourg), wo zweibrückische Pfalzgrafen Pfälzer angesiedelt haben, erinnert der Name noch an den Ursprung, ebenso bei Pfalzdorf in der Gocher Heide südlich von Kleve, wo pfälzische Amerikawanderer des 18. Jahrhunderts hängengeblieben sind und von da aus im 19. Jahrhundert neue, bis heute der Pfälzer Mundart treugebliebene Tochtersiedlungen begründet haben. Wenn man will, kann man in diesen Siedlungen die gleiche Tendenz ausgesprochen sehen, die sich in der Festsetzung der Pfalz-Neuburger in dem niederrheinischen Ursprungsland ihrer pfalzgräflichen Würde erweist.

Handelt es sich bei dem lothringischen Pfalzburg und dem niederrheinischen Pfalzdorf nur um einzelne Ansiedlungen, so hat sich ein ganzer Auswandererstrom ähnlich wie nach dem Südosten, wenn auch nicht von gleicher Stärke, in die Mark Brandenburg ergossen. Kenner der Bevölkerungsgeschichte beurteilen den blutlichen Anteil des Pfälzertums an der märkischen Stammesmischung als ziemlich bedeutend, und in der Tat sind in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowohl in der Kurmark als auch in der Neumark (und in Pommern), vor allem aber im Havelluch und im Oderbruch, die damals kultiviert wurden, große Mengen pfälzischer Auswanderer angesiedelt worden. Pfälzer und Hugenotten haben nach Nadler den schweren sächsisch-niederfränkischen Menschenschlag der Mark Brandenburg aufgeheitert.

Fontane bemerkt, daß die Pfälzer Kolonisten, die im Oderbruch vereinzelt ihre Mundart bis in die Gegenwart bewahrt haben, nicht nur selber ihrer pfälzischen Abkunft bewußt geblieben sind, sondern daß nach ihnen alle rheinischen Kolonistenfamilien in der Mark ohne Rücksicht darauf, ob sie aus dem Siegenschen oder Kleveschen, aus Nassau oder der Pfalz stammten – „wie in Irland alle Herübergekommenen Sachsen heißen" (Fontane) – „Pfälzer" genannt wurden. Auch dies ein Zeichen der vielfachen Verbundenheit zwischen pfälzischer und märkischer Geschichte, auf die wir bereits in anderen Zusammenhängen hinwiesen.

Pennadeutsch – Pfälzisch in Pennsylvanien

Während die Pfälzer in den Märkern so gut wie vollständig aufgegangen sind, zeichnen sich die pfälzischen Ansiedlungen in Amerika im Gegensatz dazu gerade durch die Zähigkeit aus, mit der sie nicht nur an ihrem Deutschtum, sondern mehr noch an ihrem spezifischen Pfälzertum festgehalten haben und noch heute festhalten, so daß es in Pennsylvanien das schlechthin einzigartige Phänomen eines deutschen Neustammes auf amerikanischem Kolonialboden gibt.

Die pfälzischen Siedlungen in Amerika reichen mit ihren Ursprüngen bis in das 17. Jahrhundert zurück. 1698 wurde von Waldensern die Siedlung Neupfalz am Hudson gegründet. Der eigentliche Auswandererstrom kam wie in den anderen Siedlungsgebieten erst nach der Jahrhundertwende. Sein Ziel war in der Hauptsache Pennsylvanien, das dadurch zu einem zeitweise beinahe ausschließlich pfälzischen Lande wurde. Ein Analogon zu der märkischen Entwicklung ist es, daß die Engländer im 18. Jahrhundert alle Deutschen, zum mindesten aber die Oberdeutschen unter den Ansiedlern Palatines nannten.

Dazu stimmt es, daß die Pennsylvaniendeutschen heute, soweit sie nicht anglisiert sind, gleichviel ob schweizerischer oder lothringischer oder schlesischer Herkunft, sämtlich die gleiche pennsylvaniadeutsche, nämlich pfälzische Sprache, das sogenannte Pennadeutsch sprechen. Diese eigentümliche Sprache ist nach einer Formulierung Nadlers ein ins Englische umgelautetes Pfälzisch. Seit dem frühen 19. Jahr-

hundert hat sich eine außerordentlich reiche Literatur in dieser Sprache entwickelt, die aber – nach Nadler – durchaus amerikanischen Charakter hat, wie Nadler auch zögert, die Pennsylvania-Pfälzer einen deutschen Stamm zu nennen, da sie ebensowenig Deutsche wie Amerikaner, sondern eben als ein schwer einzureihendes Ganzes, das einzig in seiner Art ist, Deutsch-Amerikaner seien. Man darf zum Vergleich vielleicht an das holländische Kolonialvolk der Buren denken, das trotz seiner Kleinheit nicht nur eine eigene Sprache, die es Afrikaans – afrikanisch – nennt, sondern auch ein ausgesprochenes eigenes Volksbewußtsein besitzt.

Als Sprecher einer deutschen „Nebensprache" aber können wir die pennsylvanischen Pfälzer nicht allein neben Holländer und Buren, sondern auch neben die Friesen stellen, so daß die Pfälzer auch in dieser Hinsicht in die Reihe der deutschen Teil- und Nebenstämme rücken. Und wenn das Friesische in entschiedenerem Sinne eine Nebensprache des Deutschen ist, so kann man das Pfälzische der Pennsylvanier eher eine deutsche Teilsprache nennen, was dem Charakter des Pfälzerstammes als eines typischen Teilstammes entspricht.

Oberpfalz und Junge Pfalz

Kehren wir von diesem Exkurs nach Übersee in die deutsche Heimat des Pfälzerstammes zurück, so müssen wir die Feststellung machen, daß die rheinische Pfalz, auf die wir unsere Darstellung bis jetzt beschränkt haben, nicht das einzige deutsche Land dieses Namens ist. Es gibt noch eine zweite Pfalz im rechtsrheinischen Bayern: die von dem Stamm der Oberpfälzer bewohnte Oberpfalz (Palatinatus superior), früher wegen ihrer Zugehörigkeit zum Bayrischen Kreis des Reiches auch Bayrische Pfalz (Palatinatus Bavariae) genannt. Im Gegensatz zu dieser oberen hieß die rheinische Pfalz (Palatinatus Rheni oder ad Rhenum) auch Niederpfalz oder Unterpfalz (Palatinatus inferior).

Der erste Ansatz zur Entstehung dieser oberen Pfalz geschah schon unter dem ersten eigentlich pfälzischen Fürsten, dem Staufer Konrad, der 1167 den einzigen Sohn seines Oheims Konrad III., Friedrich von Rotenburg beerbte. Der erste Stauferkönig war mit Gertrud von Sulzbach, der Erbin der alten Markgrafen vom bay-

rischen Nordgau, vermählt gewesen, und so kam deren Erbe an den ersten Pfalzgrafen bei Rhein.

Die Oberpfalz entsprach in ihrer späteren Ausdehnung ziemlich genau der alten bayrischen Markgrafschaft Nordgau, die einst im Raum zwischen dem Bayrischen Wald und dem Fichtelgebirge von Karl dem Großen als Mark gegen die Tschechen gegründet worden war. Obwohl der ursprünglich zum bayrischen Stammesherzogtum gehörige Nordgau geographisch die unmittelbare Fortsetzung Bayerns nach Norden darstellt, wurde auch später, nachdem die pfälzischen Länder an die bayrischen Wittelsbacher gekommen waren, an der engeren Zusammengehörigkeit zwischen Pfalz und Oberpfalz-Nordgau festgehalten und die Oberpfalz bei den verschiedenen Erbteilungen meist zusammen mit der Unterpfalz am Rhein vergeben, was für die Festsetzung und Erhaltung des pfälzischen Namens in diesem Gebiet entscheidend wichtig war.

Erst Maximilian von Bayern ist es 1628 gelungen, zusammen mit der pfälzischen Kurwürde – und übrigens auch der später wieder zurückgegebenen Unterpfalz – die Oberpfalz zu erwerben. Vielleicht ist die Gleichzeitigkeit dieser beiden Vorgänge, die den Anschein erwecken konnte, als sei die pfälzische Kur mit der oberen Pfalz verbunden, die Ursache für die Bildung des Namens „Kuroberpfalz", dem man gelegentlich begegnen kann. Wie schon erwähnt, ist die Oberpfalz – wiederum zusammen mit den alten Kurrechten – später noch einmal für kurze Zeit (1706 bis 1714) dem unterpfälzischen Kurfürsten zugefallen.

Auf ein besonderes geschichtliches Ereignis, nämlich auf den um das Erbe von Bayern-Landshut 1503 nach dem Aussterben dieser Linie begonnenen bayrisch-pfälzischen Erbfolgekrieg, geht die Entstehung der sogenannten Jungen oder Neuen Pfalz im bayrischen Stammesgebiet zurück. Diese der Oberpfalz zwar benachbarte, aber von ihr zu unterscheidende „Neupfalz" bestand aus dem von Bayern abgetrennten Fürstentum Neuburg an der Donau, dessen Anteil an der gesamtpfälzischen Geschichte bereits mehrfach Gegenstand unserer Betrachtung war.

Pfalz, Böhmen und Reich

So sinnvoll die Verpflanzung des pfälzischen Namens nach dem fränkischen Pfalzen- und Königsland am Rhein ist, so sehr will uns die weitere Verpflanzung in den bayrischen Nordgau als ein geschichtlicher Zufall erscheinen. Erwägt man aber, daß die Oberpfalz auf dem Wege von der Pfalz nach Böhmen, der alten Zitadelle des Reiches liegt, so können wir vielleicht auch darin doch mehr als nur einen blinden Zufall erblicken.

Schon durch die geographische Nachbarschaft gibt es seit alters viele nahe Beziehungen zwischen dem oberpfälzischen Nordgau und dem böhmischen Lande, wie beispielsweise Böhmerwald und Oberpfälzer Wald unmittelbar nebeneinander verlaufen. Wenn der Nordgau angesichts der Bedrohung von Böhmen her im karolingischen Reich als tschechische Mark organisiert wurde, so sollte er später unter dem Luxemburger Kaiser Karl IV. selber zum Teil an Böhmen angegliedert werden. In seinem Bestreben, Böhmen über den Böhmerwald hinaus auszudehnen, erwarb Kaiser Karl von dem Pfälzer, dem er das alleinige Anrecht auf die Kurwürde zugestand, ein beträchtliches Stück der Oberpfalz – „die Strecke von Böhmen bis eine Stunde vor Nürnberg" – und gründete hier ein „Neuböhmen", zu dessen Hauptstadt er eben jenes Sulzbach machte, von dessen Grafen das Land zwei Jahrhunderte zuvor an die Staufer und Pfälzer gekommen war.

Wenn Karl IV. auf diese Weise, um Böhmen zu einer tragfähigen und dauerhaften Grundlage des Reiches zu machen, in den pfälzischen Raum vorstieß, so machte ein Vierteljahrtausend später ein pfälzischer Fürst umgekehrt einen trotz seines Mißlingens denkwürdigen Vorstoß in der umgekehrten Richtung: wir meinen den schon beiläufig erwähnten Versuch Friedrichs V. von der Pfalz, in Rebellion gegen den habsburgischen Kaiser die böhmische Krone und damit die Führung im Reiche zu erwerben.

Um diesen Vorgang und die in ihm beschlossenen Möglichkeiten in ihrem ganzen Umfang zu begreifen, müssen wir in der pfälzischen Geschichte ein wenig zurückblättern und dabei insbesondere jene Seiten beachten, die von ihrer engen Berührung mit der Reichsgeschichte zeugen.

Schon seit den Karolingern und Konradingern, noch mehr aber

seit den Saliern und Staufern steht die ganze pfälzische Geschichte im Zeichen des Reiches, das im mittelrheinisch-pfälzischen Raume seinen machtmäßigen Schwerpunkt und seine glanzvollen Repräsentationsstätten hatte. Die rheinischen Pfalzgrafen aber führen als Erbtruchsessen des Reiches, da das Truchsessenamt auf das ältere Hausmeieramt zurückgeht, gleichsam die hausmeierliche Tradition der Karolinger (und der rheinfränkischen Konradinger) fort.

Als das Reich nach dem Untergang der Staufer im argen lag, war es nur allzu naheliegend, daß der pfälzische Reichstruchseß, um es wieder aufzurichten – ähnlich wie die Karolinger nach dem Verfall des Merowingerreiches (und die Konradinger nach dem Ende der Karolinger) –, selber nach der Krone strebte. In der Tat hat es derartige Bestrebungen gegeben, in denen die wittelsbachischen Pfalzgrafen durch die ihnen als den rechtmäßigen Erben der Staufer zukommenden Ansprüche noch bestärkt wurden.

So hat schon während des Interregnums Ludwig der Strenge von Oberbayern und der Pfalz, der Oheim und Erbe Konradins, nach dem Tode Richards von Cornwallis die deutsche Königskrone erstrebt, die dann Rudolf von Habsburg zufiel. Ludwigs Söhne waren Pfalzgraf Rudolf, der Ahnherr aller späteren pfälzischen Fürsten, der sowohl 1308 nach Albrechts von Österreich als auch 1314 nach Heinrichs VII. Tode an die Erwerbung der Krone dachte, und Ludwig der Bayer, der die Krone 1314 tatsächlich erwarb.

Auch Rudolfs Sohne Ruprecht I. und seinem Enkel Ruprecht II., die die Fundamente der pfälzischen Stellung als Territorialmacht legten, werden ähnliche Bestrebungen nachgesagt, über die aus den dürftigen Quellen jedoch nichts ersichtlich ist. Doch hatte Ruprecht II. als Reichsvikar während der Gefangenschaft König Wenzels in Böhmen bereits eine königsähnliche Machtstellung, zu deren Vervollständigung ihm nichts als die Krone fehlte.

Seinem Sohne Ruprecht III., der durch die Mutter Beatrix (von Sizilien), eine Urenkelin der Stauferin Konstanze, ein Nachfahr König Manfreds und der großen staufischen Kaiser war, wurde durch die Mißwirtschaft des entarteten Luxemburgers vollends der Weg zum Throne gebahnt. Aber der Pfälzer kam nicht wie die karolingischen Hausmeier aus eigener Machtvollkommenheit zum Königtum, sondern er wurde gegen bindende Zusicherungen von rivalisierenden Fürsten gewählt. So konnte er nur ein kurzlebiges Gegen-

königtum begründen, das zum raschen Scheitern verurteilt war, obwohl ihm von den Zeitgenossen wie von der Nachwelt nicht nur ein redlicher Wille, sondern auch Energie und Entschlossenheit zugesprochen wurde, die zu betätigen er jedoch kaum Gelegenheit fand.

Das Gegenkönigtum Ruprechts von der Pfalz erscheint in vielen Zügen als eine Vorwegnahme des „Winterkönigtums", dem er auch insofern den Weg bahnte, als er die an Böhmen verpfändeten oberpfälzisch-neuböhmischen Gebiete um Sulzbach zurückerwarb. Auch die Versippung mit dem englischen Königshause, die bei den Plänen des pfälzisch-böhmischen Winterkönigs eine wichtige Rolle spielte, hat König Ruprecht vorweggenommen, indem er den Kurprinzen mit einer englischen Königstochter vermählte.

König Ruprechts Enkel Christoph aus der oberpfälzischen Linie wurde 1439 König von Dänemark, was hier erwähnt sei, weil damit die spätere Erwerbung der schwedischen Königskrone durch das pfälzische Haus Kleeburg – zwei Generationen nach dem Scheitern des Winterkönigs – vorweggenommen erscheint.

Einen nochmaligen Versuch zur Erwerbung des deutschen Königtums machte während der Regierungszeit Friedrichs III. 1456 Ruprechts kraftvoller Urenkel Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, der den Habsburger wegen seiner Untätigkeit mit Absetzung bedrohte und „meinte, ein römischer König zu werden", aber von seinem Gegenspieler Albrecht Achilles, dem späteren Kurmarkgrafen von Brandenburg und jetzigen treuen Gefolgsmann des Kaisers, geschickt überspielt wurde.

So tat also Kurfürst Friedrich V., der Schwiegersohn des ersten Stuartkönigs von England, nichts so durchaus Ungewöhnliches, als er sich 1619 von den Prager protestantischen Ständen zum König wählen ließ. Daß er sich bei diesem bedeutenden und entscheidungsschweren Schritt der alten pfälzischen Königstradition bewußt war, kann man aus der Tatsache ersehen, daß er dem Sohn, der ihm im Dezember 1619 zu Prag geboren wurde, wo ihn die Böhmen jubelnd als künftigen Thronerben begrüßten, den im pfälzischen Hause längst unüblich gewordenen Namen des königlichen Ahnherrn Ruprecht gab. Doch wurde dieser neue Ruprecht von der Pfalz weder ein böhmischer noch gar ein deutscher König wie der Namensahn, sondern verwandte seine glänzenden Gaben später im Dienste der stuartschen Vettern von England.

Neu war an Kurfürst Friedrichs Griff nach der Krone jedoch zweierlei: einmal, daß damit ein Vorstoß von der Pfalz nach Böhmen erfolgte, wodurch zwei Kernländer des Reiches von entscheidender Bedeutung unter gemeinsame Herrschaft gelangten, und sodann, daß sich durch die Annahme der Wahl der mächtigste protestantische Reichsfürst mit den ständischen Rebellen verband. So war das Unterfangen des Pfälzers eine revolutionäre Tat. Oder vielmehr: sie hätte es sein können, wenn aus dem ersten kühnen Ansatz mit aller Energie die notwendigen Folgen gezogen worden wären.

Es ist denkbar, daß sich von diesem Ansatz aus ein anderer und weniger unglückseliger Verlauf der deutschen Geschichte in den folgenden Jahrhunderten ergeben hätte. Welche Hoffnungen die Zeitgenossen mit Friedrichs Tat verknüpften, kann man wohl am besten daraus ersehen, daß die alte, bereits auf Friedrich den Freidigen von Thüringen bezogene ghibellinische Prophezeiung von einem dritten Friedrich, der das Werk der beiden glanzvollen staufischen Kaiser dieses Namens zum Abschluß führen werde, nun mit Beziehung auf den pfälzischen Friedrich neu auflebte.

Da aber das mit unzulänglichen Mitteln angepackte Unternehmen in der Schlacht am Weißen Berge einen kläglichen Zusammenbruch erlebte, so hat die alte pfälzische Kurfürstin mit dem Wort: „Da geht die Pfalz nach Böhmen", das sie beim Aufbruch ihres Sohnes sprach, im Sinne der von ihr damit verknüpften Besorgnisse recht behalten.

Aber was der unglückliche Pfälzer erstrebte, als er nach Böhmen ging, die ihm dargebotene Königskrone anzunehmen, nämlich die Führung in einem auf neuen Grundlagen aufzubauenden Reiche, das hat 82 Jahre später unter günstigeren Voraussetzungen ein anderer Friedrich, der brandenburgische Märker, von neuem zu erstreben begonnen, indem er nach Preußen ging und sich dort in dem einst von einem Böhmenkönige begründeten Königsberg zum König krönte.

Die Märker

Es ist eine bemerkenswerte Besonderheit der zahlreichen deutschen Stammesnamen, daß fast jeder einen eigenen Namenstypus darstellt und daß es daher in der Entwicklung der einzelnen Namen nur hin und wieder Übereinstimmungen und Parallelen gibt. Aufs ganze besehen, hat jeder Stammesname eine nur ihm eigentümliche Entwicklung genommen, worauf nicht zuletzt der besondere Reiz der Namensgeschichte der deutschen Stämme beruht.

Auch in ihrer äußeren Gestalt einander so ähnliche Namen wie die der Thüringer und Lothringer, oder der Hessen und Friesen, – von Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern zu schweigen – weisen bei näherem Zusehen auf gänzlich verschiedene Ursprünge zurück.

Nur zwei Stämme bilden eine auffällige Ausnahme von dieser Regel: die wegen ihrer besonderen Beziehungen zum Reiche und seiner Geschichte von uns so genannten Reichsstämme der Pfälzer und Märker. Die Entwicklungsgeschichte dieser beiden Stammesnamen weist die erstaunlichsten Parallelen und Analogien auf, und zwar insbesondere auch die Vorgeschichte, die der pfälzischen wie der märkischen Stammesgeschichte vorausgeht.

In einer Hinsicht aber, die gerade in unserem Zusammenhang von Wichtigkeit ist, unterscheiden sich die beiden „Reichsstämme" nicht unerheblich. Die Märker nämlich sind längst nicht in so ausgesprochener Weise ein sächsischer wie die Pfälzer ein fränkischer Teilstamm. Während die Pfälzer die Reihe der deutschen Teilstämme als deren fünfter beschließen, beginnt mit den Märkern die Reihe der (mit ihnen) ebenfalls fünf deutschen Oststämme. Wir können den Vergleich noch weiter führen: wie den Märkern unter den Neustämmen in geographischer Hinsicht der Platz zwischen Pommern und Schlesiern zukommt, so gebührt den Pfälzern unter den Teilstämmen der Platz zwischen Lothringern und Hessen. Und wenn wir die Teilstämme unter Vertauschung der Thüringer mit den Friesen geographisch von Westen nach Osten ordnen, so nehmen in der Reihe Friesen – Lothringer – Pfälzer – Hessen – Thüringer die Pfälzer ebenso die Mitte ein wie in der Reihe Mecklenburger – Pommern – Märker – Schlesier – Preußen die Märker.

Markgrafen, Marken und Märker

Wie der Name des Pfälzerstammes auf das pfalzgräfliche, so führt der des Märkerstammes auf das markgräfliche Amt des alten deutschen Reiches zurück. Und wie beim pfälzischen, so ist auch beim märkischen Stamme der für jenes Amt eigentlich kennzeichnende gräfliche Titel bei der Namengebung wieder eliminiert worden. Das Grafenamt hat gleichsam, wenn wir uns einer Analogie aus der chemischen Wissenschaft bedienen dürfen, als ein Katalysator gewirkt: es hat die Verbindung des Wortes Pfalz mit dem Begriff Hof sowie des Wortes Mark mit dem Begriff Grenze gelöst und beide Namen mit je einem Lande, dem Pfalzgrafenland am Rhein und dem Markgrafenland von Brandenburg, verknüpft. Ein Unterschied besteht nur insofern, als der Name Mark schon vor dieser Bindung an eine bestimmte Landschaft zur Bezeichnung einzelner Landesteile gedient hatte, wogegen wir in der Geschichte des Wortes Pfalz bis zum palatinischen Hügel in Rom zurückgehen müssen, ehe wir einem ähnlichen Gebrauch begegnen.

Ein weiterer Vergleichspunkt ist es, daß die beiden so entstandenen Landesnamen Feminina sind, die es in solchem Gebrauch nur selten gibt. Von den zu deutschen Stammesnamen gehörigen Landesnamen können wir allein die Lombardei neben die Pfalz und die Mark stellen. Andere Namen dieser seltenen Gattung sind etwa: die Schweiz, die Krim und die – wie wir sehen werden, mit der Mark in einem Sinnzusammenhang stehende – Ukraine.

Allerdings weisen die beiden Namen durch ihre verschiedene Herkunft auch auf die bei aller Übereinstimmung tief verschiedene Beziehung der Pfalz und der Mark zum Reich. Ist die Namensgeschichte der Pfalz das getreue Sinnbild der mittelalterlichen Entwicklung, durch die das Königshaus zum Reiche wurde, so versinnbildlicht die Namensgeschichte der Mark ebenso getreu die neuzeitliche Entwicklung, mit der das Grenzland zum Staate und dieser zum Reiche aufstieg, so daß unter den deutschen Stämmen von heute die Pfälzer das erste und die Märker das zweite Reich unserer Geschichte repräsentieren.

Markgrafen und Mark- und Stammesherzöge

Während das Amt der Pfalzgrafen aus ziemlich kleinen Anfängen erwachsen ist, kam dem Amt des Markgrafen in der deutschen Geschichte des Mittelalters von vornherein eine nicht unerhebliche Bedeutung zu. Die Pfalzgrafen stiegen erst mit der Zeit zu Territorialherren auf, die Markgrafen hingegen waren es schon von Anfang an. Anders auch als die Herzöge, die Führer eines Stammes, also einer Personengesamtheit waren, waren die Markgrafen als die Herren eines Gebietes eingesetzt, so daß das spätere Reichsfürstentum in seiner Eigenschaft als Territoralfürstentum auf das Markgrafentum zurückgeht.

Ursprünglich waren die Markgrafen wie alle Grafen – und insbesondere die zum Hofe gehörigen Pfalzgrafen – Amtsträger oder „Beamte" der fränkisch-deutschen Könige. Aber als Grafen an den Grenzen standen ihnen besondere Machtmittel zu Gebote, so daß sie ähnlich den Herzögen früh zu einer selbständigen Stellung auch dem Königtum gegenüber gelangten und teilweise das Stammesherzogtum sich aus dem Markgrafentum heraus entwickelte oder erneuerte.

Da die Karolinger das merowingische Herzogsamt bei den einzelnen Stämmen beseitigt hatten, spielten im Reiche Karls des Großen die Marken und ihre Grafen eine sehr bedeutende Rolle. Es gab damals Marken in allen Grenz- und Randgebieten des sich von den Pyrenäen bis zu den Karpaten erstreckenden fränkischen Imperiums: nämlich außer der Awarischen Mark – dem späteren Österreich –, der Tschechischen Mark – dem bayrischen Nordgau – und der Sorbischen Mark – diese alle im Osten – auch eine Dänische Mark – die spätere Mark Schleswig –, eine Britische Mark – gegen die Bretonen – und sogar eine Spanische Mark – die spätere Markgrafschaft Barcelona – im Norden, im Westen und im Süden des Reiches.

Mit dem Verfall des Karolingerreiches verfielen auch die Marken und gingen zum Teil dem Reich verloren. In anderen Marken hingegen, besonders an der Ostgrenze des Reiches stiegen die Grafen zu herzoglichem Range auf. Sie führten teilweise den Titel Markherzog (dux limitis), der uns außer in Thüringen vor allem in Friaul begegnet, wo die karolingische Mark auf ein langobardisches

Herzogtum zurückging. Dieses Markherzogtum ist dadurch geschichtlich bedeutsam, daß sich aus ihm in Sachsen und Bayern, den beiden Stammesgebieten an der Ostgrenze des Reiches, unter den letzten Karolingern das neue Stammesherzogtum entwickelt hat. Bei den beiden Binnenstämmen der Franken und Schwaben wurden die ersten Versuche zur Aufrichtung einer herzoglichen Gewalt dagegen von der Grundlage des Kammerboten- und Pfalzgrafenamtes aus unternommen. Schon in diesem frühen Stadium der Geschichte treten uns Pfalzgrafen und Markgrafen also in ganz ähnlichen Funktionen entgegen, und wenn wir bei den Franken und Schwaben den Pfalzgrafen bei dem Versuch zur Schaffung oder Erneuerung der Herzogswürde begegnen, so ist das in ähnlicher Weise eine Vorwegnahme der späteren Versuche zur Erneuerung des Reiches durch die Kurfürsten der fränkisch-alemannischen Pfalz, wie die Entstehung der stammesherzoglichen aus der markgräflichen Gewalt bei den Bayern und Sachsen als eine Vorwegnahme der späteren Reichsführung durch die erzherzoglichen Herren der alten bajowarischen Markgrafschaft Österreich und sodann durch die kurfürstlichen und königlichen Nachfolger der Markgrafen der ehemals sächsischen Nordmark von Brandenburg erscheint.

Dadurch, daß Herzog Heinrich von Sachsen 919 die deutsche Königskrone erwarb, wurde die Entwicklung der sächsischen Mark zu einem Stammesherzogtum Sachsen besonders bedeutungsvoll sowohl für die deutsche Geschichte im ganzen als auch für die des Markgrafentums im besonderen. Denn mit dem ottonischen Zeitalter unserer mittelalterlichen Geschichte begann auch für das Markgrafenamt ein neuer Entwicklungsabschnitt, indem die Ottonen eine große Anzahl neuer Markgrafschaften besonders an der Ostgrenze begründeten, von der sie selber herkamen. Während es daher im Westen in der Folge nur vereinzelte Markgrafschaften gab, bestand im deutschen Osten ein fast geschlossener Markengürtel von der dänischen bis zur kärntnischen Mark oder, um mit zwei bis heute erhalten gebliebenen Namensbildungen zu sprechen: von Dänemark bis zur Steiermark; allerdings darf man Dänemark nicht mit der dänischen Mark des deutschen Reiches gleichsetzen, wogegen die Steiermark unmittelbar auf die alte kärntnische Mark zurückgeht.

Auf der durch die ottonischen Sachsenkaiser geschaffenen Grund-

lage entwickelte sich das Markgrafenamt in den folgenden Jahrhunderten weiter. Waren die Markgrafen den Herzögen zunächst noch insofern untergeordnet, als sie dem Reichsheer unter dem herzoglichen Banner folgten, so stiegen sie mit dem Verfall des Stammesherzogtums bald zu einer den Herzögen gleichgeordneten und in einzelnen Fällen wie im erzherzoglichen Österreich und im kurfürstlichen Brandenburg sogar zu einer erheblich übergeordneten Machtstellung.

Vicomte – Kastellan – Palatin – Marquis

Das Markgrafenamt hat im deutschen Reich des Mittelalters seine größte Entfaltung und seine Blütezeit erlebt. Außerhalb Deutschlands hat es nur in England an der Grenze gegen Schottland und Wales zeitweise wirkliche Markgrafen im Wortsinne, nämlich mit der Funktion von Grenzgrafen gegeben. Noch heute führen daher die englischen Bezirke an der walisischen und schottischen Grenze den Namen Marches (Marken).

Der markgräfliche Titel aber hat eine sehr viel weitere, wir dürfen sagen: eine internationale Verbreitung gefunden, denn ihm entspricht sowohl der französische Titel Marquis als auch der englische Marquess, der italienische Marchese und der spanische Marqués. Alle diese Namensformen sind herzuleiten von dem mittellateinischen „marchisus", die weibliche Form zu dem englischen Marquess dagegen, die für die englische Marquise oder Markgräfin gebräuchliche Bezeichnung Marchioness von dem mittellateinischen „marchio", der im Mittelalter häufigsten lateinischen Übersetzung des deutschen Titels, die den Markgrafen kurzerhand als Märker kennzeichnet.

Der Marquistitel bezeichnet übereinstimmend bei allen westeuropäischen Nationen – und seit der Angleichung der japanischen Adelsordnung an die europäische sogar auch bei den Japanern – den Adelsrang zwischen dem Herzog und dem Grafen. Der Marquis oder Markgraf ist nach diesem Gebrauch gleichsam ein Obergraf (oder Unterherzog), wie der Vicomte oder Vizegraf ein Untergraf (oder Oberbaron) ist. Die germanische Grafenordnung des Mittelalters hat sich also in der Adelsordnung der abendländischen

Nationen ziemlich weitgehend erhalten – wozu noch zu bemerken ist, daß es Vizegrafen in Deutschland nur vereinzelt (als Lehnsgrafen) gegeben hat. Anderseits beruht aber, wie wir bereits im Pfälzer-Abschnitt feststellten, die Würde der ungarischen und polnischen Palatine auf der deutschen Pfalzgrafenwürde, und zudem entspricht, wie wir hier noch hinzufügen können, der Titel der polnischen Kastellane, die in der Geschichte Polens eine wichtige Rolle gespielt haben, dem der deutschen Burggrafen.

Durch die Verbreitung, die er später besonders in Frankreich gefunden hat, stellte der Marquistitel alle anderen von gräflichen Ämtern abgeleiteten Adelstitel völlig in den Schatten, wogegen in Deutschland mit dem Ende des römischen Reiches im Jahre 1806 der markgräfliche Titel – ebenso wie der pfalzgräfliche – außer Gebrauch kam. Von den neun Markgrafschaften, die es damals noch gab, bewahrte nicht eine den Titel fort. Einige bildeten schon zuvor Teile größerer staatlicher Gebilde, in denen sie nun aufgingen, so Brandenburg in Preußen, Meißen und Lausitz in Sachsen, Mähren in Böhmen. Andere verschwanden und wurden größeren Staaten einverleibt, so Ansbach, Bayreuth und Burgau in Bayern. Allein Baden (mit Hochberg) blieb unter seinem Namen erhalten, aber auch nicht als Markgrafschaft, sondern als Großherzogtum.

Trotzdem gibt es auch heute noch eine Familie mit dem deutschen Markgrafentitel: es ist das ursprünglich lombardische Geschlecht der Pallavicini, deren Ahnherr unter dem letzten Staufenkaiser in Italien eine Mark des Reiches verwaltete. Der ungarischen Linie dieses Hauses wurde 1866 vom österreichischen Kaiser das Recht verliehen, den Markgrafentitel zu führen. Den Burggrafen von Dohna und den Landgrafen von Fürstenberg vergleichbar, sind die Pallavicini also Titularmarkgrafen und damit eine Art von deutschen Marquis.

Im übrigen verbinden wir heute mit dem Begriff Marquis kaum noch eine Erinnerung an das altdeutsche Markgrafentum. Daß das im Mittelalter anders war, zeigt eine bei dem Minnesänger Konrad von Würzburg vorkommende Stelle: von Brandenburg der markis. Wenn später den zu Kurfürsten und Königen aufgestiegenen Brandenburger Markgrafen noch bisweilen der Marquistitel beigelegt wurde, so hat das mehr den Charakter einer Kuriosität. Beispielsweise nannte Voltaire im Siebenjährigen

Krieg Friedrich den Großen gehässig den „Marquis de Brandebourg", und im Staatskalender des Vatikans wurde erst 1787 mit dem bis dahin üblichen Brauch ein Ende gemacht, den preußischen König offiziell als „Marchese di Brandeburgo" zu betiteln.

Das Markgräflerland und die Markesasinseln

Von dem Markgrafen- und Marquistitel sind eine große Anzahl von Namen abgeleitet, die wir hier nicht alle aufzählen können. Es sei nur an das nach der Marquise Pompadour benannte zusammenrollbare Leinendach, die Markise, an das Markisettegewebe sowie an die in Brasilien heimische Pflanzengattung der Marcgraviaceen erinnert. Dagegen gehören geographische Namen, die von dem markgräflichen Titel hergeleitet sind, enger in unseren Zusammenhang.

Wir erwähnen an erster Stelle das südbadische Markgräfler- oder Markgrafenland. Dieses in der Südwestecke des Breisgaus am Rande des Schwarzwaldes gelegene Ländchen ist das Herkunftsgebiet des Markgräfler Weines. Sein Name hat nichts damit zu tun, daß der Schwarzwald bei den Römern „Marciana Silva", also Grenzwald oder Markwald hieß, sondern geht auf die ehemalige Zugehörigkeit des Gebietes zur Markgrafschaft Baden-Durlach zurück. Daß der markgräfliche Name sich gerade an dieser Stelle erhalten hat, ist um so merkwürdiger, als die badischen Zähringer ja nie eigentliche Markgrafen waren, sondern diesen Titel nur zur Erinnerung daran führten, daß ihr Stammvater für kurze Zeit einmal im Besitz der Markgrafschaft Verona war.

Dagegen führt das märkische Markgrafendorf Schmargendorf, das heute zu Berlin gehört, seinen Namen nach wirklichen Markgrafen, denen von Brandenburg. Dieser Name nämlich geht auf eine ältere Form Marggrevendorff zurück, die in ihrer Schreibung übrigens an einen anderen Markgrafenort erinnert, an die ostpreußische Stadt Marggrabowa (älter Markgrafenberg, neuerdings in Treuburg umbenannt), die 1560 zur Erinnerung an eine Zusammenkunft des Herzogs Albrecht von Preußen aus dem Hause der Markgrafen von Brandenburg mit dem König von Polen angelegt wurde.

Außer dem Markgrafenland, dem Markgrafendorf und der Markgrafenstadt gibt es aber auch noch Markgrafeninseln: die Markesas- oder Marquesasinseln im östlichen Polynesien, die heute zu Frankreich gehören und französisch Iles Marquises genannt werden. Sie wurden von ihrem spanischen Entdecker, nach dem sie auch Mendana-Inseln heißen, nach dem Marques de Mendoza benannt.

Pale, Banat und Ukraine

Wenn die Markesasinseln mit dem deutschen Begriff der Mark nur noch durch eine lose namensgeschichtliche Beziehung verknüpft sind, so gibt es anderseits diesen Begriff durchaus auch außerhalb der deutschen Grenzen, zum Teil sogar mit der deutschen Bezeichnung. So gibt es eine italienische Landschaft Marken, die mehrere Provinzen zwischen den Apenninen und der Adria und damit das Gebiet der mittelalterlichen Marken Ancona und Fermo umfaßt. Der italienische Name dieses Landes: Marche (gesprochen: marke, wie der Marchese-Titel markese gesprochen wird) entspricht genau dem deutschen. Auch in Frankreich gibt es eine Landschaft mit einem unserem Mark entsprechenden Namen, die alte Grafschaft La Marche (lateinisch Marchia), die wie unsere Mark ein Femininum ist und in die Basse Marche und Haute Marche, also in die „Niedermark" und „Hochmark" geschieden ist. Diese französische Mark ist allerdings keine Grenzmark in unserem Sinne, sie liegt sogar mitten im Zentrum des heutigen Frankreich.

Dagegen sind die bereits erwähnten englischen Marches wirkliche Marken, und ganz ähnlich liegt der Fall bei dem alten englischen Königreich Mercia, dessen latinisierter Name auf angelsächsisch Myrce lautet und als zu myrk „Grenzwald" gehörig betrachtet wird. Dieses Markkönigreich oder Königreich Mark mit der Hauptstadt Lincoln war neben Wessex, Essex, Sussex, Kent, Ostangeln und Northumberland eines der sieben Germanenreiche, die die angelsächsischen Einwanderer auf dem keltischen Boden begründeten. Das mit dem Königreich Ostangeln als westanglisches Siedlungsgebiet enger zusammengehörige Mercia war nicht nur dem Namen nach, sondern auch faktisch ein Grenzreich, denn es reichte bis an das Bergland von Wales, so daß wir den angelsächsischen Namen seiner

Einwohner Myrce auch sinngemäß mit „Märker" übersetzen können.

Noch einer dritten Entsprechung unserer Marken haben wir nach den Marches und Mercia auf britisch-englischem Boden zu gedenken, nämlich des sogenannten Pale, wie das auf irischem Boden gelegene englisch besiedelte Grenzgebiet in früheren Zeiten hieß. Diese ein Drittel des irischen Bodens umfassende Mark, die ein eigenes „Parliament of the Pale" besaß und eine Vorwegnahme des heutigen Ulster darstellt, führte ihren eigenartigen Namen nach dem Pfahlgraben, der sie von dem übrigen Irland trennte. Im Namen dieser irischen „Pfahlmark" berühren sich also die Begriffe Pfahl und Mark, worauf wir bereits bei der Betrachtung der Vorgeschichte des Wortes Pfalz hingewiesen haben.

Näher noch als bei dem britisch-irischen Palegebiet liegt ein Vergleich mit den deutschen Marken bei dem Banat des Südostens. Denn der Banus – ein Titel kroatischen Ursprungs – war im mittelalterlichen Ungarn ungefähr dasselbe, was im mittelalterlichen Deutschland der Markgraf war, nämlich der ziemlich unbeschränkte Gewalt- und Befehlshaber in einer Grenzprovinz. Nach seinem Titel wurden die Grenzlandschaften Banate genannt, deren es mehrere – Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Slawonien, Machow und andere – gab. Uns ist heute besonders der Name des Temescher Banats vertraut, das großenteils von deutschen Bauern besiedelt ist. Und da die Banater sogenannten Schwaben in der Hauptsache Pfälzer sind, so können wir hier eine weitere mittelbare Berührung zwischen Pfälzer- und Märkertum feststellen.

Als Grenzlandschaften gehören auch das alte österreichische Kronland Krain und die russische Ukraine in unseren Zusammenhang. Beide Länder, von denen das eine lange Zeit eine deutsche Markgrafschaft war, während das andere einem ganzen großen slawischen Volke den Namen gegeben hat, sind nach dem slawischen Wort für Grenze benannt, und vielleicht hat damit auch der Name des wendischen Stammes der Ukraner oder Ukrer zu tun, nach dem die Uckermark, also ein Teil der Mark Brandenburg, heißt.

Von den Markomannen zu den Steiermärkern

Alle bisherigen Ausführungen haben zwar mit Markgrafen und Marken, aber noch wenig mit Märkern zu schaffen. Und wenn es auch interessant ist, daß wir auf dem Weg, der zum märkischen Stammesnamen führt, sowohl die badischen Markgräfler als auch die Banater Schwaben finden, so können wir diese Stammesgruppen doch schwerlich als Märker bezeichnen.

Sehr viel eher können wir dies schon bei den Markomannen, den ältesten Vorfahren der Bajowaren und Bayern, die ihrem Namen nach nichts anderes als Markmänner oder Grenzmänner, also Märker waren, gleichsam die frühesten Märker der deutschen Geschichte. Noch im Mittelhochdeutschen gibt es die entsprechende Bezeichnung markman für einen Grenzmann, Grenzhüter oder Märker. Auch im skandinavischen Norden sind ähnliche Namensbildungen nachzuweisen: so ist in Schweden der Name Marcamenn für die Bewohner der Markir, der ausgedehnten Wälder im Westen, gebräuchlich gewesen, und für die Dänen begegnet die mittellateinische Bezeichnung Markomanni, die wahrscheinlich mit ihrem Landesnamen zusammenhängt und sie als „Dänemärker" (entsprechend der altirischen Form Danmarcaig) kennzeichnet.

Wenn die deutschen Markomannen ihren Märkernamen, den sie sicher als Grenzstamm unter den Sweben annahmen oder erhielten, später zugunsten des bajowarischen aufgaben, so sind sie doch, wie wir bereits im bayrischen Kapitel zeigten, im Wortsinne immer Märker geblieben. In keinem Gebiet des Reiches außer im sächsischen Norden hat es so viele Marken gegeben wie im bajowarischen Südosten. Der Mark Friaul und der Awarischen oder Pannonischen Mark Karls des Großen entsprachen hier die ottonischen Marken Verona und Aquileja und die bayrische Ostmark Österreich. Dazu kamen die Mark Krain, die Mark Istrien, die Windische Mark – gegen die südslawischen Winden – und die Kärntner Mark, die der erste Salierkaiser von dem Herzogtum Kärnten abtrennte, in der kleinere Grenzgrafschaften, wie die Mark Pitten an der Leitha, die Mark Pettau an der Drau und die Mark Saunien an der Sann, später aufgingen.

Im Jahre 1056 wurde diese Kärnten vorgelagerte Mark an Ottokar von Steier verliehen, in dessen Geschlecht sie fast andert-

halb Jahrhunderte blieb und danach Steiermark genannt wurde. Steiermark wurde später – 1180, als Bayern von den Welfen an die Wittelsbacher kam – ein eigenes Herzogtum und überflügelte Kärnten – wie Österreich hernach Bayern – sowohl an Umfang als an Bevölkerungszahl. Es ist auch heute noch oder vielmehr heute wieder ein deutsches Grenz- und Markland. So trägt die Hauptstadt der heute zu Südslawien gehörigen Südsteiermark mit Recht den auf die ältere Form Markburg zurückgehenden Namen Marburg (an der Drau). Die Steiermärker aber, die sich allerdings häufiger Steirer nennen, sind durch ihren Märkernamen wie durch ihre bajowarische Stammesart als echte Nachkommen ihrer markomannischen Ahnen gekennzeichnet.

Grafschaft Mark und Markgrafschaft Brandenburg

Eigentliche Märker sind aber auch die Steirer nicht. Nur in zwei Landschaften des Reiches ist der märkische Name zur Stammesbezeichnung geworden, in der westfälischen Grafschaft Mark und in der Mark Brandenburg. Da die Märker am Hellweg und im Sauerland nur den Teilstamm eines Teilstammes darstellen, begreift man unter dem märkischen Namen im allgemeinen nur die ostdeutschen Märker. Aber wenn Arndt in seinem Lied von dem Land spricht, „wo der Märker Eisen reckt", meint er offenbar nicht die Mark Brandenburg, und so sei hier auch in Kürze bei den märkischen Westfalen verweilt.

Bemerkenswert an der Grafschaft Mark ist vor allem, daß sie nicht aus einer Grenzmark hervorgegangen ist. Der Name geht vielmehr auf die Burg Mark bei dem Dorfe Mark in der Nähe von Hamm zurück, nach der sich die früheren Grafen von Altena benannten. Das Geschlecht dieser Märker Grafen hat sich dann außerordentlich weit verbreitet. Zu seinem Mannesstamm gehören sowohl die Fürsten von Sedan und Herzöge von Bouillon (von den Vicomten von Turenne beerbt) als auch die Grafen von Arenberg (wo die Fürsten von Ligne ihre Erben waren) und die französischen Grafen und Herzöge von Nevers.

Die wichtigste geschichtliche Rolle aber hat die Hauptlinie des

Hauses gespielt, die im Besitz der angestammten Grafschaft Mark verblieb und zu dieser im 14. Jahrhundert die Grafschaft Kleve (die im 15. Jahrhundert zum Herzogtum erhoben wurde) sowie im 16. Jahrhundert die Herzogtümer Jülich und Berg (und für kurze Zeit auch Geldern) erwarb. So war der Besitz der Grafen von der Mark zu einem mächtigen niederrheinischen Territorialkomplex angewachsen, und es war daher nur natürlich, daß um dieses Erbe nach dem Aussterben der märkischen Hauptlinie ein hartnäckiger und langwieriger Erbfolgestreit ausbrach.

Da die Pfalzgrafen von Neuburg zu den Haupterben zählten, haben wir dieses Streites bereits im pfälzischen Kapitel gedacht. Es bleiben aber noch einige bemerkenswerte Besonderheiten hinzuzufügen, die die Grafschaft Mark betreffen. Dieses Stammland des niederrheinischen Komplexes fiel mit Kleve und Ravensberg 1614 als erste westdeutsche Besitzung an die Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg, so daß die Bewohner dieses Landes in einer Zeit, in der weder Preußen noch Pommern noch Schlesien zu Brandenburg gehörten, gleichsam zu „doppelten Märkern" wurden.

Fast noch seltsamer ist die Tatsache, daß das niederrheinische Erbe über eine preußische Erbtochter an Brandenburg kam: Anna von Preußen, die Gemahlin Johann Siegmunds von Brandenburg, war die Tochter einer niederrheinischen Märkerin, der Schwester des letzten Herzogs von Kleve, Jülich und Berg. Zu fast der gleichen Zeit also stießen die Hohenzollern von der brandenburgischen Mitte in den rheinischen Westen und in den preußischen Osten vor. Der Erwerbung von Mark und Kleve folgte schon vier Jahre später nach dem Tode des Preußenherzogs 1618 der Anfall des alten Ordenslandes, mit dessen Aufstieg der künftige Aufstieg Brandenburgs verknüpft sein sollte.

Mit den doppelten Märkern vom Ruhrland können sich die „einfachen" Märker von Brandenburg nicht messen, die aber gleichwohl die eigentlichen Märker sind, wie auch die brandenburgische Mark für unsere Begriffe heute die Mark schlechthin ist. Wie die Pfalzgrafschaft am Rhein im Verlauf der mittelalterlichen Geschichte alle übrigen Pfalzgrafschaften in Ansehen und Macht in den Schatten stellte, so hat die Markgrafschaft Brandenburg alle übrigen Markgrafschaften überflügelt.

Wie der rheinische Pfalzgraf als Träger des altehrwürdigen

Erzamtes des Reichstruchsessen zum Erzpfalzgrafen aufstieg, so erwarben die Markgrafen von Brandenburg um ungefähr die gleiche Zeit das Erzamt des Reichskämmerers und wurden damit gleichsam die „Erzmarkgrafen" des Reiches. Und wie der Pfälzer der einzige Pfalzgraf, so war nach der Goldenen Bulle der Märker der einzige Markgraf unter den Kurfürsten oder Erzfürsten, die allen Reichsfürsten im Range vorgeordnet waren. Und so ist es auch bis fast in alle Einzelheiten der gleiche Vorgang, wenn Land und Volk des Pfalzgrafen hernach Pfalz und Pfälzer und wenn Land und Volk des Markgrafen Mark und Märker genannt werden.

Märkische Wortgeschichte – bis zum Mal zurück

Wir sind mit den letzten Ausführungen bereits allzuweit in das Gebiet der Stammesgeschichte vorgestoßen und müssen noch einmal zur Vorgeschichte des märkischen Stammesnamens zurück. Denn das Wort Mark hat, ehe es zum Landschaftsnamen wurde, von dem sich der Name eines der wichtigsten deutschen Stämme herleitet, eine sehr interessante Wortgeschichte erlebt, die mit der pfälzischen Wortgeschichte sehr viele Vergleichspunkte aufweist. Doch hat bei der märkischen Namensvorgeschichte die Sprachgeschichte einen vergleichsweise stärkeren Anteil als die Kulturgeschichte.

Alle germanischen Sprachen kennen das Wort Mark, und zwar ziemlich übereinstimmend in der gleichen Bedeutung, die immer unmittelbar oder mittelbar mit dem Begriff der Grenze zu schaffen hat. Das althochdeutsche „marka" und das entsprechende mittelhochdeutsche „marc" bedeuten Grenze und Grenzgebiet, das angelsächsische „mearc" gleicherweise Grenze und Landgebiet. Auch im etwas entfernter verwandten Gotischen bezeichnet „marka" die Grenze, dagegen ist in dem dem Gotischen sonst näherstehenden Altnordischen „morc" die Bezeichnung für Wald. Offensichtlich war aber auch hier Grenze die ältere Bedeutung, von der die Bedeutung Wald erst abgeleitet ist, denn in der germanischen Frühzeit wurden die Grenzen meist durch Wälder gebildet. Auch in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Wortes Mark gibt es zahlreiche Be-

rührungspunkte mit dem Begriff Wald, auf die wir noch des näheren einzugehen haben werden.

Die älteste deutsche Form „marka" hat in der Bedeutung Grenze auch über den germanischen Sprachraum hinausgegriffen, wie das altfranzösische marche für Grenze zeigt. Von diesem ist wieder das englische march abgeleitet – im Namen der Marches erhalten –, das auf die angeführte angelsächsische Form nicht zurückgeführt werden kann.

Noch interessanter ist es, daß es auch im Lateinischen ein Wort margo mit der verwandten Bedeutung Rand gibt, das im übertragenen Sinne auch für Grenze und Mark gebraucht werden konnte. Von ihm kommen das französische marge mit der Bedeutung Abstand oder Spielraum sowie unser Fremdwort Marginalien (Randbemerkungen) her. Auch im Persischen gibt es ein entsprechendes Wort marz mit der Bedeutung Grenze und Grenzland, das für uns deshalb von ganz besonderem Interesse ist, weil es in den persischen Marken Markgrafen gab, die Marzpane hießen und genau denen unserer mittelalterlichen Geschichte entsprechen.

Trotz dieser auffälligen Analogien jedoch ist die Bedeutung Grenze noch nicht die ursprüngliche des Wortes gewesen. Wenn wir nämlich bis zur indogermanischen Wurzel zurückgehen, finden wir eine andere oder vielmehr umfassendere Bedeutung der Wortsippe im Sinne von Zeichen oder Mal. Von dieser Bedeutung ist der Begriff Grenze für Mark abgeleitet, indem als Mark die durch Markzeichen – Marksteine oder Markpfähle – gekennzeichnete Grenze benannt wurde. Das war eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie in geschichtlicher Zeit bei der Entstehung des Namens Pale für das durch einen Pfahlgraben gesicherte englische Grenzgebiet in Irland verfolgen können.

Auch in der sonach primären Bedeutung Mal ist das Wort Mark im alt- und mittelhochdeutschen Wortschatz nachzuweisen. Neben dem Femininum Mark = Grenze gab es ein Neutrum Mark = Zeichen, zu dem das Verbum merken gehört. Dieses Wort kam früh außer Gebrauch, war aber schon vorher in die romanischen Sprachen eingedrungen, aus deren einer, dem Französischen, es wieder zu uns zurückkehrte. Unser heutiges Wort Marke, das ja ebenfalls Zeichen bedeutet, geht nämlich nur mittelbar auf das ältere Mark, unmittelbar dagegen auf das französische marque zurück, so daß es

zuerst nach der Übernahme auch wie ein Fremdwort Marque geschrieben wurde. Heute ist das als Fremdwort übernommene deutsche Wort wieder ganz eingedeutscht, aber ein Wort wie markant oder die aus dem Italienischen stammende musikalische Vortragsbezeichnung marcato zeigen noch deutliche Spuren der Exkursion ins romanische Sprachgebiet. Das gleiche gilt von dem Wort markieren, das wir neben das eben erwähnte merken, zugleich aber auch neben die vom Langobarden- und vom Frankennamen abgeleiteten Verben lombardieren und frankieren und vor allem neben das ähnlich mittelbar zum Friesennamen wie markieren zum Märkernamen gehörige frisieren stellen können.

Mark als Gewicht und Münze

Dies zur Geschichte des Wortes Mark in der Bedeutung Grenze. Unsere Sprache kennt dieses Wort aber außerdem – und zwar ebenfalls als Femininum – in der Bedeutung Münze, und da das Wort heute in dieser Bedeutung sogar weitaus häufiger gebraucht wird, bedürfen an dieser Stelle auch die sprachgeschichtlichen Beziehungen der Erwähnung, die zwischen zwei so verschiedenartigen Dingen wie der Grenzmark und der Münzmark bestehen.

Auch der Name der Münze Mark nämlich geht auf die ursprüngliche Wortbedeutung Zeichen zurück. Der mit einem Markzeichen versehene Gold- oder Silberbarren wurde Mark genannt, und zwar bezeichnete dieses Wort zunächst nur das Gewicht. Wie sich aber aus dem Pfundgewicht im Englischen und anderwärts der Gebrauch des Wortes Pfund für eine Geldeinheit herleitete, so ist im Deutschen aus der längst aus dem Gebrauch gekommenen Gewichtsmark die Münzmark hervorgegangen.

Wir können hier nicht die einzelnen Stadien in der Entwicklung des Markgewichts und der Markmünze verfolgen und ebensowenig die verschiedenen Marksorten – die Feine Mark, die Rauhe Mark und die Lötige Mark – behandeln. Auch die Unterschiede zwischen der weitverbreiteten Kölnischen und der Hamburger, der Nürnberger und der Augsburger Mark sollen uns hier nicht interessieren, nur die Tatsache, daß es auch eine Wendische Mark gab, sei hervorgehoben, da diese durch ihren Namen an den Land-

schaftsnamen der Windischen Mark erinnert, die es im Mittelalter im Südosten des Reiches gab.

Wie Mark als marche in der Bedeutung Grenze und als marque in der Bedeutung Zeichen, so ist es als marc auch in der Bedeutung Gewicht ins Französische übernommen worden, so daß es mit marge in der Bedeutung Abstand also insgesamt vier französische Ableitungen von dem gleichen indogermanischen Wort gibt. Auch andere Sprachen haben das Wort in ihren Sprachschatz aufgenommen. So ist über das Spanische und Portugiesische die Bezeichnung marco für das Gold- und Silbergewicht bis nach Südamerika gedrungen. Im Nordosten Europas bezeichnet Mark sogar wie im Deutschen eine Münzeinheit: die Finmark die finnische und die Eestimark die estnische.

Vielleicht ist diese Bezeichnung aus den nordgermanischen Sprachen hierher gelangt, denn die skandinavischen Sprachen haben Gewichtsmark und Münzmark von vornherein – möglicherweise sogar schon früher als die deutsche Sprache – gekannt. Und im Norden gibt es als besondere Kuriosität, die uns gerade in unserem Zusammenhang interessiert, neben dem Markgewicht und der Markmünze auch die Bezeichnung Mark für eine Flächeneinheit, von der eine Mark Pachtzins zu bezahlen war. Wie weit dieses Nebeneinander von Geldeinheit und Flächeneinheit ging, ersieht man daraus, daß das Markland in Öresland und Penningsland unterteilt war.

Hofmark, Dorfmark und – Dänemark

Wir sprachen bereits davon, daß in den verschiedenen germanischen Sprachen das Wort Mark nicht nur Grenze und Grenzgebiet, sondern auch einfach Landgebiet bedeutet. Wenn die Bedeutung Grenze als von der ursprünglichen oder Primärbedeutung abgeleitet – ebenso wie Gewicht – eine sekundäre Bedeutung ist, so ist Gebiet – gleichwie Geld und Münze – eine tertiäre Bedeutung des Wortes, denn sie ist erst wieder von der Bedeutung Grenze abgeleitet: die Mark als Gebiet ist ein innerhalb bestimmter Marken oder Grenzen gelegenes Gebiet, wie ja auch das lateinische fines im übertragenen Sinne nicht nur Grenzgebiet, sondern auch einfach Gebiet, Bezirk oder Land bedeuten kann.

In diesem Sinne sprechen wir von der Dorfmark oder der Gemarkung eines Dorfes, die das gesamte Dorfgebiet umfaßt. Auch die Bezeichnungen Feldmark und Hofmark gelten nicht für Grenzgebiete, sondern für Landflächen, die von bestimmten Grenzen umschlossen sind. Und als Wüste Mark – dazu der Name des märkischen Dorfes Wustermark bei Berlin – wurde nicht nur das verödete Gebiet an den Grenzen, sondern auch wüstes Land inmitten anderer Gemarkungen genannt.

Von hier aus war es nur ein Schritt weiter in der gleichen Richtung, wenn das Wort Mark dann auch zur Bezeichnung ganzer Landschaften und Länder in Gebrauch kam, ohne daß dabei etwa deren Grenzlage namengebend gewirkt hätte. Schon aus der frühesten germanischen Dichtung können wir diesen Wortgebrauch belegen: im Hunnenschlachtlied der eddischen Überlieferung wird das Gotenreich in Südrußland mit seinem gewaltigen Flächenumfang „Heilige Mark" genannt, was als heiliger umgrenzter Siedlungsraum gedeutet wird. In ganz ähnlicher Weise heißt die Umgebung von Duderstadt auf dem Eichsfeld ihrer besonderen Fruchtbarkeit wegen und vielleicht in Analogie zu der nicht allzuweit entfernten Goldenen Aue die Goldene Mark.

In einem Falle ist sogar aus einer derartigen Gebietsmark durch nachträgliches Mißverständnis des Namens eine Markgrafschaft geworden: die Mark Antwerpen, die uns im 11. Jahrhundert einige Male als Marchia begegnet, war keine Grenzmark und erst recht kein Markgrafentum, trotzdem aber wird sie seit dem 16. Jahrhundert offiziell als „Markgrafschaft des Heiligen Römischen Reiches" bezeichnet.

Das bemerkenswerteste Beispiel aber für den Gebrauch des Namens Mark für ein umgrenztes Land liegt zweifellos in dem Namen des Königreichs Dänemark vor, dessen Name, wie schon bemerkt wurde, in keiner Weise mit dem der dänischen Mark (Schleswig) zusammengehört. Dänemark bedeutet nichts anderes als die Gemarkung oder das Land der Dänen, so wie die Hofmark die Gemarkung des Hofes und die Dorfmark die Gemarkung des Dorfes ist. Daß gerade das Dänenland den Marknamen in dieser Bedeutung bewahrt hat, ist ohne weiteres verständlich aus der Tatsache, daß das Wort Mark im Dänischen nicht mehr die Grenze oder wie im Altnordischen den Wald, sondern nur das Feld oder die Flur

bezeichnete, wonach Dänemark also mit der Feldmark und der Flurmark, nicht aber mit dem in der Namensbildung ähnlichen Steiermark in eine Reihe gehört.

Markwälder und Märkerschaften

Wir können im Anschluß an die bisherigen Ausführungen nun schon nachgerade einen Stammbaum nach den verschiedenen Bedeutungswandlungen des Wortes Mark aufstellen: von dem „Zeichen" führt eine Linie über die „Grenze" bis zum „Land" oder „Feld" und eine andere Linie über das „Gewicht" und die „Münze" zum „Geld". Damit sind aber noch nicht einmal alle Bedeutungsvarietäten erschöpft. Eine der wichtigsten haben wir bisher nur beiläufig erwähnt, nämlich die ebenfalls von „Grenze" abgeleitete Bedeutung „Wald".

Wenn in den nordgermanischen Sprachen schon in ihrem frühesten Stadium das Wort Mark nicht nur den Grenzwald, sondern den Wald schlechthin bezeichnet, so ist im Deutschen die Berührung zwischen Mark und Wald etwas lockerer, aber für uns hier um so interessanter, als sie uns zu einer eigenartigen Abwandlung des Märkernamens führt.

Wie sich aus dem vorigen Abschnitt ergibt, hießen bei unseren Vorfahren nicht nur die Reichs- oder Landesgrenzen, sondern auch die Dorfgrenzen Marken. Insbesondere haftete dieser Name an den Außenbezirken der dörflichen Gemarkung, die zur Allmende, der „gemeinen Mark", gehörten und meist aus Wald, Weide und Unland, in der Hauptsache aber aus Wald bestanden.

Als Teil der gemeinen Mark unterstand dieser Markwald nun üblicherweise der sogenannten Markgenossenschaft, die alle freien Bauern einer Siedlung umfaßte und in der Frühzeit unserer Geschichte eine große, von der Forschung aber noch nicht bis in alle Einzelheiten klargelegte Rolle spielte. Da der Markwald den wichtigsten und wertvollsten Teil des im Gemeineigentum verbliebenen Besitzes darstellte, war die Betreuung des Waldes schließlich die vornehmste Aufgabe der Markgenossenschaft.

Diese begegnet uns häufig als Märkerschaft, und die Markgenossen heißen entsprechend Märker. Es ist also nicht nur in den Grenz-

marken des Reiches, sondern auch in den „Waldmarken" vieler Bauerndörfer zur Entstehung des Märkernamens gekommen. Und wie man in der Mark Brandenburg später Altmärker, Vormärker, Mittelmärker und Neumärker unterschied, so gab es in den Märkerschaften Inmärker oder Mitmärker, wie die Märker im Gegensatz zu den minderberechtigten Nichtmitgliedern, den Ausmärkern, hießen, sowie Obermärker, die wir noch besonders zu betrachten haben.

Markgrafen als Waldgrafen und Holzgrafen

Die Obermärker haben in den Markgenossenschaften eine sehr wichtige Rolle gespielt. Sie standen als meist gewählte Beamte an der Spitze der Märkerschaft als des zuständigen dörflichen Selbstverwaltungsorgans, waren insofern also eine Art von Dorfbürgermeistern, was durch den auch für sie üblichen Titel Bauermeister bestätigt wird.

Ursprünglich war der Obermärker nur ein primus inter pares, da jeder Märker – in lateinischen Urkunden commarcanus oder vicinus genannt – auf der Genossenversammlung, dem Märkerding oder Hubgericht, Sitz und Stimme hatte. Später wurde das Amt des Obermärkers, der wegen seiner richterlichen Funktion auch Markvogt oder Markrichter hieß, mitunter ebenso wie das in vieler Hinsicht verwandte Amt des Schultheißen erblich. Noch anders war die Entwicklung in den grundherrlichen Gemeinden, wo der Grundherr als geborener Obermärker fungierte und die Markgenossen durch sein Übergewicht vollkommen ausschalten konnte.

Je mehr die Betreuung der Wälder zur spezifischen Aufgabe der Märkerschaften wurde, um so deutlicher trat diese Aufgabe auch in der Wahl der Namen und Bezeichnungen hervor. So hieß das Märkerding Holzgericht oder Haingericht, und der Obermärker wurde Waldbote genannt. Und wenn vielfach die Grundherren, zum Teil sogar die Landesfürsten die Rolle der Obermärker spielten, so galt das zum Teil auch von den Waldboten. Denn dieser Titel war nicht so gering und unbedeutend, wie er uns heute erscheinen mag, hießen doch auch die Sendgrafen der fränkischen

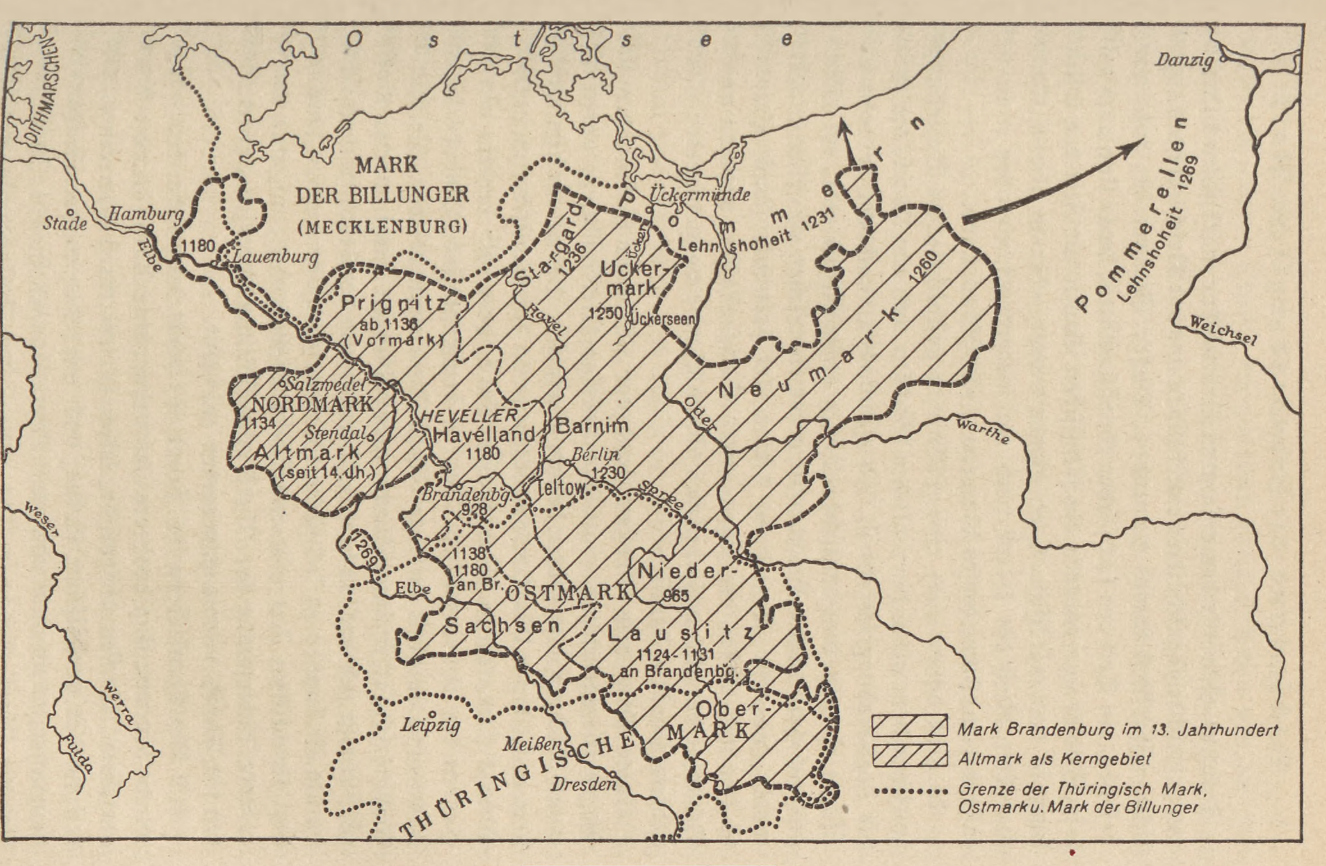
Könige, denen wir bei der Betrachtung der Pfalzgrafen begegneten, Königsboten oder Kammerboten. Und noch bis in die Gegenwart führt das uradelige und heute standesherrliche Haus der Grafen Waldbott von Bassenheim den alten Waldbotentitel.

Auch sonst steht das Amt des Obermärkers in mancher Beziehung und Berührung mit der Feudal- und Territorialgeschichte. Wenn der Obermärker oder Waldbote zuweilen auch Holzgraf genannt wird, so hat dies zwar nicht allzuviel auf sich. Denn ein Holzgraf braucht ebensowenig wie die Freigrafen der Femgerichte oder die Zentgrafen der Hundertschaftsgerichte oder – ein noch besserer Vergleich – die Deichgrafen der genossenschaftlichen Deichverbände zum Adel zu gehören.

Oft war der Holzgraf allerdings nicht allein der Gerichtsherr, sondern zugleich auch der Grundherr einer Holzmark, als welcher er notwendig zum Adel zählte. Der Holzgraf hat also eine ähnliche Zwischenstellung inne wie der Salzgraf, dem wir zwar meist als genossenschaftlichem Beamten, aber vereinzelt doch auch als einem adligen Grundherrn begegnen.

Dem holzgräflichen entspricht der waldgräfliche Titel. Die Verschiedenheit der Titel ist in der Hauptsache landschaftlich bedingt. Der Waldgraf – comes silvae oder comes silvestris – begegnet uns hauptsächlich am Niederrhein, wo auch die berühmteste aller Waldgrafschaften, die den Grafen von Jülich gehörende Waldgrafschaft von Molbach bei Monschau, gelegen ist, nach der die Jülicher Grafen selber den Waldgrafentitel führten.

Was uns in unserem Zusammenhang aber ganz besonders interessiert, ist die Tatsache, daß die Obermärker außer als Wald- und Holzgrafen mitunter, wenn auch sehr selten, auch als Markgrafen bezeichnet werden. Die Seltenheit dieser Bezeichnung trotz der sonst so häufigen Verwendung des Wortes für Angelegenheiten der Markgenossenschaften ist sehr erklärlich, da der markgräfliche Titel ja üblicherweise einen ganz anderen und viel höheren Rang bezeichnete. Auch der im Grimmschen Wörterbuch unter dem Stichwort Holzgraf verzeichnete deutsch-lateinische Titel grafio marcae silvestris – zu deutsch Waldmarkgraf oder Markwaldgraf – zeigt, wie sehr darauf Bedacht gehabt wurde, die Markgrafen der „Waldmark" von den Markgrafen der Grenzmark zu unterscheiden.



15. Marken und Märker

Damit haben wir den gesamten Bereich der märkischen Namensvorgeschichte abgeschritten und können uns der Geschichte des eigentlichen Märkerstammes zuwenden. Dieser Stamm ist, aufs ganze besehen, ein Teil des sächsischen Großstammes. Zwar sind auch zahllose Siedler aus anderen als sächsischen Gauen zur Zeit der Ostsiedlung in das märkische Land eingewandert, aber in ihrem Grundcharakter blieb die Mark doch ein niederdeutsches oder – in umfassenderem Sinne dieses Namens – sächsisches Land.

Es gibt daher auch eine Fülle von geschichtlichen Beziehungen zwischen dem alten herzoglichen Sachsen und der Mark, die später die brandenburgische hieß. Als Heinrich I., nachdem er vom sächsischen Herzog zum deutschen König aufgestiegen war, im Winter 928 die Hauptstadt Brandenburg der slawischen Heveller eroberte, wurde die erste Beziehung dieser Art geknüpft. Auch Heinrichs Söhne und Enkel, die sogenannten Sachsenkaiser, nahmen an dem Schicksal der ihrem sächsischen Stammlande vorgelagerten Grenzgebiete starken Anteil.

Unter Otto dem Großen stand der nördliche Sektor des sächsischen Grenzraumes, etwa das heutige Mecklenburg, unter Hermann Billung, das später brandenburgische Gebiet aber gehörte zu dem gewaltigen Markenkomplex des von der sächsisch-thüringischen Grenze stammenden Markgrafen Gero, dem wir bereits als dem Herren der thüringischen Marken begegnet sind. Obwohl die Zusammengehörigkeit mit der Mark Thüringen bei der Vielfalt der thüringisch-sächsischen Stammesbeziehungen nicht verwunderlich ist, kündigt sich doch in der Sonderung von der billungischen Mark, da die Billunger ja sächsische Stammesherzöge waren, bereits in der ottonischen Zeit eine märkische Eigentendenz an, mit der die spätere Abtrennung der Mark vom Stamm und Herzogtum Sachsen im Ansatz vorweggenommen erscheint.

Als Markgraf Gero im Jahre 965 ohne männliche Erben starb, wurde der von ihm eroberte und beherrschte Raum in eine Anzahl einzelner Marken aufgeteilt. Man spricht meist von einer Fünfteilung des geronischen Erbes, doch wird der wahre Sachverhalt deutlicher, wenn man von zwei Dreiteilungen spricht. Zunächst zerfiel die Mark Geros in ihre natürlichen Bestandteile, nämlich in

die thüringische Mark, die sächsische Nordmark und in die Ostmark, die spätere Lausitz, die zwischen der sächsischen und der thüringischen Mark eine Sonderstellung einnahm, da sie ursprünglich zusammen mit der Thüringer Mark die Sorbische Mark der Karolingerzeit gebildet hatte, später aber als Mark Ostsachsen neben die sächsische Nordmark gestellt wurde.

Die zweite Dreiteilung betraf allein die Thüringer Mark; sie ist daher bereits im Thüringer Kapitel behandelt worden. Da aber von den drei thüringischen Marken nur die meißnische Bestand hatte, so ist die erste Dreiteilung die bei weitem wichtigere: die sächsische Nordmark und die thüringische Mark Meißen und die zwischen beiden gelegene, zeitweise mit der einen, zeitweise mit der anderen verbundene Ostmark Lausitz spielen in der deutschen Ostpolitik der nächsten Jahrhunderte die wichtigste Rolle.

Die Mark Nordsachsen wurde nach Geros Tode an sächsische Grafengeschlechter vergeben, zunächst 965 an Dietrich von Haldensleben, dann an zwei Grafen von Walbeck und schließlich wieder an drei Haldensleber Grafen. Im Jahre 1056 gelangten die mächtigen Grafen von Stade in den Besitz der Nordmark, deren Stammsitz Stade an der unteren Elbe liegt und zu deren Grafschaft auch Besitzungen am holsteinischen Elbufer gehörten. Bis nach Dithmarschen erstreckte sich zeitweise der Herrschaftsbereich der Stader Grafen, deren Herrschaft über die Nordmark das beste Zeugnis für die noch immer sehr enge Bindung dieser sächsischen Mark an das sächsische Stammesland ist.

Auf die „Markgrafen von Stade", wie die Stader Nordmark-Grafen genannt wurden, obwohl es nie eine Markgrafschaft Stade gegeben hat, folgten fast unmittelbar die Askanier, die wie Gero der Große aus dem sächsisch-thüringischen Grenz- und Übergangsgebiet stammten. Die Askanier stehen auch bluts- und erbmäßig in Zusammenhang mit den Geronen. Ihr ältester Ahnherr Adalbert von Ballenstedt war mit der ostmärkischen Markgrafentochter Hidda vermählt, einer Großnichte von Geros gleichnamiger Schwester und Erbin. Durch die jüngere Hidda, die übrigens nicht nur die Stammutter der Askanier, sondern auch die Mutter der berühmten Uta von Naumburg ist, sind die Askanier wahrscheinlich auch in den Besitz der von Gero der älteren Hidda hinterlassenen geronischen Eigengüter gelangt.

Als ersten Askanier finden wir des älteren Adalbert und der Hidda Sohn Esiko – also Utas Bruder – im Besitz dieser Güter, die ihm nach dem Aussterben der Geronen im Jahre 1031 zufielen. Esikos Sohn Adalbert (der Jüngere) knüpfte dann eine weitere Blutsverbindung zu den Geronen, indem er Adelheid von Weimar-Orlamünde, eine Urenkelin des Ostmarkgrafen Dietmar heiratete, der selber ein Urenkel der älteren Hidda war. Da Albrecht der Bär der Enkel des jüngeren Adalbert ist, stammt der erste Markgraf von Brandenburg also in der achten Generation von dem Blute des großen Wendenmarkgrafen Gero.

Dieser doppelten geronisch-askanischen Versippung entspricht es, wenn der junge Albrecht von Ballenstedt, nachdem er 1123, kaum siebzehnjährig, seinem Vater in der angestammten Grafschaft gefolgt war, schon im folgenden Jahre 1124 von dem Sachsenherzog Lothar von Supplinburg die lausitzische Ostmark erhielt, in deren unumstrittenen Besitz er aber erst durch die Königswahl Lothars im Jahre 1125 gelangte.

Der ehrgeizige Askanier war mit dem Errungenen jedoch noch nicht zufrieden, sondern erstrebte eine Machtstellung, wie sie Gero besessen hatte. Vor allem kam es ihm auf die Erwerbung der sächsischen Nordmark an, auf die er sich als Schwager Heinrichs von Stade, der mit seiner Schwester Adelheid in kinderloser Ehe vermählt war, Hoffnungen machen konnte. Aber nach des Staders Tode vergab König Lothar die Mark Nordsachsen 1128 an dessen Vetter Udo von Freckleben, den letzten Markgrafen aus dem Stader Hause. Dieser wurde 1130 erschlagen, und da man seinen Tod Albrecht zur Last legte, wurde diesem nicht nur wiederum die Nordmark vorenthalten, die an Konrad von Plötzgau, einen mütterlichen Vetter Heinrichs von Stade, fiel, sondern es wurde ihm zudem 1131 auch die Lausitz wieder aberkannt, von der er nur das Land Wittenberg behielt.

Trotz dieses Fehlschlags aller seiner Hoffnungen aber sollte Albrecht von Ballenstedt doch noch zu seinem Ziel gelangen. Als treuer Gefolgsmann leistete er dem König auf seinem 1132 unternommenen Italienzug wichtige Dienste, durch die er sich Anspruch auf seinen Dank erwarb. Als daher 1133 auch Konrad von Plötzgau starb, erhob der inzwischen in Rom zum Kaiser gekrönte Lothar 1134 den

Askanier zum Markgrafen von Nordsachsen, womit ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieser Mark seinen Anfang nimmt.

War der Aufstieg Albrechts in dem Jahrzehnt von 1123 bis 1134, in dem fast jedes Jahr eine eigene Etappe bezeichnet, überaus wechselreich, so sollten es die folgenden Jahre nicht weniger sein. Sie standen im Zeichen seines Ringens um das sächsische Herzogtum, das Kaiser Lothar 1136 seinem welfischen Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen übertragen hatte. Kaum war Lothar 1137 gestorben, so widersetzte sich Albrecht mit Waffengewalt der Besitzergreifung Sachsens durch den Welfen, da er nähere Ansprüche als dieser auf das Herzogtum zu haben glaubte.

Wie sein welfischer Vetter war der Askanier der Sohn einer billungischen Erbtochter. Schon Albrechts Vater Otto von Ballenstedt hatte als Gemahl der Eilike Billung gegen Lothar von Supplinburg Anspruch auf das Herzogtum Sachsen gemacht und war 1111 von dem Salier Heinrich auch zum Herzog erhoben worden, ohne sich gegen den mächtigeren Supplinburger durchsetzen zu können. Die Dinge nahmen jetzt einen ähnlichen Verlauf. Der neue staufische König setzte Albrecht den Bären 1138 an Stelle des aufrührerischen Welfen zum Herzog von Sachsen ein. Aber obwohl Heinrich der Stolze 1139 vorzeitig starb, konnte sich Albrecht in Sachsen nicht behaupten.

So stimmte er nicht ungern dem 1142 erzielten staufisch-welfischen Ausgleich zu, in dem er zugunsten Heinrichs des Löwen auf Sachsen verzichtete, aber dafür die Nordmark als von Sachsen unabhängiges Fürstentum erhielt, das aus dem bisherigen Lehnsverband mit dem Stammesherzogtum entlassen wurde. Der gleiche Vorgang hat sich dann übrigens 1156 im Südosten wiederholt, als Heinrich der Löwe auch das bayrische Herzogtum seines Hauses zurückerhielt. Wie im Nordosten der askanische Markgraf der sächsischen Nordmark, so mußte im Süden der babenbergische Markgraf der bayrischen Ostmark auf das Herzogtum verzichten, und wie die Askanier die Nordmark, so erhielten die Babenberger zum Ausgleich die österreichische Ostmark als reichsunmittelbares Lehen.

Ein Unterschied gegen Österreich bestand nur insofern, als die Mark Nordsachsen nicht wie jenes zu einem Herzogtum erhoben wurde. Da das auch 1156 nicht nachgeholt wurde und nicht einmal 1180, als sogar die Steiermark als reichsunmittelbares Lehen Herzogtum

wurde, etwas derartiges geschah, anderseits aber die nordsächsisch-brandenburgischen Markgrafen von vornherein den anderen Reichsfürsten nicht nur gleichgestellt, sondern ihnen im Range teilweise sogar vorgeordnet waren, liegt die Vermutung nahe, daß Albrecht dem Bären bereits im Jahre 1142 zum Zeichen seiner Reichsunmittelbarkeit das Erzkämmereramt des Reiches als erbliches Lehen übertragen worden ist. Diese Übertragung wäre damit noch vor der des Truchsessenamtes an den Pfalzgrafen bei Rhein erfolgt, die nicht vor 1155 geschehen sein kann.

Mit den Ereignissen des Jahres 1142 trennten sich die Wege zwischen Sachsen und seiner Nordmark. Zwar erwarb Albrechts Sohn Bernhard 1180 nach dem Sturze Heinrichs des Löwen die von dem Vater und dem Großvater erstrebte sächsische Herzogswürde für das askanische Haus, aber dieses Herzogtum war nur noch ein Territorial- und kein Stammesstaat mehr. Doch haben die askanischen Sachsenherzöge ihre märkischen Vettern immerhin um mehrere Jahrhunderte überlebt. Später, bereits in hohenzollernscher Zeit, ist es dann noch einmal zu einer flüchtigen Berührung zwischen Niedersachsen und der Mark gekommen, als nämlich nach dem Aussterben der holsteinischen Schauenburger im Jahre 1460 Markgraf Albrecht Achilles auf dem Nürnberger Fürstentag die Belehnung seines Bruders Friedrich von Kurbrandenburg mit Holstein vorschlug, um dieses deutsche Land vor dem Zugriff der Dänen zu retten. Dieser Plan, mit dem die Traditionen der Markgrafen aus dem Hause Stade wieder aufgelebt wären, scheiterte jedoch, und Holstein wurde dänisch.

Die Entscheidung von 1142 bedeutete für Albrecht den Bären, wenn er nicht zu einem Dutzendfürsten herabsinken, sondern seine hervorragende Stellung behaupten und ausbauen wollte, die Notwendigkeit zur Aufnahme einer aktiven Ostpolitik, die er zwar schon vorher betrieben hatte, aber doch unter zu häufiger Ablenkung durch seine sächsischen Pläne. Jetzt konnte er mit gesammelter Energie an die große Aufgabe gehen, den slawischen Osten zu erschließen und durch Rodung und Besiedlung zu einem deutschen Lande zu machen. Wie glänzend ihm dies gelungen ist, wird allein schon durch die Existenz des märkischen Stammes und nicht zuletzt auch durch die Benennung dieses Stammes nach der Mark des großen Askaniers bezeugt.

Seit 1144 nannte sich Albrecht Markgraf von Brandenburg, nachdem der in Brandenburg residierende Fürst der wendischen Heveller seinen Sohn Otto zum Erben des von ihm beherrschten Havellandes eingesetzt hatte. Als Pribislaw von Brandenburg 1150 starb, nahm Albrecht das Havelland und seine Hauptstadt in Besitz, die nun die Hauptstadt der Mark wurde und es für die nächsten Jahrhunderte blieb. So erhielt in der Folge das ganze Land den unverkennbar germanisch geprägten Namen Brandenburg, und die Märker heißen seitdem Brandenburger – als einziger Stamm neben den Schwaben-Alemannen, der zwei Namen nebeneinander führt.

Die Nachfolger des Bären setzten das von ihm begonnene Werk fort. Sie erwarben die Lehnshoheit über Pommern, die den Urenkeln Albrechts 1231 durch Kaiser Friedrich II. bestätigt wurde, und rückten damit sowie mit anderen Erwerbungen – etwa 1230 der um Berlin gelegenen Landschaften Barnim und Teltow, 1250 der Uckermark, gegen 1260 der Neumark – immer weiter in den Osten vor.

Den Höhepunkt erreichte diese Entwicklung und die askanische Mark damit ihre glanzvollste Blütezeit unter dem vorletzten Askanier Waldemar dem Großen. Markgraf Waldemar, der seine ganze Regierungszeit hindurch Kriege führen mußte, bei denen ihm zeitweise zwei Könige – von Dänemark und von Schweden –, drei Herzöge und viele andere Fürsten entgegenstanden, während nur Pommern auf seiner Seite aushielt, konnte sein Land sowohl nach Osten als auch nach Süden hin vergrößern. Im Osten drang er über das lehnsabhängige Pomerellen bis nach Danzig und Dirschau, also bis zur Weichsellinie vor. Im Südosten konnte er die kurz zuvor von den Wettinern erworbenen Lausitzen behaupten, und über ein Jahrzehnt hindurch war ihm sogar der größte Teil der Markgrafschaft Meißen, des wettinischen Stammlandes, mit Meißen, Dresden und Leipzig verpfändet.

So waren Pommern und Pomerellen, die beiden Lausitzen, Meißen und übrigens auch Thüringen zu Nebenländern der brandenburgischen Mark geworden. Mit einem steilen Aufstieg innerhalb nur weniger Generationen hatten die Askanier von dem brandenburgischen Kernland aus eine nordostdeutsche Machtstellung geschaffen, die zwar nach dem frühen Tode Waldemars im Jahre

1319 und dem Aussterben der brandenburgischen Askanier schon im darauffolgenden Jahr einen katastrophalen Zusammenbruch erlebte, gleichwohl aber schon deshalb von bleibender geschichtlicher Bedeutung ist, weil sie auf jene politischen Möglichkeiten hinwies, die die Grundlage für den künftigen Aufstieg Brandenburg-Preußens bildeten.

Die Nordmark wird zur Altmark

Als Albrecht der Bär 1134 mit der Mark Nordsachsen belehnt wurde, beschränkte sich diese auf westelbisches Land. Ihr Hauptort war Salzwedel, so daß die ganze Markgrafschaft zum Teil auch als Mark Salzwedel bezeichnet wurde. Man kann daher auch dem Salzwedeler Lokalstolz, der die Heimatstadt als die „Wiege des preußischen Staates" bezeichnet, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Schon unter Albrecht dem Bären aber verlagerte sich der Schwerpunkt der Markgrafschaft in das Kolonisationsgebiet östlich der Elbe, was symbolisch in der Namengebung zum Ausdruck kommt, indem aus der Mark Salzwedel die Mark Brandenburg hervorging. Zwar wurden noch bei der Erbteilung der Mark unter die beiden Urenkel Albrechts des Bären im Jahre 1258 Salzwedel und das von Albrecht begründete linkselbische Stendal die Sitze der beiden Hauptlinien des markgräflichen Hauses – denen Brandenburg gemeinsam blieb –, aber je mehr die Markgrafschaft gerade unter den Askaniern wuchs, um so mehr wurde das ehemalige nordmärkische Kernland zu einem Randgebiet, dessen Bedeutung lediglich noch darauf beruhte, daß es die Brücke zwischen dem alten Sachsen und der Mark darstellte.

So kam der Name Nordmark, der seinen Sinn verloren hatte, bald außer Gebrauch, und statt dessen wurde das linkselbische Gebiet der Mark seit dem 14. Jahrhundert Altmark genannt. Im Tilsiter Frieden mußte der brandenburgisch-preußische Staat 1807 die Altmark an das neugegründete Rheinbundkönigreich Westfalen abtreten. Bei der damals vollzogenen Trennung von der übrigen Mark Brandenburg blieb es auch nach dem Sieg über Napoleon, denn die Altmark wurde danach gegen den heftigen Widerspruch ihrer Bewohner mit mitteldeutschen sowie abgetretenen sächsischen

Gebieten zur Provinz Sachsen zusammengeschlossen, so daß die Altmärker, obwohl sie die ältesten Märker sind, seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr zu den Märkern im engeren Sinne zählen.

Vormark Prignitz, Mittelmark und Uckermark.

Noch früher als das brandenburgische Land hat Albrecht der Bär die der Nordmark nördlich benachbarte und vorgelagerte Prignitz erworben. Schon 1136, also zwei Jahre nach der Belehnung mit der Mark, eroberte er dieses Land, das mit einem sehr bezeichnenden Namen die Vormark genannt wurde. Erst sehr viel später trat an die Stelle dieses Namens, der uns an Vorpommern und die Vorderpfalz erinnert, die Bezeichnung Prignitz, die heute allgemein und allein üblich ist.

Das Kernland an Havel und Spree, um Brandenburg und Berlin, hieß zuerst im Gegensatz zur Altmark die Neumark. Als aber jenseits der Oder eine noch neuere Mark mit dem märkischen Lande zu einem Ganzen verschmolz, setzte sich seit dem 15. Jahrhundert für das im engeren Sinne brandenburgische Land der Name Mittelmark durch, der bis heute gilt.

Ein wenig weiter müssen wir bei der Betrachtung des nördlichen Teiles der Mark, der Uckermark, ausholen, die in ihrem Namenstypus an Dänemark und die Steiermark erinnert. Die Uckermärker nämlich haben einen zugleich deutschen und slawischen Stammesnamen, da die Ukrer oder Ukraner, nach denen ihr Land genannt ist, als östlichste Abteilung zu den Polaben oder Elbslawen gehörten. Auch die Ückerseen bei Prenzlau und der aus ihnen entspringende Ückerfluß sowie die pommersche Stadt Ückermünde, bei der die Ücker in das Stettiner Haff fließt, führen ihren Namen nach diesem Wendenstamm, der wahrscheinlich schon früh ausgestorben ist. Zunächst hieß das Land übrigens auch noch längst nach seiner Einverleibung in die Mark einfach Uckerland (Terra Ukera). Erst seit Ende des 15. Jahrhunderts setzte sich auch im Namen dieses Teilgebietes der Märkername durch.

Kurmark und Neumark

Altmark, Vormark, Mittelmark und Uckermark, also alle bisher genannten Teile der Mark Brandenburg, sowie die dazugehörigen Landschaften kleineren Umfangs werden unter dem Namen Kurmark zusammengefaßt, der wie der der Kurpfalz auf die kurfürstliche Würde zurückweist, die die brandenburgischen Markgrafen, darin von den rheinischen Pfalzgrafen ein wenig unterschieden, ohne jede Unterbrechung innehatten.

Auch mit dem anderen Landes- und Stammesnamen wurde der Kurtitel verknüpft in dem Namen Kurbrandenburg. Der eigenartigen Formulierung halber seien hier auch die früher üblichen Bezeichnungen „Churfürstentum der Mark Brandenburg" sowie die noch eigentümlichere „Chur und Mark Brandenburg" erwähnt.

Sehr bemerkenswert, aber wenig bekannt ist, daß man unter der Kurmark nur die aufgezählten Landschaften verstand, ohne die Neumark mit einzubegreifen. Obwohl das „Land über Oder", wie die Neumark ursprünglich hieß, ebenso wie die alte, die vordere, die mittlere und die ukrische Mark zum märkischen Kurfürstentum gehörte – seit der Neuerwerbung von 1455 endgültig –, wurde streng zwischen „Chur und Neu-Mark" unterschieden und der kurmärkische Name konsequent der westlichen Hälfte des Landes vorbehalten.

Dieser eigenartige Tatbestand erinnert daran, daß schon in der frühesten germanischen Zeit der Mark ihre westliche und ihre östliche Hälfte verschiedene Besiedlung aufwiesen: während das kurmärkische Havelland den Semnonen gehörte, war das neumärkische Oderland Siedlungsraum der Burgunder, die im übrigen hauptsächlich in Pommern saßen. Doch kann dies ebensowenig der Grund für die namensmäßige Sonderung sein wie die zeitweilige Zugehörigkeit der Neumark zum Ordenslande der Deutschritter in Preußen. Was diese angeht, so waren ja auch die Uckermark zeitweise in pommerschem, die Vormark Prignitz in mecklenburgischem und sogar die Altmark in braunschweigischem Besitz.

Anders als die übrigen Teile der Mark hat die Neumark aber eine wenn auch nur kurze Zeitspanne hindurch als ein eigenes Territorium bestanden, nämlich unter dem Markgrafen Johann von Küstrin, der 1535 bis 1571 gleichzeitig mit seinem Bruder

Joachim II. regierte, worauf das Land wieder an die kurmärkische Hauptlinie zurückfiel. Trotzdem bestand die Unterscheidung zwischen Kurmark und Neumark noch bis zur Neuordnung der preußischen Verwaltung im Jahre 1815 fort. Damals wurde der Nordostzipfel der Neumark zu Pommern geschlagen, mit dem die „neue Mark" mannigfache Ähnlichkeiten und Berührungspunkte – sogar auch in ihrer Einteilung in drei Vorderkreise und vier Hinterkreise, die Vor- und Hinterpommern entsprechen – hatte und auch heute noch hat. Die übrige Neumark wurde 1815 mit der Kurmark (ohne die Altmark) zur Provinz Brandenburg vereinigt.

Brandenburg und die Grenzmark

Das Versailler Friedensdiktat hatte die Mark Brandenburg wieder zu einer Mark im Wortsinne, zu einem Grenzland gemacht. Da ein – allerdings nur winziges – Stück der Neumark an Polen abgetreten werden mußte, grenzte die preußische Provinz Brandenburg nach 1919 im Gebiet des Netzebruches unmittelbar an den polnischen Nachbarstaat.

An den Ostgrenzen der Mark aber wurde in der Nachkriegszeit aus den zerstückelten Resten der alten Provinzen Posen und Westpreußen eine neue Provinz gebildet, die den Namen Grenzmark-Posen-Westpreußen erhielt. Da Grenze und Mark die gleiche Bedeutung haben, war diese Namensbildung eine regelrechte Tautologie, die aber insofern doch zu Recht bestand, als die alte Bedeutung des Wortes Mark heute sehr verblaßt ist. Der Name „Mark Posen-Westpreußen" wäre an sich richtiger, aber schwerlich verständlicher gewesen, so daß man dann schon eher von der Grenzprovinz oder dem Grenzland Posen-Westpreußen hätte sprechen müssen.

Die zwanzigjährige Episode, die sich in dieser Namengebung ausdrückte, ist durch die jüngsten großen Geschehnisse nun völlig überholt. Die Grenzen Deutschlands sind weit in den Osten hinausgerückt, und es hat daher nur mehr ein theoretisches Interesse, daß nicht lange vor dem Krieg gegen Polen in den Grenzgebieten eine Umgliederung erfolgte, bei der zeitweise beabsichtigt wurde, einen Großteil der posen-westpreußischen Grenzmark in die Pro-

vinz Brandenburg einzugliedern. Damit wäre also neben Kurmark, Vormark, Mittelmark, Uckermark und Neumark auch die Grenzmark ein Teilstück der Mark Brandenburg geworden, und diese hätte sich auch über ehemals westpreußisches Gebiet erstreckt, und zudem wäre die Mark in ihrer Gesamtheit zu einem Grenzland geworden – während sie nunmehr, ihrer zentralen Bedeutung entsprechend, fast in die Mitte des Reiches gerückt ist.

Mark Brandenburg, Preußen und Reich

Vom Grenzland zum Zentrum des Reiches zu werden, das war auch in der Geschichte der Sinn und die Sendung der brandenburgischen Mark, deren Bewohner wir deshalb neben den Pfälzern als einen Reichsstamm in spezifischem Sinne bezeichnet haben. Es ist nunmehr noch unsere Aufgabe, im einzelnen die Beziehungen aufzuweisen, die zwischen der Mark und dem Reiche in der Geschichte bestanden.

Wir kennen schon aus der askanischen Zeit den mehrfach aufgetauchten Plan, den Markgrafen von Brandenburg mit der Führung des Reiches zu betrauen. Sowohl der Minnesänger Otto IV. „mit dem Pfeil" aus der Stendaler Linie, einer der bedeutendsten Krieger seiner Zeit, als auch sein noch bedeutenderer Neffe Waldemar wurden als Anwärter auf die deutsche Königs- und Kaiserkrone genannt. Von Ottos Kandidatur war 1308, während der habsburgisch-luxemburgischen Pause, von der Waldemars 1314, während der Pause zwischen Luxemburg und Wittelsbach, die Rede, und wir erinnern uns hier, daß es bei beiden Königswahlen auch eine pfälzische Anwärterschaft gab, die aber so wenig wie die märkische zur Durchsetzung gelangte.

Eine tragfähige Grundlage für die Führung des Reiches hätte die askanische Mark zweifellos dargestellt, denn wie wir bereits sahen, war sie damals mit ihrem Kranz von Nebenländern der führende Staat des deutschen Nordostraums mit einer Machtstellung, wie sie erst sehr viel später neu geschaffen werden konnte. Auch die Nachbarschafts- und Außenbeziehungen Brandenburgs waren damals sehr günstig, und insbesondere trugen ihre Beziehungen zu Böhmen erheblich dazu bei, ihre Macht und ihr An-

sehen zu erhöhen. Wegen der besonderen Wichtigkeit Böhmens für die Reichsgeschichte seien diese Beziehungen hier kurz skizziert.

Albrechts des Bären schon mehrfach genannter Urenkel Otto III., der Gründer der Salzwedeler Linie, hatte Beatrix von Böhmen, die Schwester König Ottokars II., geheiratet. Durch diese Verschwägerung entstand im Osten ein brandenburgisch-böhmischer Block, der um so mehr Gewicht hatte, als Brandenburg durch die Erwerbung der Lausitzen unmittelbarer Grenznachbar Böhmens geworden war. So konnte Markgraf Otto V., der Sohn der böhmischen Beatrix und Vetter Ottos mit dem Pfeil, 1278 dem siegreichen Rudolf von Habsburg Einhalt gebieten und seinem jugendlichen Vetter Wenzel von Böhmen das Königreich retten. Der Habsburger mußte die brandenburgische Position in Böhmen anerkennen, und so wirkte Otto von Salzwedel bis zur Mündigkeit des böhmischen Vetters als Regent von Böhmen. Auch über diese Regentschaftszeit hinaus hat das brandenburgisch-böhmische Einvernehmen fortgedauert. Beispielsweise waren Böhmen und Brandenburg sowohl an der Königserhebung als auch an dem Sturz Adolfs von Nassau führend beteiligt.

Nach dem plötzlichen Aussterben der Askanier kam in Brandenburg das Haus Wittelsbach zur Herrschaft, indem König Ludwig der Bayer 1323 seinen Sohn Ludwig hier als Markgrafen einsetzte, ohne den Erwartungen der sächsischen und anhaltischen Askanier zu entsprechen, die sich näher berechtigt glaubten. Wir notieren die märkische Wittelsbacherzeit, die für das Land nicht allzu glücklich war, als eine weitere Parallele zwischen pfälzischer und märkischer Geschichte: fast genau ein Jahrhundert und nur drei Generationen später als die Pfalz ist die Mark wittelsbachisch geworden.

Sie blieb es bis 1373, um sodann luxemburgisch und damit böhmisch zu werden, womit an eine ebenfalls ziemlich genau ein Jahrhundert zurückliegende Tradition angeknüpft wurde: der böhmisch-brandenburgische Block der Askanierzeit erstand aufs neue, diesmal um das schlesische Zwischenstück vermehrt und für die Mark insofern von Gewinn, als Kaiser Karl IV., der das altmärkische Tangermünde zur zweiten Residenz des Reiches nächst Prag erheben wollte, die Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit durch die Herzöge von Pommern und Mecklenburg durchsetzte.

Unter des Luxemburgers Söhnen Wenzel und Siegmund und unter seinem Neffen Jobst von Mähren, dem Siegmund die Mark verpfändete, mußte das Land allerdings einen um so schlimmeren Verfall erleben, der, was Wenzel anbetrifft, mit dem Verfall des Reiches übereinging. Wir haben im Pfälzer-Kapitel berichtet, wie dieser Verfall die Gegenkräfte im Reich zur Erhebung Ruprechts von der Pfalz zum deutschen König bestimmte. Ähnlich geschah es auch in der Mark, wo König Siegmund schließlich nach dem Tode seines Vetters Jobst, um dem Raubritterwesen ein Ende zu machen, den tatkräftigen Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem schwäbischen Hause der Hohenzollern in die erbliche Würde eines „rechten obersten und gemeinen Verwesers und Hauptmanns" einsetzte.

Es war gewiß ein Wagnis, einen fränkischen Fürsten schwäbischen Ursprunges mit dieser Aufgabe zu betrauen, doch war sie dem Hohenzollern nicht ganz fremd, hatte doch bereits sein Großvater, Burggraf Johann II., in der wittelsbachischen Zeit als Hauptmann der Mark Brandenburg gewirkt. Und da Friedrich sich in der Mark rasch durchzusetzen verstand, übertrug ihm der König 1415 in Konstanz die Mark samt der Erzkämmerer- und Kurwürde mit dem einzigen Vorbehalt eines Rückkaufs durch die Luxemburger. Zwei Jahre später wurde in Konstanz die feierliche Belehnung vollzogen.

Wie seinerzeit mit der Belehnung Albrechts des Bären brach damit wiederum für die Mark ein neues Zeitalter an. Und so ist es von hohem Interesse, daß es zwischen den Hohenzollern und Askaniern – ganz ähnlich wie zwischen den Askaniern und Geronen – auch erb- und blutsmäßige Beziehungen gibt. Die erbmäßige Beziehung ist allerdings mehr ein Kuriosum. Sie besteht darin, daß Kulmbach in Franken von dem Orlamünder Zweig der Askanier 1338 unmittelbar an die Burggrafen von Nürnberg gelangte, die später von der Mark aus einige Nebenlinien Brandenburg-Kulmbach begründeten.

Um so beachtlicher ist die blutsmäßige Beziehung, die den ersten brandenburgischen Zollern als einen unmittelbaren Nachkommen Albrechts des Bären in der achten Generation erweist. Denn Friedrichs Urgroßvater Friedrich IV. von Nürnberg – der Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzug begleitete und wegen der in der

Schlacht bei Mühldorf zugunsten Ludwigs des Bayern herbeigeführten Entscheidung den Ehrentitel „Retter des Reiches" trug — hatte eine sächsische Askanierin zur Mutter. Deren Vater aber war Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg, ein Urenkel Albrechts des Bären.

Auch Ludwig den Bayern selber und Friedrich den Freidigen von Thüringen und Meißen, zwei wichtige Träger der Reichstradition, zählt Friedrich von Nürnberg und Brandenburg zu seinen Ahnen: beide Fürsten sind seine Urgroßväter von der mütterlichen Seite. Durch seine eigene Schwester Elisabeth aber war der erste hohenzollernsche Märker mit den wittelsbachischen Pfälzern versippt: Elisabeth von Nürnberg war die Gemahlin König Ruprechts von der Pfalz und damit die Stammutter aller künftigen pfälzischen Fürsten.

Nach dem Vorbild seines pfälzischen Schwagers hat auch der Märker an die Erwerbung des Königtums gedacht. König Siegmund, dem er die brandenburgische Markgrafschaft dankt, scheint dem Hohenzollern selber zeitweise die Nachfolgerschaft zugedacht zu haben, denn bei der Belehnung bedang er sich deren Rückgabe an die Luxemburger aus für den Fall, daß Friedrich „mit des Königs Geheiß, Gunst und Willen römischer König würde". Nach Siegmunds Tode im Jahre 1437 schien Friedrich in der Tat nicht abgeneigt, mit des Kaisers Schwiegersohn und Erben Albrecht von Österreich in den Wettbewerb um die Krone einzutreten. Es war das erste Mal in der Geschichte, daß sich Habsburg und Hohenzollern und durch sie ihre Länder Österreich und Brandenburg im Kampfe um die Führung des Reiches gegenüberstanden.

Wie die Königspläne Friedrichs gegen Albrecht von Österreich, so scheiterten im nächsten Jahrhundert auch die von vornherein mit geringeren Erfolgschancen begonnenen gleichgerichteten Pläne seines Urenkels Joachim, der gegen Karl V. in Wettbewerb trat. Noch war die Mark eine zu schwache und mit der österreichischen Hausmacht auch nicht entfernt vergleichbare Basis für die Führung des Reiches. Doch wurden gerade in der Zeit Kurfürst Joachims die ersten Voraussetzungen für eine solche breitere und tragfähigere Basis geschaffen, indem das preußische Land der Ordensritter unter der Führung des Hochmeisters Albrecht, eines fränkischen Vetters

Joachims, zur Reformation übertrat und von Albrecht in ein erbliches zollernsches Herzogtum umgewandelt wurde.

Es bedeutete zweifellos ein Bekenntnis zur märkisch-brandenburgischen Tradition, wenn Friedrich I. seinen 1414 zu Tangermünde geborenen dritten Sohn mit dem Namen des askanischen Bären Albrecht benannte. Nach diesem Albrecht, der als glanzvollste Rittergestalt seiner Zeit den Beinamen Achilles trug, führte wieder Albrecht von Preußen den Namen, durch dessen auf Luthers persönlichen Rat hin erfolgte umstürzende Tat die Traditionen des Deutschen Ordens mit denen der brandenburgischen Mark verknüpft wurden.

Mit Preußen erreichten die Hohenzollern nach der schwäbischen, der fränkischen und der märkischen die vierte und letzte Etappe ihres Weges quer über die deutsche Landkarte hinweg, aber es bedurfte erst noch der Rückwendung von Preußen nach Brandenburg, die mit dem Aussterben der preußischen Herzogslinie bereits in der zweiten Generation erfolgte, ehe die Wendung des Jahres 1525 zu einer Machtbildung größeren Umfanges führte. Schon 1569 wußten die Brandenburger Zollern sich nach dem Tode Herzog Albrechts und dem Regierungsantritt seines Sohnes Albrecht Friedrich die Mitbelehnung in Preußen zu sichern, und die Vermählung von dessen Tochter Anna mit ihrem entfernten brandenburgischen Vetter Johann Siegmund verschaffte diesem noch eine zusätzliche Gewähr für den Antritt des erstrebten Erbes.

In demselben entscheidungsschweren Jahre 1618, in dem der Dreißigjährige Krieg seinen Anfang nahm, und ein Jahr bevor die Böhmen den Pfälzer Friedrich zu ihrem „Winterkönig" wählten, fiel Preußen – zunächst noch als polnisches Lehnsherzogtum – an Brandenburg, und das beschränktere märkisch-brandenburgische Gesichtsfeld weitete sich zum brandenburgisch-preußischen aus, ohne daß darum jedoch die Traditionen des Märkertums preisgegeben wurden. Die Mark Brandenburg blieb mit ihrer Hauptstadt Berlin faktisch das Zentrum auch des neuen Staates, und auch im übertragenen Sinne blieb dieser ein Grenzstaat, ja er wurde es durch die Vorverlegung der Grenzen bis in den Nordostraum des Reiches sogar in einem noch weit erhöhten Maße.

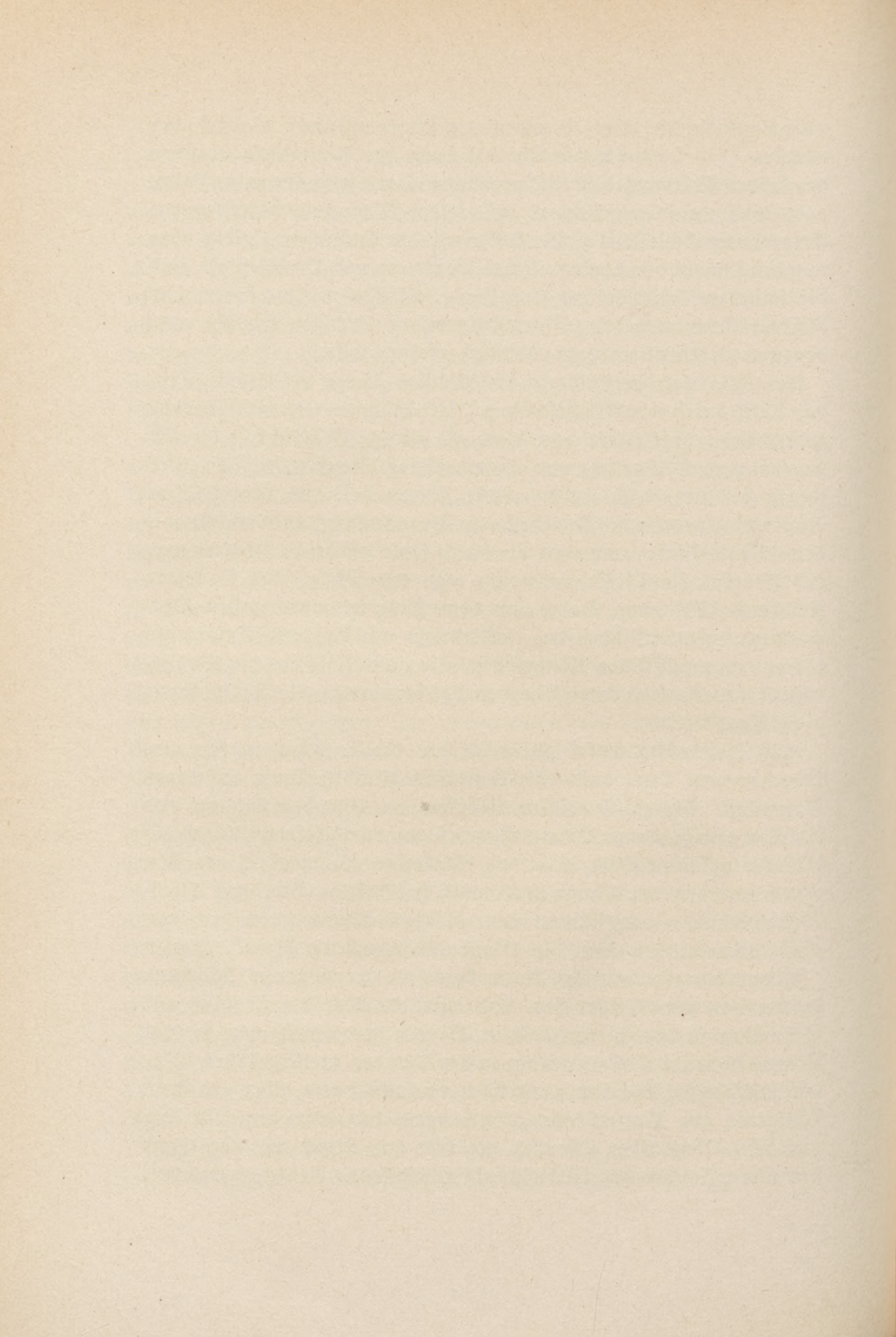
Nachdem dem Großen Kurfürsten 1660 im Frieden von Oliva die Beseitigung der polnischen Lehnshoheit gelungen war, war das

vordringliche Ziel der brandenburgisch-preußischen Politik der nächsten Jahrhunderte die Überbrückung der Raumlücke zwischen den beiden Territorien. Die Erwerbung Hinterpommerns im Jahre 1648 war ebenso ein Schritt auf diesem Wege wie mittelbar die Erwerbung Schlesiens 1742. Erst durch die Teilungen Polens aber wurden sowohl die Lücke zwischen Pommern und Preußen als auch die zwischen Schlesien und Preußen geschlossen und die innere und äußere Abrundung des „Markkönigreichs" Preußen erreicht, von dem aus die Erneuerung des Reiches erfolgen sollte.

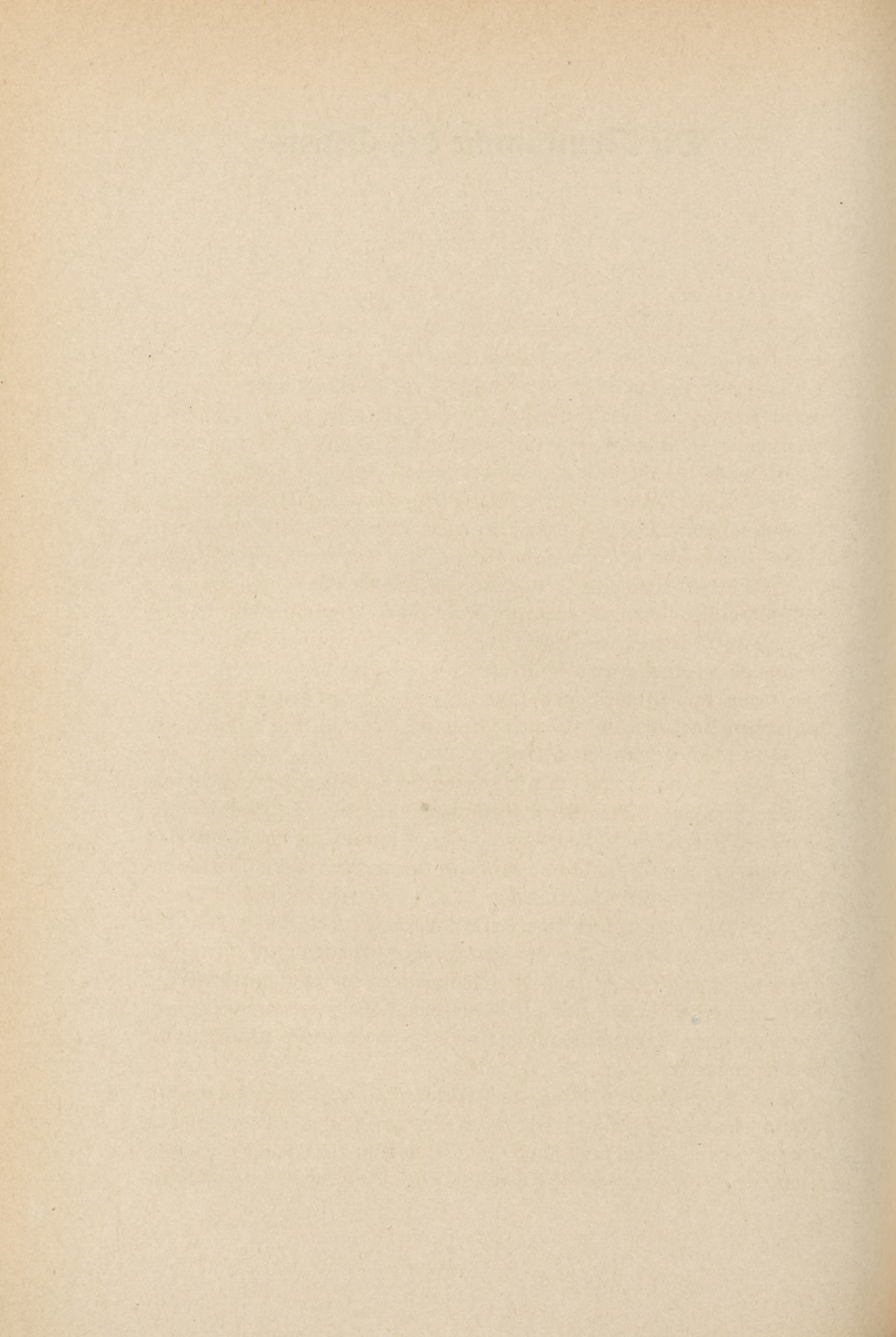
Denn als mit der Schlacht am Weißen Berge die Möglichkeit, das Reich durch eine Machtstellung Pfalz-Böhmen von innen heraus zu erneuern, gescheitert war, blieb als einzige Möglichkeit die Erneuerung vom Norden, von Brandenburg-Preußen her. Es wird wenig beachtet, daß – ebenso wie Friedrich I. mit dem Pfälzer Ruprecht – der Große Kurfürst von Brandenburg aufs nächste mit dem Winterkönig verwandt ist: durch seine pfälzische Mutter war der Märker ein Neffe Friedrichs von der Pfalz. Und so folgte Friedrich Wilhelms Sohn nur dem Beispiel eines nahen Verwandten, wenn er sich 1701 – allerdings mit besserem Erfolg als jener – im preußischen Königsberg, also außerhalb des der Souveränität des Kaisers unterstehenden Reichsgebietes, die Königskrone aufs Haupt setzte.

Erst Friedrichs Enkel Friedrich der Große schuf zu dem anspruchsvollen Titel auch eine königliche Machtstellung, auf deren Grundlage schließlich einem Märker die Neubegründung des Reiches gelang. Denn Bismarck, der sogar durch seinen Namen als Märker gekennzeichnet ist – das Städtchen Bismark in der Altmark, von dem der Name herkommt, heißt älter Biscopes Mark, Bischofsmark –, entstammt dem gleichen Raume, von dem aus einst Albrecht der Bär die Mark Brandenburg begründet hat.

Wenn die alte deutsche Kaiserkrone in vergangenen Jahrhunderten von den Sachsen süd- und ostwärts über die Franken und Schwaben zu den österreichischen Bayern gewandert war, so war sie nun in neuer Gestalt wieder in den Norden zurückgekehrt. Was der Pfälzer in Böhmen vergeblich versucht hatte, über ein Teilkönigtum zur Kaiserkrone zu gelangen, das war den Märkern auf dem Wege über Preußen geglückt und damit aus der Mark des alten Reiches der Mittelpunkt eines neuen Reiches geworden.



Die Neustämme des Ostens



Die Mecklenburger

Mit vier ostgermanischen Frühstämmen begannen wir unsere Darstellung, mit vier ostdeutschen Neustämmen können wir sie abschließen. Denn da wir die Märker als Reichsstamm vorweggenommen haben, beschränkt sich die Zahl der noch zu betrachtenden Stämme des Ostraums auf vier, was der Vierzahl der behandelten Teilstämme, der Altstämme und der Frühstämme entspricht.

Als Neustämme des Nordostens entsprechen die Mecklenburger, Pommern, Schlesier und Preußen insbesondere den Altstämmen des Südwestens, mit denen zusammen sie den Großteil des deutschen Gesamtvolkes ausmachen. Zugleich entsprechen sie auch den vier Frühstämmen, indem sie nämlich in ähnlicher Weise in den ehemals slawischen Ostraum wie diese in den romanischen Südraum des Abendlandes ausgreifen. Sie entsprechen ihnen aber auch unmittelbar, denn die Ostgermanen saßen, bevor sie in den Süden aufgebrochen sind, in dem gleichen Ostraum, den als ihre Nachfolger die Ostdeutschen besiedelt haben.

Es sind daher sogar Einzelvergleiche zwischen den ostgermanischen und den ostdeutschen Stämmen möglich. So knüpfen die Schlesier gerade auch namensmäßig unmittelbar an die Wandalen an, denn der schlesische Name geht auf den wandalischen Teilstamm der Silinger zurück. In ähnlicher Weise sind die (baltischen) Preußen die Nachfolger und Überlieferungsträger der Goten und die (slawischen) Pommern die der Burgunder gewesen. Am wenigsten trifft der Vergleich bei den Mecklenburgern und Langobarden zu, aber immerhin haben sich die Sitze der Langobarden von ihrem unterelbischen Kernraum aus bis weit in das heutige Mecklenburg hinein erstreckt.

Auch die Sonderstellung der Märker unter den ostdeutschen Stämmen wird durch den Vergleich mit der Frühzeit bestätigt und unterstrichen. Denn der märkische Kernraum war nicht von Ostgermanen, sondern von dem semnonischen Hauptvolke der südger-

manisch-deutschen Sweben besiedelt, deren schwäbische Abkömmlinge wir unter den Stämmen des späteren Reiches als den spezifisch deutschen Stamm charakterisieren konnten – woher neues Licht auf die von uns hervorgehobene Eigenheit der Märker als eines Reichsstammes fällt.

Von den Warnen zu den Wilzen und Wagriern

Wenn die Langobarden nur einen Teil des heutigen Mecklenburg besiedelten, so wurde die ganze Mitte und der Osten des Landes in der Frühzeit von den Warnen eingenommen. Dieser germanische Stamm, der ursprünglich nördlich der nahe mit ihm verwandten Angeln in Jütland saß – Warnitz in Nordschleswig bewahrt ihren Namen – und später mit den Angeln zusammen Thüringen besiedelte – wir erinnern uns des Gaues Werinofeld –, hat sehr lange in Mecklenburg gesessen. Wir können die Warnen daher auch blutsmäßig als die ältesten Ahnen der Mecklenburger, sozusagen als die germanischen Ur-Mecklenburger betrachten.

Noch heute gibt es für die warnische Vorzeit Mecklenburgs Namenszeugen: die Stadt Waren und den Fluß Warnow, die beide auf den Stamm der Warnen zurückgeführt werden. Die Warnow fließt von Parchim, in dessen Nähe sie entspringt, bis Rostock quer durch das ganze heutige Mecklenburg und ist der wichtigste ausschließlich mecklenburgische Fluß. Kann man schon darin die Rolle ausgesprochen sehen, die dem warnischen Element in der mecklenburgischen Geschichte zukommt, so gibt die vor der Mündung der Warnow in die Ostsee gelegene Seestadt Rostock ein noch beredteres Zeugnis. Denn Rostock war die ganze mecklenburgische Geschichte hindurch die größte und bedeutendste Stadt des Landes und ist entsprechend heute auch Mecklenburgs einzige Großstadt. Zwar ist es nie Landeshauptstadt gewesen, doch wurde es bei Landesteilungen wie eine Hauptstadt behandelt, indem es – wie Brandenburg bei der Landesteilung der Askanier – den verschiedenen Linien der Dynastie gemeinsam blieb.

Die slawische Endung des Namens Warnow will wenig besagen, zumal sie in dem Namen des schon in der Kolonialzeit an der Außenmündung dieses Warnenflusses angelegten Ortes Warne-

münde, des bekannten Badeortes und Seehafens der Stadt Rostock, wieder fortgefallen ist. Immerhin weist der Flußname mit seiner slawischen Form auf einen wendisch-slawischen Stamm hin, der den germanischen Stammesnamen der Warnen in abgewandelter Form fortgeführt hat, auf die im Flußgebiet der Warnow siedelnden Warnawer oder Warnaber, deren Name vielleicht sogar von dem der Warnow abgeleitet ist.

Die zwischen der oberen Warnow und dem Plauer See siedelnden Warnaber waren ein Teilstamm entweder der Obotriten oder der Wilzen, jener beiden slawischen Völker, die zwischen der germanischen und der deutschen Zeit Mecklenburgs das Land innehatten. Von diesen gelten die Obotriten als die eigentlichen Vorläufer der Mecklenburger, da sich das Gebiet der jenseits der Warnow angesessenen Wilzen oder Liutizen, die im frühen Mittelalter eine bedeutende geschichtliche Rolle spielten, auch weit über den mecklenburgischen Stammesraum hinaus in heute pommersches und märkisches Land erstreckte.

Und wie die östlichen Nachbarn der Obotriten, so verdienen auch die westlichen, die Wagrier, hier Erwähnung. Als die westlichsten aller Ostseewenden waren sie eine Art Vorposten der Obotriten, denen sie teilweise auch stammesmäßig zugezählt werden. Entsprechend bildete Wagrien auch noch lange Zeit einen Teil des frühmittelalterlichen Obotritenreiches, um erst 1143, also in der eigentlichen Zeit der Ostsiedlung dem benachbarten Holstein angegliedert zu werden. Als dessen Teilstück hat die wagrische Halbinsel mit dem Lande Angeln noch heute eine Brückenstellung zwischen Mecklenburg und der jütischen Urheimat der Warnen inne.

Wendische Obotriten werden deutsche Mecklenburger

Ähnlich wie ihre wilzisch-liutizischen Nachbarn waren die Obotriten ein sehr eigenwilliger Stamm, dessen Eindeutschung und Christianisierung erst nach mehreren Anläufen und schweren Rückschlägen gelang. Das alte Obotritenland hat daher eine recht dramatische Geschichte erlebt, ehe es zum deutschen Lande Mecklenburg wurde.

Schon unter den Karolingern bestanden zwischen dem fränkisch-deutschen Reich und dem obotritischen Stamm unmittelbare Beziehungen. Von den Obotriten gegen die Wilzen zu Hilfe gerufen, unterwarf Karl der Große diese und nahm dafür die Hilfe der Obotriten gegen die aufständischen Sachsen in Anspruch, die ihm auch bereitwillig gegeben wurde. Angesichts der gewaltigen Übermacht des germanischen Partners bei dieser fränkisch-wendischen Bundesgenossenschaft liegt die Vermutung nahe, daß hier bereits ein lockeres Abhängigkeitsverhältnis der Wenden vom Reiche bestand.

Unter den Sachsenkaisern aus dem Hause der Ottonen fand dieses vorübergehend gelockerte Verhältnis seine Erneuerung und Festigung. Das Land der Obotriten bildete jetzt den wichtigsten Teil der sogenannten Billungschen Mark, die sich über die heutige mecklenburgische Ostgrenze hinaus bis an die vorpommersche Küste erstreckte. Durch den großen Slawenaufstand von 983, an dem auch die Obotriten teilnahmen, ging jedoch der gesamte Einflußraum dem Reich wieder verloren, und zwar mit recht nachhaltiger Wirkung. An die Stelle des deutschen trat nämlich nun der dänische Einfluß, der auch das folgende Zeitalter der mittelalterlichen Reichsgeschichte, das der Salier, überdauerte.

Nach diesem Zwischenspiel, das besonders betrachtet werden soll, trat dann unter den staufischen Kaisern die obotritische Geschichte in ihr letztes Stadium ein. Ungefähr gleichzeitig mit dem Beginn des Stauferzeitalters im Reiche setzte sich im Obotritenlande der heidnische Fürst Niklot durch, dessen Stammsitz jene südlich von Wismar gelegene Wendenburg war, die dann den deutschen Namen Mecklenburg erhielt. Niklot war so wenig ein Freund der Deutschen wie der Dänen, und so bedurfte es eines zähen Kampfes, ehe es Heinrich dem Löwen gelang, die ehemalige Billungsche Mark neu zu unterwerfen und seinem sächsischen Herzogtum einzugliedern.

Im Jahre 1167 gab Heinrich einen Teil des eroberten Landes dem Sohne Pribislaw des im Kampfe gefallenen Niklot zu Lehen und vermählte zugleich eine seiner Töchter mit dessen Sohn und Erben, der zu dem wendischen Namen Borwin den deutschen Heinrich erhielt. Damit und insbesondere mit der 1170 erfolgten Erhebung Pribislaws zum deutschen Reichsfürsten durch Kaiser Friedrich Barbarossa beginnt die deutsche Geschichte Mecklenburgs, dessen Fürstenhaus dem Volke auf dem Wege zu deutscher Kultur

und Sitte beispielhaft vorangeht. So wurde ohne alle Zwangsmaßnahmen die wendische Vorbevölkerung im Laufe weniger Jahrhunderte völlig eingedeutscht. Schon um 1400 war Mecklenburg ein deutsches Land, und selbst in seinen letzten verstreuten Resten hat sich das mecklenburgische Wendentum nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus erhalten können.

Mit der Eindeutschung des Landes überein ging aber die Eindeutschung auch des Landes- und entsprechend des Stammesnamens. Wie aus den Wenden Deutsche wurden, so wurden namensmäßig aus den Obotriten Mecklenburger. An die Stelle des wendischen Stammesnamens trat der deutsche Name des Stammsitzes der wendischen Fürsten. Nicht unwichtig für die endgültige Durchsetzung des mecklenburgischen Namens aber dürfte eine besondere geschichtliche Fügung gewesen sein. Nach der 1237 erfolgten ersten Landesteilung unter die vier Urenkel Pribislaws (Söhne Heinrich Borwins II.) fiel der Besitz der Linien Parchim und Rostock schon in der zweiten oder dritten Generation an die von dem Stammsitz Mecklenburg den Namen tragende Hauptlinie zurück, die schließlich auch die vierte Linie von Werle (später Güstrow) beerbte. So wurde das ganze alte Obotritenland zum Besitz der Linie Mecklenburg des Hauses Mecklenburg, und hieß also in der Folge mit doppelter Berechtigung das Land Mecklenburg.

Obotritische und nordische Könige

Pribislaw, der erste im Sinne der Reichszugehörigkeit deutsche Fürst des Obotritenlandes, wird in den Urkunden nicht nur princeps, sondern teilweise auch regulus Obotritorum genannt. Er wird also als ein Kleinkönig aufgefaßt, wozu auch der wendische Fürstentitel Knes oder Knese paßt, der von germanisch kuningas (König) abzuleiten ist. Zugleich erinnert der Regulus-Titel aber auch an das vorhergehende Stadium der obotritischen Stammesgeschichte, in dem es unter dänischem Einfluß zur Entstehung eines Wendenkönigtums im Obotritenlande kam.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts warf sich der Wende Gottschalk, ein Nachfahr der Obotritenfürsten Mistiwoi und Mistislaw, die an dem Aufstand von 983 führenden Anteil gehabt hatten, und

ein Sohn des 1028 ermordeten Fürsten Uto, zum „König der Wenden" auf. Gottschalk hatte unter Knut dem Großen lange in England gelebt und dann dessen Großnichte Sigrid von Dänemark geheiratet. Dieser Verschwägerung mit dem dänischen Königshaus entsprach eine enge Anlehnung an Dänemark, wobei aber auch die Beziehungen zu den deutschen Nachbarstämmen nicht vernachlässigt wurden. Gottschalks Ziel war offenbar ein wendisches Großreich in loser Anlehnung an das Reich, wie es in Böhmen unter der Dynastie der Primisliden im Entstehen war.

Der Wendenkönig scheiterte an seinem christlichen Bekehrungseifer. Im Bunde mit den benachbarten Wilzen standen die Obotriten im Jahre 1066 gegen ihren König auf, erschlugen ihn und jagten seine dänische Gattin, nachdem sie sie halbtot gepeitscht hatten, nackend aus dem Lande. An Gottschalks Stelle wählten sie einen heidnischen Wagrier namens Cruto zum Fürsten und kehrten gleichsam noch einmal in das vorgeschichtliche Stadium ihrer Entwicklung zurück.

Erst im folgenden Jahrhundert, im Jahre 1105, konnte Gottschalks mit Sigrid nach Dänemark geflohener Sohn Heinrich das Königtum des Vaters von neuem aufrichten. Aber auch das erneuerte Wendenkönigtum Heinrichs hatte keinen sehr langen Bestand. Nach König Heinrichs Tode im Jahre 1127 stritten sich seine Söhne in blutigen Kämpfen um das väterliche Erbe. Beide Söhne, deren wendisch-dänische Abkunft sich in ihren Namen Zwentepolch und Knut spiegelt, wurden in diesen Kämpfen erschlagen.

Als ihr Erbe ließ sich 1128 König Heinrichs dänischer Vetter Knut Laward, der bereits Herzog von Schleswig war, von dem deutschen König Lothar von Supplinburg zum „König der Wenden" (oder der Obotriten) erheben und krönen. Doch wurde Knut Laward schon 1131 ermordet, womit die Idee eines obotritischen Wendenkönigtums endgültig gescheitert war. Zwar wurde der Titel „König der Wenden" 1196 von dem Dänenkönig Knut Waldemarson, einem Enkel Knut Lawards, wieder aufgenommen, und dessen Bruder Waldemar der Sieger versuchte sogar, das Obotritenland unmittelbar der dänischen Herrschaft zu unterwerfen, doch war dies inzwischen unter der Sippe des Niklot und Pribislaw so weitgehend zu einem Gliede des Reiches geworden, daß der kühn angelegte dänische Anschlag nur vorübergehend gelang.

Doch waren die Beziehungen zwischen dem alten Obotritenlande und dem Norden schon infolge der geographischen Gegebenheiten auch weiterhin sehr eng, und sie sollten bemerkenswerterweise auch zu einem neuen nordisch-obotritischen Königtum führen, in dem die Rollen jedoch umgekehrt verteilt waren. Hatte Mecklenburg unter seinen dänisch versippten Wendenkönigen der Frühzeit gegenüber dem Norden eine passive Rolle gespielt, so übernahm es nun eine aktive Rolle, indem es dem Norden seine eigenen Fürsten und ihre Abkömmlinge als Könige präsentierte.

Im Jahre 1363 wählten die Schweden an Stelle ihres unfähigen bisherigen Königs Magnus dessen Neffen Albrecht von Mecklenburg zum König, dem es mit Hilfe seines tatkräftigen Vaters, Herzog Albrechts des Großen, auch gelang, sich gegen Magnus und seine Anhängerschaft durchzusetzen. So trug nun ein Mecklenburger die schwedische Krone, und die Dynastie der Folkunger schien von der der Obotriten abgelöst werden zu sollen.

Auch in Dänemark hatten die Mecklenburger begründete Aussicht auf die Nachfolge im Königtum. Wie Herzog Albrecht der Große mit der Folkungerin Euphemia von Schweden, so war sein Sohn Heinrich – Albrechts von Schweden Bruder – mit der Ulfingerin Ingeborg von Dänemark vermählt. Ingeborg war die älteste Tochter des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, der keine männlichen Erben hatte und daher 1341 mit Albrecht dem Großen übereinkam, daß beider gemeinsamer Enkel Albrecht in Dänemark folgen sollte.

Als aber der letzte Ulfingerkönig 1375 starb, wählten die Dänen statt des Sohnes seiner ältesten Tochter Ingeborg den seiner jüngeren Tochter Margarete, den jugendlichen Folkunger Olaf von Norwegen zum König, für den seine Mutter, die „Semiramis des Nordens", die Regierung führte. Die tatkräftige und staatskluge Margarete bereitete dann, nach ihres Sohnes Tode Königin von Dänemark und Norwegen auch dem Namen nach, überdies der mecklenburgischen Herrschaft in Schweden ein Ende. Nachdem sich König Albrecht durch Begünstigung seiner deutschen Landsleute unbeliebt und verhaßt gemacht hatte, verband sich Margarete mit den unzufriedenen Schweden und besiegte 1389 den Mecklenburger, der noch lange ihr Gefangener war und nur gegen den Verzicht auf die Krone freigelassen wurde. Allein die Insel Gotland konnte König Albrecht

von seinem schwedischen Besitz behaupten. Sein Sohn Erich errichtete hier 1395 eine kurzlebige Herrschaft, die 1397 mit seinem Tode endete.

So blieb das nordische Königtum der Mecklenburger eine noch kürzere Episode als es das obotritische Königtum der Dänen gewesen war. Da die nordische Semiramis aber kinderlos war, so mußte sie schließlich unter den Nachkommen ihrer mecklenburgischen Schwester nach den Erben ihres dreifachen Königreiches Ausschau halten. Daher gelangte mit Erich von Pommern, dem Sohn einer Tochter der Ingeborg, immerhin ein halber Mecklenburger in den Besitz der drei nordischen Kronen, und auch dessen Nachfolger Christoph von Bayern stammte als Urenkel aus der dänisch-mecklenburgischen Ehe.

Im 16. Jahrhundert machte noch einmal ein mecklenburgischer Albrecht den Versuch, die schwedische Krone zu erlangen, indem er sich auf die nordischen Umsturzpläne Jürgen Wullenwebers einließ. Doch blieb dieser Versuch schon im Ansatz stecken, so daß das einzige länger bewahrte Erbe aus der schwedischen Ehe Albrechts des Großen der Folkungername Magnus war, den mehrere Mecklenburger führten, vor allem Albrechts eigener Sohn Magnus I., der Stammvater aller späteren Herzöge von Mecklenburg.

Die Beziehungen zum Norden aber wurden später wieder durchaus passiv. Im Westfälischen Frieden mußte Mecklenburg 1648 die Hafenstadt Wismar mit der Insel Poel und der Enklave Neukloster an Schweden abtreten, die erst 1803 gegen eine hohe Entschädigung als Pfand zurückerworben werden konnte. Erst 1903, also bereits in unserem Jahrhundert, hat Schweden auf die Einlösung des verpfändeten Wismar endgültig Verzicht geleistet.

Schweriner in Mecklenburg und Tecklenburg

Albrecht der Große hat nicht nur Schweden, sondern auch Schwerin für sein Haus erworben. Während die Erwerbung der schwedischen Krone aber ein aufs letzte besehen fragwürdiger Gewinn war, weil Mecklenburg für die Beherrschung eines nordischen Königreiches eine zu schmale Basis war, ist die Erwerbung von

Schwerin zweifellos eines der wichtigsten Ereignisse der mecklenburgischen Landes- und Stammesgeschichte.

Schwerin war schon in obotritischer Zeit eine der wichtigsten Burgen des Landes. Nach seinem Sieg über Niklot machte Heinrich der Löwe die zerstörte Wendenburg daher zum Sitz seines Gefolgsmannes Gunzel von Hagen, den er als Grafen von Schwerin zum Statthalter des Obotritenlandes erhob. Außerdem wurde anstatt des von König Gottschalk gestifteten, aber inzwischen untergegangenen Bistums Mecklenburg ein Bistum Schwerin gegründet, so daß Schwerin sowohl den politischen als auch den kirchlichen Mittelpunkt des Landes bildete.

Auch nach der 1167 erfolgten Aussöhnung zwischen Deutschtum und Obotritentum blieb Schwerin zunächst die wichtigste deutsche Stadt des Landes und der Ausgangspunkt der deutschen Siedlung. Aber die anfängliche Gegenspielerschaft zwischen der deutschen Dynastie von Schwerin und der obotritischen von Mecklenburg wurde bald von einem gemeinsamen Wetteifer um die Besiedlung des Landes abgelöst, was eine gegenseitige Angleichung zur Folge hatte. So begegnen wir auf der Stammtafel der Schweriner bei dem Urenkel Gunzels von Hagen dem obotritischen Namen Niklot (Nikolaus).

Der Sohn dieses Niklot von Schwerin tat einen für die Zukunft seines Hauses wichtigen Schritt, indem er Richardis von Tecklenburg, die Erbtochter dieser westfälischen Grafschaft, heiratete. So wurde Nikolaus III. von Schwerin 1329 Herr der Grafschaft Tecklenburg am Teutoburger Walde. Eine gleichnamige Enkelin der Richardis von Tecklenburg aber heiratete dann Albrecht von Mecklenburg und Schweden, und im Namen dieser jüngeren Richardis erhob Albrecht der Große Anspruch auf Schwerin, das er nach langen Streitigkeiten schließlich 1358 durch Kauf erwerben konnte.

Die Schweriner haben damit in der gleichen Generation, in der sie das tecklenburgische Erbe erwarben, das mecklenburgische preisgegeben. Allerdings wurde mit Schwerin nun erst der mecklenburgische Name verknüpft. In der Folge aber war Schwerin regelmäßig der Sitz der Hauptlinie des obotritischen Hauses und wurde so nächst Rostock zur wichtigsten Stadt des Mecklenburger Landes, zumal nachdem 1648 im Westfälischen Frieden auch das

Bistum Schwerin (wie das von Ratzeburg) mit seinem umfangreichen Territorialbesitz unter dem Titel eines Fürstentums Schwerin an Mecklenburg fiel.

Brandenburger und Mecklenburger

Das zufällige Nebeneinander der Landschaftsnamen Mecklenburg und Tecklenburg lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den besonderen Typus, den der Stammesname der Mecklenburger darstellt. Es ist der Typus des Landesnamens, der von einem befestigten Punkt als dem Hauptort des Landes seinen Ausgang nimmt. Diesem Typus gehören Namen wie Oldenburg, (Sachsen-) Altenburg, Luxemburg und Brandenburg an. Doch sind die meisten dieser Namen nicht zu Stammesnamen geworden, da die Oldenburger, Altenburger und Luxemburger nicht einmal als Teilstämme, sondern allenfalls als territoriale Splitterstämme bezeichnet werden können.

Nur in einem Falle außer dem mecklenburgischen ist es zur Bildung eines echten Stammesnamens dieses Typus gekommen, der allerdings nur neben einem anderen und gebräuchlicheren Namen verwandt wird: in dem Namen Brandenburger für die den Mecklenburgern benachbarten Märker. Beiläufig sei an dieser Stelle auch auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß der Name des Frühstammes der Burgunder das gleiche Namenselement, jedoch in ganz anderer Bedeutung enthält. Der Burgundername mit der Bedeutung Bergbewohner ist ein echter Stammesname, während die Namen der Brandenburger und Mecklenburger sekundäre Bildungen sind. Das tritt nicht zuletzt auch im Vergleich mit den Namen der Altstämme hervor: wurden zuvor die Länder nach den besiedelnden Stämmen benannt, so erfolgt die Benennung nach der Herausbildung der Territorialstaaten nach den Stammsitzen und Residenzen der Fürsten, und von den Landesnamen werden dann erst die neuen Stammesnamen abgeleitet.

So ist das Nebeneinander des brandenburgischen und des mecklenburgischen Namens im ostdeutschen Siedlungsraum nicht zufällig, und es hat daher auch seinen Sinn, den mannigfachen Parallelen in

der geschichtlichen Entwicklung der beiden Länder nachzugehen, die der Namensanalogie entsprechen.

Die Parallelen ergeben sich zum Teil schon aus der nahen Nachbarschaft. So haben mecklenburgische Langobarden auch in der märkischen Prignitz gesiedelt, und die Ortsnamen von Wendisch- und Deutsch-Warnow, die sich an der Grenze der Prignitz gegen Mecklenburg finden, weisen auf Siedlungen wenn nicht der germanischen Warnen, so doch der slawischen Warnaber hin. Und was die Wilzen angeht, so hat deren einer Hauptstamm das östliche Mecklenburg, der andere das westliche Brandenburg besiedelt; die mecklenburgischen Wilzen waren die um das berühmte Wendenheiligtum Rethra siedelnden Redarier, die brandenburgischen Wilzen die nach dem Havelfluß benannten Heveller mit der Hauptstadt Brandenburg.

Diesen Zufallsanalogien ist keine allzugroße Bedeutung beizumessen. Um so bedeutsamer aber ist es, daß in der ottonischen Zeit beide Länder zu Marken werden: über das später mecklenburgische Land breitet sich die Billungische Mark aus, während das Havelland um Brandenburg einen der wichtigsten Gebietsteile der Geronischen Mark bildet. Wir können diese Tatsache sogar mit der späteren Namensbildung in Zusammenhang bringen, denn mehr als im Binnenlande kam es in den Marken auf den Besitz beherrschender Burgen an, und so lag in der alten geronisch-nordsächsischen Mark die Namengebung nach der Stammburg der Hevellerfürsten ebensonahe wie in der billungischen Mark die nach der Stammburg der Obotriten.

So tritt auch in beiden Grenzgebieten zu annähernd der gleichen Zeit ein einheimischer Fürst desselben Namens auf, der den für die künftige Eindeutschung des Landes entscheidenden Schritt vollzieht. Pribislaw von Brandenburg vermacht 1144 seinem Patenkinde, dem Sohn und Nachfolger Albrechts des Bären, das Havelland, das 1150 beim Tode des Hevellerfürsten in dessen Besitz gelangt. Pribislaw von Mecklenburg aber wird 1167 von Heinrich dem Löwen mit dem Obotritenlande belehnt und 1170 vom Kaiser zum Reichsfürsten erhoben.

Nur wenige Generationen später sollten die Erben der beiden Pribislawe auch in verwandtschaftliche Beziehungen zueinander treten, die eine nicht unwichtige territoriale Veränderung zur

Folge hatten. Die Askanier hatten um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Land Stargard durch den Vertrag von Kremmen von den Pommernherzögen erworben und besiedelt. Albrechts des Bären Urenkel Johann I. gründete hier 1248 Neubrandenburg als Tochterstadt des älteren Brandenburg an der Havel. Infolge der askanischen Erbteilung kam das Land 1267 an Johanns Neffen Albrecht III. von der Salzwedeler Linie. Albrecht von Brandenburg-Stargard aber blieb ohne männliche Erben, und so gelangte das Stargarder Land 1292 als Mitgift seiner Tochter Beatrix in den Besitz von deren Gemahl Heinrich dem Löwen von Mecklenburg.

Nach dem Tode seiner Stargarder Base forderte Waldemar der Große von Brandenburg das Land von dem Mecklenburger zurück, wurde aber in der Schlacht bei Gransee besiegt und mußte 1317, im Todesjahre des letzten Askaniers von der Salzwedeler Linie, endgültig auf Stargard verzichten. Nach Waldemars frühem Tode und dem darauffolgenden Aussterben der Askanier von Brandenburg konnte der mecklenburgische Heinrich der Löwe sich auch in der brandenburgischen Vormark Prignitz festsetzen, deren Bevölkerung ihm freiwillig huldigte, doch mußte er auf diesen Besitz wieder verzichten, als sich 1324 die Wittelsbacher in der Mark festsetzten.

Heinrich von Mecklenburg hatte das Stargarder Land als brandenburgisches Lehen erhalten, was der Tatsache entspricht, daß dieses von der Mark her besiedelte Land, dessen Ortsnamen (etwa Mechow) vielfach sogar der Mark entnommen wurden, auch in der Zukunft immer eine gewisse Brückenstellung zwischen Brandenburg und Mecklenburg behielt. Kaiser Karl IV. aus dem luxemburgischen Hause, der Mecklenburg auch zum Herzogtum erhob, erklärte allerdings 1347 das Land Stargard, um seinen wittelsbachischen Gegenspielern in Brandenburg Abbruch zu tun, für ein Reichslehen.

Stargard wurde dann 1352 unter Heinrichs des Löwen zweitem Sohn Sitz einer mecklenburgischen Nebenlinie, die bis 1471 bestand. Aus Brandenburg-Stargard war also Mecklenburg-Stargard geworden, aber Residenz der mecklenburgischen Stargarder war Neubrandenburg, dessen Name nicht die einzige Erinnerung an die märkische Vergangenheit des Ländchens war. Auch später blieb Neubrandenburg die „Vorderstadt" des Stargarder Kreises, wie Güstrow und Parchim Vorderstädte des Wendischen und des Mecklen-



16. Obotriten und Mecklenburger

burgischen Kreises waren, und noch heute zeigt das Stargarder Land einen deutlichen märkischen Einschlag, der beispielsweise stärker ist als der holsteinische Einschlag im nordwestlich an Mecklenburg anschließenden Lande Ratzeburg.

Das Stargarder Land war nicht das einzige brandenburgische Erbe der Mecklenburger, denn mit der Tochter Albrechts von Brandenburg-Stargard kam auch der askanische Erbname Albrecht in das obotritische Haus, in dem er mehrere Generationen hindurch sehr häufig war. Der schon mehrfach genannte Albrecht der Große von Mecklenburg war der Sohn Heinrichs des Löwen und der brandenburgischen Beatrix und stammte so durch seine askanische Mutter unmittelbar von Albrecht dem Bären ab: dessen Enkel war Albrecht II., dessen Enkel wieder Albrecht III. von Stargard, und des Stargarder Albrechts Enkel war, wie aus dem Gesagten hervorgeht, Albrecht der Große. Spätere mecklenburgische Träger des Askaniernamens waren dann Albrechts des Großen Sohn König Albrecht von Schweden sowie sein Enkel, der 1375 beinahe König von Dänemark geworden wäre.

Die brandenburgisch-mecklenburgischen Beziehungen blieben auch weiter eng, wenn auch nicht immer freundlich. Als mit Friedrich I. die Hohenzollern nach Brandenburg kamen, suchte dieser das Stargarder Land wieder unter märkische Lehnshoheit zu bringen und sie womöglich auf ganz Mecklenburg auszudehnen. Er setzte 1418 wegen Verweigerung des Lehnseides Herzog Johann von Stargard gefangen und hatte schon vorher 1415 von der Linie Güstrow die Anerkennung seiner Lehnshoheit erreicht. Die dadurch verursachten mannigfachen Streitigkeiten zwischen den beiden Nachbarländern wurden erst 1442 durch die im Vertrag von Wittstock abgeschlossene Erbverbrüderung der beiden Häuser bereinigt.

Indem damals der Mecklenburger Herzog dem Brandenburger Kurfürsten für sich und seine Nachfolger die Erbhuldigung leistete, wurde die tragfähige Grundlage für ein freundnachbarliches Verhältnis geschaffen, das seither all die Jahrhunderte hindurch beständig geblieben ist. Von diesem guten Verhältnis geben nicht zuletzt auch eine ganze Anzahl mecklenburgisch-brandenburgisch-preußische Eheschließungen Zeugnis: sowohl die Königin Luise als auch die Kronprinzessin Cäcilie sind dem mecklenburgischen Hause entsprossen. So blieb die Erbverbrüderung von 1442 auch bis zuletzt

in Kraft. Nach der mecklenburgischen Thronfolgeordnung sollte bei dem Aussterben der einen Linie die andere, beim Aussterben beider Linien aber das brandenburgisch-preußische Haus zur Erbfolge berechtigt sein.

Wiligard zwischen Stuttgart und Nowgorod

Wenn wir durch die brandenburgisch-mecklenburgische Namensähnlichkeit zu einer vergleichenden Betrachtung der Geschichte beider Länder und Stämme angeregt wurden, so lassen sich vom Namen Mecklenburg her auch noch weitere interessante Beziehungen aufweisen. Wie der märkische Stammesname hat auch der mecklenburgische eine Vorgeschichte, die weniger der eigentlichen Geschichte als vielmehr der Sprachgeschichte zugehört.

Der Name Mecklenburg ist durchaus deutsch, auch, wie wir noch sehen werden, in seinem uns heute etwas fremd gewordenen ersten Bestandteil. Das ist sehr eigenartig, denn wir wissen, daß die bereits 995 zum erstenmal erwähnte „Mikilenburg" – in der Nähe des noch heute bestehenden Dorfes Mecklenburg – der Stammsitz der obotritischen, also wendisch-slawischen Dynastie des Landes war. Alle anderen Wendenburgen des Obotritenlandes sind uns unter slawischen Namen – beispielsweise Schwerin, Ilow, Stargard, Kessin (Hauptburg des Stammes der Kessiner) – überliefert. Wie kommt also Mecklenburg zu seinem deutschen Namen?

Auf die denkbar einfachste Weise: durch Übersetzung. In slawischer Zeit hatte die Hauptburg des Landes auch einen slawischen Namen und hieß Wiligard, was soviel wie Großburg, große Burg bedeutet. Das zweite Namenselement ist uns nicht unbekannt. Es ist uns im vorigen Abschnitt im Namen Stargard mehrfach begegnet. Außer dem (brandenburgisch-) mecklenburgischen gibt es auch ein pommersches Stargard, das übrigens wie das mecklenburgische zeitweise Sitz einer Nebenlinie war, sowie ein (west-) Preußisch-Stargard. Außerdem stoßen wir in Pommern auf die Ortsnamen Belgard und Naugard, von denen uns der erste an die serbisch-südslawische Hauptstadt Belgrad, der andere an das russische, also ostslawische Nowgorod erinnert, dessen Namen die hanseatischen Kaufleute in Naugard verdeutschten. Auch Leningrad gehört in

diesen Zusammenhang und schließlich, aber nicht zuletzt der alte slawische Name Zarigrad für Konstantinopel, das uns sogleich noch einmal in anderem Zusammenhang begegnen wird.

Das slawische Wort Gard oder Grad, das wir auch im rügenschen Garz und im pommerschen Gartz vor uns haben, bezeichnet die Burg, und so bedeutet Stargard „alte Burg", Naugard „neue Burg" und Belgard „weiße Burg". Während diese Namen im östlichen Mecklenburg und in Pommern in ihrer slawischen Form erhalten blieben, sind sie in den am frühesten dem Deutschtum gewonnenen westlicheren Slawenländern mit eingedeutscht worden. So begegnet uns das der Insel Fehmarn gegenübergelegene Stargard in Wagrien, der früheste Sitz des 1163 nach Lübeck verlegten Bistums, schon bald als Aldenburg und Oldenburg, und entsprechend ist der Name der kleinen mecklenburgischen Stadt Wittenberg – zeitweise Residenz einer Linie der Grafen von Schwerin – die Übersetzung eines slawischen Belgard.

Das zugrundeliegende slawische Wort, dessen altslawische Form gradu Burg, Stadt und Garten bedeutet, ist aber gar kein urslawisches Besitztum, sondern, wie schon die letzte der drei erwähnten Bedeutungen nahelegt, eine alte Entlehnung aus dem Germanischen. Zwar geht das Wort auf eine indogermanische Wurzel zurück, zu der auch das griechische choros – in unserem „Chor" erhalten – und das lateinische hortus für „Garten" gehören, aber die altslawische Form weist auf ein germanisches Zwischenstadium, das im gotischen garda „Gehege" überliefert und im englischen yard „Hof(raum)" erhalten ist (während englisch garden auf das aus dem Althochdeutschen entlehnte französische jardin – altfranzösisch jart und nordfranzösisch gardin – zurückweist). Der Bedeutungskern ist nach Kluge, der auch Verwandtschaft mit Gurt für wahrscheinlich hält, „Einfriedigung", und es ist höchst reizvoll, daß wir auf dieser Spur auch einem sehr bekannten deutschen Ortsnamen begegnen, nämlich dem der württembergischen Hauptstadt und süddeutschen Großstadt Stuttgart, die allein halb so viel Einwohner wie das ganze nach Wiligard genannte Land Mecklenburg hat. Der Name Stuttgart nämlich bedeutet Stutengarten im Sinne von „Gehege für Stuten", und er steht, wie ein langobardisches Wort stôdigarda für Roßpferch und der 1126 erwähnte Ortsname Stuthigarda bei Cremona zeigen, nicht einmal allein. Auch mit seinem älteren, slawischen

Namen also steht Mecklenburg dem germanisch-deutschen Kulturkreis nicht allzufern, wie es ja auch geographisch ungleich näher bei Stuttgart als etwa bei Nowgorod liegt.

Mecklen- als Großen-Burg

Der Name von Mecklenburg selber steht demnach als Übersetzungsform keineswegs allein, wenn es auch auf jeden Fall bemerkenswert bleibt, daß mit der Übersetzung des alten Wiligard die einstige Hochburg des Wendentums einen deutschen Namen empfing, wogegen paradoxerweise Schwerin, das deutsche Zentrum des Landes, seinen wendischen Namen behielt. Was aber Mecklenburg vor Wittenburg, der weißen, und Oldenburg, der alten Burg, auszeichnet, das ist die Tatsache, daß in seinem Namen ein altes, heute so gut wie ausgestorbenes Wort erhalten ist.

Wer mit der mittelalterlichen deutschen Dichtung vertraut ist, kennt das mittelhochdeutsche „michel" für groß, dem im Althochdeutschen „mihhil" und im Altsächsischen „mikil" entspricht. Das Wort kommt noch bei Hans Sachs – „Und sei ihr gar ein michel Schar" – vereinzelt vor, ist aber seitdem ausgestorben. Nur in einzelnen deutschen Mundarten Lothringens und im Ostfriesischen, also in zwei ausgesprochenen Randgebieten des deutschen Sprachraums, ist es erhalten geblieben.

Außerdem ist es aber in einigen Ortsnamen wie Michelau, Michelbach, Micheldorf, Michelfeld und Michelstadt bewahrt, die nichts mit dem Personennamen Michel oder Michael zu tun haben, sondern „Großau", „Großbach", „Großdorf", „Großfeld" und „Großstadt" bedeuten. Allerdings ist der bekannteste dieser Orte, das hessische Michelstadt im Odenwald, alles andere als eine Großstadt, sondern vielmehr eine sehr kleine Kleinstadt.

Dagegen war das Mikilgard oder Michelgart des Mittelalters eine um so größere und mächtigere Stadt, denn dieser Name war nichts anderes als die germanische Bezeichnung für Konstantinopel, das östliche Rom und die zweite Hauptstadt der damaligen Welt, die von den Griechen Byzanz, von den Türken Stambul und von den Slawen, wie wir eben erst sahen, Zarigrad genannt wurde. Und wenn man Michelgart als eine germanische und deutsche Bezeichnung

neben Stuttgart stellen kann, so können wir es noch besser mit Wiligard-Mecklenburg vergleichen, da beide (oder alle drei) Namen die gleiche Bedeutung haben. Noch enger also als mit Stuttgart oder Nowgorod gehört Mecklenburg, die mit wendischen Maßen gemessen „große Burg", dem Sinne nach mit Konstantinopel zusammen.

Obwohl das der Namengebung zugrundeliegende Wort außer Gebrauch kam, hat sich die Erinnerung an den einstigen Sinn des Namens Mecklenburg auch in späteren Zeiten erhalten. So ist der Name in lateinischen Urkunden als Magnopolis oder Megalopolis übersetzt, und beispielsweise wird Wallenstein, der während des Dreißigjährigen Krieges auf usurpatorische Weise in den Besitz des mecklenburgischen Herzogtums gelangt war, Dux Megalopolitanus genannt. Dazu ist noch besonders zu bemerken, daß das lateinische magnus und das griechische megas nicht nur die gleiche Bedeutung wiedergeben, sondern mit dem altsächsischen mikil auch urverwandt sind. Auch auf den mehrfach vorkommenden Herzogsnamen Magnus sei in diesem Zusammenhang noch einmal verwiesen, denn dieser lateinische Name bedeutet nicht anderes als „der Große" und Magnus von Magnopolis-Mecklenburg also entsprechend „der Große von Großenburg".

Luxemburg – Gegenteil von Mecklenburg

Wenn Mecklenburg in der Bedeutung Großburg oder genauer Großenburg – die einheimische Mundartform „Mäkelbörg" hat den n-Laut der hochdeutschen Form nicht – als Landesname zum mindesten den Reiz der Eigenart hat, so ist es ein noch kurioseres Spiel des Zufalls, daß es unter den übrigen Namen deutscher Länder ein genaues Gegenstück dazu gibt, nämlich Luxemburg, das Land, das nach der „kleinen Burg" Lützelburg den Namen trägt. Luxemburg ist also sozusagen das Gegenteil von Mecklenburg, und wir können den Namen der Luxemburger ebensogut mit „Kleinburger" wie den der Mecklenburger mit „Großburger" oder „Großenburger" übersetzen.

Zudem ist die sprachgeschichtliche Entwicklung bei den beiden zugrundeliegenden Worten sehr ähnlich verlaufen. Wie „michel" ist

auch „lützel“ im Hochdeutschen ausgestorben, wogegen allerdings die entsprechende niederdeutsche Form „lütt“ – ebenso wie das englische „little“ und das dänische und schwedische „lille“ – erhalten blieb. Die hochdeutsche Form ist ähnlich wie bei „michel“ nur in einigen oberdeutschen (deutsch-lothringischen und schweizerischen) Mundarten bewahrt geblieben.

Entsprechend weisen auch einige Ortsnamen, zu denen ja auch Luxemburg gehört, die ausgestorbene Form auf. Während im Namen Luxemburg (mittellateinisch Lucemburgum) das alte „lützel“ kaum noch erkennbar ist, führen einige andere Orte den Namen noch heute in seiner alten Form, so das elsässische Dorf Lützelburg bei der gleichnamigen Burgruine im Zorntal bei Zabern. Ebenfalls im Elsaß liegt die Stadt Lützelstein (französisch: La Petite Pierre) mit der Burg gleichen Namens. In der Schweiz liegt an der Emme im Kanton Bern das Dorf Lützelflüh, in dem Jeremias Gotthelf Pfarrer war. Bereits im Sachsenkapitel haben wir die sächsische Karolingersiedlung Lützelsachsen an der Bergstraße genannt, die in alten Urkunden im Gegensatz zu dem benachbarten Großsachsen „Sahssenheim minor“ hieß. Schließlich können wir aber auch noch einen Ortsnamen aus dem nächsten Umkreis des mecklenburgischen Stammesgebiets anfügen, nämlich den Namen der holsteinischen Stadt Lütjenburg, die auf der ehedem zum Obotritenlande gehörigen Halbinsel Wagrien liegt und gleichsam ein niederdeutsches Luxemburg oder die niederdeutsche Entsprechung zu dem benachbarten Mecklenburg darstellt.

Weitaus am kuriosesten aber erscheint uns die Tatsache, daß es zwischen Mecklenburg und Luxemburg, dem niederdeutschen Großburger- und dem oberdeutschen Kleinburgerland Parallelen sogar in ihrer geschichtlichen Entwicklung gibt. Von demselben deutschen Kaiser (aus dem luxemburgischen Hause) und zu beinahe derselben Zeit wurde 1348 Mecklenburg und 1354 Luxemburg zum Herzogtum erhoben, und nicht lange nachdem die Luxemburger 1308 das deutsche und 1310 das böhmische Königtum erworben hatten, erwarben die Mecklenburger 1363 die schwedische Krone.

Gleichzeitig mit Mecklenburg wurde dann 1815 auf dem Wiener Kongreß auch Luxemburg Großherzogtum. Und wie es bis zur Vereinigung im Jahre 1933 zwei Mecklenburgs gab, so gibt es seit der belgischen Revolution – genauer seit 1839 – auch zwei Luxemburgs,

nämlich das deutschsprachige Großherzogtum und die von Wallonen bewohnte belgische Provinz Luxemburg. Endlich aber hat das Aussterben des oranischen Mannesstammes in den Niederlanden im Jahre 1890 sowohl einerseits die Lösung Luxemburgs von Holland als auch anderseits die Verbindung des oranischen mit dem obotritischen Hause zur Folge, die 1901 durch die Vermählung der Königin Wilhelmine mit Prinz Heinrich von Mecklenburg erfolgte.

„Vandalia" und die Wenden

Die erwähnte Zweiteilung des mecklenburgischen Landes geht auf den von uns ausführlich betrachteten alten Gegensatz zwischen dem von der Mark her besiedelten Lande Stargard und dem übrigen Mecklenburg zurück. Als dem Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin von seinem Oheim Adolf Friedrich der Besitz des 1695 heimgefallenen Landes der Güstrower Linie streitig gemacht wurde, ließ sich der Schweriner Herzog 1701 nach langen Streitigkeiten dazu herbei, dem Oheim zwar nicht das Güstrower Land, dafür aber zwei mecklenburgische Randgebiete im Südosten und Nordwesten, nämlich das Stargarder und das Ratzeburger Land abzutreten, wodurch die nach Adolf Friedrichs im Lande Stargard gelegener Residenz Neustrelitz benannte Strelitzer Linie neben die ältere Schweriner trat.

Die Ursache dieser neuen Zweiteilung des Landes aber war das Erlöschen der Güstrower Linie, die sich bereits mehrfach von der Hauptlinie abgezweigt hatte, so daß das Güstrower Land die längste Zeit der mecklenburgischen Landesgeschichte hindurch ein selbständiges oder wenigstens halbselbständiges Dasein geführt hat. Während es sich bei Stargard-Strelitz um eine Randlandschaft handelt, haben wir es bei der älteren Teilung in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow mit einer echten Zweiteilung zu tun, was auch daraus hervorgeht, daß das Land seit alters in den eigentlichen mecklenburgischen und in den wendischen Kreis gegliedert wird, wozu als dritter der sehr viel kleinere Stargarder Kreis kommt.

Diesem Nebeneinander eines Mecklenburgischen (Schwerin) und eines Wendischen Kreises entspricht es, daß die letzten Glieder der

1237 abgezweigten ältesten Linie (Werle-) Güstrow, die 1348 nicht mit zu Herzögen erhoben worden waren, den Titel „Fürst von Wenden" führten. Auch die früh ausgestorbene Linie Rostock hatte sich „de Slavia" oder „de Sclavia" genannt, was die lateinische Entsprechung zu dem deutschen Landesnamen Wenden ist, der in ähnlicher Weise von dem wendischen Stammesnamen abgeleitet ist wie die deutschen Landesnamen Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern von den zugehörigen Stammesnamen.

Doch wurde der Wendenname nicht allein zur Bezeichnung des östlichen Landesteils gebraucht, er wurde auch auf das ganze Land angewandt, und zwar trotz seiner längst erfolgten völligen Eindeutschung insofern nicht zu Unrecht, als die mecklenburgische Dynastie als einziges deutsches Fürstenhaus mit ihrem Mannesstamm bis in die wendische Vorzeit zurückreicht. So wurde der erst im vergangenen Jahrhundert gestiftete Hausorden der mecklenburgischen Großherzöge der Orden der Wendischen Krone genannt, und schon in früheren Jahrhunderten haben sich die Herzöge den Titel „Fürst der Wenden" beigelegt.

Infolge einer eigenartigen Verwechslung lautete dieser Titel aber in der lateinischen Umschreibung „Princeps Vandalorum", wie sich auch die Könige von Schweden auf ihren Münzen als „Suecorum, Gothorum, Vandalorumque reges" bezeichneten. Es wurden in beiden Titulaturen die Wenden irrtümlich mit den Wandalen identifiziert. Während man dabei aber immerhin die Wenden meinte, entstand aus der Namensverwechslung als eine Art „philologischer Mythos" später die Vorstellung und Meinung, der Germanenstamm der Wandalen habe in Mecklenburg gesessen und der deutsche Mecklenburgerstamm könne also seine Abkunft auf diese frühesten mecklenburgischen Germanen zurückführen. Diese romantische Vorstellung fand weite Verbreitung, so daß sich beispielsweise eine bei der Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810 aufgetane Landsmannschaft der Mecklenburger den Namen „Vandalia" zulegte.

Die Meinung von der wandalischen Abkunft des Stammes ist auch heute in Mecklenburg noch verbreitet und populär, nichtsdestoweniger aber durchaus unrichtig. Denn so gewiß Mecklenburg in frühgeschichtlicher Zeit ein germanisches Land war, und so viele Germanenstämme an seiner Besiedlung teilgenommen haben –

außer den Warnen sicher die Langobarden und wahrscheinlich auch die Semnonen –, so ist eine Teilnahme gerade der Wandalen nach allen geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Zeugnissen doch völlig unwahrscheinlich. Und doch hat diese irrige Mythologie einen Sinn, indem sie nicht nur auf die germanische Frühzeit Mecklenburgs hinweist, sondern zugleich auch die Wenden als einen deutschen Stamm auffaßt, was sie nicht ihrer Sprache nach, wohl aber ihrer geschichtlichen Prägung nach waren und – soweit sie in geringen Resten bis heute fortbestehen – auch sind.

Die Pommern

Der Name der Pommern bestätigt als Ausnahme die bemerkenswerte Regel, daß die meisten Neustämme des Ostraums Namen deutscher oder germanischer Herkunft tragen. Außer dem Namen der Preußen ist nur der Pommernname nichtdeutscher Herkunft, und da der Preußenname baltischen Ursprungs ist, weist unter allen deutschen Stammesnamen der pommersche als einziger auf slawischen Ursprung zurück. Zwar hat der Name der Schlesier ein slawisches Zwischenstadium durchlaufen, aber entscheidend bleibt doch seine Abkunft von dem germanischen Stammesnamen der Silinger. Und wenn wir die zwischen Pommern und Schlesiern siedelnden ostdeutschen Märker mit in den Kreis der Betrachtung ziehen, so ist nicht nur der Märkername ausgesprochen deutsch, sondern auch der daneben geltende Name Brandenburger weist auf germanisch-deutschen Ursprung hin.

Von allen ostdeutschen Namen kann man mit dem pommerschen in dieser Hinsicht allein den mecklenburgischen vergleichen, der zwar durchaus deutsch ist, aber immerhin auf die Übersetzung eines slawischen Namens der Frühzeit zurückweist. Dem entspricht es, daß die pommersche Stammesgeschichte mit der mecklenburgischen manche Übereinstimmungen und Analogien aufweist, die in ihrer übergroßen Mehrzahl nicht zufälliger Art sind und deren kurze Erwähnung daher hier vorweggenommen sei.

Auf die wendisch-slawische Wurzel führt die Tatsache zurück,

daß beide Länder oder wenigstens Teile ihres Gebiets im Mittelalter Slawien (Slavia) oder Wenden genannt wurden. Der vollständige Titel der Pommernherzöge enthält auch die Bezeichnung Slavie dux oder in der deutschen Form „der Wende hertoge", und auch die Wiedergabe und Ersetzung des wendischen Namens durch den wandalischen, die in Mecklenburg zu so eigenartigen Folgen geführt hat, treffen wir in Pommern wieder: die älteste Pommernkarte enthält Vandalia als Gebietsbezeichnung, und auch an anderen Stellen wird das sogenannte Herzogtum Wenden nicht nur mit Slavia, sondern auch mit Vandalorum ducatus oder ducatus Vandaliae übersetzt.

Besonders eng waren seit je die Beziehungen zwischen Mecklenburg und Vorpommern. Sie gingen meist weit über den Rahmen gewöhnlicher Nachbarschaftsbeziehungen hinaus, so daß die Vorpommern vielfach noch heute – so etwa von Nadler – im Hinblick auf ihre Stammesart mit den Mecklenburgern zusammengestellt, wenn nicht gar ihnen zugezählt werden. Schon in der wendischen Frühzeit gehörte Vorpommern wie das östliche Mecklenburg zum Stammesgebiet der Wilzen oder Liutizen, das erst an der Oder an das Gebiet des Pomoranenstammes grenzte. In der Zeit der deutschen Ostsiedlung strebten die mecklenburgischen Fürsten dann immer von neuem zur vorpommerschen Küste und nach Rügen und führten beispielsweise in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Pommern-Wolgast einen Krieg um die rügensche Erbschaft.

Fast um dieselbe Zeit, in der Albrecht der Große (von Schwerin) seinem Lande Mecklenburg eine sicher fundierte Machtstellung schuf, tat Barnim der Große (von Stettin) für Pommern das gleiche. Im Jahre 1348, in dem Mecklenburg von Karl IV. zum Herzogtum erhoben wurde, wurden Barnim von Pommern die 1338 erworbene Reichsunmittelbarkeit seines Landes sowie das Recht bestätigt, das herzogliche Barett zu tragen, was die Sanktionierung des schon seit langem geführten Herzogtitels der Pommern bedeutete. Schließlich aber haben Mecklenburg und Pommern bis zum Ende ihrer regionalen Selbständigkeit unter Dynastien wendischen Ursprungs gestanden – mit dem Unterschied allerdings, daß diese Selbständigkeit für Pommern bereits 1637, für Mecklenburg aber erst 1918 ihr Ende nahm.

Rügen, der Roggen und die Rugier

Wenn die Pommern als einziger deutscher Stamm einen Namen slawischer Herkunft tragen, so sagt das natürlich nicht das mindeste über ein etwaiges Slawentum dieses Stammes aus. Wie die anderen Neustämme des Ostraums sind auch die Pommern ein kerndeutscher Stamm, dessen Stammesgeschichte wie bei jenen bis in die germanische Vorzeit Ostdeutschlands zurückreicht.

Die germanische Vorgeschichte Pommerns reicht sogar besonders weit zurück, denn auf pommerschem Boden haben nicht nur die Burgunder gesiedelt, deren Heimatinsel Bornholm in der Ostsee vor der pommerschen Küste liegt, sondern auch auf Spuren der Bastarnen, des frühesten Germanenstammes der Geschichte, ist man in dem Küstenraum zwischen Oder und Weichsel gestoßen. Allerdings war Pommern für die Bastarner wie für die Burgunder nur eine Etappe ihrer Wanderung, die weiter in den Süden – bei den Bastarnern in den Südosten, bei den Burgundern in den Südwesten – unseres Erdteils ging.

Die Burgunder sind unter den germanischen Vorfahren der Pommern der bekannteste und berühmteste Stamm. Weit weniger bekannt ist ein anderer und kleinerer Germanenstamm, der für die pommersche Stammes- und insbesondere auch für die pommersche Namensgeschichte um so größere Bedeutung hat, nämlich der Stamm der Rugier. Die Rugier sind die eigentlichen germanischen Ahnen der Pommern, ähnlich wie die Warnen die Ahnen der Mecklenburger sind. Und da ihr Name in dem eines wichtigen Teiles von Pommern, der Insel Rügen, bis heute fortlebt, gehört die rugische Stammesgeschichte als Vorgeschichte unmittelbar zur Geschichte des Pommernstammes.

Rügen, die dem pommerschen Festland vorgelagerte größte deutsche Insel, hat den rugischen Namen ebenso wie Bornholm den burgundischen bewahrt. Doch war nicht etwa nur Rügen von den Rugiern besiedelt, sondern wahrscheinlich die gesamte heute pommersche Küste bis zu der seit langem nicht mehr pommerschen Weichsel. Tacitus nennt an der pommerschen Küste Rugii et Lemovii, und auf der Karte des Ptolemäus erscheint ein als Ortsname mißverstandener Landschaftsname Rugium im Raume zwischen Weichsel und Oder, wo Ptolemäus außerdem einen

Stamm der Rutiklier kennt, dessen Name von der Forschung als Verschreibung für Rugiklier angesehen wird. Rugiklier aber bedeutet wahrscheinlich soviel wie Klein-Rugier und stellt damit eine frühe Vorwegnahme des Namens von Pomerellen oder Kleinpommern dar.

Wie die anderen ostgermanischen Stämme im heutigen ostdeutschen Raum stammen auch die Rugier aus dem skandinavischen Norden. Im südwestlichen Norwegen wird in altnordischen Quellen ein Volk der Rygir erwähnt, dessen Land Rygjafylki oder Rogaland (daneben auch Rogheimr) heißt. Jordanes nennt hier noch im 6. Jahrhundert Rugi als Untertanen eines Königs Rodulf, und im Namen der Landschaft Ryfylke sowie in der finnischen Bezeichnung Ruija für Südnorwegen ist der alte rugisch-rygische Landesname noch heute deutlich zu erkennen.

Die Wiederkehr der gleichen oder ähnlicher Namen diesseits und jenseits der Ostsee ist nichts Ungewöhnliches. Um so ungewöhnlicher aber ist der Ursprung dieser Namen, denn Rugier wie Rygir sind nach dem Roggen benannt, den sie wahrscheinlich als erste Germanen bauten. Der Name bedeutet Roggenbauer oder Roggenesser, und da sie so benannt wurden, müssen sie sich durch die Kultur des Roggens anfangs von ihren Nachbarn unterschieden haben. Da aber angenommen wird, daß die Germanen den Roggen von ihren östlichen Nachbarn kennengelernt haben – wie wir den Namen des Roggens ja auch mit den baltischen und slawischen Völkern gemeinsam haben –, so ist von einzelnen Forschern die These aufgestellt worden, die ostdeutschen („pommerschen") Rugier seien die ersten Träger dieses Namens gewesen, und die nordischen Rugier seien demgemäß als Auswanderer oder besser – wie später die Heruler – als Rückwanderer in den Norden aufzufassen.

Mögen die Rugier nun vom Norden nach Pommern oder von Pommern in den Norden gekommen sein, auf jeden Fall ist hernach der Großteil dieses Roggenesservolkes wie zuvor Bastarner und Burgunder von Pommern nach Süden fortgewandert. Wahrscheinlich sind sie wie die Bastarner weichselaufwärts gewandert, denn in der Völkerwanderungszeit treffen wir sie unter der Herrschaft der Hunnen im Südosten. Sie behielten zwar ihre eigenen Könige, mußten aber alle hunnischen Heereszüge mitmachen und kämpften so 451 unter der Führung Attilas auch in Gallien mit.

Nach Attilas Tode und dem Ende des Hunnenimperiums wieder zur Freiheit gelangt, siedelten sie sich am linken Donauufer an, wo das heutige Niederösterreich nach ihnen den Namen Rugilanda erhielt. Ein Teil des Volkes wurde auf römischem Reichsgebiet in Thrakien angesiedelt. Diesem thrakischen Volksteil entstammt eine aus Rugiern gebildete Truppe, die 484 von Kaiser Zeno zur Bekämpfung eines Rebellen nach Kleinasien geschickt wurde.

Auch die Rugier an der mittleren Donau, die von Rogaland nach Rugilanda gewandert waren, hatten noch nicht das letzte Ziel ihres Weges erreicht. Sie erstrebten wie so viele andere Germanenstämme vor und nach ihnen die Festsetzung in Italien und ließen sich daher von Kaiser Zeno zu dem Plan eines Einfalls in das Reich Odoakars bestimmen. Odoakar kam ihrem Plan zuvor und besiegte sie 487 in ihrem eigenen Lande und machte damit dem Rugierreich ein Ende. Der rugische Königssohn Friedrich aber – der erste Träger dieses Namens in der Geschichte – flüchtete zu dem mit ihm verwandten Ostgoten Theoderich und bestimmte diesen zu einem Rachezug gegen Odoakar, an dem sich auch die restlichen Rugier beteiligten.

Gaben so die Rugier den Anlaß zu einem der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse der Völkerwanderungszeit, so sind sie danach bald untergegangen. Sie hatten in Italien noch an der Königserhebung Theoderichs teil und bildeten dann eine auf ihre Sonderung bedachte germanische Gruppe neben den Goten. 541 wurde ein Rugier namens Erarich zum König des gemeinsamen gotisch-rugischen Reiches gewählt, doch fiel er nach nicht einmal halbjähriger Regierung durch Mord. Danach hören wir nichts mehr von den Rugiern, die wahrscheinlich wie die Goten zum größten Teil im Kampf gegen die Truppen Ostroms gefallen sind.

Während des Kampfes um Italien fochten die Rugier unter Friedrich eine blutige Schlacht gegen einen Feldherrn Odoakars zwischen Trient und Verona. Da später im gleichen Raum die deutschsprachigen sogenannten „Siebengemeinden" und „Dreizehngemeinden" entstanden, hat man in deren „zimbrischen" Bewohnern Reste der Rugier erkennen wollen. Besonders hat der Name einer der sieben Gemeinden zur Begründung dieser Annahme gedient, da dieser Name Roana sehr an den erinnert, den bei den Chronisten des 10. bis 12. Jahrhunderts die slawischen Nachfahren der Rugier auf Rügen, die „Ruani" oder Ranen führten.

Von den Rugiern zu den Ranen

Während uns Pommern von antiken Autoren ausdrücklich als ein rugisches Land bezeugt ist, besitzen wir derartige Zeugnisse für die Rugier als Bewohner Rügens nicht. Wenn in der späteren Überlieferung von Holm-Rugiern, also Insel-Rugiern die Rede ist, so bleibt es sehr fraglich, ob die mit diesem Namen gemeinte Insel tatsächlich Rügen ist. Da nach dem Bericht des Jordanes die Ulmerugii (gotisch Hulmarugeis) durch die Goten von der Weichselmündung verdrängt wurden und ihrerseits dann die Burgunder aus Pommern verdrängten, wäre eher an Bewohner des durch das Weichseldelta gebildeten Danziger Werders zu denken. Auch die Inseln an der Odermündung können gemeint sein, da die Mündung der Oder die hauptsächliche Einbruchsstelle der nordischen Einwanderer war, die wahrscheinlich auch von den Rugiern benutzt wurde.

Für Rügen als Insel der Inselrugier spricht es aber, wenn im angelsächsischen Widsithgedicht als König der „Holmryge" Hagen genannt wird, der in der germanischen und deutschen Heldendichtung berühmte Vater der von Heoden (Hetel) entführten Hilde. Denn Heoden ist als Fürst der Glommen bezeichnet, in deren Namen wahrscheinlich der der von Tacitus zusammen mit den Rugii genannten Lemowier wiederkehrt, und da die Glommen des Heoden als Bewohner von Hiddensee (Heodens Ö oder Insel, bei Saxo Grammaticus: Hithini insula) betrachtet werden, liegt es nahe, die Holmrugier Hagens entsprechend auf dem Hiddensee zunächst benachbarten Rügen zu suchen. Heoden-Hetels und der rugischen Hilde Tochter ist dann die Heldin des deutschen Gudrunliedes, das die Mutter Hilde allerdings statt von Rügen aus dem fernen Irland stammen läßt.

Der beste Beweis für die Besiedlung Rügens durch die Rugier ist jedoch der Name der Insel selbst, der sich auch über die wendische Zeit hinweg erhalten hat. Es ist deshalb anzunehmen, daß die im 6. Jahrhundert in Ostdeutschland einrückenden Slawen auf Rügen noch Rugier angetroffen haben, die ihnen den Namen der Insel überlieferten. Es wird sogar vermutet, daß es noch im 7. Jahrhundert Rugier auf Rügen gegeben habe, da die Insel von den Slawen erst verhältnismäßig spät erreicht worden sei.

Wenn in der im 8. Jahrhundert verfaßten angelsächsischen Kir-

chengeschichte Bedas unter anderen Völkern des deutschen Nordens auch Rugini genannt wurden, haben wir es aber sicher nicht mit germanischen Rugiern, sondern mit ihren wendischen Erben zu tun, die mit dem Landesnamen der Insel auch den Stammesnamen ihrer Bewohner übernahmen. Wenn die Insel in der slawischen Abwandlung Ruja, Rujana oder Rana hieß, so nannten sich die Wenden selber Ruani oder Rani, also Ranen. Auch in anderen Namen und Bezeichnungen blieb der rugische Stammesname erhalten. So hieß nach Saxo Grammaticus der Kriegsgott der Rügener Wenden Rugiewit, und für den rügenschen Fürstensitz ist in einer einheimischen Urkunde des 12. Jahrhunderts der Name Rugard bezeugt.

Wenn es auf Rügen bis zur Ankunft der Wenden Reste des Rugiervolkes in einigermaßen namhafter Zahl gab, so können wir die Ranen mit einiger Wahrscheinlichkeit als nicht nur namensmäßige, sondern auch blutsmäßige Abkommen der Rugier ansehen. Es ergäbe sich auf Rügen also ein ganz überraschend ähnliches Verhältnis zwischen germanischen Rugiern und wendischen Ranen, wie es an der Warnow in Mecklenburg zwischen den germanischen Warnen und den wendischen Warnabern bestand. Mit dem Unterschied jedoch, daß die Warnaber – obwohl an der Warnow später Rostock groß wurde – im ganzen eine minder bedeutende Rolle als die rügenschen Ranen gespielt haben.

Die Ranen zählten zu den Wilzen, deren nördlichsten Teilstamm sie bildeten. Sie gehörten in loser Form zu dem von dem Teilstamm der Redarier geführten wilzischen Bunde, dessen Volksheiligtum das berühmte Rethra war. Die Redarier mögen als Hüter des Stammesheiligtums unter den Wilzen eine ähnliche Rolle gespielt haben wie die Semnonen unter den germanischen Sweben. Als daher im Jahre 1068 Rethra zerstört wurde, war auch die Vormacht der Redarier gebrochen und der bisherige Zusammenhang des Wilzenvolkes, der es zu einem zeitweise gefürchteten Gegenspieler des deutschen Reiches hatte werden lassen, in Frage gestellt.

So begannen nun die wilzischen Einzelstämme und unter ihnen nicht zuletzt die Ranen hervorzutreten. An die Stelle des zerstörten Rethra trat als slawisches Kultzentrum das auf Arkona, der Nordspitze von Rügen, gelegene Heiligtum des Swantewit, und als Herren von Arkona forderten die Ranen wie zuvor die Redarier für Rethra von den Nachbarstämmen Tribut für Swantewit. Ihr Ein-

flußraum griff damit von der Insel auch auf das benachbarte Festland über.

Am gefürchtetsten aber wußten sich die Ranen als Seefahrer zu machen. Anders als die übrigen Ostseewenden, vor allem anders als die seeuntüchtigen Pomoranen verstanden es die Ranen, das Meer zu befahren. Gleich den Wikingern, die an der pomoranischen Küste auf der Oderinsel Wollin die mächtige Feste Jomsburg besaßen, betrieben sie den Seeraub in großem Umfang, suchten die Küsten Dänemarks auf ausgedehnten Raubzügen heim und wurden so neben den Jomswikingern zu einem Schrecken der Ostsee. Wir können die Ranen auf Rügen also als eine Art von wendischen Wikingern ansprechen, und da wir nirgendwo sonst Wenden als Wikingern begegnen, haben wir wohl das Recht, die Seefahrerkühnheit der Ranen auf ihren germanischen Blutseinschlag von den Rugiern zurückzuführen.

Ihre allzu große Kühnheit wurde den Ranen schließlich zum Verhängnis. Da sie mit Vorliebe Dänemark zum Ziel ihrer Raubfahrten gemacht hatten, gingen die inzwischen zur Großmacht erstarkten Dänen von der Abwehr zum Angriff über. Im Jahre 1168, eben hundert Jahre nach der Zerstörung Rethras, eroberte König Waldemar von Dänemark im Bunde mit den pomoranischen Slawenfürsten die Insel Rügen und zerstörte das Heiligtum von Arkona. Jaromar aus der ranischen Kleinkönigsdynastie wurde zum Christentum bekehrt und als dänischer Lehnsmann zum Fürsten von Rügen eingesetzt, womit das wendisch-wikingische Jahrhundert der Insel sein Ende nahm und ein neues Zeitalter begann, das die Insel der Rugier in immer engere Verbindung mit dem Küsten- und Festlande bringen sollte.

Rügianer und Pomoranen

Nachdem Rügen 1168 christlich geworden war, wurde es, obwohl zunächst noch auf lange Zeit ein dänisches Lehen, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem slawischen zu einem deutschen Land. Mit der Abkehr der Insel vom Heidentum ging, wenn auch langsamer, die Abkehr vom Wendentum überein, so daß schon Fürst Witzlaw II., als er 1302 starb, seinem Nachfolger die Für-

sorge für die wendischen Untertanen besonders ans Herz legen mußte. Dieser Nachfolger, Witzlaw III., erweist sich durch die von ihm erhaltenen Minnelieder als ein in Sprache wie Gesittung durchaus deutscher Mann. Nachdem mit ihm 1325 das wendische Fürstenhaus ausgestorben war, ging das Wendentum immer mehr zurück. Bereits im Jahre 1404 ist die letzte wendisch sprechende Einwohnerin der Insel Rügen gestorben.

Mit den Ranen starb auch ihr Name aus, und die Bewohner Rügens wurden hinfort Rugianer, Rügianer oder Rüganer genannt. Diese Namensbildung, die uns an moderne Bildungen wie Hannoveraner, Jeveraner erinnert, ist aber wahrscheinlich ähnlich wie die des Ranennamens erfolgt, denn Rani geht über Ruani sicher auf älteres Rujani und Rugiani zurück. Nachdem zuerst die Insel nach einem Stamm benannt worden war, wurde also mit den Ranen und sodann mit Rügianern der Inselstamm nach der Insel benannt. Wobei der (heute unüblich gewordene) i-Laut im Rügianernamen noch besonders zu beachten ist, weil er beinahe unmittelbar auf den Namen der Rugier zurückweist.

Die früheste Erwähnung der neuen Namensform findet sich – noch in ranischer Zeit – in einer Urkunde Ottos des Großen vom Jahre 946, in der ausdrücklich vom Mare Rugianorum, also vom Meer der Rugianer, gesprochen wird. Genau hundert Jahre später wird der Pommernname zum erstenmal in der Geschichte genannt, indem in deutschen Annalen von einem dux Bomeraniorum die Rede ist, der 1046 vor König Heinrich III. in Merseburg erscheint.

Dieser zeitlichen Parallele entspricht die Analogie in der Namensbildung, die aber nicht von langer Dauer war. Wenn die Rugianer an die Stelle der Rugier getreten waren, so wurden umgekehrt aus den „Pomeranen" der Frühzeit gar bald Pommern. Das dem einen Namen angefügte Suffix ging dem anderen verloren, und so gab es nur wenige Jahrhunderte hindurch Rügianer und Pomoranen nebeneinander.

Trotzdem ist diese Namensanalogie ein gutes Sinnbild für das in der ganzen pommerschen Geschichte zu beobachtende Widerspiel von festländisch-pommerscher und insularer, im wesentlichen rügenscher Geschichte. Gleich dem mehrfach genannten Bornholm ist Rügen ein insulares Gegenstück zum Festland an der pommer-



17. Rugier und Pommern

schen Küste, so daß sich beider Geschichte in einem ständigen, mehr als einmal dramatisch zugespitzten Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander abspielte. Daher ist hier unter Vorwegnahme mancher Einzeldaten der pommerschen Landes- und Stammesgeschichte eine kurze Behandlung des Themas Rügen und Pommern am Platze.

Zu diesem Thema gehört bereits die Rolle, die die rugischen Namengeber Rügens in der germanischen Vorgeschichte des festländischen Pommerns gespielt haben. Auch das Übergreifen des Einflusses der wendischen Ranen auf ihre wilzischen Vettern im später vorpommerschen Küstenraum ist zu erwähnen, und zwar um so mehr, als es in dem machtmäßigen Ausgreifen der ersten christlichen Fürsten von Rügen eine unmittelbare Fortsetzung gefunden hat. Fürst Jaromar und seine Söhne und Enkel sahen eines ihrer Hauptziele in der Ausbreitung ihrer Herrschaft auf dem der rügenschen Insel gegenüberliegenden Festland.

Dieses ursprünglich wilzische Land, das stammesmäßig am ehesten zu dem obotritisch-wilzischen Mecklenburg gehörte, wurde während der Kämpfe der Obotriten gegen Heinrich den Löwen zur Beute der pommerschen Fürsten, die von Osten her, und der rügenschen, die von Norden her vordrangen. Zeitweise drangen die Fürsten von Rügen sogar auf Kosten der Pommern vor. So verlor Wartislaw von Demmin 1235 die Hälfte des Landes Wolgast an Witzlaw I. von Rügen. Seit 1249 war dann der Rykfluß die Grenze zwischen Pommern und dem festländischen Rügen.

Schon unter den Fürsten aus der ranischen Dynastie gewann dieses festländische Rügen große Bedeutung. Hier gründete bereits Jaromar I. 1209 an der der Insel nächsten Stelle der Festlandsküste die Stadt Stralsund, der sein Sohn Witzlaw I. 1234 nach dem Vorbild des mecklenburgischen Rostock das lübische Recht verlieh, worauf Stralsund einen ähnlichen Aufstieg wie Rostock erlebte und schließlich unter Witzlaw III. sogar seinem eigenen Fürsten zu mächtig wurde. Auch andere Städte wie die spätere Residenz Barth wurden damals in dem festländischen Fürstentum begründet.

Die Jaromariden beschränkten sich aber keineswegs auf die „vorpommersche" Gegenküste ihrer Insel. Durch Versippung mit den an der Weichselmündung residierenden pomoranischen Sambo-

riden gelang es ihnen, auch an der hinterpommerschen Küste Fuß zu fassen. Fürst Jaromar II. war mit einer Tochter Swantopolks von Danzig vermählt, und so treffen wir seinen Sohn und Nachfolger Witzlaw II. im Jahre 1270 im hinterpommerschen Lande, wo er die Stadt Rügenwalde gründet, die trotz ihrer Neugründung 1312 in ihrem Namen bis heute die Erinnerung an die damalige Festsetzung Rügens im Gebiet des Wipperflusses bewahrt.

Witzlaw verkaufte Schlawe mit Rügenwalde 1277 an die Markgrafen von Brandenburg, aber nur, weil er nach dem zu erwartenden Aussterben der Samboriden ein noch größeres und noch weiter östlich gelegenes Erbe anzutreten hoffte und sich die Hilfe Brandenburgs für diesen Erbfall zu sichern strebte. Doch gelang die Neufestsetzung im Osten weder ihm noch seinem Sohne Sambor, einem Samboridenenkel auch dem Namen nach, der 1300 bis 1302 den Versuch machte, das Land Schlawe wiederzuerobern.

Ein beträchtlicher Teil von diesem, nämlich Stolp, Schlawe und Rügenwalde, fiel vielmehr gegen 1317 an Witzlaws pommerschen Enkel und Erben Wartislaw von Wolgast, der 1326 auch seinen Oheim Witzlaw III. von Rügen beerbte und so von Wolgast aus seinen Herrschaftsbereich fast gleichzeitig über Rügen mit Stralsund und Hinterpommern mit Rügenwalde ausdehnen konnte.

Nach dem Erbfall von 1325 war Rügen also in doppelter oder sogar dreifacher Weise mit dem Festland verbunden: zu der älteren Verbindung mit der Stralsunder Gegenküste im Westen kamen die beiden neuen Verknüpfungen mit dem Wolgaster Land im Süden und dem Schlawer Lande im Osten der Insel. Doch wurde es vorläufig noch keineswegs zu „Pommern" gezählt, vielmehr galt im Gegenteil das alte Stralsund-Barthische Hinterland als Zubehör des „Fürstentums Rügen".

Später wurde dieses rügensche Fürstentum mehrfach gesondert an Nebenlinien des Wolgaster und des Stettiner Herzoghauses gegeben, doch nannten die Herzöge dieses Anteils sich meist nach ihrer festländischen Residenz Barth. Seltener tritt die Bezeichnung dux Sundensis, hertogh to deme Sunde, also Herzog am Sunde, auf und nur noch gelegentlich der Titel vursten to Ruyen, wahrscheinlich deshalb, weil der fürstliche Titel weniger als der herzogliche galt.

Erst in der schwedischen Zeit trat Rügen auch namensmäßig wie-

der mehr hervor. Der Teil von Pommern, der 1648 an Schweden gefallen war, wurde offiziell als „Herzogtum Vorpommern und Fürstentum Rügen" – seltener als „Herzogtum Pommern und Fürstentum Rügen" – bezeichnet. Im Gegensatz zu dem früheren Sprachgebrauch bezog sich „Fürstentum Rügen" jetzt nur auf die Insel, während sich Pommern gleich wie zuvor nur auf das Festland bezog.

Rügen wurde also immer noch – und zwar jetzt wieder als Insel – als ein Gegenstück zu Pommern und nicht als ein Teil von ihm betrachtet. Entsprechend wurden in der feierlichen Verzichtleistung des schwedischen Königs vom Jahre 1815 „das Herzogtum Pommern und das Fürstentum Rügen" (le Duché de Poméranie et la Principauté de Rügen) gesondert genannt. Noch im Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts wurde nicht einfach von Pommern gesprochen, wenn man die Provinz als Ganzes meinte, sondern bemerkenswerterweise von „Pommern und Rügen". Und Reste dieses Sprachgebrauchs sind sogar in der formelhaft gebrauchten Verbindung „Vorpommern und Rügen" bis in die Gegenwart erhalten geblieben.

Pomorje – Meranien – Aremorica

Nach der umfangreichen rugisch-ranisch-rugianischen Einleitung, die etwa der gautisch-götisch-gutnischen bei den Goten oder bojisch-böhmischen bei den Bayern entspricht, gelangen wir nun erst zum eigentlichen Pommernthema und fragen zunächst nach der Bedeutung dieses Namens. Nicht alle Volks- und Stammesnamen haben einen klaren und eindeutigen Sinn, so daß wir die Frage bei vielen Namen vergeblich aufwerfen würden. Bei dem Pommernnamen aber ist wie bei dem der Rugier die Bedeutung durchaus klar, denn das slawische po morje heißt zu deutsch „am Meer". Das Land Pomorje ist damit als ein Küstenland gekennzeichnet, und die Bewohner dieses Landes, die Po-Moranen, sind die Meeranwohner oder, wenn wir eine möglichst wörtliche Übersetzung versuchen, die „Beimeerer".

Dieser Landes- und Volksname begegnet uns zuerst in polnischen Quellen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er von den Polen für das nordwestlich angrenzende Nachbarland an der Meeresküste geprägt worden ist. Entsprechend begegnet bei polnischen Chronisten

des Mittelalters auch die Bezeichnung „Maritima" als lateinische Übersetzung des Landesnamens Pommern sowie „Maritimi" für das Pomoranenvolk. Doch handelt es sich hier nur um eine gelehrte Wortbildung, die in den Urkunden nicht vorkommt.

Sehen wir uns nach analogen Namensbildungen um, so haben wir vor allem den Namen der russischen Sekte der Pomoranen oder Seeküstenbewohner zu nennen. Der Name ist dem Buchstaben wie dem Sinne nach genau der gleiche, nur daß er eben kein Volksname ist. Zum Vergleich mit diesen pomoranischen Sektierern kann man die friesischen Stedinger heranziehen, deren Name als Gestade- oder Uferbewohner gedeutet wird. Die Stedinger waren aber immerhin ein Kleinstamm, der an die pomoranischen Sektierer außer durch den Namenssinn dadurch erinnert, daß er sein Ende in einem wegen angeblichen Ketzertums geführten Kreuzzug fand.

Eine viel passendere und sehr viel ähnlichere Parallelbildung zu dem slawischen Pomorje oder Pomeranien stellt ein anderer Landschaftsname des mittelalterlichen Reichsraumes dar. Lag Pomeranien bei seiner Entstehung im äußersten Nordosten des Reiches, so gab es auch im Südosten ein ähnliches und ebenfalls slawisch besiedeltes Küstenland, das nach dem Meer, an das es grenzte, einfach Meranien genannt wurde. Wir sind diesem „Meerland" schon im Goten-Kapitel begegnet, denn in den Heldenepen über Dietrich von Bern ist Meran die von den Slawen nach dem epischen Volksnamen der Goten gebildete und dann ins Deutsche übernommene Bezeichnung des adriatischen Küstenlandes.

Vielleicht hat diese epische Namensüberlieferung nachgewirkt, wenn in der Stauferzeit die Herzöge von Dalmatien und Kroatien den Titel „Herzöge von Meranien" erhielten, der dem der späteren duces Pomeraniae im Norden entspricht. Seine bekanntesten Träger waren die mächtigen Herzöge von Andechs-Meran aus dem Hause der Grafen von Diessen, die zugleich Markgrafen von Istrien waren. Ihr Land Meranien, das sie nur dem Namen nach beherrschten, führte in lateinischer Übersetzung den Namen „Croatia maritima" – eine weitere meranisch-pomeranische Analogie.

Es ist noch nicht die letzte, denn im „meranischen" Küstengebiet kommt noch ein weiterer Name vor, der sogar den vollen Vokal des altslawischen morje enthält, der Name der Morlaken oder Morlachen nämlich, eines slawischen Stammes an der dalmatinischen Küste, der

vor den Türken aus Bosnien hierhergeflüchtet sein soll. Die Morlaken, die durch ihren Namen als „Meerleute" – vielleicht auch als „Meer-Walachen" – gekennzeichnet sind, bildeten als tüchtige Schiffs- und Seeleute den Kern der altösterreichischen Marine. Nach ihnen ist der Morlakenkanal benannt (italienisch: Canale delle Morlacca), die die Inseln Veglia, Pago und Arbe vom Festland trennende Meeresstraße.

Den slawischen Namensbildungen im nördlichen und südlichen Osten entspricht eine romanische im Süden, die auf das gleiche lateinische maritima zurückführt, dem wir als Übersetzung sowohl des pommerschen als auch des meranischen Küstennamens begegnet sind. Wir meinen den Namen der italienischen Maremmen, insbesondere der toskanischen Maremma an der Westküste der Apenninenhalbinsel. Daß deren Name zu maritima „am Meer gelegen" gehört, zeigt auch der Name von Massa Marittima, den die wichtigste Stadt der Maremmen führt.

Sind wir so von der Ostseeküste über die der Adria zu der des Mittelmeeres vorgedrungen, so gibt es im Westen an der Küste des Atlantik eine keltische Entsprechung des pommerschen Namens, die dem alten Pomorje noch näher als die aufgeführten slawischen und romanischen Namensformen steht. Der früheste geschichtliche Name der Bretagne: Aremorica, kommt nämlich vom keltischen ar moer, was genau wie das slawische po morje „am Meer" bedeutet. Aremorica (auch Armorica) ist also sozusagen ein gallisches Pommern, und es ist bemerkenswert, daß dieses Küstenland ebenso wie das slawische zuerst einen weit größeren Raum umfaßte als hernach. Das ganze gallische Küstengebiet vom Kanal bis zu den Pyrenäen wurde einmal Aremorica genannt, zuletzt aber haftete der Name nur noch an der Nordküste, der späteren Bretagne und Normandie.

Pomoranisch, polabisch und polnisch

Daß der pomoranische Name zuerst in polnischen Quellen auftritt, daß er vielleicht von den Polen geprägt wurde und daß er möglicherweise sogar eine Analogiebildung zum polanisch-polnischen Namen darstellt, all dies besagt nicht das mindeste über eine etwaige Zugehörigkeit der Pomoranen zu den Polanen, wie von deren

Nachkommen immer von neuem behauptet worden ist. Denn die Theorie von der pomoranisch-polanischen Urverwandtschaft war bis in die Gegenwart hinein der „moralische" Vorwand, mit dem der polnische Staat seine machtpolitischen Bestrebungen zur Festsetzung an der Ostseeküste begründete. Die Pomoranen wurden von den Polen als ein polnischer Stamm mit gewissen Eigentendenzen, nicht aber als ein zwar nahe verwandtes, aber doch eigenständiges Volk angesprochen.

Um diese Behauptungen zu entkräften, müssen wir noch weiter Umschau halten und auch die wendischen Nachbarn der Pomoranen im Westen in die Betrachtung einbeziehen. Wenn die Pomoranen bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte die Küste zwischen Oder und Weichsel besiedelten, so wohnten westlich der Oder eine Unzahl kleinerer Stämme, die zwar in größere Gruppen zusammengefaßt waren – wir haben als solche die Obotriten und die Wilzen kennengelernt –, aber nur vorübergehend ein geschlossenes Ganzes bildeten. Trotz dieser Zersplitterung pflegt man die westlichsten Wenden aber unter einem gemeinsamen Namen zusammenzufassen, indem man sie Polaben nennt.

Dieser Name kommt ursprünglich nur einem wendischen Kleinstamm zwischen Wagriern und Obotriten im späteren Lande Ratzeburg und bei Lauenburg zu, wurde aber in Ermangelung eines anderen passenden Namens als Sammelname für alle Elbslawen teils ohne, teils auch mit Einschluß der Sorben gebraucht. Er empfahl sich hierzu nicht zuletzt auch als Analogiebildung zum Namen der Pomoranen, denn wie dieser Name die wendischen Meeranwohner bezeichnet, so bedeutet der Name der Polaben Anwohner der Elbe. Dem slawischen morje (Meer) in dem einen Namen entspricht in dem anderen die wendische Form Labe (Elbe, lateinisch: Albis).

Diese Elbslawen, deren meiste Stämme in dem Wendenkönigreich des Obotriten Gottschalk und seines Sohnes Heinrich eine zeitweilige politische Zusammenfassung gefunden hatten, sind dadurch besonders interessant, daß sich Reste von ihnen bis in die Neuzeit erhalten haben und ihre wendische Sprache erst im 18. Jahrhundert ausgestorben ist. Nach dem am längsten überlebenden Stamm dieser wendischen Elbanwohner führt das hannöversche Wendland noch heute seinen Namen, und in dem Landschaftsnamen Drawehn

(östlich Uelzen) ist auch der Name des zuletzt eingedeutschten Wendenstammes der Drawänen oder Drewjanen erhalten, der auf slawisch Waldbewohner oder Wäldler bedeutet und damit genau dem Namen des altrussischen Stammes der Drewljanen entspricht – eine ähnliche Entsprechung wie zwischen den deutschen und den russischen Pomoranen.

Von der polabischen Sprache der Drawänen sind Zeugnisse nicht nur wie von den meisten anderen wendischen Mundarten in Namen, sondern auch in Aufzeichnungen aus der Zeit, da sie noch gesprochen wurde, erhalten geblieben, so daß für die heutige Sprachwissenschaft die Möglichkeit besteht, das Polabische sowohl mit dem Pomoranischen als auch mit dem Polnischen zu vergleichen. Eine nicht unerhebliche Schwierigkeit liegt allerdings darin, daß mit dem Drawänischen die westlichste aller polabischen Mundarten, im Kaschubischen dagegen die östlichste aller pomoranischen erhalten blieb. Trotzdem aber hat man zwischen Polabisch und Pomoranisch so weitgehende Übereinstimmung feststellen können, daß man entweder diese beiden Wendensprachen als eine dem Polnischen gegenüberstehende eigene Gruppe auffaßt oder zum mindesten jeder der beiden Sprachen für sich eine selbständige Stellung neben dem Polnischen zuspricht. Die von den Polen behauptete engere Zusammengehörigkeit des Pomoranischen und Polnischen im Gegensatz zum Polabischen trifft jedenfalls außer für die polonisierten Grenzmundarten des Kaschubischen nicht zu.

Die Polen haben die Feststellungen der Sprachwissenschaft auf ihre Weise auszuwerten gesucht, indem sie auch die Polaben als Polen ansprachen und zwischen Polen in engerem und weiterem Sinne unterschieden. Den Polen im weiteren Sinne sollten außer den eigentlichen Polen die Pomoranen und Polaben zugezählt werden. Doch hat die Wissenschaft diese Zweckkonstruktion nicht anerkannt. Zwar faßt sie die Polen, Pomoranen-Kaschuben und Polaben zu einer besonderen Gruppe des Westslawischen zusammen, die der zweiten, tschechischen Gruppe gesondert gegenübersteht, aber sie nennt diese Gruppe nicht polnisch, sondern unter Benutzung eines früh außer Gebrauch gekommenen westslawischen Stammesnamens lechisch.

Pommern neben Böhmen und Polen

Der polnische Expansionsdrang weichselabwärts zum Meer ist so alt wie der polnische Staat selber. Schon Boleslaw Chrobry, der erste Polenherrscher, der den Königstitel trug, versuchte sein Reich um die Jahrtausendwende wie nach dem Westen, wo er Böhmen und Mähren und die Lausitzer Ostmark des Reiches unterwarf, auch nach dem Norden auszudehnen. Mindestens ebenso beständig wie der polnische Ausdehnungstrieb aber war bei den pomoranischen Nachbarn der Wille zur Abwehr. Obwohl die Pomoranen zeitweise der polnischen Übermacht erlagen und ihr Land zu einem Teil des polnischen Staates wurde, haben sie sich doch nie als Polen gefühlt und ihre Abhängigkeit stets nur mit Unwillen erduldet. Sobald sie nur immer Gelegenheit dazu fanden, schüttelten sie die lästige Oberherrschaft ihrer polnischen „Vettern" ab, so daß die polnisch-pomoranische Geschichte der Frühzeit ständig im Zeichen von Kampf und Aufstand steht.

Die Pomoranen betrachteten sich mit gutem Recht als ein eigenes Volk wie die Tschechen und die Polen selber und beanspruchten wie diese staatliche Eigenständigkeit. Und wenn sie ihre Unabhängigkeit schon preisgaben, so wollten sie immerhin lieber einem machtvollen Großreich zugehören als einem aufgeblähten slawischen Kleinstaat. So hat es geradezu sinnbildliche Bedeutung, daß bei der bereits zitierten ersten Erwähnung des pommerschen Stammesnamens für das Jahr 1046 der Pommernherzog Zemuzil neben dem Böhmenherzog Bretislaw und dem Polenherzog Kasimir in Merseburg vor dem deutschen König und Kaiser Heinrich III. erscheint, der Streitigkeiten zwischen den drei Slawenfürsten schlichtet. Der Pommer steht also hier nicht nur neben dem Böhmen, sondern auch neben dem Polen, und alle drei Wendenherzöge fügen sich dem Spruch des deutschen Weltherrschers und Kaisers, der sicher aller dreier oberster Lehnsherr war.

Die inneren Erschütterungen des Reiches während der Canossa-Krise wirkten sich dann auch im slawischen Grenzraum in Rückschlägen aus, und so erleben wir ein knappes Jahrhundert später in dem gleichen Merseburg, in dem Zemuzil neben Bretislaw und Kasimir vor Kaiser Heinrich erschien, einen Vorgang mit genau umgekehrter Tendenz: Lothar von Supplinburg belehnte 1135

Kasimirs Enkel Boleslaw III. von Polen „de Pomeranis et Rugis" und lieferte damit das wendische Küstenland einem gefährlichen Gegenspieler des Reiches aus. Nur teilweise wurde diese Preisgabe dadurch wettgemacht, daß gleichzeitig oder kurz danach Albrecht dem Bären seine Ansprüche auf die Oberherrschaft über das Land westlich der Oder, also über das damals noch wilzische spätere Vorpommern bestätigt und ausdrücklich anerkannt wurden.

Im Jahre 1128, also nur wenige Jahre zuvor, hatte Lothar von Supplinburg den Dänen Knut Laward mit dem Wendenkönigreich im Obotritenland belehnt, ein Vorgang, der auf der gleichen Linie liegt wie die Vergabung Pommerns an Polen. Beide Ereignisse sind charakteristisch für die damalige politische Situation der mecklenburgischen und insbesondere der pommerschen Wendenküste. Während die Polen vom Lande her in nordwestlicher Richtung zur Küste drängten, suchten sich die Dänen von der See her an der gleichen Küste festzusetzen. So war Pommern zeitweise mehr unter polnischem, zeitweise mehr unter dänischem Einfluß, wobei sich der polnische vor allem über den Weichselraum, der dänische über Rügen und seinen Umkreis erstreckte.

In diesem polnisch-dänischen Widereinander aber wurde Pommern schließlich zu einem deutschen Lande. Ein deutscher Bischof, Otto von Bamberg, hat das Land – obzwar in polnischem Auftrage – dem christlichen Glauben gewonnen (wobei es auf die polnisch-pomoranische Vetternschaft ein bezeichnendes Licht wirft, daß Otto, der polnisch sprach, sich mit den Pomoranen nur durch einen Dolmetsch verständigen konnte). Nachdem Polen unter den Söhnen und Enkeln Boleslaws III. nach dessen 1138 erfolgtem Tode der Zersplitterung und Machtlosigkeit verfallen war, kehrte Herzog Bogislaw von Pommern 1181 zu der Tradition der salischen Zeit zurück, indem er sich in Lübeck bei Kaiser Friedrich Barbarossa einfand, von dem er unter Überreichung einer Fahne die Belehnung mit seinem angestammten Lande erhielt.

Zwar gelang es dann dem Dänenkönig Waldemar dem Sieger, einem Enkel Knut Lawards und Sohn jenes Waldemar, der 1168 Rügen erobert und unterworfen hatte, außer Holstein, Lauenburg, Mecklenburg und Schwerin auch Pommern unter seine Botmäßigkeit zu bringen, aber nach dem Verlust der Schlacht von Bornhöved, in der die Machtstellung Dänemarks im Ostseeraum zer-

brach, mußten die Dänen 1227 auf die Oberhoheit verzichten, womit das letzte Hemmnis beseitigt war, das der vollständigen Hinwendung Pommerns zum Reiche und seiner Entwicklung zu einem deutschen Lande noch entgegengestanden hatte.

Die Küstenwanderung des Pommernnamens

Wir haben den Namen Pomorje, Pomeranien oder Pommern bisher so gebraucht, als sei dieser ein von vornherein feststehender und klar umrissener Begriff. Sehen wir aber näher zu, so erkennen wir, daß das keineswegs der Fall war, daß das heutige Pommerland vielmehr erst nach vielen Wechselfällen der Geschichte in den allgemeinen und unbestrittenen Besitz seines Namens gekommen ist.

Bei ihren ersten geschichtlichen Erwähnungen finden wir die Pomoranen in dem Raum zwischen Oder und Weichsel lokalisiert. Der deutsche Chronist Adam von Bremen nennt im 11. Jahrhundert die „Oddara" als Westgrenze, die „Pomeranos dividit a Wilzis". Da Adam die Dievenow als Odermündung betrachtet, gehörten damals also die Oderinseln Usedom und Wollin nicht zum pomoranischen Siedlungsgebiet, und wenn die Oder tatsächlich durchgängig die Westgrenze war, wäre auch Stettin keine urpomoranische Stadt.

Das älteste Pommern lag also im ganzen östlicher als das heutige, das ja zum mindesten im deutschen Sprachgebrauch längst nicht mehr bis zur Weichsel reicht. In der Frühzeit scheint dagegen der Schwerpunkt Pomoraniens eher an der Weichsel- als an der Odermündung gelegen zu haben. Während es nämlich zunächst sowohl an der Oder als auch an der Weichsel ein pomoranisches Fürstentum gab, die beide auch den Pommernnamen führten, geht dieser dem Oderfürstentum – vielleicht in Zusammenhang damit, daß es sich über die Oder hinaus in ehemals wilzisches Stammesgebiet ausdehnte – bald verloren. Die Stettiner, Demminer und Wolgaster Herzöge nennen sich entweder nach diesen ihren Residenzen oder aber, wie wir schon einleitend festgestellt haben, Herzöge von „Slawien" (duces Slavorum).

So bleibt der pommersche Name allein den Samboriden von

Danzig, die sich – wie zuvor auch die Swantiboriden von Stettin und Demmin – auch weiterhin duces Pomeranie oder Pomeranorum nennen. Es gab also Pommern damals nur zwischen Weichsel und Wipper, und da die samboridischen Weichselherzöge nach einigen Generationen ausstarben und ihr Land zwischen Brandenburg und dem preußischen Orden aufgeteilt wurde, hätte es durchaus geschehen können, daß der pommersche Name mit ausgestorben und in Vergessenheit geraten wäre.

Er blieb vor diesem Schicksal dadurch bewahrt, daß der brandenburgische Anteil, wie schon erwähnt, an die Wolgaster Linie der „Herzöge von Slawien" fiel, die mit der Besitzergreifung auch den pommerschen Herzogstitel wieder aufnahmen. Als dann die Söhne Wartislaws von Wolgast das aus Wolgast, Rügen und „Pommern" bestehende väterliche Erbe teilten, wobei die Odermündung die Grenze zwischen den Landesteilen bildete, wurde der Name Pommern auch auf die übrigen Wolgaster Besitzungen rechts der Oder ausgedehnt.

Der Name drang also langsam wieder westwärts vor und setzte sich hier um so besser durch, als er an der Weichselmündung etwa gleichzeitig durch den Namen Pomerellen ersetzt wurde. Doch bezeichnete er zunächst nur den Besitz einer der drei bestehenden Hauptlinien des „slawischen" Herzogshauses: neben dieser „pommerschen" Linie des Hauses Wolgast gab es noch die eigentliche Wolgaster Linie und die bereits früher abgezweigte Linie Stettin.

Erst als 1459 und 1464 bald nacheinander zwei dieser Linien ausstarben und der Besitz sowohl der eigentlich pommerschen als auch der Stettiner Linie an die Wolgaster fiel, war der entscheidende letzte Schritt zur Durchsetzung des Pommernnamens für das ganze Land der Greifenherzöge getan. Seit Herzog Erich II., der das ganze Erbe vereinte, und noch mehr seit seinem Sohne Bogislaw X., der 1474 bis 1523, also nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch, das ungeteilte Land seiner Väter regierte, setzte sich mit dem Titel „Herzog von Pommern" auch Pommern als Landesname durch, der trotz neuer Landesteilungen in den nächsten Generationen beständig blieb.

Damit war der Pommernname in Etappen, die Jahrhunderte umfaßten, vom Danziger Werder über das Schlawe-Stolper

Land, das eine Zeitlang der spezifische Namensträger war, die südliche Ostseeküste entlang bis nach Rügen und Hiddensee und sogar bis zum Darß gewandert, der bereits der dänischen Küste gegenüberliegt.

Ein Pommernkönig von Skandinavien

Der letzte Herzog der eigentlichen pommerschen Linie, mit dessen Tode diese 1459 ausstarb, war Erich I. von Stolp, der zugleich als Erich IV. König von Norwegen, als Erich X. von Dänemark und als Erich XIII. von Schweden war. Dieser pommersche König des gesamten Nordens mit dem zuvor in seinem Hause unüblichen nordischen Namen verdient schon deshalb eine nähere Betrachtung, weil er in seiner Person gleichsam die Brückenstellung verkörpert, die dem pommerschen Küstenlande zwischen dem deutschen Binnenland und dem skandinavischen Norden zukommt und die einen pommerschen Schriftsteller veranlaßt hat, seine Landsleute als die „südlichsten Skandinavier" zu bezeichnen.

Es gibt in der pommerschen Geschichte eine Binnen- und eine Außentendenz. Dieser Unterschied kommt schon in der ersten großen Landesteilung von 1295 zum Ausdruck, denn damals wurde das Land nicht, wie es nach heutigen Begriffen so nahe gelegen hätte, in einen westlichen und einen östlichen, sondern in einen nördlichen und einen südlichen Bereich aufgeteilt: die Stettiner Linie erhielt das Binnenland an der Haffmündung der Oder, die Wolgaster Linie dagegen die Küstenländer westlich wie östlich der Oderinseln.

Entsprechend war die Politik der Stettiner Herzöge dann auch ganz binnenwärts gerichtet – Auseinandersetzungen mit Brandenburg waren ihr Hauptgegenstand –, während für die Wolgaster die Blickrichtung nach dem Norden kennzeichnend wurde. Schon der erste Herzog der Wolgaster Linie folgte dieser Blickrichtung, wenn er mit Witzlaws III. Schwester Margarete von Rügen die Erbin dieser wichtigen Insel und des zugehörigen Küstenlandes heiratete.

Sein Sohn Wartislaw IV. trat 1325 die rügensche Erbschaft an, dessen Enkel Wartislaw VII. von Stolp aber erheiratete mit Maria von Mecklenburg, der Erbin von Dänemark, Schweden und Norwegen, seinem Hause sämtliche Königskronen des Nordens,

denn Maria war die Nichte und einzige nähere Blutsverwandte der „nordischen Semiramis“ Margarete von Dänemark, die daher nach dem frühen Tode ihres eigenen Sohnes Olaf ihren Großneffen Erich von Pommern zur Thronfolge berief. So wurde Herzog Erich 1389 zum norwegischen, im Januar 1396 zum dänischen und im Juli 1396 zum schwedischen König erwählt.

Die eigentliche Regierung trat König „Erich der Pommer“ erst nach dem Tode Margaretes im Jahre 1412 an. Sie war nicht sonderlich rühmlich und endete ähnlich wie die Königszeit Albrechts von Mecklenburg in Schweden mit der Absetzung durch die unzufriedenen Untertanen. In Schweden, wo schon der Mecklenburger gescheitert war, wurde man auch zuerst des Pommernkönigs überdrüssig und nahm ihm 1437 die Herrschaft. 1439 wurde König Erich auch von den Dänen abgesetzt. Wie König Albrecht konnte sich Erich nur auf der Insel Gotland noch länger behaupten, von wo aus er den Schweden durch Begünstigung der Seeräuberei schadete.

Um zwei ganze Jahrzehnte hat der König seine Absetzung überlebt und ist erst 1459 in Rügenwalde gestorben. In den drei nordischen Königreichen war ihm inzwischen sein wittelsbachischer Neffe Christoph, der Sohn seiner mit dem Pfalzgrafen Johann von Amberg verheirateten Schwester Sophie, gefolgt, der aber noch vor ihm 1448 starb, worauf das Haus Oldenburg zur Regierung gelangte, die es in Dänemark bis heute innehat.

Durch eine andere Sophie von Pommern, die Tochter eines Vetters des Pommernkönigs, die Erich II. von Wolgast heiratete, gelangte dann, da König Erich kinderlos war, das eigentliche Pommern an die Wolgaster Linie, wodurch, wie wir bereits sahen, der pommersche Name seine heutige Ausbreitung erfuhr. So hat König Erich mit seinem Tod vielleicht mehr als in seinem langen Leben bewirkt. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß er seinem Lande immerhin dadurch einen gewissen Dienst leistete, daß er in seiner Eigenschaft als dänischer König den Herzögen von Wolgast die von Dänemark seit drei Jahrhunderten beanspruchte Lehnshoheit erließ.

West- und Ost-, Vor- und Hinterpommern

Das nordische Königtum des Pommernherzogs weist aber nicht nur auf die pommerisch-nordischen Beziehungen der Vergangenheit zurück, es weist auch in die Folgezeit voraus, in der das Schicksal Pommerns enger denn je mit einem nordischen Lande, diesmal mit Schweden verknüpft sein sollte. Da auf diese Zeit der Aufteilung die heutige Gliederung Pommerns zu einem wesentlichen Teil zurückgeht, so seien beide Dinge hier in Zusammenhang miteinander betrachtet.

Der pomoranische Stamm zerfiel wahrscheinlich schon in der wendischen Zeit in Westpomoranen und Ostpomoranen, denn den beiden Herzogtümern an der Oder und an der Weichsel dürfte auch eine stammliche Gliederung entsprochen haben. Die Grenze zwischen West- und Ostpommern in diesem ältesten Sinne bildete der Gollenberg bei Köslin, so daß also das Persante- und Regagebiet mit Kolberg, Belgard und Stargard zu Westpommern gehörte.

Außer zwischen West- und Ostpommern (Pomerania occidentalis und orientalis) unterschied man in der Frühzeit auch zwischen Ober- und Niederpommern (Pomerania superior und inferior), wobei mit dem letzteren Namen das Gebiet der bisher unerwähnt gebliebenen Nebenlinie der Ratiboriden um Stolp und Schlawe bezeichnet wurde, das dann an Ost- oder Oberpommern fiel. Seine weiteren Schicksale sind uns bereits bekannt. Andere Unterscheidungen wie die zwischen Pomerania prior und posterior, anterior und interior können wir hier als minder wichtig übergehen.

Nur eine namensmäßige Unterscheidung, mit der der alte Unterschied zwischen West- und Ostpommern wiederkehrte, verdient nähere Beachtung, die zwischen Vorpommern und Hinterpommern (Pomerania citerior und ulterior), die besonders in der Schwedenzeit Bedeutung erlangte und diese trotz mancher Variationen behalten hat.

Als das alte pommersche Herzoghaus, das nach dem Greifen in seinem Wappen das Greifengeschlecht hieß, im Jahre 1637 mit Herzog Bogislaw XIV. ausstarb, war das Pommernland seit Jahren in der Hand der Schweden, deren Heeren es bei ihren Kämpfen auf den Schlachtfeldern des Dreißigjährigen Krieges als Operationsbasis

gedient hatte und weiter diente. Schweden hatte an sich die Absicht, das Land als Kriegsbeute ganz in Besitz zu nehmen, obwohl nach alten Abmachungen Brandenburg der einzig berechtigte Erbe der Greifenherzöge war.

So kam es 1648 beim Friedensschluß zu einem Kompromiß, bei dem Schweden den wertvolleren hafen- und inselreichen westlichen, Brandenburg den größeren, aber bei weitem nicht so wertvollen östlichen Teil des Landes erhielt. Für diese beiden Landesteile setzten sich nun die Namen Vor- und Hinterpommern durch, die bereits vorher in Gebrauch waren, aber anders abgegrenzte Teilgebiete bezeichnet hatten.

Bereits im 15. Jahrhundert wurde zwischen Vor- und Hinterpommern unterschieden. Zuerst ersetzten diese Bezeichnungen die alten Namen West- und Ostpommern, indem das Land zwischen Swine und Gollenberg Vorderpommern, das östlich des Gollen gelegene Land Hinterpommern genannt wurde. Die Teilung von 1569 hatte bereits eine wesentliche Begriffsverschiebung gebracht, da nunmehr das Herzogtum Pommern-Wolgast Vorpommern, dagegen Pommern-Stettin Hinterpommern hieß.

Die brandenburgisch-schwedische Teilung von 1648 brachte eine weitere Verschiebung der Begriffe, denn da Stettin mit Gollnow an Schweden gefallen war und der schwedische Anteil Vorpommern hieß, gehörte Stettin im Gegensatz zu vorher zu Vorpommern. Schwedisch-Pommern hieß offiziell, wie bereits zitiert, „Herzogtum Vorpommern und Fürstentum Rügen", und ganz ähnlich wurde Brandenburgisch-Pommern „Herzogtum Hinterpommern und Fürstentum Cammin" genannt, nachdem das ehemalige Bistum Cammin als reichsunmittelbarer Besitz anerkannt worden war. Auf Pommernkarten jener Jahrhunderte wird auch oft einfach zwischen Pomerania Svecica und Pomerania Brandenburgica unterschieden. Besonders bemerkt zu werden aber verdient das allerdings nur einmalige Vorkommen der Namensbildung Pomerania Electoralis (im 1679 abgeschlossenen Friedensvertrag von Saint-Germain en Laye), das sinngemäß mit „Kurpommern" zu übersetzen wäre, was für den kurfürstlichen im Gegensatz zum königlich-schwedischen Teilbereich des Landes kein übler Name gewesen wäre.

Im Frieden von Stockholm vom Jahre 1720 verlor Schweden die Hälfte seines vorpommerschen Besitzes an Brandenburg-Preu-

ßen, woraus sich die Notwendigkeit ergab, zwischen Preußisch-Vorpommern diesseits und Schwedisch-Vorpommern jenseits der Peene zu unterscheiden. Das Streben beider Anteilhaber ging nun dahin, den vorpommerschen Besitz abzurunden. So versuchte Schweden im Siebenjährigen Krieg vergeblich, den 1720 verlorenen Anteil zurückzugewinnen. Wenn ihm dies mißlang, so konnte es in der napoleonischen Zeit wenigstens einen Scheinerfolg erringen. Als daß Deutsche Reich mit der Gründung des Rheinbundes der Auflösung verfiel, erklärte der schwedische König Vorpommern mit Rügen, das bisher immer noch zum Reiche gehört hatte, als nunmehr unmittelbar zu Schweden gehörige Gebiete.

Auf dem Wiener Kongreß wurde dann jedoch eine gänzlich andere Lösung gefunden, die der Kuriosität nicht entbehrt. Schweden tauschte Vorpommern und Rügen nämlich gegen Norwegen ein, und da dieses zuvor zu Dänemark gehörte, fiel Vorpommern am 14. Januar 1814 dem Namen nach an Dänemark. Die Dänen ergriffen jedoch von dieser Erwerbung, die die Erinnerung an die Zeit Waldemars des Großen hätte erwecken können, in der das Fürstentum Rügen dänischer Lehnsstaat war, niemals Besitz, sondern tauschten ihre pommerschen Rechte am 4. Juni 1815 mit dem näher interessierten Preußen gegen das Herzogtum Lauenburg an der unteren Elbe aus.

Nachdem nun ganz Vorpommern preußisch geworden war, wurde zwischen dem älteren und dem neueren Anteil, zwischen Altvorpommern diesseits und Neuvorpommern jenseits der Peene unterschieden, während als Grenze zwischen Vor- und Hinterpommern nunmehr die Oder angesehen wurde. Auch die alten Namen West- und Ostpommern kamen wieder in Gebrauch, jedoch unter Zwischenschaltung eines Mittelpommern, wie der Regierungsbezirk Stettin (ohne Stralsund) genannt wurde. Von diesen Namen ist die Bezeichnung des ehemaligen Regierungsbezirks Stralsund als Westpommern am wenigsten gebräuchlich. Nur der Name Ostpommern für Hinterpommern hat sich durchsetzen können, obwohl Hinterpommern zweifellos die bei weitem eigenartigere Namensbildung darstellt. Wir haben schon bei der Erwähnung der Hinterpfalz festgestellt, daß man bis nach Hinterindien gehen muß, um ein Land zu finden, dessen Name eine ähnlich originelle Bildung aufweist wie die beiden deutschen Landschaftsnamen.

Kleinpommern oder Pomerellen

Auch hinter Hinterpommern gab es einst pommersches Land, das den alten Stammesnamen, wenn auch in gewandelter Form, bis heute bewahrt hat. Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts setzte sich für das Weichselland der ehemaligen Danziger Pomoranenherzöge der Name Pomerel oder Pomerellen durch, der eine Diminutivform des Pommernnamens darstellt, also soviel wie Kleinpommern bedeutet. Nun war der 1309 an den Deutschen Orden gefallene Teil des Weichselherzogtums zwar nicht eben klein zu nennen, aber er war doch ein Nebenland, sowohl von dem herzoglichen Pommern als auch vom preußischen Ordenslande her gesehen.

Die zumeist übliche Schreibung des Namens Pomerellen zeugt von seiner hohen Altertümlichkeit, denn man pflegt ihn mit einfachem m zu schreiben. Die Schreibung Pomerellen ist erst eine Analogiebildung zu der des Pommernnamens. Auch dieser wurde noch bis ins 15. Jahrhundert hinein dem wendischen Stammesnamen und seiner lateinischen Form Pomerani entsprechend Pomeren geschrieben. Doch überwog bereits damals die Schreibung mit dem Doppelkonsonannten, die heute längst die allein übliche ist.

Als die Polen sich 1466 an Stelle des Ordens in den Besitz des Landes an der Weichselmündung setzten, übernahmen sie den Namen Pomerellen nicht, sondern nannten das Land Pomorze, also einfach Pommern. Von 1466 bis zur Ersten Polnischen Teilung im Jahre 1772 bildete Pomerellen eine polnische Wojewodschaft Pomorze, also ein „polnisches Pommern", das ja auch im Sinne dieses Wortes ein Küstenland war. Doch sind die Polen in den 300 Jahren des Küstenbesitzes, den sie zuvor so heftig erstrebt hatten, sowenig wie vorher oder hernach zu einem Seefahrervolke geworden. Lediglich mit der Polonisierung der kaschubischen Reste des Pomoranenvolkes haben sie einiges erreicht, wovon noch zu sprechen sein wird.

Als 1919 der Polenstaat von Versailles entstand und ihm das alte Pomerellen als ein Korridor zur Ostsee zugewiesen wurde, bildete er aus diesem, das inzwischen den Namen Westpreußen geführt hatte, eine neue Wojewodschaft Pomorze. Genau genommen bestand dieses neue „Polnisch-Pommern" aus Teilen der vorherigen

preußischen Provinzen Westpreußen, Ostpreußen und einem kleinen Streifen von Pommern. Pommersch-pomerellischer Wojewodschaftssitz war Thorn, wo als nationaldemokratisches Blatt der „Slowo Pomorskie", also eine Pommersche Zeitung erschien.

Wurde nach diesem Sprachgebrauch das deutsche Pommern also durch ein polnisches bis ins alte Kulmerland und gar bis zu dem ehemals ostpreußischen Kreise Soldau fortgesetzt, womit der pommersche Name sich über nicht weniger als acht Längengrade erstreckte, so haben die Polen noch im Jahre 1938, also kurz vor dem katastrophalen Ende ihres Staates, durch eine Verlegung der Wojewodschaftsgrenzen eine weitere Vergrößerung ihres „Pommern" bewirkt. Durch Angliederung von Teilen der Wojewodschaften Posen und Warschau, die mit der unverkennbaren Absicht geschah, die alte deutsche Reichsgrenze auch als innerpolnische Grenze auszulöschen, wurde „Pomorze" von 16000 auf 25000 Quadratkilometer vergrößert und kam damit dem Umfang der preußischen Provinz Pommern (30000 Quadratkilometer) nahe, deren Bevölkerungszahl von zwei Millionen sie ebenfalls annähernd erreichte. Gleichzeitig erhielt die vergrößerte Wojewodschaft mit dem vorher posenschen Bromberg auch eine neue Hauptstadt.

Diese Umordnung hatte nicht einmal anderthalb Jahre Bestand. Am 1. April 1938 war sie durchgeführt worden, und bereits in der Septembermitte 1939 war mit dem übrigen Polen auch das alte Pomerellen in der Hand der deutschen Truppen. Damit hat die polnische Episode der pommerschen Namensgeschichte nach zwei Jahrzehnten ihren Abschluß gefunden. In diesen zwei Jahrzehnten aber hatte, wie führende Polen mehr als einmal zugestanden haben, das vordem preußische „Polnisch-Pommern" im Wirtschaftsleben des Polenstaates einen entscheidenden Anteil, der nur mit dem des ebenfalls zuvor preußischen „Polnisch-Schlesien" verglichen werden konnte. Was Pommern für den Handel, das bedeutete Schlesien für die Industrie Polens, so daß die „territorial wichtigsten Elemente der wirtschaftlichen Selbständigkeit Polens" (nach einer Formulierung Kwiatkowskis) die Namen zweier deutscher Oststämme führten.

Kaschuben — die letzten Pomeranen

Bei dem in Versailles von den Polen erhobenen und durchgesetzten Anspruch auf Pomerellen spielte neben den wirtschaftlichen Argumenten die wichtigste Rolle die polnische These von der Zugehörigkeit der im nachherigen Korridorgebiet angesessenen Kaschuben zum polnischen Volke. In Wahrheit sind die Kaschuben jedoch keine Polen, sondern vielmehr die letzten Reste des alten wendischen Pomoranenvolkes, nach dem Pommern wie Pomerellen benannt sind. Wie wir der Betrachtung der pommerschen Namensgeschichte also eine solche der rugischen voranstellten, so lassen wir ihr nun die der kaschubischen folgen.

Die kaschubische Namensgeschichte stellt eine Art Widerspiel zur pomoranisch-pommerschen dar. Wenn der pomoranische Name von der Weichselmündung westwärts bis nach Rügen gewandert ist, so können wir bei dem Kaschubennamen eine Wanderung in genau umgekehrter Richtung feststellen. Als zum erstenmal in der Geschichte von Cassubia die Rede war, diente dieser Name zur Bezeichnung von Westpommern im Gegensatz zu Ostpommern. Cassubia dürfte etwa mit Slavia identisch gewesen sein, und so kommt es zu Anfang gelegentlich auch als Bezeichnung von Mecklenburg vor.

War die Bezeichnung zunächst nur im Osten für die westlicheren Wendenländer in Gebrauch, so wurde sie dann von den westlichen Pomoranen auch selber aufgenommen. So fügte Herzog Barnim I., der Stammvater aller späteren Linien des Greifenhauses, seinem Titel „dux Slavorum" ein „et Cassubie" hinzu, das von da an bis zuletzt Bestandteil des herzoglichen Titels blieb und nach der Erwerbung Pommerns durch Brandenburg-Preußen auch dem Titel der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige beigefügt wurde.

Bezeichnete der Cassuben-Titel demnach nicht ein besonderes Land, sondern Westpommern im ganzen, so hat man später, als zu dem cassubischen und dem slawisch-wendischen Titel noch der pommersche und rügensche und weitere Titulaturen kamen, eine Identifizierung der einzelnen Titel mit verschiedenen Landesteilen versucht. Nachdem inzwischen der Name Cassuben für die Reste der noch wendisch sprechenden Pomoranen im Persantegebiet — zwischen Belgard und Neustettin, also westlich des Gollenberges — in Ge-

brauch gekommen war, galt dieses Gebiet dann als „Herzogtum Cassuben", ähnlich wie als „Herzogtum Wenden" das weiter nordöstlich am Lebasee gelegene Gebiet der erst später so genannten Leba-Kaschuben galt. Als pommersche Landschaftsbezirke, die das Präsentationsrecht für das preußische Herrenhaus besaßen, hat es die „Herzogtümer" Cassuben (Köslin, Neustettin, Belgard) und Wenden (Stolp, Schlawe, Rummelsburg) neben anderen Bezirken mit ähnlich altertümlichen Namen („Cammin und Hinterpommern"; „Neuvorpommern und Rügen") bis 1918 gegeben.

Für die Lokalisierung des cassubischen Titels war die Voraussetzung der erwähnte Namensgebrauch für die noch wendischen Pomoranen zunächst des im alten Sinne westpommerschen Persantegebiets. Im 15. und 16. Jahrhundert ging der Kaschubenname als derartige ethnische Bezeichnung dann auch auf die wendischen Bevölkerungsteile östlich des Gollenberges über, und nachdem die Wendenreste westlich des Gollen ausgestorben waren, verblieb er allein der slawisch sprechenden Bevölkerung des Ostens und insbesondere den Pomoranen Pomerellens.

Für die Kaschuben an der Leba, also im „Herzogtum Wenden", war daneben noch ein anderer Name in Gebrauch: sie hießen Slowinzen und führten damit wie die Slowaken, die östlichsten Westslawen, und die Slowenen, die nördlichsten Südslawen, einen von dem Namen der ganzen slawischen Völkergruppe abgeleiteten Stammesnamen. Die slowinzischen Kaschuben, die sich durch die Reinheit ihrer pomoranischen Sprache und durch ihren protestantischen Glauben von ihren Vettern in Pomerellen unterschieden, sind erst in unseren Tagen ausgestorben.

So haftet der Name also heute, nachdem er von der Oder – wenn nicht gar von Mecklenburg – bis zur Weichsel gewandert ist, nur noch an den Kaschuben Pomerellens, den den Polen zunächst siedelnden Resten der Ostpomoranen. Diese letzten Kaschuben werden wie die alten Pomoranen von den Polen als ein polnischer Stamm angesprochen. Aber sie sind so wenig Polen, wie es die Pomoranen waren, und sie sind es auch in den zwei Jahrzehnten polnischer Herrschaft, während deren alles geschah, sie zu polonisieren, nicht geworden.

Allerdings hat das kaschubische Sprachgebiet längst nicht mehr die Ausbreitung, die einst das pomoranische hatte. Bei einer ganzen

Anzahl pomoranischer Grenzmundarten ist die Polonisierung schon in früheren Jahrhunderten gelungen. Denn der Siedlungsraum der Pomoranen hat sich einst südlich bis zur Netze erstreckt, so daß das Netzeland als pomoranisch-polnisches Grenzland Kraina hieß. Die krainische Mundart aber ist nach dem Urteil von Sachkennern so völlig polonisiert, daß nicht einmal mehr wie in anderen ihre einstige pomoranische Grundlage zu erkennen ist.

Auch das eigentliche Kaschubisch weist gewisse polnische Einflüsse auf, die daher rühren, daß das Polnische seit dem 12. Jahrhundert als Kirchensprache und seit dem 15. Jahrhundert auch als Amtssprache in Pomerellen in Gebrauch war. Um so bemerkenswerter aber ist der bis heute bewahrte Eigencharakter dieser pomoranischen Sprache, mit der die letzte Erinnerung an das einstige Danziger Weichselherzogtum der Samboriden fortlebt.

Und wenn heute die „Kaschubei" nicht mehr einen Korridor Polens zum Meer, sondern wieder die Brücke zwischen Pommern und Preußen – im engeren Sinne – bildet, so erinnern wir uns nicht nur der Tatsache, daß das Erbe der Samboridenherzöge einst vom Deutschen Ritterorden angetreten wurde, sondern auch daran, daß seit der friderizianischen Zeit zahlreiche Offiziere und Generale der preußischen Armee aus dem kaschubischen Kleinadel hervorgegangen sind. Es seien nur die beiden Tauentziens – mit dem urpomoranischen Vornamen Bogislaw – genannt, sowie vor allem der große Feldmarschall Yorck, der zu den charaktervollsten Gestalten der gesamten preußischen Geschichte gehört und geradezu eine Verkörperung echtesten Preußentums darstellt.

Pommern zwischen Brandenburg und Preußen

Wie die Kaschubei die Brücke zwischen Pommern und Preußen, so ist Pommern selbst fast seine ganze Geschichte hindurch die Brücke zwischen der Mark Brandenburg und Preußen gewesen und verdankt dieser wichtigen Brückenstellung seine Bedeutung, die ihm in der Reichsgeschichte zukommt.

Seit der Festsetzung der Askanier in der sächsischen Nordmark galt das pommersche Küstenland als ein Zubehör ihres Machtbereichs. 1134 hatte Albrecht der Bär die Belehnung mit der Mark

erhalten, und schon 1135 oder 1136 wurde ihm durch eine kaiserliche Urkunde die Oberherrschaft über das Küstengebiet westlich der Oder zuerkannt. Damit war die Grundlage für alle späteren Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen auf die Lehnshoheit sowie auf die Erbfolge geschaffen, die ein Halbjahrtausend später zum Anfall eines Teiles und schließlich des ganzen Pommern an Brandenburg-Preußen führen sollten.

Bis dahin aber war es ein langer und wechselreicher Weg. Zunächst waren die Pommernfürsten selber von der Notwendigkeit einer brandenburgischen Oberhoheit durchaus nicht überzeugt. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts erkannten die minderjährigen Söhne Bogislaws I., denen der Dänenkönig 1189 Jaromar von Rügen zum Vormund bestellt hatte und die gegen die rügensche Vormundschaft und dänische Oberherrschaft in Brandenburg Schutz gesucht hatten, die Lehnsherrschaft der Askanier an. Sie kehrten zwar 1211 noch einmal unter die dänische Lehnshoheit zurück, aber nachdem der Staufer Friedrich II. den Markgrafen im Jahre 1231 ihre Hoheit über Pommern ausdrücklich bestätigt hatte, nahm Wartislaw von Demmin 1236 seine Länder von der Mark zu Lehen, der er gleichzeitig einen Gebietsstreifen bis zur Tollense, das später mecklenburgische Land Stargard abtrat.

Schon vorher hatten die Askanier die zwischen Havel und Oder gelegene Landschaft erworben, die den altpommerschen Herzogsnamen Barnim trägt – hier erstand dann die Stadt Berlin –, und wenig später erwarben sie von den Pommern auch das Uckerland, von dessen einstiger Zugehörigkeit zum pommerschen Greifenlande der Name des uckermärkischen Ortes Greiffenberg – wie Greifswald, Greifenhagen und Greifenberg in Pommern – Zeugnis gibt.

Doch war der Ausdehnungsdrang Brandenburgs damit noch nicht befriedigt. Das brandenburgische Streben ging vor allem an die Ostseeküste, an der sie nicht nur als Lehnsherren, sondern unmittelbar Fuß zu fassen suchten. Und zwar zielte ihr erster Vorstoß bemerkenswerterweise in östliche Richtung, nämlich zur Weichselmündung, zu der von Preußen her der deutsche Ritterorden strebte. Der Samboride Mestwin II., mit dem hernach das ostpomoranische Haus ausstarb, hatte sein Land 1269 den Markgrafen zu Lehen aufgetragen, um von diesen in den Auseinandersetzungen mit seinem Bruder Wartislaw von Danzig Unterstützung zu erhalten. Die

Märker rückten auch alsbald an die Weichsel vor. In Danzig setzten sie sich mit Hilfe der dortigen deutschen Bürger in den Besitz der starken herzoglichen Burg und dachten sich für immer hier festzusetzen, was aber keineswegs im Sinne Herzog Mestwins war. Doch war Danzig immerhin bis zur Rückeroberung durch den pomoranischen Herzog, die 1271 erfolgte, eine brandenburgische Stadt.

Was ihnen so in dem allzuweit von der märkischen Machtbasis entfernten Danzig mißlang, versuchten die Askanier dann unermüdlich an anderen Stellen der Küste. Wir sprachen bereits davon, daß sie 1277 von Witzlaw von Rügen Schlawe mit Rügenwalde erwarben, das sie aber ebenfalls nicht halten konnten und 1283 wieder verloren. Dafür setzten sie sich 1284 in den Pfandbesitz von Ückermünde, wo sie zwar nicht die offene See, aber doch immerhin das Haff erreichten, und da sie die Uckermark bereits besaßen, hätten sie hier ohne große Mühe einen Keil in die pommersche Küstenstellung treiben können.

Die Stettiner Herzöge erkannten diese Gefahr und lösten das verpfändete Ückermünde 1287 wieder ein, mußten aber dafür Belgard an der Persante an die Mark abtreten. Aber auch die damit sich ihnen eröffnende Möglichkeit, über ihren neumärkischen Besitz an der Persante zur Ostsee zu gelangen, wußten die Askanier nicht zu nutzen, denn sie gaben Belgard einem Verwandten des Greifenhauses als Lehen, und so hatten sie mit dessen Übertritt auf die pommersche Seite alle Möglichkeiten verspielt, auch die, die sich ihnen erst in der Zukunft eröffneten.

Dennoch gaben sie das Spiel nicht auf. Als 1295 mit dem Tode Herzog Mestwins das Samboridenhaus erlosch und im Jahr darauf der von Mestwin zum Erben eingesetzte Primislaw von Polen starb, traten als Anwärter auf das Danziger Erbe außer Sambor von Rügen und Wladislaw Lokietek von Polen auch die Askanier auf, diese mit soviel Erfolg, daß Wladislaw gegen sie den Deutschen Orden zu Hilfe rufen mußte. Bei dieser Begegnung zwischen Brandenburg und Preußen behielten zwar die Ordensritter die Oberhand, die Danzig und das Weichselland besetzten, aber sich 1309 mit Waldemar dem Großen von Brandenburg dahin einigten, daß das Weichselland dem Orden verblieb, Brandenburg aber die Länder Stolp und Schlawe erhielt.

Wieder hatte Brandenburg, nun bereits zum viertenmal, an der

Küste Fuß gefaßt, aber wieder konnte es seine Stellung nur wenige Jahre behaupten. Jetzt rächte sich die Preisgabe Belgards und des Persanteraums, denn ohne diese Brückenstellung war der Besitz an der Ostseeküste nicht zu behaupten. Markgraf Waldemar trat Stolp und Schlawe daher an Wolgast ab, womit dieser erste Abschnitt in der Geschichte der brandenburgischen Ostseepolitik sein Ende fand. Das einzige dauerhafte Ergebnis dieser Episode war das nahe Aneinanderrücken Brandenburgs und Preußens, deren Territorialbesitz in der Neumark und in Pomerellen nur durch einen schmalen Streifen pommerschen und polnischen Besitzes getrennt war.

Für Brandenburg folgte nun mit dem Aussterben der Askanier ein schwerer Rückschlag, den die Pommernherzöge nicht ungenutzt ließen. Im Jahre 1320, dem Todesjahr des letzten Askaniers, gelangte in Stettin als Mitregent seines Vaters jener Herzog Barnim zur Regierung, der später der Große zubenannt wurde. Im gleichen Jahre noch ergriff Stettin von dem zuvor märkischen Pasewalk Besitz, und im Jahre darauf nahmen die Stände der Uckermark und der Neumark die Herzöge von Stettin und Wolgast als Schutzherren an. Als Ludwig der Bayer dann 1323 seinen Sohn mit Brandenburg einschließlich Pommerns belehnte, begehrten die Pommernherzöge auf und verfielen sogar, um der Lehnspflicht zu entgehen, 1331 auf den phantastischen Gedanken, ihr Land dem Papste als dem machtpolitischen Gegenspieler des Kaisers als Lehen aufzutragen. Papst Johann XXII. nahm die Herzöge tatsächlich in Vasallenpflicht, konnte ihnen aber praktisch wenig helfen.

So kam es schließlich 1338 zwischen den Wittelsbachern und den Greifenherzögen zu einer Übereinkunft, nach der Brandenburg seine Lehnshoheit preisgab, dafür aber das Erbfolgerecht in Pommern erhielt. Trotzdem standen auch die folgenden Jahrzehnte im Zeichen dauernder brandenburgisch-pommerscher Fehden und Auseinandersetzungen, bei denen es meist um die Uckermark oder um Teile dieses Landes ging. Obwohl Herzog Barnim 1354 im Frieden von Oderberg die östliche Uckermark erhalten hatte, entspann sich 1370 ein neuer Krieg um uckermärkische Städte, der mit Unterbrechungen bis zur Jahrhundertwende dauerte.

Inzwischen war Barnims des Großen Sohn Swantibor zur Re-

gierung gelangt, der 1409 von Jobst von Mähren in seiner Eigenschaft als brandenburgischer Markgraf zum Statthalter der Mark ernannt wurde. Die Mark war also nahe daran, pommersch zu werden. Auch als Jobsts Vetter Siegmund 1411 Friedrich von Hohenzollern zum erblichen Statthalter Brandenburgs einsetzte, war diese Gefahr noch nicht behoben, denn der rebellische brandenburgische Adel verbündete sich gegen Friedrich mit den Söhnen Swantibors, und diese Bundesgenossenschaft machte dem Hohenzollern noch lange zu schaffen. 1412 am Kremmer Damm geschlagen, konnte der inzwischen zum Kurfürsten aufgestiegene Zoller die Pommern erst 1420 bei Angermünde schlagen, und erst 1427 kam es in Templin zum Friedensschluß.

Im Templiner Frieden wurde außer der Rückgabe von Prenzlau an Brandenburg auch eine pommersch-brandenburgische Heirat verabredet. Schon vorher hatte es verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Häusern gegeben. So war die Gemahlin Herzog Swantibors von Stettin die Tochter eines Nürnberger Burggrafen, und die Kämpfe Friedrichs gegen die Söhne Swantibors spielten sich also unter nahen Verwandten ab. Eine Schwester des Kurfürsten heiratete dann Barnim VI. aus der Wolgaster Linie, und sein Sohn Friedrich der Fette war mit Barnims Großnichte Agnes von Rügen vermählt.

Als 1464 die Stettiner Linie des Greifenhauses erlosch, erhob Brandenburg als Lehnsherr Anspruch auf das Erbe, und wieder kam es zu langwierigen Auseinandersetzungen, deren einziges dauerhaftes Ergebnis die erneute Sicherung der Erbfolge für den Fall des Aussterbens des pommerschen Gesamthauses war. Doch erhielt bei der Erbverbrüderung von 1571 auch Pommern für den brandenburgischen Todesfall ein Erbteil zugesichert. Nicht nur die Neumark, sondern auch das südlich der Warthe gelegene Land Sternberg sollten in diesem Falle zu Pommern kommen, womit dieses „Land am Meer" sich bis zur mittleren Oder ausgebreitet hätte und zum unmittelbaren Grenznachbarn von Schlesien geworden wäre.

Da nicht die Hohenzollern, wohl aber 1637 die Greifenherzöge ausstarben, konnte Brandenburg, nachdem es inzwischen Preußen erworben hatte, 1648 in Hinterpommern wenigstens einen Teil des so lange erstrebten Erbes antreten. Zwar war das hintere Pommern

der bei weitem geringerwertige Teil der Erbschaft, aber gerade als Brücke nach Preußen war es für Kurbrandenburg doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Daher legte der Große Kurfürst auch Wert darauf, die 1637 als polnische Lehen vom Polenkönig eingezogenen Länder Lauenburg und Bütow neu zu erwerben, was ihm 1657 gleichzeitig mit der Anerkennung seiner Souveränität in Preußen glückte.

Noch weit energischere Anstrengungen machte Kurfürst Friedrich Wilhelm aber, um Stettin und Vorpommern zu gewinnen. Nach dem bei Fehrbellin über die Schweden errungenen glanzvollen Sieg ging er zum Gegenangriff über und eroberte 1678 in einem raschen Siegeszug das ganze Vorpommern mit Stettin, Stralsund und Rügen. Doch konnte er seine Eroberungen im Frieden von St. Germain nicht behaupten.

Erst seinem Enkel, dem Soldatenkönig, gelang wenigstens die teilweise Erwerbung der vorpommerschen Küste. Es ist wenig bekannt, daß damals in dem in der Hauptsache zwischen Rußland und Schweden ausgefochtenen Nordischen Krieg die Gefahr bestand, daß Vorpommern aus dem schwedischen in den russischen Besitz überging. Nur dem entschlossenen Eingreifen König Friedrich Wilhelms ist es zu verdanken, daß sich nun die Preußen statt der Russen an der Odermündung festsetzen konnten.

Und es kam darüber auch keineswegs zu einem preußisch-russischen Konflikt oder auch nur Zwiespalt, sondern man kann im Gegenteil von dem Übereinkommen zwischen Peter dem Großen und dem Soldatenkönig in der pommerschen Frage an das in der Folgezeit so wichtige Freundschaftsverhältnis zwischen Preußen und Rußland datieren, das in den beiden folgenden Jahrhunderten eines der wesentlichsten Elemente der preußisch-deutschen Außenpolitik war und Bismarck als wertvollstes Werkzeug bei der Schaffung seines Reiches aus brandenburgisch-preußischer Wurzel diente.

Bevor aber das Bismarckreich entstand, war nicht allein 1815 im Gefolge der Befreiungskriege das restliche Vorpommern, sondern es war 1772 unter Friedrich dem Großen auch das alte Ordensland Pomerellen und 1793 auch die altpomeranische Herzogsresidenz Danzig an Brandenburg-Preußen gelangt und damit auch eine territoriale Brücke zwischen Brandenburg und Preußen geschlagen worden.

Die Schlesier

Von den vier hier betrachteten Neustämmen des Ostens sind drei, die Mecklenburger, Pommern und Preußen, an der baltischen Küste gleichsam aneinandergereiht. Dafür ist der vierte große Oststamm der Schlesier um so entschiedener ein Binnenstamm. Er ist es in noch betonterer Weise als der andere Binnenstamm des Nordostens, die Märker, denn während die Märker wie Mecklenburger, Pommern und Preußen Niederdeutsche sind, gehören die Schlesier zu den mitteldeutschen Stämmen.

Sie nehmen damit weniger eine Ausnahmestellung als vielmehr eine Zwischenstellung ein, indem sie zwischen den niederdeutschen (sächsischen) Nordoststämmen und den oberdeutschen (bayrischen) Südoststämmen in der Mitte stehen. Während aber der niederdeutsche Nordosten in eine Mehrzahl von Stämmen und der oberdeutsche Südosten immerhin in Teilstämme aufgespalten ist – den Märkern, Mecklenburgern, Pommern und Preußen dort entsprechen hier die Österreicher (in engerem Sinne), Tiroler, Kärntner und Steirer –, gibt es im mitteldeutschen „Mittelosten" außer den meißnischen Obersachsen, die in andere Zusammenhänge gehören, nur den einen schlesischen Stamm, den wir den Nordost- und den Südoststämmen als den deutschen „Mitteloststamm" gegenüberstellen können.

Fassen wir aber die Nordoststämme entsprechend den Österreichern des Südostens als „Preußen" zusammen – wobei wir gleichsam die nicht preußisch gewordenen Mecklenburger gegen die Schlesier eintauschen –, so tritt die besondere Stellung Schlesiens im deutschen Stammesgefüge noch deutlicher hervor. Denn wie die Preußen in diesem Sinne der aus Friesen und Sachsen als den niederdeutschen Altstämmen und wie die Österreicher entsprechend der aus Schwaben und Bayern als den oberdeutschen Altstämmen hervorgegangene Neustamm im Osten sind, so sind die Schlesier zwischen Preußen und Österreichern der aus den mitteldeutschen Altstämmen der Franken und Thüringer entwachsene Neu- und Oststamm. Wenn so die sechs großen Altstämme in drei Neustämmen wiederkehren, so ist doch auch eine gewisse Gegenläufigkeit der Entwicklung nicht zu verkennen: während im nieder- wie im oberdeutschen Raum je ein geschlosse-

ner, kaum in sich gegliederter Großstamm – dort die Sachsen, hier die Bayern – den Hauptanteil an der Bildung eines vielgegliederten Neustammes auf Kolonisationsboden haben, ist es im mitteldeutschen Raume umgekehrt. Hier entspricht den fränkischen Stämmen der Lothringer, Pfälzer und Hessen, denen wir zur Not auch die Thüringer beizählen dürfen, der kaum gegliederte schlesische Großstamm, neben dem die Meißner wie die Friesen neben dem sächsischen oder – ein schlechterer Vergleich – die Schwaben neben dem bayrischen Großstamm zurücktreten. Wir können also Friesen-Sachsen und Mecklenburger-Pommern-Märker-Preußen sowie Schwaben-Bayern und Tiroler-Kärntner-Steirer-Österreicher nebeneinanderstellen gegen Lothringer-Pfälzer-Hessen-Thüringer und Meißner-Schlesier. In jeder deutschen Stammesgliederung, nach welchem Gesichtspunkt auch immer sie erfolgen mag, kommt so dem Schlesierstamm ein wichtiger Platz zu, wie er ihn infolge seiner Lage zwischen dem nördlichen und dem südlichen Osten des gesamtdeutschen Raumes auch in der Geschichte innegehabt hat.

Warnen – Rugier – Silingen

In seiner Geschichte zeigt der Schlesierstamm ungleich stärkere Übereinstimmung mit den nordöstlichen als mit den südöstlichen Neustämmen, und zwar bereits von der vorgeschichtlichen Frühzeit an. Wie in Pommern werden auch in Schlesien die Bastarnen als frühester germanischer Siedelstamm betrachtet, und wie im ganzen Nordosten haben hier in den Jahrhunderten vor und nach der christlichen Zeitwende ostgermanische Stämme aus dem Norden gesessen.

Schlesien war ein halbes Jahrtausend hindurch das Siedlungsgebiet der Wandalen, wie Pommern eine kürzere Zeitspanne das der Burgunder und Mecklenburg noch kürzere Frist und nur zum Teil das der Langobarden war. Trotzdem ist der Wandalenname selber in Schlesien sowenig wie der burgundische in Pommern oder der langobardische in Mecklenburg erhalten geblieben. Nur der Name des wandalischen Teilstammes der Silinger hat die germanische Frühzeit überlebt wie in Pommern der Name des rugischen und in Mecklenburg der des warnischen Kleinstammes.

Während aber der Name der Warnen nur in dem Flußnamen der Warnow fortlebt, die trotz Rostock nicht einmal der Hauptfluß Mecklenburgs ist, und während der Rugiername nur in dem Inselnamen von Rügen erhalten blieb, das immerhin schon eine bedeutendere Rolle in der Geschichte Pommerns spielt, sehen wir den Namen der wandalischen Silingen in dem Landesnamen von Schlesien und dem Stammesnamen der Schlesier selbst fortgeführt. Er hat also nicht wie die beiden anderen Namen eine Schrumpfung, sondern eher eine Ausbreitung erfahren und ist vor allen Dingen – wenn auch auf Umwegen – Stammesname geblieben, was von dem Namen der Rügianer-Rugier nur in sehr eingeschränktem Sinne und von dem der Warnaber-Warnen nur für die wendische Zwischenzeit gilt.

Was die pommerschen Rugier angeht, so ergibt sich aus deren wahrscheinlich norwegischer Herkunft noch eine besondere Analogie zwischen pommerscher und schlesischer Geschichte, da die Herkunft des polnischen und schlesischen Herrschergeschlechtes der Piasten auf die norwegische Königssippe Harald Haarfagrs zurückgeleitet wird: der erste in der Geschichte auftretende Piast führte den Namen Misika wahrscheinlich nur als Beinamen und hieß in Wahrheit Dag oder Dagr, wie er in einer Urkunde auch Dago genannt wird. Dieser typisch nordische und norwegische Name aber kommt sowohl in der Vorfahren- wie in der Nachkommenschaft König Haralds, in der eine Sippe geradezu den Namen Daglinger führt, mehrfach vor, und eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht sogar dafür, daß Dag Misika, der Gründer des polnischen Staates, mit einem Enkel oder Urenkel des Begründers der norwegischen Einheit namens Dag Ringson identisch ist.

Dieser von deutschen Historikern sehr wahrscheinlich gemachte Zusammenhang zwischen der nordischen und der ältesten westslawischen Geschichte ist von der chauvinistischen polnischen Wissenschaft immer aufs heftigste bestritten worden, da er den urslawischen Charakter des polnischen Staates in Frage stellt. Um so besser fügen sich diese nordisch-germanischen Zusammenhänge in die Geschichte des deutschen Schlesien ein, das zum Nordgermanentum vermutlich sogar in noch engeren Beziehungen gestanden hat als das übrige Piastenreich. Denn der in der ältesten polnischen Chronik als schlesischer dux, also Herzog, genannte Kastellan Magnus von

Breslau, der früheste Repräsentant einer besonderen schlesischen Geschichte, führte nicht nur einen damals nur im Norden üblichen Namen, sondern stand auch selbst in verwandtschaftlichen Beziehungen zum norwegischen Königshaus.

Dänische und spanische Siling-Wandalen

Auch die silingischen Stammes- und Namensahnen der Schlesier stammen aus dem Norden. Und zwar nimmt man für sie eine von den übrigen Wandalen gesonderte Herkunft an. Während jene aus Vendsyssel nördlich vom Limfjord nach Schlesien kamen, wird als Silingenheimat von den meisten Forschern die ebenfalls dänische Insel Seeland betrachtet, von deren altem Namen Silund auch der Silingername herzuleiten sei.

Doch ist diese Ableitung nicht unbestritten. Der Slawist Vasmer bringt den schwedischen Ortsnamen Silinge in Södermanland mit dem silingischen in Zusammenhang, und vielleicht darf man auch die Sabalingioi, die Ptolemäus im Südteil des kimbrischen Chersonesus aufführt, als Vorfahren des wandalischen Teilstammes ansprechen, falls diese nämlich, wie vermutet wird, mit der mittelalterlichen dänischen Landschaft Salingsyssael, der heutigen, am Limfjord gelegenen Halbinsel Salling, in Beziehung zu bringen sind. Träfe diese Vermutung zu, so würden die Silingen aus der unmittelbaren Nachbarschaft der übrigen Wandalen stammen, denn Salingsyssael liegt mitten zwischen dem alten Vendlesyssael, Thytesyssael, Harthesyssael und Himbersyssael.

In Schlesien scheinen die Silingen noch ein gesondertes Dasein neben den übrigen Wandalenstämmen geführt zu haben. Sie waren vielleicht – ähnlich wie die Semnen unter den Swebenstämmen – die Träger des Stammeskults und haben als solche ihren Namen gewahrt. Dieser ist auf jeden Fall nicht nur in Schlesien erhalten geblieben und weiter überliefert worden, sondern kommt auch als Bezeichnung eines Teiles der wandalischen Auswanderer in Spanien vor. Wenn hier Vandali cognomini Silingi erwähnt werden, so weist das allerdings auf eine weitgehende Angleichung und Identifizierung der beiden Namen hin.

Diesen spanischen Siling-Wandalen fiel bei der Landnahme im

Jahre 412 jene Provinz Baetica zu, die dann den Wandalennamen weiter bewahren sollte. Die Silinger selber aber haben als besonderes Volk noch in Spanien, also vor dem Beginn des afrikanischen, des letzten und großartigsten Aktes der Wandalengeschichte, ihr Ende gefunden. Im Kriege gegen die Westgoten sollen sie 418 nach der Gefangennahme ihres Königs sämtlich gefallen sein. Wahrscheinlich aber sind die damals übriggebliebenen Reste des Volkes unter Verzicht auf ein eigenes Königtum nun vollends mit den Wandalen verschmolzen, die in der Folge, da gleichzeitig auch der Name des hasdingischen Teilstammes verschwindet, nur noch unter dem Wandalennamen erscheinen.

Der Mons Silensis im Silinggau

Der wichtigste Träger der silingischen Namensüberlieferung in Schlesien war ein Berg, der heutige Zobten, der jahrhundertelang statt dieses seinem Ursprung nach slawischen einen germanischen Namen trug, indem er nach den Silingen der Silingberg oder einfach der Siling genannt wurde. Diese Benennung hängt gewiß mit der besonderen Rolle zusammen, die der Zobten in silingisch-wandalischer Zeit als Kultstätte des Großstammes spielte.

Die bemerkenswerte Lage dieses kegelartig aufragenden Berges mitten in der schlesischen Ebene läßt ihn als eine Kultstätte geradezu vorbestimmt erscheinen, und so hat er wahrscheinlich bereits in der Steinzeit als solche gedient. Grabungen auf der Bergwiese haben eine älteste Kulturschicht aus der Urnenfelderzeit zutage gefördert, aus der nach Scherbenfunden auch die riesigen Steinmauern stammen, die den Bergesgipfel umziehen. Diese Feststellungen legen den Schluß nahe, daß der Berg bereits in frühester vorgeschichtlicher Zeit der Mittelpunkt des Landes war, der die Stätte des Kultes trug.

Aus geschichtlicher Zeit haben wir durch Tacitus die Kunde von einem eigenartigen Kult des lugisch-wandalischen Teilstammes der Naharwalen. Dieser Name bezeichnete wahrscheinlich die Silingen in ihrer Eigenschaft als Träger des wandalischen Kultes, ganz entsprechend dem Namen Ziuwaren der Semnen-Alemannen. Über die Stätte des silingisch-naharwalischen Kultes wissen wir sowenig

wie über die des semnisch-swebischen, aber mehrere Gründe legen die Vermutung nahe, daß das zentrale Heiligtum auf dem Zobten lag. So findet sich auf der Karte des Ptolemäus im Gebiet der Lugier der Name eines einzelnen Waldes (limis lucus), der seiner Lage nach der Zobten gewesen sein kann. Da dieser Wald mitten unter lauter Völkernamen besonders bezeichnet ist, muß es mit ihm eine besondere Bewandtnis haben. Da Tacitus von einem heiligen Hain als der naharwalischen Kultstätte spricht, so sind wahrscheinlich dieser Hain und der Limis-Wald des Ptolemäus miteinander sowie mit dem waldbedeckten Siling- oder Zobtengebirge identisch.

Wie in vorgermanischer und germanischer, so hat auch in der nachgermanischen, nämlich slawischen Zeit der Silingberg als Heiligtum gedient. Thietmar von Merseburg berichtet uns zum Jahre 1017, daß der Schlesiergau seinen Namen von einem hohen und steilen Berge habe, der als Sitz eines fluchwürdigen Götzendienstes von allen Einwohnern aufs höchste verehrt werde. Der Siling war also gleichsam ein schlesisches Rethra oder Arkona, dessen Bedeutung noch besonders unterstrichen wird durch Thietmars Bemerkung, daß von ihm die Namengebung des ganzen slawischen Gaues ausgegangen sei.

Ebenfalls für die Wichtigkeit dieser slawischen Kultstätte, von der greifbare Spuren nicht erhalten sind, zeugt es, daß nach der Bekehrung des Landes eine christliche an ihre Stelle trat. Im 12. Jahrhundert stand eine mit vielen Bildwerken geschmückte romanische Kirche auf dem Silingberg, so daß der bis in die Steinzeit zurückführende wandalische und hernach slawische Kult also eine mittelbare Fortsetzung bis in die christlich-deutsche Zeit hinein gefunden hat.

Wenn Thietmar den Bergnamen mit dem Gaunamen zusammenstellt, so liegt das bei der Ähnlichkeit beider nahe: der Silingberg heißt in lateinischer Umschreibung mons Silensis oder mons Silenci, der Silinggau entsprechend bis in das hohe Mittelalter hinein pagus Silenci oder – bei Thietmar – pagus Cilenci. Diese Formen entsprechen einem slawischen Slenz oder Zlenz, wie es auch in dem slawischen Namen des auf dem Siling entspringenden Loheflusses erscheint. Die Lohe heißt nämlich Slensa oder Selenza, was ebenso eindeutig den Silingenfluß wie die anderen Namen den Silingenberg und den Silingengau bezeichnen. Das muß deshalb

betont werden, weil von polnischer Seite versucht wurde, dem Namen Schlesiens slawische Abkunft zuzusprechen, indem man ihn von dem Namen der Selenza herleitete und diesen slawisch deutete. Mag man den Namen aber auf den Berg oder auf den Fluß der Silingen zurückführen, in jedem Falle stoßen wir auf diesen germanischen Stammesnamen als auf den Ausgangspunkt.

Die weitere Entwicklung und Wandlung dieses Namens erfolgte auf streng lautgesetzliche Weise, und hier können wir den Slawen und Slawisten gern das Zugeständnis machen, daß der Name des germanischen Stammes sich in slawischem Munde nach slawischen Lautgesetzen gewandelt hat. Im Namen der Schlesier spiegeln sich also sowohl die germanische Frühzeit als auch die slawische Zwischenzeit und endlich – in der heutigen Form, die ja noch eine erhebliche Fortbildung der slawischen Zwischenform aufweist – die deutsche Zeit der schlesischen Stammesgeschichte wider.

Für die Wandlung von Silingjôs – was wahrscheinlich die germanische Ausgangsform war – in Siledzi gibt es eine ganze Anzahl Analogien, und zwar bemerkenswerterweise gerade in Lehnworten, die das Slawische aus dem Germanischen übernommen hat. So ist althochdeutsches penning zu penedzi, skillings zu skiledzi, messings zu mosedzi, ausurings (Ohrring) zu useredzi und entsprechend gotisches kaldings (Brunnen) zu kladezi geworden.

Im Slawischen schwand also der germanische Nasal, und entsprechend heißt Schlesien heute auf polnisch Slask und auf tschechisch Slezsko. Die deutsche Form des Namens ist, wie schon der Vergleich zeigt, auf dem Wege über die tschechische und nicht über die polnische entstanden, vermutlich infolge späterer kanzleisprachlicher Einflüsse aus Böhmen. Diese Tatsache verdient nicht zuletzt deshalb Beachtung, weil sie zeigt, daß die polnischen Behauptungen von dem „Urpolentum" des schlesischen Landes nicht einmal für die sprachliche Ableitung des Namens zutreffen.

Slenzanen neben Polanen und Pomoranen

Der schlesische Name ist, wie wir sahen, sowohl von dem Silingenberg wie von dem Silingenfluß hergeleitet worden. Es ist aber nicht undenkbar, daß sogar eine direkte Übertragung des Stammes-

namens stattgefunden hat, denn zu Beginn der mittelalterlichen Siedlungszeit begegnet uns im Gebiet des mons Silensis und des Selenzaflusses der wendisch-slawische Stamm der Slenzanen oder Slezanen, der in dem bereits bei dem sogenannten bayrischen Geographen des 9. Jahrhunderts erwähnten Stammesgau Sleenzane – in anderen Quellen Slensane oder Slasane – wohnte.

Daß es sich bei diesem Stamm, dessen Gau fünfzehn Burgen zählte, um unmittelbare slawische Abkömmlinge der Silingen handelt, ist nicht ausgeschlossen. Stammestradition und Namenstradition würden also aufs engste übereingehen, was ja auch im Falle der Ranen als Erben der Rugier sowie im Falle der Warnaber als Erben der Warnen zu vermuten naheliegt.

Für die Möglichkeit einer unmittelbaren silingisch-slenzanischen Kontinuität spricht insbesondere eine eigenartige Bemerkung Thietmars über die den Mittelpunkt des Slenzanengaues bildende Burg Nemzi, die mit der heutigen Stadt Nimptsch (an der Lohe, dem alten Silingenfluß) identisch ist. Thietmar sagt bei der Erwähnung dieser Hauptburg der Slenzanen, deren Name soviel wie „die Deutschen" bedeutet, sie sei „einst von den Unsrigen erbaut" worden. Neuere Grabungen haben die daraufhin ausgesprochene Vermutung bestätigt, daß Nimptsch bereits in der wandalischen Frühzeit besiedelt war. Es hat dann über die slawische bis in die deutsche Zeit Schlesiens hinein eine wichtige Rolle gespielt. Als Herzog Misika von Polen 990 Schlesien eroberte, setzte er sich zuerst in den Besitz von Breslau, dann sogleich in den von Nimptsch, der beiden Hauptburgen des ganzen Landes.

Wie die Silingen nur ein Teilstamm der Wandalen waren, so besiedelten auch die Slenzanen nur ein Teilgebiet Schlesiens. Der bayrische Geograph nennt für den Bereich des späteren Schlesien insgesamt sechzig civitates oder Burgbezirke, von denen nur fünfzehn auf die Slenzanen kommen. Neben den Slenzane gibt es andere Stämme wie die Boborane und die Golensizi. Die letzteren mit nur fünf Burgen saßen im späteren mährischen Schlesien, wo der zwischen Troppau und Jägerndorf gelegene Ort Holasovice (heute Kreuzendorf) den Mittelpunkt ihres Gaues bildete.

Besondere Beachtung verdienen neben den Slenzanen vor allem die Opolanen mit nicht weniger als zwanzig Burgbezirken. Ihr Name weist auf das opole, einen Nachbarschaftsverband der frühen

slawischen Zeit zurück, der vielleicht der deutschen Markgenossenschaft entspricht und wie diese mit dem lateinischen Namen vicinia bezeichnet wird. Der opolanische Name lebt in dem der Stadt Oppeln fort, ebenso die alte Zweiheit von Slenzanen und Opolanen in der Gliederung des Landes in Nieder- und Oberschlesien, die noch im Mittelalter als ducatus Slezie und ducatus Opol unterschieden wurden.

Im übrigen aber sind die Namen der anderen Stämme vor dem slenzanisch-schlesischen bald in den Hintergrund getreten, der sich für das ganze Land durchgesetzt hat. Der Weg von den Silingern zu den Slenzanen ist also nicht so sehr dem der Warnen zu den Warnabern oder der Rugier zu den Ranen zu vergleichen als vielmehr dem, der von den Rugiern und Burgundern zu den Pomoranen führt.

Zwischen den Slenzanen – samt Opolanen und Boboranen – im Süden und den Pomoranen im Norden aber siedelten im Flußgebiet der Warthe die Polanen, die ihren alsbald eingedeutschten Süd- und Nordnachbarn zunächst weder an Zahl noch an Bedeutung überlegen waren. Erst die Piasten schufen vom Gebiet der Polanen aus durch Eingliederung der benachbarten Kujawier, Masowier und Wislanen (an der oberen Weichsel um Krakau) sowie schließlich der Slenzanen und zeitweise sogar der Pomoranen ein polanisch-polnisches Reich, das die nächsten Jahrhunderte der schlesischen Stammesgeschichte zu einem erheblichen Teile mitbestimmen sollte.

Schlesien zwischen Böhmen und Polen

Allerdings trifft es durchaus nicht zu, daß Schlesiens Geschichte, bevor sie in die deutsche Gesamtgeschichte einmündete, polnische Geschichte gewesen sei. Vielmehr stand Schlesien in jenen Jahrhunderten in ähnlicher Weise zwischen Böhmen und Polen, wie Pommern zwischen Polen und Dänen. Und wie Pommern weder polnisch noch dänisch, so ist Schlesien weder böhmisch noch polnisch, sondern beide Länder sind Glieder des Reiches und deutsch geworden.

In den ersten Jahrhunderten seiner mittelalterlichen Geschichte war Schlesien sogar wesentlich stärker nach Böhmen als nach Polen



18. Silinger und Schlesier

hin ausgerichtet. Nachdem es zuvor wohl dem großmährischen Reiche zugehört hatte, stand es nach dessen Zerfall unter böhmischer Herrschaft. Der Primislide Wratislaw, der um die Wende des 9. zum 10. Jahrhundert von Prag aus ein böhmisches Reich begründet hatte, war auch Herr des Oderlandes, dessen Mittelpunkt und Hauptstadt Breslau (Wratislawia) nach ihm den Namen trägt und daher wahrscheinlich von ihm begründet worden ist.

Außer Schlesien stand damals auch das Stammesgebiet der Wislanen um Krakau unter böhmischer Herrschaft, so daß der spanische Jude Ibrahim ibn Jakub 973 „im Reiche des Böhmenherzogs" von Prag nach Krakau reisen konnte. Wenn also später Krakau zeitweise zu Schlesien gezählt wurde, so kann man diesen Gebrauch bis in die früheste böhmische Zeit des Landes zurückdatieren. Und da das Primislidenreich unter deutscher Oberhoheit stand, hat bereits damals der Machtraum des Reiches über Schlesien hinaus bis nach Krakau gereicht.

Erst der polnische Staatsgründer Misika, von dessen wahrscheinlich nordisch-norwegischer Herkunft bereits die Rede war, machte Böhmen den Besitz Schlesiens streitig und begann 990 jenen polnisch-böhmischen Krieg um Schlesien, der mit vielen Unterbrechungen fast anderthalb Jahrhunderte hindurch fortdauern sollte und der auch dann nur dem Anschein nach zu Polens Gunsten entschieden wurde.

Der Krieg Misikas, der mit der Eroberung von Breslau und Nimptsch begann, endete mit der Einverleibung eines Großteils von Schlesien, wahrscheinlich auch des Oppelner Landes. Das übrige Oberschlesien samt Krakau wurde erst um die Jahrtausendwende von Misikas Sohn Boleslaw Chrobry eingegliedert, der 1003 auch Böhmen und Mähren eroberte und als ein echter Nachfahr seiner wikingischen Ahnen die Gründung eines westslawischen Großreiches anstrebte, das im Osten bis nach Kiew reichte.

Aber die polnische Basis erwies sich für ein solches Reich als zu schmal. So zerfiel das piastische Großreich schon unter Boleslaws Söhnen, und sein Enkel Kasimir konnte nur mit deutscher Hilfe die Herrschaft zurückgewinnen. Inzwischen hatte nämlich der Primislide Bretislaw Achilles von Böhmen aus eine ähnliche westslawische Großreichsgründung versucht wie Boleslaw von Polen aus. Er hatte Schlesien erobert und war nicht nur bis Krakau, sondern sogar bis Gnesen vorgedrungen.

Zwischen Kasimir und Bretislaw vermittelte Kaiser Heinrich III. 1046 in Merseburg, wo uns neben dem polnischen und dem böhmischen zum erstenmal ein pommerscher Herzog begegnet. Es ging dabei in der Hauptsache um Schlesien, das der Kaiser nach der 1041 erfolgten Huldigung des Böhmen diesem überlassen hatte. Eine endgültige Übereinkunft wurde aber erst 1054 erzielt, indem das inzwischen von Polen zurückeroberte Schlesien gegen Zahlung eines jährlichen Tributes Kasimir zugesprochen wurde.

Dieser Tribut, mit dem Polen eine böhmische Oberhoheit über Schlesien anerkannte, wurde in den folgenden Jahrzehnten zum dauernden Anlaß polnisch-böhmischer Kämpfe. Immer von neuem weigerten sich die Polen, den Tribut zu zahlen, auf dem die Böhmenherzöge aber, um sich für den Verlust Schlesiens schadlos zu halten, hartnäckig bestanden. So wurde um Schlesien ein nur noch zeitweise unterbrochener böhmisch-polnischer Krieg gekämpft, in dem Schlesien selber das gegebene Schlachtfeld war.

Dieser Krieg wurde mit wechselndem Erfolg geführt. Aber obwohl der Primislide Wratislaw II. 1085 von Kaiser Heinrich IV. zum „König von Böhmen und Polen" erhoben wurde und obwohl sein Sohn Bretislaw II. alle Kastellaneien Schlesiens bis auf Nimptsch eroberte und bis an die Warthe vordrang, konnten die Piasten sich im ganzen doch im Besitz Schlesiens behaupten, und so wurde ihnen dieses Land in dem zu Pfingsten 1137 in dem böhmisch-schlesischen Grenzort Glatz abgeschlossenen Frieden, der die böhmisch-polnischen Kriege beendete, endgültig zugesprochen.

Vom Silinggau zum Schlesierland

Ein Jahr nach dem Abschluß dieses Friedens, der Polen den schlesischen Besitz für alle Zeiten zu sichern schien, starb Herzog Boleslaw Schiefmund, und damit nahm eine völlig andersartige Entwicklung ihren Anfang, die schließlich damit enden sollte, daß aus dem vorherigen böhmisch-polnischen Streitobjekt ein deutsches Land wurde.

Ansätze zu einer derartigen Entwicklung hatte es schon vorher gegeben. Seit der um die Jahrtausendwende erfolgten Gründung des Bistums Breslau hatte sich der Geltungsbereich des schlesischen

Namens von dem slenzanischen Kerngebiet um Breslau und dem Siling auf das Gesamtgebiet der Breslauer Diözese erweitert. Die Diözesangrenzen, die zunächst auch den alten Golensizengau im Süden mitumfaßten, dessen Besitz die Olmützer Bischöfe den Breslauern erst später streitig machen, werden zu Landesgrenzen, innerhalb deren sich eine gewisse Einheit herausbildet.

Die schlesische Stammeseinheit geht also zu einem sehr wesentlichen Teile auf eine kirchliche Gliederung zurück, was die Bedeutung erkennen läßt, die der Kirche bei der Erschließung des neubekehrten Landes zukam. Zugleich wird daraus auch die überragende Bedeutung Breslaus für das schlesische Land deutlich, die sich auch darin ausspricht, daß für den schlesischen Gesamtraum neben dem Namen Schlesien noch lange die Bezeichnung Breslauer Land im Gebrauch blieb.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts trat Schlesien zum erstenmal aktiv als einheitliches Ganzes auf. Damals organisierte der mächtige Breslauer Kastellan Magnus, der eine Obergewalt über die übrigen Kastellane Schlesiens innehatte, da er als Herzog bezeichnet wird, den schlesischen Widerstand gegen zentralistische Bestrebungen Polens. Der Aufstand des „comes Wratislaviensis" scheiterte zwar, aber der Polenherzog mußte der Eigentendenz, die sich in ihm aussprach, doch immerhin dadurch entsprechen, daß er seinem Sohne Boleslaw 1097 Schlesien mit Krakowien und anderen Gebieten als Teilreich zuwies. So war für den polnischen Chronisten Gallus Schlesien bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts ein gesonderter geographischer Begriff.

Der gleiche Boleslaw, der 1097 Schlesien mit Krakau als Teilreich erhalten hatte, erwarb es 1137 in dem Pfingstfrieden von Glatz endgültig von Böhmen. Der gleiche Herrscher aber teilte 1138 bei seinem Tode Polen unter seine Söhne auf und schuf damit unbewußt die wichtigste Voraussetzung für die dauernde Abspaltung Schlesiens.

Herzog Boleslaw Schiefmund ist der Stifter der polnischen Senioratsverfassung, nach der der jeweils älteste seiner Nachkommen das Krakauer Gebiet mit der Oberherrschaft über die übrigen Teilfürsten innehaben sollte. Es ist ein Zeichen für die hohe Wertschätzung Schlesiens durch den Herzog, daß er dieses Land mit Krakau und dem Seniorat seinem ältesten Sohn Wladislaw gab.

Schlesien wurde damit also mit Krakau gleichsam zum Kronland des polnischen Reiches, das im übrigen infolge der 1138 vollzogenen Vierteilung sehr zerstückelt war.

An den Folgen der Teilung erwies es sich, daß es noch längst nicht zur Bildung eines einheitlichen polnischen Volkes gekommen war, daß Polen vielmehr noch immer aus einzelnen Stämmen bestand, deren Fürsten trotz ihrer nahen Verwandtschaft zur Selbständigkeit strebten. Der Senior Wladislaw von Schlesien und Krakau konnte sich daher gegen seine aufbegehrenden Brüder, die besonders an seiner Hinwendung zum deutschen Reich Anstoß nahmen, nicht behaupten und wurde sogar aus seinem schlesischen Stammlande vertrieben, worauf sein nächstältester Bruder Boleslaw von Masowien sich zum Senior machte.

Dieser zunächst innerpolnische Konflikt wurde dadurch, daß Herzog Wladislaw bei dem nahe mit ihm verwandten Staufer Konrad III., von dem er kurz vor seinem Sturz Polen zu Lehen genommen hatte, Zuflucht suchte und fand, zu einem Gegenstand der deutsch-polnischen Außenpolitik, die allerdings erst unter König Konrads Neffen und Nachfolger Friedrich Barbarossa in ein aktives Stadium trat. Hatte sich Konrad bei einem 1146 zugunsten seines piastischen Schwagers unternommenen Feldzug gegen Boleslaw mit dessen Versprechen begnügt, die Lehnshuldigung zu leisten, so nahm Barbarossa die Verweigerung der geforderten Heeresfolge durch den Polenherzog 1157 zum Anlaß zu einem erneuten Polenfeldzug, der mit einem glänzenden deutschen Sieg und der Unterwerfung Boleslaws endete.

Für die Sache Wladislaws war damit allerdings nichts gewonnen. Erst als der Polenherzog auch jetzt seine Versprechungen nicht hielt und daher vom Kaiser zur Verantwortung gezogen wurde, bequemte jener sich, um sich den lästigen Forderungen der Lehnshuldigung und der Heeresfolge nach Italien entziehen zu können, zur Herausgabe Schlesiens in den Grenzen des Bistumssprengels Breslau an die Söhne des inzwischen gestorbenen Wladislaw, die im Jahre 1163 erfolgte.

Dieses Jahr bezeichnet in der schlesischen Geschichte eine entscheidende Wende. Denn obwohl Schlesien vorläufig nominell noch ein Bestandteil des Piastenstaates und der oberherrlichen Gewalt des polnischen Seniors unterworfen blieb, war damit doch die Grund-

lage für sein späteres Aufgehen im Reiche geschaffen. Denn die Söhne Wladislaws, von ihrer babenbergischen Mutter her deutschen Blutes, standen ganz in der deutschen Kulturtradition, zu der sich besonders entschieden Herzog Boleslaw der Lange, der älteste der drei Söhne, bekannte, der durch seine Heirat mit Adelheid von Sulzbach, der Schwester der Königin Gertrud, in eine noch engere Verwandtschaftsbindung mit den Staufern trat.

So hat es einen symbolischen Sinn, daß nach diesem ersten deutschen Herrscher des Schlesierlandes Bunzlau am Bober (Boleslavia) den Namen führt – als einzige schlesische Namensbildung dieser Art neben dem nach der ersten geschichtlichen Gestalt, die im schlesischen Raum überhaupt eine Rolle spielte, benannten Breslau.

Wie Polen beinahe schlesisch wurde

Kurz nach der Jahrhundertwende, im Jahre 1201 starb Herzog Boleslaw und hinterließ das schlesische Land seinem Sohn Heinrich dem Bärtigen, dem ersten Träger dieses deutschen Namens unter den schlesischen Piasten. Da die Träger gerade dieses Namens in der weiteren Geschichte Schlesiens eine bedeutende Rolle gespielt haben, ist es nicht uninteressant zu wissen, daß alle schlesischen Heinriche von den deutschen Kaisern gleichen Namens aus dem salischen Hause stammen und daß sie diesen Namen vielleicht sogar als deren Nachfahren tragen. Denn da Herzog Boleslaw durch seine Muttersmutter ein Urenkel Kaiser Heinrichs IV. war, liegt es nahe, daß er bei der Benennung seines Sohnes dieses kaiserlichen Ahnen gedacht hat.

Das Jahrhundert der schlesischen Heinriche, das 1201 begann, stand im Zeichen nicht nur der Eindeutschung Schlesiens, sondern darüber hinaus ganz Polens. Der Zerfall Polens und seine Zersplitterung und Aufteilung unter piastische Kleinherzöge machte immer reißendere Fortschritte, während umgekehrt Schlesien zu einem bedeutenden Machtfaktor wurde. Infolge der ständig fortschreitenden deutschen Besiedlung wurde Schlesien immer weniger polnisch, dafür aber war Polen im Begriff, schlesisch zu werden.

Ein Jahr nach dem Regierungsbeginn des bärtigen Heinrich erlosch mit dem Tode des letzten überlebenden Sohnes Boleslaw

Schiefmunds die von diesem erlassene polnische Senioratsverfassung. Damit war Schlesien verfassungsrechtlich seit 1202 ein unabhängiger Staat. Aber das war nicht die einzige Folge dieses Ereignisses, wichtiger noch war es, daß jetzt für Schlesien der Weg frei wurde, um seine eigene Macht ostwärts auszubreiten und die von Wladislaw II. besessene Vorherrschaft – gleichviel ob mit oder ohne Senioratsrechte – zurückzugewinnen.

Ein Hinweis auf die Möglichkeiten, die sich hier eröffneten, war es, daß es Mesko (Misika) von Oppeln-Ratibor, dem oberschlesischen Bruder Boleslaws des Langen, also einem Sohne des ersten polnischen Seniors Wladislaw, der jetzt der älteste aller Piasten war, kurz vor seinem Tode im Jahre 1211 gelang, sich in den Besitz von Krakau zu setzen. Das Seniorat neu aufzurichten, reichte Meskos Macht zwar nicht aus, aber immerhin hat er für kurze Zeit die alte Verbindung zwischen Krakau und Oberschlesien wieder hergestellt.

Dieses kurze oberschlesische Zwischenspiel ist zugleich ein Vorspiel jener größeren und dauerhafteren Unternehmungen, mit denen Heinrich der Bärtige von Breslau dem Beispiel seines oberschlesischen Oheims folgte. Schon vor Meskos Zug nach Krakau hatte Heinrich einen Teil Großpolens mit Kalisch gewonnen. In den folgenden Erbauseinandersetzungen unter den verschiedenen Enkeln und Urenkeln Boleslaw Schiefmunds gelang es ihm durch geschickte Parteinahme, ein Gebiet nach dem anderen an sich zu reißen, und schließlich konnte er an der Spitze der schlesischen, Krakauer und Sandomirer Ritterschaft Großpolen bis zur Warthe und Netze hin erobern, womit sein Herrschaftsgebiet von der westpommerschen Grenze bis an die Abhänge der Tatra reichte und nicht weniger als drei Vierteile des Piastenreiches umfaßte.

Besonders bedeutsam waren jene Unternehmungen, mit denen Heinrich sogar über die Grenzen des alten Piastenreiches hinausgriff. Der schlesische Herzog und das schlesische Land hatte nämlich einen führenden und bestimmenden Anteil an der damals beginnenden Missionierung Preußens. Schon 1219 ist Bischof Christian von Preußen in der Umgebung des Herzogs anzutreffen, und bald danach ist Heinrich neben Konrad von Masowien, einem Vetter seines Vaters, einer der aktivsten Teilnehmer an der größten Kreuzfahrt, die in jenen Tagen nach Preußen unternommen wurde.

Diese Preußenfahrt, bei der wir den Bischof von Breslau, den Breslauer Palatin sowie die Kastellane von Breslau und Bunzlau im Gefolge Heinrichs finden, war das Vorspiel zur Berufung des Deutschen Ritterordens nach Preußen, die dann durch Konrad von Masowien geschah. Nach der großpolnischen Chronik war der schlesische Herzog der eigentliche Urheber der Verleihung des Kulmerlandes an den Orden. So hat Schlesien also durch Herzog Heinrich schon bei der Schaffung der ersten Voraussetzungen und Grundlagen für jenen preußischen Staat mitgewirkt, in dem Schlesien selber ein Halbjahrtausend später nach mancherlei Zwischenbegegnungen die Erfüllung seines Schicksals finden sollte.

Als Heinrich der Bärtige 1238 starb, war genau ein Jahrhundert seit der Erbteilung seines Urgroßvaters Boleslaw Schiefmund vergangen. In diesem Jahrhundert hatte sich Schlesien die Vorherrschaft, die ihm 1138 mit dem Seniorat durch Erbfolge zugefallen war, aus eigener Kraft erworben und gesichert. Und nicht genug damit, daß der Großteil des Piastenreiches von Breslau aus regiert wurde, wurden eben damals sowohl das großpolnische – Gnesener – als auch das masowische Piastenherzogtum in je zwei Fürstentümer aufgeteilt, was eine mittelbare weitere Stärkung der schlesischen Vormachtstellung bedeutete.

Herzog Heinrich der Fromme übernahm 1238 von seinem Vater die Regierung eines gefestigten und mächtigen schlesisch-polnischen Reiches, das zugleich ein deutscher Staat war. Heinrich der Fromme versinnbildlicht in besonderer Weise die Deutschheit dieses Staates, denn er war von fast allen seinen Ahnen her ein Erbe deutschen Blutes, und insbesondere stand er zu dem glanzvollsten deutschen Geschlecht jener Tage, dem kaiserlichen Hause der Staufer, in den vielfältigsten verwandtschaftlichen Verbindungen.

Seine Urahnin, des Urgroßvaters Wladislaw Gemahlin, war Agnes von Babenberg, die durch ihre salische Mutter eine Halbschwester Konrads III. und des Vaters von Kaiser Barbarossa war. Die Großmutter Adelheid, Gemahlin Boleslaws des Langen, stammte aus dem Hause der nordgauischen Grafen von Sulzbach und war durch ihre eine Schwester mit Konrad III., durch die andere mit dem Kaiser von Byzanz verschwägert. Heinrichs des Frommen Mutter Hedwig schließlich, die weitberühmte Landesheilige Schlesiens, entstammte nicht nur einem mächtigen Hause, dem der Her-

zöge von Andechs-Meran, sondern war durch ihres Bruders Heirat mit Beatrix von Burgund, der Tochter Barbarossas, ebenfalls mit den Staufern verschwägert.

Heinrich der Fromme selber war seit 1216 mit der Primislidin Anna von Böhmen vermählt, womit die alten, erst seit 1137 unterbrochenen schlesisch-böhmischen Beziehungen erneut aufgenommen wurden. Aber auch diese Versippung mit einem an sich nichtdeutschen Geschlecht hatte eine zusätzliche Beziehung zum staufischen Hause zur Folge, denn Annas Bruder Wenzel heiratete 1224 die Stauferin Kunigunde, eine der Töchter Philipps von Schwaben, deren Sohn dann Ottokar II. war, jener bedeutendste aller Primisliden, der als Vetter der schlesischen Herzöge auch auf die späteren Geschicke Schlesiens Einfluß hatte.

Herzog Heinrichs Regierungszeit, die Schlesiens Glanzzeit zu werden versprach, hat infolge des Hereinbruchs der Mongolenflut nur drei Jahre gedauert und 1241 mit einer Katastrophe geendet. Der tapfere schlesische Herzog stellte sich an der Spitze seiner Ritterschaft der aus Asien nach Europa hereinbrechenden Anarchie entgegen und ist auf der Walstatt bei Liegnitz als ein „schlesischer Leonidas" im Kampfe gegen die Heerscharen des Dschingiskahn gefallen.

Eine Katastrophe bedeutete der Tod des Herzogs nicht so sehr für Schlesien selbst als vielmehr für die schlesischen Ostreichspläne. Schlesiens Deutschtum war bereits so fest verwurzelt, daß es durch diesen Rückschlag nicht beeinträchtigt werden konnte. Dagegen löste sich Polen, das auf dem besten Wege war, ein schlesisches und damit ein deutsches Land zu werden, nun wieder von Schlesien los und begann seine eigenen Wege zu gehen. Überspitzt gesagt, haben also nur die Mongolen Polen davor bewahrt, mit Schlesien wie Schlesien deutsch zu werden.

Einen gewissen Rückschlag bedeutete der vorzeitige Tod des Herzogs auch für Schlesien selbst, weil Heinrichs Söhne zunächst minderjährig waren und nach erlangter Mündigkeit Auseinandersetzungen um das väterliche Erbe führten, die dem Lande sehr wenig förderlich waren. Das schon im Jahrhundert zuvor um Oberschlesien verkleinerte schlesische Land wurde nun in drei Herzogtümer: Breslau, Liegnitz und Glogau geteilt, womit jene Zersplitterung ihren Anfang nahm, die in den folgenden Jahrhunderten zu einem zeitweisen

Nebeneinander von nicht weniger als 16 schlesischen Herzogslinien führen sollte.

Das relativ bedeutendste der drei Teilherzogtümer war das von Breslau, das dem gleichnamigen zweitältesten Sohne des in der Mongolenschlacht gefallenen Herzogs, Heinrich III., zugefallen war. Dieser suchte angesichts der Schwäche seiner eigenen Machtstellung Anlehnung an das böhmische Königreich seines Vetters Ottokar. Einer seiner Brüder, der spätere Bischof Wladislaw von Breslau, war als besonderer Vertrauter König Ottokars Kanzler von Böhmen. Im gleichen Maße, wie die schlesisch-polnischen Beziehungen sich lockerten, wurden also die schlesisch-böhmischen vertraulicher und enger, und so sehen wir 1254, als Ottokar auf seinem Kreuzzug nach Preußen Breslau besuchte, alle schlesischen Herzöge um den Böhmenkönig versammelt.

Die engen Beziehungen zwischen Breslau und Böhmen führten sogar nach dem katastrophalen Ende Ottokars zu dem Versuch eines schlesischen Herzogs, den eigenen Machtraum nach Böhmen hin auszuweiten. Heinrich IV. von Breslau, der Sohn und Erbe Heinrichs III., beanspruchte nach Ottokars Tode ebenso wie Otto von Brandenburg die böhmische Landeshauptmannschaft und zog wie dieser mit einem Heere vor Prag. Und als sich der Brandenburger dann mit dem Habsburger einigte und für fünf Jahre die Regentschaft in Böhmen übernahm, wurde Heinrich von Breslau immerhin mit dem Glatzer Land entschädigt, um das er sein schlesisches Fürstentum vergrößerte.

In den vorausgegangenen Auseinandersetzungen zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg hatte dieser, um den schlesischen Piasten von der Seite des Primisliden abzuziehen, ihm die reichsfürstliche Würde angeboten, die Heinrich nun, nachdem der Kampf entschieden war, bereitwillig annahm. Im März 1280 huldigte Herzog Heinrich in Gegenwart der Barone seines Landes in Wien dem deutschen König, womit sein längst deutsch besiedeltes Land auch staatsrechtlich ein Glied des deutschen Reiches wurde.

Diese Huldigung hielt den Breslauer Herzog nicht davon ab, die Pläne Heinrichs des Bärtigen und des Frommen im Osten wieder aufzunehmen. In Polen herrschten nach wie vor chaotische Zustände. Neue Erbteilungen unter die sieben Enkel Konrads von Masowien hatten das Land in noch kleinere Stücke zersplittert. So

war schon auf dem Wiener Hoftag von 1280 der Plan der Wiedererwerbung wenigstens Kleinpolens unter Stützung auf das Deutschtum entstanden. Und Abreden, die Heinrich mit seinem Schwiegervater Wladislaw von Oppeln traf, erweisen, daß er sogar die polnische Königskrone erstrebte.

Die Königspläne des Breslauer Herzogs sind um so interessanter, als er wahrscheinlich auch mit ihnen die Traditionen fortführte, die ihn mit dem gleichnamigen Groß- und Urgroßvater verknüpfen. Heinrich dem Bärtigen wird der Plan zugeschrieben, daß er für seinen Sohn das polnische Königtum habe erneuern wollen, was nach der Erwerbung von Krakau nichts weiter als folgerichtig gewesen wäre. Doch ist es verfehlt, wenn polnische Forscher diese schlesischen Königspläne mit dem späteren nationalpolnischen Königtum Wladislaws des Kurzen in Zusammenhang bringen. Wenn es, wie gerade ein polnischer Historiker (Roman Grodecki) hervorgehoben hat, das Neue an der politischen Konzeption Heinrichs des Bärtigen war, daß er sich bei seinen Bemühungen um die Königskrone nicht auf das Papsttum, sondern auf das Kaisertum stützte, so zeigt das aufs schlagendste, daß es dem schlesischen Piasten um alles andere als um ein nationalpolnisches Königtum ging, daß er vielmehr wahrscheinlich ein dem primislidischen Böhmenkönigtum ähnliches schlesisches Polenkönigtum im Rahmen des Reiches erstrebte.

Was für die Pläne des bärtigen Heinrich gilt, kann man mit noch erhöhter Sicherheit von denen seines Urenkels annehmen, der ja schon durch seine reichsfürstliche Würde aufs allerengste mit dem Reich verbunden war. Seine Königspläne, die an das mecklenburgische Königtum in Schweden und das pommersche Königtum in ganz Skandinavien und entfernt auch an das viel spätere brandenburgische Königtum in Preußen erinnern, nicht zuletzt aber auch als andeutende Vorwegnahme des wettinisch-sächsischen Königtums in Polen angesprochen werden können, hätten daher den Rahmen des Reiches nicht gesprengt, sondern vielmehr ausgeweitet.

Heinrich IV. ging in Polen mit kluger Bedachtsamkeit vor. Als 1288 Herzog Leschek von Krakau, der älteste Enkel des masowischen Konrad, starb, rief die deutsche Bevölkerung dieser Stadt den Breslauer Herzog herbei, dem die Krakauer Metzgerzunft die Stadttore öffnete. Zwar gewann Lescheks Bruder Wladislaw der

Kurze („Ellenlang") 1289 Krakau nach längerer Belagerung, mußte es aber noch im gleichen Jahre wieder räumen, so daß sich Heinrich von nun an mit Recht Herzog von Schlesien, Krakau und Sandomir – in dieser Reihenfolge! – nennen konnte.

Er war eben im Begriff, die gewonnene Machtstellung abzurunden und weiter auszubauen, als er im Jahre 1290 in der Blüte seiner Jahre starb. Da er keine Erben hinterließ, bedeutete dieser frühe Tod für die schlesisch-polnischen Pläne eine ähnliche Katastrophe wie ein knappes Halbjahrhundert zuvor der Tod seines Großvaters in der Mongolenschlacht von Liegnitz.

Sein Tod bedeutete zugleich das Ende des sogenannten Heldenzeitalters der schlesischen Geschichte. Während der der Dichtkunst zugewandte Herzog, der auch selber als Minnesänger angesprochen worden ist, in sich die Blütezeit des deutschen Rittertums verkörperte, entbehrt die schlesische Geschichte der Folgezeit, da sie nur noch die Geschichte territorialer Splitterstaaten ist, aller großen Gesichtspunkte, und wenn bisher von Schlesien aus große Geschichte gestaltet worden war, so wurden nunmehr die Schicksale Schlesiens von außen her bestimmt.

Mit dem Jahre 1290 war Polens schlesisches Jahrhundert zu Ende, doch ist auch aus dem Anfang des folgenden Jahrhunderts von dem Ausgreifen eines schlesischen Kleinfürsten nach Polen zu berichten, das an die Versuche der Heinriche von Breslau erinnert. Wieder war es ein Heinrich, diesmal von Glogau, der als der Sohn einer großpolnischen Piastin und als Vetter Primislaws von Gnesen, der 1295 das Königtum Boleslaw Chrobrys erneuert hatte, nach dem Ende der böhmischen Episode, von der wir noch zu sprechen haben werden, das polnische Erbe beanspruchte. Der Glogauer Heinrich machte sich zum Herrn von fast ganz Großpolen und nannte sich seit 1306 Herzog von Kalisch und „Erbe von Polen". Doch starb er schon 1309, und seine Söhne konnten den großpolnischen Besitz gegen Wladislaw den Kurzen (Ellenlang), dem dann die Begründung eines dauerhaften polnischen Königtums gelang, nicht behaupten.

Die Herzöge der Glogauer Linie, die fast alle Heinrich hießen, haben auch in den folgenden Jahrhunderten noch eine gewisse Rolle gespielt, die wir in diesem Zusammenhang, in den sie als Fortführung der Heinrichstradition gehört, kurz zu betrachten haben.

Der gleichnamige Sohn des „Erben von Polen", Heinrich IV. von Sagan, war mit einer Erbtochter der eben damals ausgestorbenen brandenburgischen Askanier vermählt. Diese Ehe ist nicht nur als Beziehung zwischen Niederschlesien und Brandenburg der Erwähnung wert, sondern auch deshalb, weil aus dem askanischen Erbe die Niederlausitz an den Herzog von Sagan kam, der sie allerdings an Meißen verpfändete. Heinrichs Urenkel Heinrich X. gründete dann eine eigene Nebenlinie zu Krossen, die mit seinem Sohn Heinrich XI. ausstarb. Dieser aber war wieder mit einer Brandenburgerin, mit Albrecht Achills Tochter Barbara vermählt, die Krossen 1476 von ihrem Gemahl erbte. Durch sie kam Krossen dann 1482 als erste schlesische Erwerbung in brandenburgischen Pfandbesitz, um 1537 endgültiger und voller Besitz zu werden.

Wir haben noch kurz der weiteren Geschicke Breslaus zu gedenken. Dieses war 1290 von Heinrich IV. an seinen Vetter Heinrich V. von der Liegnitzer Linie gekommen und bildete unter dessen Sohn Heinrich VI. noch einmal ein eigenes Fürstentum. Dieser letzte Breslauer Heinrich, der wie Heinrich IV. keine männlichen Erben hatte, verkaufte in dem neuen schlesischen Entscheidungsjahr 1327 sein Herzogtum Breslau an König Johann von Böhmen, womit für Breslau wie für ganz Schlesien ein neues, nämlich ein böhmisches Zeitalter begann.

Pommern böhmisch und Schlesien ungarisch.

Als Heinrich IV. 1289 im Begriff war, Krakau und Polen für Schlesien zu gewinnen, meldete auch der mit ihm verwandte Primislidenkönig Wenzel II. von Böhmen, Ottokars II. inzwischen mündig gewordener Sohn, Ansprüche auf Polen an. Er stellte sich dem Breslauer Herzog zwar nicht in den Weg, ließ sich aber von diesem im Falle seines früheren Todes die Nachfolge zusichern. Für den Fall eines schlesischen Versagens schaltete sich also vorsorglich Böhmen ein. Wenn Polen nicht schlesisch würde, so sollte es nach den Prager Plänen böhmisch werden.

In der Tat trat König Wenzel dann Schlesiens Nachfolge in Polen an. Als Erbe Heinrichs von einem Teil des kleinpolnischen Adels ins Land gerufen, schickte er ein Heer, das Kleinpolen er-

oberte, worauf er sich seit 1291 Herzog von Krakau und Sandomir nannte. Wenzels stärkster Gegenspieler war Primislaw II. von Großpolen, der 1295 nach dem Aussterben der Danziger Samboriden das (Weichsel-) Herzogtum Pommern erwarb und im selben Jahr nach über zweihundertjähriger Pause das Königtum der polnischen Frühzeit erneuerte.

Aber bereits im darauffolgenden Jahr starb der großpolnische König, der nur eine Tochter im Kindesalter hinterließ, wodurch Wenzel vollends freie Bahn in Polen hatte. Er ließ sich durch König Albrecht, seinen habsburgischen Schwager, von Mainz aus mit Großpolen belehnen und trat im Sommer 1300 einen Heereszug in das großpolnische Land an, der ihm einen vollen Erfolg verschaffte. Noch im August 1300 wurde er in Gnesen mit großer Feierlichkeit zum König von Polen gekrönt und zur zusätzlichen Legitimierung seines polnischen Königtums seine Heirat mit Primislaws 14jähriger Tochter Elisabeth, die zur weiteren Erziehung nach Prag kam, in Aussicht genommen.

Das primislidische Polenkönigtum hatte zur allerseltsamsten Folge die Tatsache, daß nun für wenige Jahre das Danziger Pommern, das nach dem Aussterben des Samboridenhauses ein machtleerer Raum war, um den sich sämtliche Nachbarn stritten, unter böhmische Herrschaft kam. Mit Hilfe einer pommerschen Dynastenfamilie, der der Herrscher der erwünschteste war, dessen Machtschwerpunkt am weitesten entfernt war, konnte König Wenzel auch die tatsächliche Anerkennung seiner Herrschaft in Pommern durchsetzen – was seinen Nachfolgern in Polen dann bekanntlich durchaus nicht gelang, da Pommern nach dem Ende der böhmischen Episode zwischen den brandenburgischen Markgrafen und dem preußischen Ritterorden aufgeteilt wurde.

Sehr viel weniger erstaunlich als das Übergreifen der böhmisch-polnischen Herrschaft auf Pommern ist es, daß von ihr auch das zwischen Böhmen und Polen gelegene Schlesien mitbetroffen wurde. Wie in den ersten Jahrhunderten der schlesischen Geschichte wirkte sich jetzt diese Zwischenlage erneut aus. War Schlesien damals aus dem böhmischen Herrschaftsraum langsam in den polnischen hinübergeglitten, so geschah jetzt das Umgekehrte.

Schon 1289, also in jenem Jahr, in dem Wenzel von Böhmen zum erstenmal seine polnischen Ansprüche hatte laut werden lassen, hatte

ein oberschlesischer Piastenherzog, Kasimir von Beuthen, sein Land von dem Böhmenkönig zu Lehen genommen und diesem damit einen Zugang nach Kleinpolen geöffnet. 1291 schlossen der Oppelner und der Teschener Herzog mit Wenzel eine enges Bündnis zur Verwirklichung von dessen polnischen Plänen, womit eine weitere in die Zukunft weisende Bindung geschaffen war.

Der frühe Tod des eben 34jährigen Königs Wenzel und das im Jahr darauf mit der Ermordung seines 17jährigen gleichnamigen Sohnes erfolgte Aussterben des primislidischen Hauses brachte einen Rückschlag der damit angebahnten Entwicklung; aber kaum waren in Böhmen mit der Einsetzung Johanns von Luxemburg, der die Tochter und Schwester der beiden Wenzelkönige heiratete, wieder stabilere Zustände eingetreten, so nahm auch diese Entwicklung – gleichsam mit der Zwangsläufigkeit eines Naturereignisses – ihren Fortgang.

König Johann von Böhmen beanspruchte auch das polnische Erbe seines Schwiegervaters. Er erkannte daher das Königtum Wladislaw Ellenlangs nicht an und rüstete 1326 zu einem Kriegszug nach Krakau, der ihn im folgenden Jahre bis vor die Mauern dieser Stadt führte. Hier mußte der Luxemburger wegen ungarischer Einmischung zwar umkehren, aber schon vorher war eine für das künftige Schicksal Schlesiens wichtige Entscheidung gefallen, indem auf dem Zuge nach Krakau die oberschlesischen Herzöge dem König in Troppau die Lehnshuldigung geleistet hatten.

Da dem Böhmen im gleichen Jahre 1327 auch Breslau zufiel und ihm in den folgenden Jahren nacheinander auch die meisten niederschlesischen Herzöge huldigten, war innerhalb weniger Jahre fast ganz Schlesien unter böhmische Oberhoheit gelangt. Mit Recht wird das Jahr 1327 daher ähnlich wie 1163, das Jahr seines Anschlusses an das Reich, als eines der großen Entscheidungsjahre der schlesischen Geschichte angesehen.

Im Jahre 1335 erfolgte durch König Kasimir den Großen von Polen, den Sohn König Ellenlangs, die staatsrechtliche Anerkennung dieses Zustandes. Gegen den Verzicht König Johanns auf seine polnischen Ansprüche verzichtete König Kasimir im Vertrag von Trentschin auf die Oberhoheit über die schlesischen Länder seiner piastischen Vettern. Der Trentschiner Vertrag über Schlesien hat ein pommersches Gegenstück in dem 1343 von König Kasimir mit

dem Deutschen Ritterorden in Preußen abgeschlossenen Vertrag von Kalisch, in dem Polen zugunsten des Ordens auf dessen Anteil an Pommern, das spätere Pomerellen, verzichtete.

Seit 1335, dem Jahre des Vertrages mit Polen, amtierte in Breslau ein Landeshauptmann als Statthalter des böhmischen Königs für ganz Schlesien, und zahlreiche Verfügungen, die er an die schlesischen Fürsten erließ, zeigen König Johann auch als tatsächlichen Landesherrn, so daß er sich mit gutem Recht als supremus princeps Slezianorum, als obersten Fürsten der Schlesier, bezeichnete.

Auch die ersten Anfänge einer schlesischen Gesamtstaatsentwicklung nahmen von Böhmen ihren Ausgang. König Johanns Sohn Karl IV. gab 1349 dem gesamtschlesischen Raum eine Organisation in Form eines auf fünf Jahre befristeten Landfriedens, der von sämtlichen Fürsten Schlesiens beschlossen wurde, wobei sich beachtenswerterweise alle, auch die Oberschlesier, die sich solange nur nach Oppeln benannt hatten, als Herzöge von Schlesien bezeichneten. König Karl ernannte dem Lande in dem Ölser Herzog einen obersten Richter und Obmann, und schloß auch die schlesischen Erblande seines Hauses in diesen Landfrieden ein, der dann allerdings nach seinem Ablauf keine Erneuerung erfuhr.

Karl IV. führte die begonnene Entwicklung auch insofern weiter, als er am 7. April 1348, am gleichen Tage, an dem er die Prager Universität stiftete, die die böhmische Herrschaft anerkennenden schlesischen Fürstentümer der böhmischen Krone einverleibte. Nach seiner 1355 erfolgten Krönung zum Römischen Kaiser gab er diesem Einverleibungsakt noch im gleichen Jahre seine ausdrückliche kaiserliche Bestätigung.

Aber die 1327 eingeleitete, 1335 durch die Lösung von Polen, 1348 durch die Einverleibung und 1355 durch deren kaiserliche Bestätigung fortgeführte Entwicklung fand erst 1368 ihren endgültigen Abschluß. Denn eines der schlesischen Herzogtümer, die von Liegnitz abgezweigte Linie von Schweidnitz, hatte Böhmen die Huldigung, die alle übrigen piastischen Vettern geleistet hatten, beharrlich verweigert. Da Schweidnitz unter seinem Herzog Bolko (Boleslaw) eine relativ bedeutende Machtstellung innehatte, war es ein großer Erfolg der luxemburgischen Hausmachtpolitik, als es Karl gelang, Bolkos Nichte und Erbin als dritte Gemahlin

heimzuführen. Nach Bolkos Tode im Jahre 1368 wurde Schweidnitz infolgedessen unmittelbarer Hausbesitz der Luxemburger und mit Böhmen dadurch sogar noch enger als die schlesischen Lehensländer verbunden.

So war Schlesien also böhmisch geworden, was angesichts des deutschen Charakters des böhmischen Königreichs keine Einschränkung oder Gefährdung des schlesischen Deutschtums bedeutete. Erst als Böhmen im folgenden Jahrhundert hussitisch und mit dem Hussitismus ein tschechischer Chauvinismus groß wurde, drohten dem deutschen Schlesien von daher Gefahren. Das reiche schlesische Land wurde nicht nur von den fanatisierten Armeen der Hussiten besonders schwer heimgesucht, sondern in der Zeit des hussitischen Nationalkönigs Podiebrad wurde sogar das Tschechische als Amtssprache in Schlesien eingeführt, die aber durchaus ein kultureller Fremdkörper blieb.

Scheint uns dieses Verhältnis schon reichlich paradox, so will es uns noch paradoxer erscheinen, daß das deutsche Schlesien dann von dem hussitischen Böhmen an das nicht einmal zum Reiche gehörige Ungarn kam. Das erinnert uns an die geschichtliche Episode, während deren Pommern böhmisch war, aber während Pommern nur wenige Jahre unter böhmischer Herrschaft stand, ist Schlesien wesentlich länger ungarisch gewesen und verdankt gerade seiner ungarischen Zeit entscheidende Fortschritte seiner inneren Entwicklung.

Da Großschlesien im Beskidengebiet unmittelbar an Ungarn grenzte, gab es schon seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts nahe schlesisch-ungarische Beziehungen. Der Anjoukönig Ludwig der Große von Ungarn, ein Zeitgenosse Karls IV., hatte den Breslauer Kaufleuten das Privileg des freien Handels in Ungarn erteilt. Unter seinem Schwiegersohn und Nachfolger, dem Luxemburger Sigmund, der dieses Handelsprivileg 1420 erneuerte, wurde Schlesien sozusagen zum erstenmal ungarisch, denn dieser Sohn Kaiser Karls aus seiner vierten, der pommerschen Ehe, erwarb 1419 zu der ungarischen auch die böhmische Krone, wodurch er der oberste Lehnsherr Schlesiens wurde.

Vierzig Jahre später aber wurde Schlesien vollends ungarisch. Anfang Mai 1469 wurde König Matthias der Große von Ungarn in Olmütz gegen den Hussiten Podiebrad zum König von Böhmen

gewählt, und noch im selben Monat nahm er in Breslau die Huldigung Schlesiens und der Lausitzen entgegen. Nach einem zähe geführten Kampf, den der Ungar auch nach dem Tode Podiebrads und der Wahl des polnischen Jagellonen Wladislaw zum Böhmenkönig fortsetzte, kam es 1474 zwischen Matthias und Wladislaw zu einem Waffenstillstand, der beiden den Titel eines Königs von Böhmen beließ, Wladislaws Herrschaftsraum aber auf das eigentliche Böhmen beschränkte und alle Nebenländer von Mähren über Schlesien bis hinauf zur Lausitz dem Ungarnkönig zusprach.

König Matthias ging sofort an die Schaffung einer zentralen Verwaltung und Gesamtverfassung des schlesischen Landes und setzte das von Karl IV. begonnene Werk fort. In der Zwischenzeit hatte Schlesien seine Einheit nur durch die mehrfach zu bestimmten Zwecken geschlossenen „Schlesischen Bünde" dargetan. Diese Bündnisse schlesischer Fürsten, deren bekanntestes der Schlesische Bund von 1402 ist, in dem zur Befreiung König Wenzels alle Fürsten vereinigt waren, hatten nur einen recht losen Zusammenhalt und fielen meist ziemlich bald wieder auseinander.

Auch die bereits 1335 unter König Johann erfolgte Einsetzung eines Landeshauptmanns für ganz Schlesien war nur ein erster Ansatz zur Vereinheitlichung des zersplitterten Landes. 1422 erschien zwar wieder ein vom König über das ganze Land gesetzter Hauptmann, und bis 1439 begegnen uns wiederholt solche Hauptleute, als deren letzter eben 1439 der Hohenzoller Albrecht Achill von Brandenburg fungierte. Aber da dieses Amt nicht ständig besetzt war, hat es recht wenig zur Zusammenfassung und Vereinheitlichung des schlesischen Landes beitragen können.

Der Ungarnkönig knüpfte an alle diese Ansätze und Tendenzen zur Vereinheitlichung an und berief schon zum Dezember 1474, also unmittelbar nach dem mit seinem jagellonischen Gegenspieler getroffenen Stillstandsabkommen einen Fürstentag nach Breslau, auf dem die Grundlagen zur künftigen Verwaltung des Landes als eines – übrigens mit den Lausitzen zusammengefaßten – Ganzen gelegt wurden. An die Spitze Schlesiens stellte Matthias als höchsten königlichen Beauftragten einen Oberlandeshauptmann, und als er für dieses Amt keinen schlesischen Fürsten gewinnen konnte, setzte er den ungarischen Grafen Zapolya ein.

Mit Rücksichtslosigkeit unterdrückte er alle Sondertendenzen und griff auch mehrfach in die territorialen Auseinandersetzungen der Teilfürsten ein. Daß er dabei die Herzogtümer Troppau und Glogau seinem Sohne Johann Corvin gab, kann man ihm nicht verübeln, hatten doch auch die Primisliden und Podiebrade auf ähnliche Weise in Teilen des Landes Fuß gefaßt. Doch hat Matthias, der Schlesien wie Mähren und die Lausitzen ja als nominneller König von Böhmen besaß, das Land nicht in Ungarn einverleibt, allerdings seine Rückkehr zu Böhmen durch eine hohe Pfandsumme erschwert.

Da nach seinem Tode sein böhmischer Gegenspieler Wladislaw auch König von Ungarn wurde, blieb die Frage der Zugehörigkeit Schlesiens zur böhmischen oder zur ungarischen Krone ungeklärt, und da Ungarn und Böhmen von da an immer unter gemeinsamer, seit 1526 unter deutscher Herrschaft standen, so ist Schlesien bis 1740 mit Ungarn unter gemeinsamer Herrschaft geblieben. Von diesem Vieteljahrtausend eines gemeinsamen Schicksals aber war das Vierteljahrhundert des großen Corviniden für Schlesien von der nachhaltigsten Bedeutung, denn in dieser Zeit ist es aus einem zerrissenen Territorialgebilde zu einem einheitlich und fast modern verwalteten Ganzen umgestaltet worden.

Großschlesien von Lebus bis Krakau

Wenn wir von Gesamtschlesien sprechen, das Matthias Corvinus seine die Jahrhunderte überdauernde Einheit verdankt, so handelt es sich im wesentlichen noch immer um jenes durch die Breslauer Diözesangrenzen in seinem Umfange bestimmte Gebiet, das im Jahre 1163 nach dem polnischen Feldzuge Barbarossas von 1157 den Söhnen Wladislaws II. als Erbe zugefallen war. Nur im Südosten reichte Oberschlesien in das Krakauer Diözesangebiet hinein, und im Nordwesten gehörten zeitweise – und zwar gerade unter König Matthias – die obere und die niedere Lausitz zu Schlesien.

In beiden Richtungen, die ja ohnehin für Schlesiens Gesamtlage kennzeichnend sind, hat sich das Land in den Großzeiten seiner Geschichte auch noch weiter ausgedehnt, und zwar im Nordwesten bis zur mittleren Spree und unteren Oder, im Südosten bis nach Kra-

kau und mit schlesischen Siedlungen sogar bis zur Zips. Wenn wir in diesem Sinne von Großschlesien sprechen, so meinen wir also ein Gebiet, das „Gesamtschlesien" an Umfang weit übertrifft.

Wir müssen in die Zeit Herzog Heinrichs des Bärtigen zurückgreifen, die die eigentliche großschlesische Zeit des Landes war. Denn dieser zweifellos größte aller schlesischen Piasten griff nicht nur, wovon wir bereits berichtet haben, nach Osten über die Grenzen Schlesiens in polnisches Gebiet hinaus, sondern er dehnte Schlesien gerade auch in den beiden bezeichnenden Richtungen, insbesondere in der zuvor wie nachher meist vernachlässigten Nordwestrichtung aus. Da seine Bestrebungen in dieser Richtung ihn in engste, wenn auch meist feindselige Berührung mit einem anderen ostdeutschen Stammesgebiet, nämlich mit Pommern brachten, verdienen sie an dieser Stelle nähere Betrachtung.

Bei seinem Eingreifen in die innerpolnischen Auseinandersetzungen zwischen Wladislaw Stöckerbein und Wladislaw Odosohn, einem Enkel und einem Urenkel des Herzogs Schiefmund, hatte Heinrich sich auch Einfluß auf das Land Lebus gesichert, das zuvor zwischen Stöckerbein und seinem niederlausitzischen Schwager umstritten war. Nach dem 1210 erfolgten Tode des Markgrafen Konrad fügte Heinrich Teile der Nieder-Lausitz Schlesien ein und schloß 1218 mit Stöckerbein einen Vertrag zum Schutze der Mark Lausitz und des Landes Lebus.

Später finden wir Heinrich dann im ausschließlichen Besitz von Lebus, womit Schlesien bis zur Warthemündung vorstieß. Wie neuerdings wahrscheinlich gemacht wurde, ist in dieser schlesischen Zeit des Landes die erste Gründung von Frankfurt an der Oder erfolgt. Dazu paßt es gut, daß es in der Nähe von Frankfurt bei dem berühmten Schlachtort Kunersdorf einen Flurnamen Schlinzen gibt, dessen 1355 bezeugte alte Form sclenza nach Professor Vasmer mit dem Silingnamen gleichzusetzen ist. Die schlesische Tradition von Lebus geht also bis in die silingische Vorzeit zurück. Und wenn wir von den Namensresten ausgehen, so können wir sagen, daß Großschlesien von Schlinzen bis zu den Schlonsaken reicht, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Heinrich der Bärtige strebte aber sogar noch über Lebus hinaus. Seine Herrschaft muß sich zum mindesten vorübergehend auch über den Barnim und sogar über den jenseits der Spree gelegenen Tel-

tow – und damit über den Umkreis des heutigen Berlin – erstreckt haben. Nach neueren Untersuchungen ist der Templerorden vor 1230 von dem schlesischen Herzog in Teltow eingesetzt worden.

Wir haben bereits im Pommernkapitel erwähnt, daß Barnim und Teltow in jener Zeit auch Einflußgebiete der pommerschen Herzöge waren. Mit diesen geriet der Schlesier in unmittelbare Auseinandersetzungen, als er noch weiter nordwärts vordrang. Herzog Heinrich hatte schon bei seinen großpolnischen Plänen in dem Danziger Schwiegervater Wladislaw Odosohns, Herzog Swantopolk, einen pommerschen Gegenspieler gefunden. Nach der Ausdehnung seiner Macht bis an die Warthe geriet er 1235 um die Burg Zantoch auch mit dem Stettiner Herzog in Streit, in dem er siegte und das Land Zehden gewinnen konnte, mit dem Schlesien bis zur unteren Oder und in die Nähe von Stettin vorstieß.

Heinrich der Fromme gab dann das allzu entlegene Zehdener Land wieder preis, behauptete sich aber im Besitze sowohl der wichtigen Grenzfeste Zantoch als auch des Landes Lebus, das noch einem seiner Söhne als schlesisches Teilfürstentum gehörte und erst nach dessen Tode in magdeburgischen und brandenburgischen Besitz überging. Indem Lebus nicht an Polen zurückfiel, das damit diesen links der Oder gelegenen Brückenkopf für alle Zeiten verlor, war es so, wenn auch nicht für Schlesien, so doch über und durch Schlesien für das Reich gewonnen worden.

Die mehrfache Ausbreitung der schlesischen Macht bis nach Krakau in Polens schlesischem Jahrhundert haben wir bei der Betrachtung dieses Themas behandelt. Wenn damals ganz Polen schlesisch und deutsch zu werden schien, so war das ganz besonders mit Krakau der Fall, dessen Bevölkerung zu neunzig Hundertteilen aus Deutschen bestand und das mit Breslau die engsten Handelsbeziehungen hatte. Dabei hat Krakau durchaus nicht etwa Breslau in den Schatten gestellt. Heinrich der Fromme, der sich Herzog von Schlesien, Krakau und (Groß-)Polen nannte, hat sich während seiner Regierung nie nachweislich in Krakau aufgehalten, sondern die kleinpolnischen Angelegenheiten von Breslau aus entschieden.

Mit dem Ende des schlesischen Heldenzeitalters ging wie zuvor Lebus auch Krakau für Schlesien verloren. Zwar leistete die deutsche Bevölkerung Krakaus und Kleinpolens, die Herzog Hein-

rich IV. 1288 gerufen hatte, Wladislaw dem Kurzen bei seinen nationalpolnischen Plänen noch lange hartnäckigen Widerstand, konnte es aber schließlich nicht verhindern, daß dieser sich in Krakau zum König krönen ließ und nach und nach im ganzen Lande durchsetzte. Wenn nun auch die bisher deutsch geschriebenen Stadtbücher zur lateinischen Sprache übergingen, so konnte Krakau doch seinen deutschen Charakter und insbesondere seine Beziehungen zu Schlesien noch lange bewahren und aufrechterhalten. In einer Begrüßungsansprache an den polnischen König zählte der Pole Jan von Ludisko Krakau noch im Jahre 1444 zu den deutschen Städten, und bis heute trägt die Krakauer Altstadt den unverkennbaren Charakter einer deutschen Siedlung.

Nieder- und Oberschlesien

Auch bei der größten Ausweitung des schlesischen Machtraumes unter den Breslauer Heinrichen hat doch ein Teil des heutigen Schlesierlandes – außer als zeitweiliges Vormundschaftsgebiet – nicht zu Schlesien gehört, jenes oberschlesische Land, das Jahrhunderte hindurch nicht einmal den Namen Schlesien geführt hat. Es ist von Anfang an meist eigene Wege gegangen, die den Verlust einiger Außenbezirke zur Folge hatten, ist aber schließlich zu Gesamtschlesien zurückgekehrt, dessen Name auch für diesen Südostteil des Landes wieder Gültigkeit erlangte.

Die Teilung Schlesiens erfolgte bereits beim Beginn seiner Sondergeschichte. Als die drei Söhne Wladislaws II. 1163 das schlesische Erbe erhalten hatten, regierten sie es zwar zunächst gemeinsam, solange sie sich in seinem Besitz noch ungesichert fühlten. Nach dem Tode ihres polnischen Oheims aber teilten sie das Erbe auf, wobei Boleslaw als dem ältesten das Breslauer Mittelstück, dem zweiten Bruder Konrad das Glogauer, Saganer und Krossener Land und dem jüngsten Mesko Ratibor und Teschen zufiel. War damit eine Dreiteilung des Landes in Nieder-, Mittel- und Oberschlesien angedeutet, so hat diese in gewisser Weise auch später fortbestanden. Zwar fiel Konrads Erbteil nach seinem Tode 1179 an Boleslaw, aber mit dessen Urenkel Konrad II., einem der Söhne Heinrichs des Frommen, wurde eine neue niederschlesische Sonder-

linie begründet, deren Gliedern wir als Herzögen von Glogau, Sagan und Krossen bereits begegnet sind.

Mesko von Ratibor war mit dem schmalen Randgebiet, das ihm der Bruder zugewiesen hatte, nicht zufrieden, und durch sein Eingreifen in die innerpolnischen Auseinandersetzungen gelang es ihm bereits 1177, von seinem Krakauer Oheim Kasimir die Abtretung der Gebiete von Beuthen, Auschwitz, Sator, Sewerien und Pleß zu erlangen. Damit wurde zum erstenmal durch einen schlesischen Teilfürsten die Breslauer Bistumsgrenze überschritten, denn die genannten Gebiete gehörten zur Diözese Krakau, bei der sie auch verblieben.

Eine weitere Vergrößerung seines Landes gelang Mesko erst nach dem Tode seines Bruders. Boleslaw hatte seinem ältesten Sohn Jaroslaw, der sich im Bunde mit Mesko gegen ihn empört hatte, das Oppelner Gebiet als Herzogtum abtreten müssen. Der inzwischen zum Bischof von Breslau erhobene Jaroslaw war 1201 kurz vor dem Vater gestorben, worauf Oppeln an diesen zurückfiel. Nach Boleslaws Tode aber eroberte Mesko das Oppelner Land und konnte es gegen Heinrich den Bärtigen behaupten, der 1202 in einen Vertrag willigen mußte, in dem er nicht nur Oppeln endgültig abtrat, sondern auch die Aufhebung des Erbrechts zwischen den beiden Linien zugestand.

Mit der Erwerbung Oppelns hatte Mesko nun einen annähernd ebenso umfangreichen Besitz wie sein Breslauer Neffe. Er entsprach etwa dem Stammesgebiet der Opolanen, die ja ein von den Slenzanen unterschiedener Slawenstamm waren. So wurde in Zukunft das Herzogtum Oppeln von dem Herzogtum Schlesien unterschieden, und als gegen Ende des Jahrhunderts vier Urenkel Meskos das Land unter sich aufteilten, führten sie sämtlich, obwohl nur einer das Oppelner Gebiet erhalten konnte, den Titel Herzog von Oppeln neben ihren Herzogstiteln von Ratibor, Beuthen und Teschen weiter.

Auf die Erwähnung einzelner Daten der oberschlesischen oder oppelnschen Geschichte müssen wir hier verzichten, doch sei noch einmal hervorgehoben, daß es die oberschlesischen Herzöge von Oppeln, Ratibor, Teschen-Auschwitz, Kosel-Beuthen und Falkenberg waren, die 1327 mit der Lehnshuldigung vor dem Böhmenkönig ihren niederschlesischen Vettern das Beispiel gaben. War das obere

Schlesien in der Frühzeit seiner Geschichte später als das übrige Land von Böhmen an Polen gelangt (999), so fand es entsprechend auch jetzt früher den Weg von Polen nach Böhmen.

Von Bedeutung war es, daß eines der „oppelnschen" Teilfürstentümer, und zwar Ratibor, der älteste Besitz des Hauses, 1339 durch Heirat an die Troppauer Nebenlinie der Primisliden fiel. Durch diese Verbindung Ratibor-Troppau wurde das Troppauer Land. der einst innerhalb der Breslauer Bistumsgrenzen gelegene alte Golensizengau, für Schlesien zurückgewonnen. Zwar war Troppau in der Folgezeit noch lange zwischen Mähren und Schlesien umstritten, wurde aber schließlich schon vor dem Aussterben seiner primislidischen Herzöge gänzlich zu Schlesien gezählt.

Als Schlesien 1742 zwischen Preußen und Österreich aufgeteilt wurde, verblieb Troppau bei Österreich, wurde aber nun nicht, was nahegelegen hätte, wieder mit Mähren vereinigt, sondern führte ebenso wie Teschen den Namen „Böhmisch-Schlesien". Später wurden die beiden Restgebiete als Österreichisch-Schlesien bezeichnet und bildeten seit 1848 ein eigenes Kronland mit dem Namen Herzogtum Schlesien und der Hauptstadt Troppau. Die damals eingerichtete besondere Landesregierung hat bis 1928, also bis in die Zeit des tschechischen Staates, fortbestanden. 1928 wurde „Tschechoslowakisch-Schlesien" mit Mähren zu einem Lande Mähren-Schlesien vereinigt, bis es endlich 1938 mit dem gesamten Sudetenlande zum Deutschen Reiche zurückgekehrt ist.

Wenn bei der Verbindung Ratibors mit Troppau ein scheinbarer Verlust Schlesiens zu seinem Gewinne ausschlug, so war mit den Verlusten anderer oberschlesischer Nebenlinien keine so günstige Wendung verbunden. Vielmehr blieben die Herzogtümer Auschwitz, Sator und Sewerien, die im 15. Jahrhundert von ihren Besitzern unter polnischem Zwang nacheinander an Polen verkauft wurden, in Zukunft polnisch, wobei die kirchliche Zugehörigkeit dieser Länder zu Krakau ihr Aufgehen in Polen sicher begünstigt hat.

Nach den Teilungen Polens sind auch diese Gebiete wieder unter deutsche Herrschaft zurückgelangt und haben dabei merkwürdige und wechselvolle Schicksale gehabt. Auschwitz und Sator kamen 1773 nach Polens erster Teilung an Österreich und hatten hier seit 1815 zwischen dem Teschener Herzogtum und der winzigen Republik Krakau eine eigentümliche Zwischenstellung inne. Obwohl admini-

strativ zu Galizien gehörig, wurde Auschwitz-Sator seit 1818 – sicher in Erinnerung an seine alte Zugehörigkeit zu Gesamtschlesien – zum Teil des Deutschen Bundes erklärt und als solcher gezählt.

Das Herzogtum Sewerien, das 1443 vom Bischof von Krakau als souveräner Besitz erworben worden war, kam 1795 bei der dritten polnischen Teilung, durch die Krakau und Kleinpolen an Österreich fielen, an Preußen. Es wurde nicht an das zwei Jahre zuvor erworbene Südpreußen angeschlossen, sondern blieb als Neu-Schlesien gesondert, doch hatte es in dieser Gestalt nur ein gutes Jahrzehnt, bis zum Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806, Bestand.

Der Anteil Polens an Schlesien beschränkte sich also auf einige Grenzbezirke, und die Ansprüche, die der neuaufgerichtete polnische Staat 1919 stellte, waren daher historisch nicht zu begründen. Trotzdem gelang es den Polen in Versailles, erhebliche Teile ihrer Ansprüche durchzusetzen, die speziell Oberschlesien betrafen, das nun in West- und Ostoberschlesien aufgeteilt wurde. Wir haben daher abschließend noch kurz von „Polnisch-Schlesien" zu sprechen.

Ostoberschlesien bildete in polnischer Zeit trotz seiner räumlichen Kleinheit eine eigene Wojewodschaft, mit der auch der an Polen gefallene Teil von Österreichisch-Schlesien, die Osthälfte des Teschener Gebiets, vereinigt wurde. Diese Wojewodschaft mit der Hauptstadt Kattowitz und einer Bevölkerung von über einer Million sowie den wertvollsten Teilen des oberschlesischen Industriegebiets wurde von den Polen nicht Gorny Slask (Oberschlesien), sondern einfach Slask, also Schlesien genannt, was wohl ebenso wie die Bezeichnung Pomerellens als Pomorze die polnischen Wünsche nach einer weiteren Ausbreitung in westlicher Richtung aussprechen sollte. Die Entwicklung hat jedoch einen anderen Verlauf genommen, und so gehört Ostoberschlesien seit 1939 wie in seiner gesamten Geschichte seit 1163 wieder zu Schlesien und damit zum Reich.

Die dadurch sowie durch die Angliederung des alten Österreich-Schlesien erfolgte Vergrößerung der schlesischen Provinz machte 1941 die bereits im Weimarer Staat erfolgte Aufteilung Schlesiens in eine nieder- und eine oberschlesische Provinz erneut notwendig. Doch wurde statt des kleineren Oppeln jetzt die Großstadt Kattowitz zur Provinzial- und Gauhauptstadt Oberschlesiens, das sich – wie Niederschlesien in die Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau – in die Regierungsbezirke Oppeln und Kattowitz gliedert.

Schlonsaken im obersten Schlesien

Mit Ratibor war bei der ältesten schlesischen Landesteilung auch Teschen an Herzog Mesko gefallen. Es bildete mit Ratibor zusammen also das Ausgangs- und Kerngebiet des danach um Auschwitz, Sewerien und Oppeln vermehrten oberschlesischen Machtkomplexes. Teschen aber war das südlichste Teilstück Schlesiens, gleichsam das oberste Schlesien – falls ein Begriff wie Oberschlesien der Steigerung fähig ist

Das oberste Schlesien ist Teschen auch in geographischer und landschaftlicher Hinsicht, da das schlesische Land hier zu den Beskiden hin ansteigt. Der berühmte Jablunka-Paß bildet die Südgrenze Teschens und damit auch Schlesiens, das in alter Zeit hier an Ungarn grenzte, so daß der zeitweise bedeutende ungarisch-schlesische Handelsverkehr seinen Weg über Jablunka nahm. Der Jablunka-Paß als Schlesiens Südgrenze war im Ersten Schlesischen Krieg auch das Ziel Friedrichs des Großen, das die preußischen Truppen in den letzten Januartagen 1741 erreichten. Und obwohl er Teschen und Troppau im Frieden von 1742 seiner Gegnerin lassen mußte, geht noch heute in Schweden das geflügelte Wort um von der Kulturverbundenheit der Länder „zwischen Upsala und Jablunka-Paß".

Das Herzogtum Teschen war 1742 im Besitz Franz Stefans von Lothringen, des Gemahls Maria Theresias, vor dem es seit 1722 schon sein Vater, der aus seinem angestammten Lande vertriebene Lothringerherzog Leopold, besessen hatte. Die piastischen Herzöge von Teschen waren als letzte aller oberschlesischen Nebenlinien bereits 1625 ausgestorben, und so war Teschen nach dem Tode der Schwester des letzten Herzogs 1653 an die böhmische Krone gefallen.

Mit Franz Stefan erwarb 1745 ein Teschener Herzog die deutsche Kaiserkrone. Kaiser Franz I. aber gab Teschen 1766 seinem sächsischen Schwiegersohn Albert, der den Titel eines Herzogs von Sachsen-Teschen führte, das alte schlesische Teilherzogtum also namensmäßig an Sachsen angliederte. Doch erlosch das Haus Sachsen-Teschen bereits 1822 mit Herzog Albert, worauf das Herzogtum an den österreichischen Erzherzog Karl, einen Enkel Kaiser Franzens, und von diesem 1847 an seinen Sohn Albrecht und 1895 an seinen Enkel Friedrich gelangte.

So hat das „oberste Schlesien" auch in österreichischer Zeit immer eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt. Diese kam ihm aber auch in anderer Hinsicht zu. Wie im „hintersten Hinterpommern", in Pomerellen, die letzten ihre alte slawische Sprache sprechenden Pomoranen fortleben, so gibt es im obersten Oberschlesien noch heute Reste slawisch sprechender Schlesier. Während die letzten Pomoranen aber statt Pommern heute Kaschuben heißen, haben die schlesischen Wenden den Schlesiernamen bewahrt, und zwar in seiner alten Form, die sogar den Nasal des Silingennamens noch enthält.

Sie heißen Schlonsaken oder in der slawischen Form Slonzaken. Das ist mit geringer Abwandlung der gleiche Name, wie ihn die zwischen den germanischen Silingen und den deutschen Schlesiern in der Mitte stehenden wendischen Slenzanen der mittelalterlichen Siedlungszeit führten. War in diesem Namen an den verwandelten Namen der Silingen das gleiche Suffix wie bei Boboranen, Opolanen, Polanen und Pomoranen gefügt, so zeigt der Schlonsakenname den silingischen mit der gleichen Endung wie die Namen der umwohnenden Slawenstämme der Hannaken, Horaken, Slowaken und Polaken.

Als ein Grenzstamm wohnen die Schlonsaken sogar ziemlich genau in der Mitte zwischen den Polen – die sich selber Polaken nennen – im Osten, den Slowaken im Süden und den mährischen Tschechenstämmen, zu denen Hannaken und Horaken zählen, im Westen. Ihre Sprache wird daher von den Polen als polnische und von den Tschechen als tschechische Mundart angesehen, ist aber in Wahrheit weder das eine noch das andere, sondern gleichwie das Kaschubische eine eigene Sprache, die auch durch ihren Namen als solche charakterisiert ist: sie heißt lachisch und erinnert auch durch diesen Namen an die Sprache der kaschubischen Pomoranen, die sprachlich zu den Lechen gezählt werden.

Die Schlonsaken haben auch keinerlei Neigung zu ihren slawischen West- oder Ostnachbarn bekundet, so heftig sie von beiden umworben wurden, sondern fühlen sich gleich den Kaschuben als zum deutschen Kulturraum gehörig. Als daher das Teschener Land 1919 zwischen Polen und Tschechen umstritten wurde, bemühten sich die Schlonsaken, da von Deutschland keine Hilfe zu erwarten war, gemeinsam mit den Teschener Deutschen um die Schaffung eines neu-

tralen Staates Ost-Schlesien, für die auch die deutsch-österreichische Nationalversammlung eintrat. Als das nicht gelang und Teschen der Aufteilung verfiel, bildeten sie in dem böhmisch-tschechisch gebliebenen Teil links der Olsa eine eigene „Slonzakenpartei", die mit der Sudetendeutschen Partei eng zusammenging. So konnten die Tschechen nicht umhin, die besondere Stammesart der Schlonsaken anzuerkennen, was insbesondere dadurch geschah, daß bei der 1930 erfolgten Volkszählung das Bekenntnis zu einer besonderen „schlesischen Nation" zugelassen wurde.

Brandenburger in Schlesien und Preußen

Hat Teschen damit ähnlich wie das östlich angrenzende Auschwitz oder das mit ihm als Österreichisch-Schlesien zusammengehörige Troppau ein besonderes Schicksal erlebt, so gilt das gleiche auch von einem weiteren Teilgebiet, nämlich von dem 1429 von dem primislidischen Ratibor abgezweigten Herzogtum Jägerndorf, das 1523 in den Besitz einer brandenburgischen Nebenlinie gelangte und so der Schauplatz eines interessanten Vorspiels der späteren preußischen Geschichte Schlesiens wurde.

Zwischen Schlesien und Brandenburg hatte es schon zu Ende der askanischen Zeit nahe Beziehungen gegeben. Nicht weniger als zwei brandenburgische Erbtöchter waren mit schlesischen Piasten vermählt. Die ältere der beiden, Beatrix mit Namen, brachte ihrem Gemahl Bolko, dem Stifter der Schweidnitzer Linie, die Oberlausitz, ihre schon genannte Nichte Mathilde dem Stifter der Saganer Linie die Niederlausitz zu.

Mit dem Beginn der hohenzollernschen Herrschaft in Brandenburg wurden die Beziehungen aktiver. Albrecht Achill, der in jungen Jahren um 1439 als Oberhauptmann von Schlesien und Hauptmann von Breslau waltete, sicherte 1482 das zuvor an seine Tochter Barbara gefallene Krossener Erbe, das die Fortsetzung des schon von den Askaniern erworbenen Landes Lebus in schlesischer Richtung bildete, für die Mark.

Albrechts Ansbacher Sohn Friedrich war mit der Jagellonin Sophie von Polen vermählt, der Schwester König Wladislaws von Böhmen und Ungarn, der als Nachfolger Matthias' des Gro-

ßen auch Schlesien beherrschte. Des Ansbachers Sohn Georg war also nicht nur der Enkel Albrecht Achills, sondern zugleich ein Neffe des Ungarn- und Böhmenkönigs, an dessen Hof in Ofen er 1505 von seinem Vater geschickt wurde, um hier sein Glück zu machen.

Markgraf Georg, der in seinem Oheim einen wohlwollenden Gönner fand, heiratete in Ungarn die Witwe Johann Corvins, der als König Matthias' natürlicher Sohn einige schlesische Herzogtümer besessen hatte und richtete auch selbst sein Augenmerk sogleich auf Schlesien, wo sein Auftreten zweifellos das wichtigste Ereignis jener Zeit des Übergangs darstellt. Denn, wenn sein Großvater Albrecht Achill das Ziel, in Schlesien Fuß zu fassen, nur in sehr beschränktem Maße hatte erreichen können, so gelangte er, der statt vom Nordwesten vom Südosten her in das Land vorstieß, wesentlich weiter.

Georg bemühte sich um die Erbfolge sowohl in Glogau und Troppau – die beide Johann Corvin besessen hatte – als auch in Oppeln und Ratibor, wo die herzoglichen Linien vor dem Aussterben standen, und es gelang ihm, nicht nur von seinem königlichen Oheim, sondern auch von den Inhabern der einzelnen Herzogtümer bindende Zusagen zu erhalten. Da er außerdem zwei Schwestern mit schlesischen Fürsten vermählte – Sophie mit dem Liegnitzer, Anna mit dem Teschener Herzog, den Häuptern der beiden einzigen noch fortblühenden Piastenlinien –, bahnte er sich zielbewußt den Weg für eine beherrschende Einflußnahme im gesamtschlesischen Raum.

Im Jahre 1523 erreichte er ein erstes Teilziel, indem er von dem Oppelner Herzog Oderberg mit dem Titel eines Herzogs von Ratibor erhielt. Im gleichen Jahr noch erwarb er durch Kauf das Herzogtum Jägerndorf, nach dem er von da an den Namen führte. Eine weitere Steigerung seines Einflusses brachte ihm seine 1525 geschlossene zweite Ehe mit der Tochter Karls von Podiebrad, des Herzogs von Münsterberg, obwohl mit dieser Heirat keine Anwartschaft verbunden war.

Der Jägerndorfer war also im besten Zuge, ganz Schlesien unter brandenburgischen Einfluß zu bringen, als die Türkenschlacht bei Mohacs, in der sein Vetter, Mündel und nächster Freund, der junge König Ludwig II. fiel, alle seine Berechnungen umwarf und seine weitgespannten Pläne im Ansatz steckenbleiben ließ. Denn nun fiel

das jagellonische Erbe in Ungarn und Böhmen und damit auch in Schlesien den Habsburgern zu, die an einer Machtausbreitung der Hohenzollern nicht interessiert waren und daher allen weiteren Absichten Georgs mit Entschiedenheit entgegentraten.

Kurz vor der Türkenschlacht hatte Georg von Jägerndorf noch einen wichtigen Erfolg erzielt, der für die künftige Geschichte des brandenburgischen Hauses von allergrößter Bedeutung sein sollte. Gemeinsam mit seinem Schwager von Liegnitz hatte er 1525 mit seinem Oheim, König Siegmund von Polen, den Vertrag von Krakau ausgehandelt, in dem dieser die Zustimmung dazu gab, daß Georgs jüngerer Bruder Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der Hochmeister des Deutschen Ritterordens in Preußen, den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umwandelte.

Herzog Georg der Fromme, der einer der frühesten und tatkräftigsten Förderer der Reformation war, gab sich auch nach 1526 nicht damit zufrieden, daß seine persönlichen Pläne in Schlesien zum Scheitern verurteilt waren. Wenn er für seine Person verzichtete, tat er es doch nicht für sein Haus, und so hatte er wesentlichen Anteil am Zustandekommen jener 1537 zwischen der Brandenburger Kurlinie und seinem Schwager von der Liegnitz-Brieger Piastenlinie zustandegekommenen Erbverbrüderung, die Brandenburg-Preußen später den Rechtsgrund zu seinem Eingreifen in Schlesien gab.

Georgs Sohn Georg Friedrich führte das Erbe des Vaters in Ansbach wie in Jägerndorf fort. Auch an der Gestaltung der weiteren Schicksale Preußens hatte er wie sein Vater Anteil, da sein Vetter Albrecht Friedrich 1578 regierungsunfähig wurde. Der Jägerndorfer Herzog wurde 1578 als nächster Verwandter Administrator des preußischen Herzogtums und griff auch sehr aktiv in die innerpreußischen Verhältnisse ein. So war es ein schlesischer Hohenzoller, der von Preußen die Brücke nach Brandenburg schlug.

Denn als Georg Friedrich 1603 ohne Erben starb, folgte ihm sowohl als Administrator von Preußen als auch im Herzogtum Jägerndorf Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg. Dieser gab Jägerndorf 1607 seinem zweiten Sohne Johann Georg, der die schlesischen Besitzungen trotz des Widerspruchs des habsburgischen Kaisers in Besitz nehmen konnte. Als dann die böhmischen

Stände 1619 zur Rebellion gegen Habsburg schritten und Friedrich von der Pfalz zum König wählten, trat Johann Georg von Jägerndorf, den die schlesischen Stände zum Generalfeldobersten ihrer Armee ernannten, auf die Seite des Pfälzers. So hatte Kaiser Ferdinand jetzt den längst gewünschten Anlaß, das Haus Brandenburg gänzlich aus Schlesien zu vertreiben.

Als einziger von allen Schlesiern wurde Johann Georg 1621 geächtet und seines Besitzes verlustig erklärt. Vergeblich suchte er mit Hilfe Bethlen Gabors von Siebenbürgen, des Gemahls seiner Nichte Katharina von Brandenburg, wieder in den Besitz seines Landes zu gelangen. Diesmal erwies sich der Umweg Brandenburgs über Ungarn nach Schlesien nicht als gangbar, und so starb der letzte Jägerndorfer 1624 – fast genau hundert Jahre nach der Erwerbung des Herzogtums für das brandenburgische Haus – als landloser Flüchtling.

Als 1642 Ernst von Jägerndorf, der Sohn des Generalfeldobersten, kinderlos starb, gingen die Ansprüche dieser Nebenlinie auf die kurbrandenburgische Hauptlinie über. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm wurde der Erbe Ernsts, und so erhob er nach dem Aussterben der letzten Piasten von Liegnitz, Brieg und Wohlau im Jahre 1675 Ansprüche nicht nur auf deren Erbe, sondern auch auf Jägerndorf, Beuthen und Oderberg, mußte sich jedoch mit der Enklave Schwiebus zufriedengeben, die dann von seinem Sohn und Nachfolger Friedrich den Habsburgern sogar wieder zurückerstattet wurde.

Aber als Friedrich der Große 1740 die schlesischen Ansprüche seines Hauses mit den Waffen geltend machte, forderte er auch Jägerndorf zurück. Und im Frieden von Breslau von 1742, eben hundert Jahre nach dem Tode Ernsts von Jägerndorf, erhielt er zwar nicht Jägerndorf selbst, wohl aber den diesseits der Oppa gelegenen Teil dieses Herzogtums mit Leobschütz, seiner alten Hauptstadt aus der brandenburg-ansbachischen Zeit, die nun in einer brandenburg-preußischen ihre Fortsetzung fand.

Schlesien zwischen Preußen und Österreich

Die mittelalterliche Geschichte Schlesiens stand im Zeichen seiner west-östlichen Zwischenlage. Zwischen Böhmen und Polen, bald jenem, bald diesem zugehörend, entwickelte sich Schlesien zu seiner eigenen stammlichen Sonderheit. Für die Reichsgeschichte hatte es jedoch in dieser west-östlichen Zwischenlage nur die Bedeutung eines Randgebietes, dem größere Wichtigkeit allein in der luxemburgischen Zeit zukam, in der es die Brücke zwischen Böhmen und Brandenburg bildete.

Eine entscheidende Achsendrehung erfolgte erst in Schlesiens ungarischer Zeit, die daher nicht allein für die innere und Gesamtverfassung des Landes eine Wendezeit war. Statt der Mittellage zwischen West und Ost wurde nun die zwischen Nord und Süd ausschlaggebend, woher auch die paradox anmutende Tatsache ihren Sinn erhält, daß die erste brandenburgische Machtbildung in Schlesien von Ungarn her erfolgte.

Seit der Umwandlung Preußens in ein brandenburgisches Herzogtum im Jahre 1525 sowie seit dem Antritt des böhmisch-ungarischen Erbes durch Ferdinand von Österreich im Jahre 1526 ist für Schlesien die Mittellage zwischen Brandenburg-Preußen im Norden und Österreich-Ungarn im Süden entscheidend. Und da zwischen beiden Mächten um die Führung des Reiches gekämpft wurde, gewann Schlesien nun, je weiter dieser Kampf fortschritt, eine ständig wachsende Bedeutung für die Reichsgeschichte.

Schien 1526 die Entscheidung gegen Brandenburg gefallen zu sein, so fiel sie dafür 1740 für Preußen. Und war das Jahr 1327, in dem das böhmische Zeitalter der schlesischen Geschichte das polnische abgelöst hatte, der Auftakt zu Böhmens Vorherrschaft im Reich unter den Luxemburgern gewesen, und hatte das Jahr 1526, in dem das österreichische Zeitalter Schlesiens begann, die Jahrhunderte der Vorherrschaft Österreichs im Reiche versinnbildlicht, so erfolgte im Jahre 1740, in dem Schlesiens preußisches Zeitalter das österreichische ablöste, jene entscheidende Machtverlagerung nach dem Norden, die die Voraussetzungen schuf für das im folgenden Jahrhundert unter der Führung Preußens neu erstehende Reich.

Schlesien aber behielt seine Mittelstellung zwischen Preußen und Österreich, zwischen dem Norden und dem Süden Großdeutschlands,

auch weiterhin und nicht allein in geographischer, sondern auch in kultureller und geistiger Hinsicht. Eine gewisse „österreichische", wenn nicht sogar wienerische Komponente verblieb dem schlesischen Volkscharakter auch in preußischer Zeit und spricht sich sogar in mundartlichen Eigenheiten aus. Und so ist 1938, das Jahr der Heimkehr der österreichischen Südostmark, in dem Schlesien seine alte Mittelstellung zwischen der südöstlichen und der nordöstlichen Mark des Reiches zurückerwarb, nach 1327, 1526 und 1740 zu einem neuen Entscheidungsjahr der schlesischen Geschichte geworden.

Die Preußen

Hatte die deutsche Geschichte als Reichsgeschichte einst im Norden bei den Sachsen, dem ältesten der Altstämme, ihren Ausgang genommen und war sie dann westwärts zu den Franken, südwärts zu den Schwaben und ostwärts zu den Bayern gewandert, so wandte sie sich schließlich in den Norden zurück, um hier bei dem neuesten der Neustämme, den Preußen, ihre Erfüllung zu finden.

Denn es ist mehr als nur ein Zufall, daß der aus den Neustämmen des Nordostens erwachsene Kernstaat des neuen Reiches den Namen nach dem nicht allein neuesten, sondern zugleich auch nördlichsten und östlichsten dieser Stämme trug. In ihm ist deren Sonderheit am deutlichsten, gleichsam superlativisch, ausgesprochen, so daß der Name Preußen gleichnishaft für den gesamten durch die mittelalterliche Besiedlung erschlossenen Norden und Osten stehen konnte.

Goten und Preußen

Dabei knüpfte die Geschichte des preußischen Stammes an früheste germanische Geschichte an. Kein anderer als der berühmte Stamm der Goten hat in frühgeschichtlicher Zeit in einem Teil des nachmals preußischen Landes in unmittelbarer Nachbarschaft der baltischen Preußen gesessen. Die Passargelinie, die bis heute als Kulturgrenze eine bedeutende Rolle spielt, bildete die Siedlungs-

grenze zwischen Goten und Preußen, die in lebhaften und nahen Beziehungen zueinander gestanden haben müssen.

Dafür gibt es die mannigfaltigsten Zeugnisse von Tacitus und Ptolemäus bis zu Jordanes und Cassiodor, denn die von diesen zumeist als Nachbarn der Goten genannten Aestier oder Aisten sind mit den alten Preußen identisch. Ptolemäus führt als gotische Nachbarn die Stämme der Galindai und Sudenoi auf, in deren Namen wir unschwer die der späteren preußischen Stämme der Galinder und Sudauer erkennen. Dem galindischen Namen aber begegnen wir als Personennamen Galindo auch in dem spanischen Reich der Westgoten, was vielleicht den Schluß zuläßt, daß Teile der Preußen ihren gotischen Nachbarn – ähnlich wie Bojer und Lugier den Kimbern – auf ihrer Wanderschaft in den Süden Gefolgschaft geleistet haben. Außerdem spricht dafür auch die Tatsache, daß ein römischer Soldatenkaiser, der die Goten um 1250 in Niedermösien zum Weiterzug nötigte, sich auf einer Münze Galindikos nennt.

Wahrscheinlich hat im Weichselland noch bis ins sechste, nach den Vermutungen einiger Forscher sogar bis ins siebente oder gar ins achte Jahrhundert hinein eine germanisch, also im wesentlichen gotisch beeinflußte Kultur fortbestanden. Daher enthielt die Sprache der baltischen Preußen noch im Mittelalter zahlreiche gotische Lehnwörter. Darüber hinaus aber haben auch kulturelle Beziehungen zwischen den zurückgebliebenen und den ans Schwarze Meer oder nach Italien fortgewanderten Goten bestanden, für die es kein besseres Zeugnis gibt als jene von Cassiodor erwähnte denkwürdige Gesandtschaft der „Aestier", die Theoderich, dem großen Ostgotenkönig, ein kostbares Geschenk aus Bernstein überbrachte.

Widiwarier, Witland, Witinge – und Wikinger

Bei Jordanes ist uns sogar der Name überliefert, unter dem die mit ihren Nachbarn vermischten Reste der Goten an der Weichselmündung fortgelebt haben. Der gotische Geschichtsschreiber nennt uns als die Bewohner des Insellandes zwischen den Mündungsarmen der Weichsel – das früher den Gepiden und wahrscheinlich

noch früher den Rugiern gehört hatte – das Mischvolk der Vidivarii oder (in deutscher Schreibung) Widiwarier.

Daß dieser Name ein germanisches oder zum mindesten halbgermanisches Volk bezeichnet, läßt sich schon daraus schließen, daß er eine typisch germanische Bildung darstellt, denn er gehört zum gleichen Typus wie der bajowarische, der ripuarische und zahlreiche andere Stammesnamen der Frühzeit. Fraglich ist nur, ob der erste Namensteil auch germanisch ist. Er könnte auch baltischen Ursprungs sein, da er bei den Letten im Namen Widsemme (für Livland) und sogar bei den finnischen Liven in dem Namen Vidumaa wiederkehrt. Vielleicht liegt ein den Germanen und Balten als Angehörigen der indogermanischen Völkerfamilie gemeinsames Wort vor, das durchaus auch denselben Sinn haben könnte, wie beispielsweise germanisch widu und keltisch vidu übereinstimmend Wald oder Holz bedeuten.

Diesen Sinn legt Rudolf Much seiner Deutung des Namens zugrunde, den er mit dem Landschaftsnamen des Witlandes als zusammengehörig ansieht. Widland oder Witland (auch Withland) wurde im 13. Jahrhundert, aber auch schon wesentlich früher die Frische Nehrung genannt, die ja eine Fortsetzung des Weichselwerders bildet. Der Name, der demnach Waldland bedeutete, soll ursprünglich für das gesamte Küstengebiet von der Weichselniederung bis zum Samland gegolten haben, an dessen Südwestrande bei dem heutigen Pillau „Widlandsort" gelegen hat. Die Widiwarier waren demnach also Waldland- oder wenigstens Waldbewohner, wie wir die Bajowaren als Bewohner des Bojerlandes kennengelernt haben.

So naheliegend es ist, die Vidivarii des Jordanes mit dem Witland der späteren Überlieferung zusammenzustellen, so problematisch ist die weitere Frage, ob auch die sogenannten Witinge, wie die Angehörigen einer bestimmten Adelsschicht der alten Preußen hießen, hierher gehören. Die Namensähnlichkeit legt einen Zusammenhang nahe, und so werden die Witinge, die bei dem Freiheitskampf der Preußen eine hervorragende Rolle spielten, vielfach als Abkömmlinge der Goten angesprochen.

Üblicher ist allerdings eine andere Ableitung, die auch eine andere Namensdeutung enthält: man bringt die preußischen Witinge nämlich mit den nordgermanischen Wikingern in Zusammenhang und

sieht die Witinge als Stammes- und Namensabkömmlinge der Wikinger an. Die Verschiedenheit der Konsonanten setzt voraus, daß eine palatalisierte – vielleicht friesische – Zwischenform bestand, doch hat bereits Adam von Bremen die Wikinger Vithingi genannt.

Eine eigenartige Parallele der preußischen zur schlesischen Stammesgeschichte ist es, daß der Witingenname dann in den slawisch-wendischen Sprachen eine Entwicklung nahm, die genau der des Schlesiernamens entspricht. Wie aus den wandalischen Silingen Siledzi, so wurden aus nordisch-preußischen Witingen witedzi. So führten bei den meißnischen Sorben die bäuerlichen Lehnsleute der Siedlungszeit, die sich auf eine sorbische Adelsschicht zurückführten, den Namen withasii oder – dem Deutschen angeglichen – Witsezen. Entsprechend heißt vitez im Tschechischen Sieger, und ebenso heißt der Recke der altrussischen Heldenlieder vitjaz. In den berühmten serbischen Volksliedern heißt vitez der Held, und über das Kroatische ist der Witingername sogar ins Ungarische gedrungen, wo die Angehörigen des erst in unseren Tagen geschaffenen Heldenkapitels, eines Adelsordens auf bäuerlich-kriegerischer Grundlage, den dem Namen vorangesetzten Titel vitez führen.

Der Unterschied zur schlesischen Entwicklung besteht darin, daß in Preußen aus dem ursprünglichen Stammesnamen – das war der Witingname, ob wir ihn nun auf den der Widiwarier oder der Wikinger zurückführen – ein Standesname wurde, der als solcher mit dem Stand, den er bezeichnete, zum Untergang verurteilt war. Dagegen stellen die Beziehungen zum nordischen Wikingertum eine um so bemerkenswertere Parallele nicht nur zur schlesischen, sondern auch zur pommerschen Stammesgeschichte dar.

Diese Beziehungen gingen in der Hauptsache von den Dänen aus, während in der schlesischen wie pommerschen Stammesgeschichte norwegische Einflüsse überwiegen. Nachdem der Dänenkönig Ragnar Lodbrock zu Ende des 8. Jahrhunderts die Samländer unterworfen hatte, soll nach Saxo Grammaticus unter der Regierung eines späteren Königs der dritte Teil der Bevölkerung Jütlands nach dem Preußenlande, Semgallen und Karelien ausgewandert sein. Und von einem Sohn des Königs Harald Blauzahn wird erzählt, er habe auf einer Fahrt nach dem Samlande einen großen Teil seiner Mannschaft dort zurückgelassen, die sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischte.

Mag man diesen zum Teil sagenhaften Berichten mehr oder weniger Glauben schenken, so hat die Vorgeschichtsforschung doch ganz eindeutige Wikingerspuren im preußischen Weichsellande festgestellt. Wir können also mit Sicherheit zwischen der ostgermanisch-gotischen Einflußnahme der Frühzeit und der südgermanisch-deutschen des späteren Mittelalters ein nordgermanisch-wikingisches Zwischenstadium ansetzen.

Aisten und Esten im Osten

Wenn wir die Goten (und Widiwarier) als germanische Ahnen der heutigen Preußen den Wandalen (und Silingen) als den Ahnen der Schlesier und den Burgundern (und Rugiern) als den Ahnen der Pommern vergleichen können, so muß doch ein wichtiger Unterschied beachtet werden: während diese Frühstämme den gesamten Raum der späteren Neustämme unbestritten innehatten und erst nach ihrem Abzug slawische Stämme an ihre Stelle traten, war das preußische Land nur zum Teil in gotischem Besitz. Der größere östliche Teil des Landes war schon in gotischer Zeit und sogar schon lange vor dieser von jenem baltischen Stamme bewohnt, dem das Land seinen heutigen Namen dankt.

Die von der vorgeschichtlichen Forschung festgestellte außerordentliche Siedlungsstetigkeit dieses Stammes stimmt zu den Ergebnissen der Sprachgeschichtsforschung, wonach die baltischen Sprachen, die innerhalb der indogermanischen Familie eine eigene Sippe bilden, in ihrem Lautstand eine unvergleichliche Konservativität zeigen. Die baltischen Sprachformen sind zum Teil den indogermanischen Urformen noch näher als die vor Jahrtausenden aufgezeichneten Formen des indischen Sanskrit. Man hat daher die Baltenvölker als die Reste der Urindogermanen und ihre Wohnsitze als die indogermanischen Ursitze angesprochen. Das waren zwar ein wenig voreilige Schlußfolgerungen, die sich nicht bestätigt haben, trotzdem aber will es uns außerordentlich bedeutsam erscheinen, daß die Wurzeln der preußischen Stammesgeschichte bis in die Urgeschichte des Indogermanentums zurückweisen.

Die baltischen Völker und insbesondere die preußischen Balten werden im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung sowohl in den

antiken Quellen wie in denen des frühen Mittelalters übereinstimmend als Aestier oder Aisten bezeichnet. Schon Tacitus erwähnt die Aestier, als deren wichtigste Eigenheit er den Unterschied ihrer Sprache von der der Germanen hervorhebt. Doch zeigt seine Bemerkung, die Aestier glichen in Gebräuchen und in ihrer Lebensweise den Sweben, daß ihm auch der germanische Kultureinfluß auf dieses Nachbarvolk nicht unbekannt war.

Der gotische Geschichtsschreiber Jordanes nennt die Aisten als Untertanen des Gotenreiches Ermanarichs, das von der Weichsel bis zur Wolga reichte. Vielleicht geht diese gotische Oberherrschaft sogar in die Zeit zurück, in der der Kern des Gotenvolkes noch selber an der Weichsel saß. Das an Theoderich den Großen überbrachte Bernsteingeschenk der Aisten wäre dann aus der Überlieferung einstiger Tributleistungen zu erklären.

Wie in der Regierungszeit Theoderichs, so finden auch in der Karls des Großen die Aisten Erwähnung. Einhart, der Biograph dieses ersten Germanenkaisers, nennt sie in seiner Vita Karoli Magni, ohne allerdings nähere Angaben zu machen. Doch können wir annehmen, daß auch Einhart unter den Aisten die alten Preußen zum mindensten mitverstand.

Zum letztenmal wurden diese als Aisten benannt in dem Reisebericht des nordischen Seefahrers Wulfstan, wahrscheinlich eines Wikingers, der uns auch zum erstenmal den Namen Witlands überliefert hat. Wulfstan unternahm gegen Ende des 9. Jahrhunderts eine Schiffsreise von Schleswig nach dem Aistenmeer, wie er das heutige Frische Haff nannte, dem Ilfing, dem heutigen Elbingfluß und dem Handelsplatz Truso am Drausensee. Zu der Benennung des Frischen Haffs durch Wulfstan stimmt es, daß beide Haffe in alten Volksliedern der Letten und Litauer „Meerchen" genannt werden, und sie würden als Deutschlands weitaus größte Seen – neben dem Pommerschen Haff – die Namen Estisches und Kurisches Meer mindestens mit dem gleichen Recht verdienen, mit dem der Bodensee Schwäbisches und der Chiemsee Bayrisches Meer heißen.

Daß Wulfstan den Aistennamen zum letztenmal gebraucht, ist nicht so bedeutsam wie die weitere Tatsache, daß der gleiche Name später in veränderter Bedeutung weiter gebraucht wurde. Denn der Name der Aistier oder Aisten ist kein anderer als der des heu-

tigen Estenvolkes, das aber keineswegs zu den Völkern baltischer Sprache gehört, sondern finnischen Ursprungs ist. Es liegt dem Anschein nach also eine Namenswanderung vor, wie wir sie ja auch von vielen deutschen Stämmen kennen. Und liegt dem Namen tatsächlich, wie vermutet wird, eine germanische Wurzel mit der Bedeutung „Osten" zugrunde, so ließe sich unschwer erklären, daß dieser Name von dem preußischen Stamm auf die noch weiter im Osten siedelnden Esten übertragen wurde, nachdem der Gesichtskreis eine Ausweitung bis zu diesen hin erfahren hatte.

Vermutlich ist der Sachverhalt aber noch einfacher, indem nämlich alle Anwohner der Ostseeküste von der Weichsel bis zur Narwa ursprünglich Aisten genannt wurden, wie im Mittelalter sowohl baltische als auch ostseefinnische Stämme mit dem gemeinsamen Namen Undeutsche belegt wurden. Es würde sich dann nicht um eine Namenswanderung handeln, sondern um die Schrumpfung des Geltungsgebiets eines weiter verbreiteten Namens – was ebenfalls zu den geläufigsten Vorgängen der Namensgeschichte gehört.

Pruzzen – Prußen oder Prutzen?

Ob der Name der Aisten die späteren Esten mit umfaßt hat oder nicht, auf jeden Fall war er eine Gruppenbezeichnung, die nicht ausschließlich den alten Preußen galt. Die baltischen Sprachen werden daher heute zum Teil auch als aistische Sprachen – wie vor dem Aufkommen der baltischen Bezeichnung als „lituletttische" – zusammengefaßt. Dieser Name würde zweifellos, klänge er nicht an den estnischen an, den Vorzug verdienen, da der Baltenname, wie wir noch sehen werden, allzuvielen Ausdeutungen unterliegt.

Als besonderer Stamm begegnen die Preußen zuerst bei jenem bayrischen Geographen des 9. Jahrhunderts, der auch den Namen des schlesischen Slenzanengaues als erster erwähnt. Der Name erscheint hier – übrigens noch im gleichen Jahrhundert, in dem Einhart und Wulfstan von Aisten sprechen – in der Form Bruzi.

Im folgenden Jahrhundert taucht der Name dann in dem Bericht des spanischen Juden Ibrahim ibn Jakub erneut auf. Dieser, der gegen 965 eine Handelsreise nach Mecklenburg unternahm

hörte hier auf seine Frage nach den Bewohnern des Landes zwischen Weichsel und Memel, diese hießen Brus und hätten die Russen als östliche Nachbarn. Sein Reisebericht ist wahrscheinlich 973 verfaßt, aber erst aus dem 11. Jahrhundert erhalten.

Von da an wird der Name immer häufiger erwähnt, was nicht zuletzt mit der polnischen Staatsbegründung zusammenhängt. So kommen in der Urkunde Herzog Misikas über die Schenkung Polens an den Heiligen Stuhl auch die Preußen als Pruzze (oder Bruzze) vor. In der Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert vom Jahre 999 werden die Pruzzorum fines genannt, und die hier gebrauchte Schreibung wird in der Folge dann allgemein üblich.

Wie schon die von dem jüdischen Chronisten Ibrahim gebrauchte Form zeigt, hat die Schreibung zz den Lautwert eines scharfen s (ß), was genau den Formen entspricht, in denen der Name in den baltischen Sprachen selber erscheint. Sowohl litauisch Prusai und lettisch Prusi (für den Stammesnamen der Preußen) als auch altpreußisch prusiskai (preußisch) weisen diesen s-Laut auf. Die einzige richtige Aussprache des mittelalterlichen Pruzzen-Namens ist daher die mit einem langen u und einem scharfen s, so daß die zweckmäßigste Schreibung Prußen ist.

Wenn man daneben immer noch der kuriosen Aussprache „Prutzen" begegnet, so braucht man über deren Unmöglichkeit keine Worte zu verlieren. Vergleichbar wäre etwa die Aussprache des mittelhochdeutschen daz als „datz" statt als „das" oder, da unser ß das alte z enthält, dessen Aussprache als s—z.

Die Aussprache Prutzen verbietet sich schon deshalb, weil, wie auch dem in der Sprachgeschichte gänzlich Unbewanderten einleuchtet, aus einer älteren Form Prutzen nie der heutige Name Preußen hätte entstehen können. Allerdings ist auch der Wandel von Prußen zu Preußen, so ähnlich die beiden Formen aussehen mögen, nur über eine Zwischenform Prüßen (vgl. das französische Prusse) möglich, denn aus Prußen hätte durch die neuhochdeutsche Diphthongierung (wie in Hus - Haus) „Praußen" entstehen müssen, wogegen übrigens die Entwicklung Prüßen-Preußen bemerkenswerterweise der des deutschen Volksnamens parallelläuft, denn deutsch geht auf eine ältere Form dütsch — in mittelhochdeutscher Schreibung diutsch — zurück.

Da wir von der Sonderung der Prußen innerhalb der aistisch-

baltischen Gruppe ausgingen, so haben wir dieser Gruppe und ihrer übrigen Glieder an dieser Stelle noch kurz zu gedenken. Außer den Prußen gehören die Kuren, Letten und Litauer zu den Völkern baltischer Sprache, doch unterscheiden sich diese drei ostbaltischen Völker durch gemeinsame Spracheigenheiten von den prußischen Westbalten.

Von den Ostbalten haben die Kuren ein ähnliches Geschick wie die Prußen erlebt. Die kurische Sprache ist wie die prußische, wenn auch später als diese, ausgestorben, und mit ihr ist wie der Prußenstamm auch das Kurenvolk untergegangen. Wie der prußische Name aber in dem Preußens fortlebt, so ist der kurische in dem Landschaftsnamen Kurlands sowie in den Namen des Kurischen Haffs und der Kurischen Nehrung, die beide zu Preußen gehören, erhalten geblieben.

Einen weiteren und letzten baltisch-aistischen Stamm aber neben Prußen, Kuren, Letten und Litauen stellen die ebenfalls längst ausgestorbenen Goljadj in Weißrußland dar, die in einer altrussischen Chronik erwähnt sind. Man hat diesen Stamm mit den preußischen Galindern zusammengestellt, und die vorgeschichtliche Forschung hat die darauf begründete Vermutung der Historiker, daß die baltischen Stämme einst bis weit nach Rußland hinein siedelten, bestätigt. Wir begegnen dem Namen dieses prußischen Teilstammes also nicht nur in Ostpreußen, dessen gesamter südlicher Grenzraum Galindien heißt, sondern auch auf heute russischem Boden, und da die Goten ihn zudem bis nach Spanien mitgeführt haben, so spannt sich gleichsam der Bogen dieses Namens von Spanien über Masuren bis tief nach Rußland hinein.

Pomoranen, Pomesanier und Pogesanier

Die Galinder bildeten nur einen von insgesamt elf Stämmen des Prußenvolkes, die in den Berichten der Ordenszeit erwähnt werden. Diese Stämme, deren Namen in Landschaftsnamen wie Schalauen, Sudauen, Nadrauen, Natangen und Barten fortleben, haben eine sehr verschieden wichtige Rolle gespielt.

Wirklich hervorragende Bedeutung hatten allein die Samen oder – mit der älteren Form ihres Namens – Semben, die Be-

wohner des durch seine geographische Lage zwischen den beiden Haffen ausgezeichneten Samlandes. Da im Samland auch der Schwerpunkt des Bernsteinhandels lag und die Samen deshalb die stärkste Berührung mit der Außenwelt hatten, wurde ihr Name zeitweise auf das preußische Gesamtvolk übertragen.

Von den weiteren Stämmen verdienen die Warmier und die Sudauer Erwähnung, die ersteren, weil nach ihnen das Ermland benannt ist, das in der preußischen Geschichte meist eine besondere Rolle gespielt hat und daher neben dem Samland der gebräuchlichste alte Landschaftsname ist; der zweite Name, weil er, wie bereits erwähnt, schon bei Ptolemäus vorkommt. Doch wurden die Sudauer später meist als Jadwinger und von den Polen auch als Pollexianen bezeichnet.

Der letztere Name erinnert an die der Pogesanier und Pomesanier, der beiden westlichsten, den Raum zwischen Weichsel und Passarge besiedelnden prußischen Stämme, die in vieler Hinsicht einen Übergang und eine Brücke zu den westlich angrenzenden Pomoranen bildeten. Der Landschaft Pomesanien kommt zudem dadurch besondere Bedeutung zu, daß hier einer der vier preußischen Landesbischöfe seinen Sitz hatte; die drei anderen saßen in Kulm, Ermland und Samland und somit, da zu Kulm das Kulmerland gehörte, in den wichtigsten Sonderlandschaften des Preußenlandes.

Schon ihrer Namensbildung nach gehören Pomesanier und Pogesanier mit den benachbarten Pomoranen zusammen, denn wie pomorje „am Meere", so heißt po-median „am Walde" und po-gedian „am Busche", und wie die Pomoranen Meeranwohner oder Meerleute, so sind die Pomesanier demnach Waldbewohner oder Waldleute und die Pogesianer (Pagudinenses) Buschbewohner oder Buschleute. Es liegt angesichts dieser Namen nahe, sich der Tatsache zu erinnern, daß das pomesanisch-pogesanische Gebiet ehemals zu jenem germanischen Widland gehörte, dessen Name von der Forschung als Waldland gedeutet wird, so daß die beiden prußischen Stammesnamen fast wie Übersetzungen jenes Namens anmuten.

Wie zum Widland, so gehörten die beiden Landschaften in der vorangegangenen gotischen Zeit, da die Passarge die gotisch-aistische Grenze bildete, nicht zum aistischen oder prußischen, sondern zum go-

tischen Gebiet. Als dann nach dem Abzug der Goten die Prußen die Passarge überschritten, machten sie an der Weichsel nicht halt. An zwei Stellen überschritten die Prußen den Weichselfluß, in der Gegend von Mewe und an der Weichselmündung, so daß beispielsweise die ursprüngliche Bevölkerung der Fischersiedlung Danzig aus Pomoranen und Prußen bestand. Noch im 13. und 14. Jahrhundert hat es in der Gegend von Dirschau und Stargard prußische Siedlungen gegeben.

Die Siedlungsgemeinschaft im Weichselmündungsgebiet hat die Prußen und Pomoranen früh zueinander geführt, zumal sie vielfach gemeinsame Feinde zu bekämpfen hatten. Schon 1091 kämpfte ein Polenherzog bei Nakel gegen die verbündeten Prußen und Pommern, und noch in den Anfängen der Ordenszeit war Herzog Swantopolk von Pommern der Bundesgenosse der Prußen bei dem 1242 von ihnen unternommenen ersten großen Aufstand. Erst nachdem der Pommernherzog 1248 zum Frieden gezwungen war, konnten die prußischen Aufständischen 1253 wieder unterworfen werden. Und so war es auch nur der Abschluß einer logischen Entwicklung, wenn schließlich 1309 das Danziger Pommernland in den Besitz des Ordens kam und damit zu einem Teil des Preußenlandes wurde.

Konrad von Masowien und die Masuren

Seitdem die Polen zum römischen und die Russen (annähernd gleichzeitig) zum griechischen Christentum bekehrt worden waren, bildeten die Prußen samt den anderen Baltenvölkern ein letztes nach Westen vorgeschobenes Bollwerk des Heidentums. Die Prußen hatten als Westbalten die Stirnseite dieses Bollwerks inne, und so wurden bei ihnen die frühesten Versuche der Bekehrung sowohl als auch der Unterwerfung gemacht.

Die Bekehrungsversuche gingen meist von Deutschland aus, von wo sowohl der Bischof Adalbert als auch der Mönch Bruno in das Prußenland eindrangen, um ihren Eifer hier mit dem Märtyrertode zu bezahlen. Dagegen gingen die Unterwerfungsversuche von dem benachbarten Polen aus. Schon Boleslaw Chrobry gelang es bald nach der Jahrtausendwende vorübergehend, die Prußen tributpflichtig zu machen, und auch seine Nachfolger besiegten wiederholt

die prußischen Heere, zuletzt 1091 in der erwähnten Schlacht bei Nakel sein Urenkel Wladislaw Hermann, gegen den sich die Prußen mit den Pomeranen verbündet hatten.

Nachdem Wladislaw Hermanns Sohn Boleslaw Schiefmund den polnischen Staat dann durch Aufteilung unter seine Söhne entmachtet hatte, blieben die Prußen eine Zeitlang unbehelligt. Die polnischen Teilfürsten waren zu schwach, eine derartige Aufgabe allein anzupacken, und so stand der letzte gesamtpolnische Versuch, die Prußen zu unterwerfen, bereits unter deutschem Vorzeichen. Denn Herzog Heinrich der Bärtige von Schlesien, der bei dem großen polnischen Kreuzzug gegen die Prußen von 1222/23 eine führende Rolle spielte, war trotz seiner piastischen Vorväter seinem Geblüte wie seiner Gesinnung und Gesittung nach ein deutscher Fürst.

Der Kreuzzug, der von dem deutschen Piasten wohl auch als ein Mittel gedacht war, die polnischen Fürstentümer zu einer Einigung unter schlesischer Führung zu bringen, führte weder in dieser noch in anderer Hinsicht zu einem bleibenden Erfolg, und so blieb die Lösung des prußischen Problems demjenigen unter den piastischen Teilfürsten vorbehalten, dessen Land dem der Prußen zunächst benachbart war, dem Herzog von Masowien.

Teilherzog von Masowien war um jene Zeit ein Enkel Boleslaw Schiefmunds mit dem deutschen Namen Konrad. Es wäre verfehlt, von dem Namen auf einen deutschen Fürsten zu schließen, denn Herzog Konrad war der Ahnherr aller späteren polnischen und masowischen Piasten, und zu seinen zahlreichen Enkeln zählte auch Wladislaw der Kurze (Ellenlang), der 1320 das nationalpolnische Königtum begründete.

Immerhin gibt der deutsche Name Konrads von Masowien von dem starken deutschen Kultureinfluß Zeugnis, der zu jener Zeit in Polen lebendig war. Nicht zufällig war Konrad ein rechter Vetter der ersten, von Barbarossa eingesetzten deutschen Herzöge von Schlesien, und nicht zufällig zählte er daher auch Heinrich den Bärtigen, den Sohn eines dieser schlesischen Vettern, zu seinen nächsten Verwandten.

Konrad von Masowien war in mancher Hinsicht der Gegenspieler Heinrichs von Schlesien, dessen Absichten auf die Oberherrschaft seinen eigenen Bestrebungen zuwiderliefen. Bei den ersten

Versuchen zu einer dauerhaften Lösung der prußischen Frage aber arbeitete der „Masure" eng mit dem Schlesier zusammen und führte dessen Werk allein fort, als dieser sich anderen, ihm näherliegenden Aufgaben zuwandte.

Als der vom Papst zum Bischof von Preußen ernannte Christian von Oliva nach dem Vorbild der livländischen Schwertbrüder einen preußischen Orden der Ritter Christi gründete, begünstigte er diesen und unternahm mit seiner Hilfe erneute Versuche zur Unterwerfung der Prußen. Aber der Dobriner Orden, wie er nach seinem Gründungsort Dobrin an der Drewenz genannt wurde, zeigte sich der großen Aufgabe nicht gewachsen, weil er als ein polnischer Ritterorden anders als die deutschen Schwertritter in Livland, denen aus dem ganzen niederdeutschen Raum Anhänger zuströmten, nur eine geringe Mitgliederzahl erreichen konnte.

So blieb für den Herzog von Masowien, wollte er die immer dringender gewordene prußische Frage nicht gänzlich ungelöst lassen, nur eine Möglichkeit: deutsche Hilfe zu suchen. Da aber vom Reich, das zu jener Zeit im Süden um seine Existenz zu kämpfen hatte, keine Hilfe zu erwarten war, wandte sich Konrad – zum erstenmal schon 1226, noch vor der 1228 erfolgten Begründung des Dobriner Ordens – an den Deutschen Ritterorden, der im siebenbürgischen Burzenland bereits eine ähnliche Aufgabe mit Erfolg bestanden hatte.

Es wird dem kleinen piastischen Herzog kaum bewußt gewesen sein, daß er mit seinem Hilfegesuch an den Orden ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung vorbereitete und einleitete. Trotzdem wird dieses Ereignis immer mit seinem Namen verbunden bleiben, wie ja auch in der Folge zwischen dem prußisch-preußischen und dem masowisch-masurischen Lande immer enge Beziehungen bestanden, deren fortlebender Zeuge der masurische Volksteil des Preußenlandes ist, der uns noch näher beschäftigen wird.

Deutschritterorden – vom Orient in den Osten

Wenn wir uns nun von dem Prußenvolke seinen Überwindern, den Rittern des Deutschen Ordens zuwenden, muß unsere Betrachtung sozusagen noch einmal von vorn beginnen, denn die Ordens-

geschichte, die für das Preußenland schicksalhaften Charakter erhalten sollte, kommt von gänzlich anderen Ursprüngen als die preußische Stammesgeschichte her.

Die Gründung des Deutschen Ordens, die 1190 bei der Belagerung der palästinensischen Hafenstadt Akkon erfolgte, war das in seinen Folgewirkungen bedeutendste Ergebnis jenes dritten Kreuzzuges, den man den eigentlich deutschen Kreuzzeug nennen kann. Zwar waren schon am zweiten Kreuzzug Deutsche führend beteiligt, und auch der fünfte Zug unter Barbarossas Enkel wurde von Deutschen unternommen, keine dieser Fahrten aber ist mit der vergleichbar, die Kaiser Barbarossa selber als der mächtigste und glanzvollste Herrscher des christlichen Abendlandes am Ende seiner ruhm- und kampfreichen Lebensbahn unternahm.

Das Gründungsjahr des Ordens ist zugleich das Todesjahr des großen staufischen Kaisers, was wir als ein Gleichnis dafür deuten können, daß er, wie es in der Tat der Fall war, dessen Vermächtnis, die Reichsidee in ihrer staufischen Ausprägung, weiter trug und zu neuer glanzvoller Entfaltung brachte. Und wie es fast notwendig zum Begriff und zum Bilde des sagenumwobenen Staufers gehört, daß er im Orient sein Ende fand, so beruht umgekehrt die geschichtliche Bedeutung des Deutschen Ordens zu einem wesentlichen Teile darauf, daß er hier auf dem Schlachtfeld zwischen Abend- und Morgenland seinen Ursprung hat.

Dieses Schlachtfeld der Schwerter und der Geister aber war zugleich das Heilige Land des das Fundament der geistigen Existenz des Ordens bildenden Christenglaubens, die Stätte, von der die christliche Heilsgeschichte ihren Ausgang nahm. Weist also der Ursprung des Prußenvolkes, wie wir sahen, bis in die indogermanische Urgeschichte zurück, so liegt im Ursprung des Ordens eine nicht minder bedeutsame, vom geistesgeschichtlichen Standort her sogar noch bedeutsamere Anknüpfung an die Heilsgeschichte als an die Urgeschichte des christlichen Glaubens vor.

Gleich wichtig wie diese Anknüpfung aber erwies sich in der praktischen Auswirkung die an die Traditionen der deutschen Reichsgeschichte. Denn als deren Auswirkung wird man es betrachten müssen, wenn der Deutsche Orden anders als die älteren Ritterorden der Templer und Johanniter alsbald nach seiner Begründung die kolonisatorische Betätigung in außerorientalischen Ge-

bieten erstrebte. Während die anderen Orden daher mit dem Ende der Kreuzzüge ihren Sinn verloren und so in dem tragischen Untergang der Templer als des ältesten aller Ritterorden eine gewisse Notwendigkeit liegt, hat der Deutsche Orden sich zu seiner eigentlichen Blüte entfaltet, als das Zeitalter der Kreuzzüge längst versunken war.

1190 war der Orden gegründet, 1196 bestätigt worden, und erst 1198 war die Umwandlung des Krankenpfleger- in einen Ritterorden erfolgt. Und schon 1211 hielt der junge Orden Ausschau nach einer Aufgabe im abendländischen Raume des Reiches. In diesem Jahre wurde ihm vom ungarischen König die Aufgabe übertragen, in Siebenbürgen die Grenzwacht gegen die Angriffe der heidnischen Kumanen zu übernehmen und deren Bekehrung zu versuchen. Der Orden bewältigte diese schwierige Aufgabe mit dem besten Erfolg, scheiterte aber schließlich, als er es unternahm, auf dem von ihm eroberten siebenbürgischen Boden ein eigenes Staatsgebilde aufzurichten.

So war Siebenbürgen nur eine Etappe auf dem Wege des Ordens zu neuen Zielen. 1225 wurde er aus Ungarn vertrieben, aber bereits im darauffolgenden Jahr erging ein neuer Ruf an ihn: Konrad von Masowien rief die Deutschen Ritter in das Prußenland. Wie im Heiligen Lande sollten sie hier gleichsam ein stehendes Heer bilden, das die Erwerbungen der Prußenkreuzzüge sicherte und für neue Kreuzzüge eine haltbare Basis schuf.

Hermann von Salza, der Hochmeister des Ordens, erstrebte mehr, als ihm der piastische Herzog zunächst zuzugestehen bereit war. Durch die Erfahrungen im Burzenlande gewitzigt, ließ er sich auf ein ähnliches Unternehmen im Prußenlande nicht eher ein, als bis er hier alle Voraussetzungen für die Entstehung eines eigenen Ordensstaates geschaffen hatte, der weder einer fürstlichen noch einer bischöflichen Gewalt, sondern nur dem Kaiser und dem Papste, also dem Reich und der Kirche unterworfen war.

Damit hatte der Orden zu seiner säkularen geschichtlichen Aufgabe gefunden, die ihn nicht nur für ein Säkulum, sondern für deren drei nahezu völlig ausfüllte. Fast auf das Jahr genau 300 Jahre liegen zwischen dem ersten Rufe Konrads von Masowien im Jahre 1226 und jenem Entscheidungsjahr 1525, in dem an die Stelle des Ordens ein weltliches Herzogtum trat.

Das erste Jahrhundert stand im Zeichen der Festsetzung und Eroberung. 1230 kam die erste Schar von 20 Ordensrittern und 200 Knappen unter dem Landmeister Hermann Balk ins prußische Land. 1235 erfolgte die Vereinigung des Dobriner mit dem Deutschen Orden. Zwei Jahre später wurden auch die livländischen Schwertbrüder eingegliedert, womit der Gesichtskreis des Deutschen Ordens sich bis zur Narwa und dem Peipussee ausweitete. 1242 bis 1253 wurde der erste große Prußenaufstand niedergeworfen, und 1283 konnte nach der Niederwerfung eines zweiten Aufstandes die Eroberung des Landes abgeschlossen werden.

Die ganze Zeit über war der Schwerpunkt des Ordens und der Sitz seines Hochmeisters trotz aller Erfolge im Nordosten gleichwohl in Palästina geblieben. Erst als Akkon genau hundert Jahre nach der 1191 erfolgten Eroberung den Christen entrissen wurde, wurde der Hochmeistersitz verlegt, jedoch immer noch nicht nach Preußen, sondern zunächst 1291 nach Venedig, und erst nachdem die französischen Umtriebe gegen den Templerorden begonnen hatten und auch der Deutsche Orden sich bedroht fühlen mußte, siedelte der Ordensmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 nach der preußischen Marienburg über.

Von diesem Jahre an können wir die Blütezeit des Ordens datieren. Im gleichen Jahr gelangte das pommersche Weichselland in den Besitz des Ordens. 1346 wurde das dänische Estland erworben, 1398 die schwedische Insel Gotland erobert, 1402 die brandenburgische Neumark gekauft. Die wichtigste aller Erwerbungen aber, die 1384 geschehene des litauischen Schamaitenlandes, das bis dahin die Sperrstellung zwischen Preußen und Kurland-Livland bildete und nun zu einer baltischen Brückenstellung hätte ausgebaut werden sollen, konnte nie wirklich vollzogen werden. So endete das Jahrhundert der Ordensblüte 1410 in der Schlacht bei Tannenberg mit einer schweren Niederlage, und es begann das letzte Jahrhundert des Ordens, von dem noch zu sprechen sein wird.

Blicken wir auf das Ursprungsland des Ordens zurück, so können wir die Feststellung treffen, daß der preußische Ordensstaat die einzige jener überaus zahlreichen Staatsgründungen des Zeitalters der Kreuzzüge ist, die mehr als nur episodische Dauer hatte. Während die Grafschaften Edessa und Tripolis, die Fürstentümer Achaja und Antiochien, die Herzogtümer Athen und Naxos sowie das König-

reich Jerusalem samt dem Lateinischen Kaisertum zu Byzanz bald untergingen und verschwanden, hat der preußische Kreuzzugsstaat im deutschen Osten die Jahrhunderte überdauert, weil er seine Entstehung zwar der abendländischen Kreuzzugsidee, seine innere Festigung aber dem deutschen Siedlungszug in den Osten verdankt.

Daraus wird noch einmal seine schicksalhafte Verknüpfung mit der Reichsgeschichte deutlich, denn die Kreuzzüge im Machtraum des Reiches waren von Siedlungszügen gefolgt, mit denen sich jener eigen- und einzigartige Wachstumsvorgang vollzog, der im späten Mittelalter zur Bildung der deutschen Neustämme des Ostens geführt und damit die Voraussetzung für die schließliche Neubegründung des Reiches vom Osten her geschaffen hat.

Kurische Könige und Preußische Freie

An der Entstehung des preußischen Neustammes hat auch das prußische Element einen hervorragenden Anteil. So stark das kulturelle Übergewicht des Deutschtums im Prußenlande war, das im 17. Jahrhundert zum Erlöschen der prußischen Baltensprache geführt hat, so hat das Prußentum in mehr als einer Landschaft sein zahlenmäßiges Übergewicht noch lange zu behaupten gewußt. Die tendenziöse Ausrottungstheorie, mit der man von polnischer und litauischer Seite das völlige Aussterben des Prußentums als eines Sonderstammes begründen wollte, ist von der Wissenschaft längst widerlegt und der hohe Anteil der „Stammpreußen" – wie man die Abkömmlinge der Prußen genannt hat – an der Bildung des deutschen Preußenstammes teilweise sogar zahlenmäßig festgestellt worden.

Die Eingliederung und Einschmelzung des Stammpreußentums hat sich, von den Kämpfen der Eroberungszeit und der Aufstandszeiten natürlich abgesehen, auf die friedlichste Weise vollzogen. Die Prußen haben in der Ordenszeit sogar ihre Standesgliederung weitgehend beibehalten können, die ihrer mannigfachen sehr eigenartigen Züge wegen unsere Beachtung verdient.

Unter den heidnischen Prußen vor der Ordenszeit gab es drei Stände: Bauern und Handwerker als unteren, Lehnsleute als mitt-

leren und Herren, die auch Könige genannt wurden, als oberen Stand. Die prußischen Könige wohnten auf Burgen in Holzhäusern, die durch Wälle und Gräben geschützt waren. Die zahlreichen Burgwälle des Landes werden als die Reste jener Herrenburgen angesehen.

Diese Könige sind wahrscheinlich als Gaufürsten zu betrachten, wie wir solchen auch bei den anderen baltischen Stämmen, sowohl bei Letten und Litauern als auch bei den Kuren begegnen. Während sie bei den westbaltischen Prußen Riks (urverwandt mit lateinisch rex) hießen, waren bei den ostbaltischen Litauern und Letten die dem Germanischen (kuningas) entlehnten Formen Kuningas und Kungs in Gebrauch. Was speziell die lettischen Kleinkönige angeht, so wird ihr Name in lateinischen Urkunden des Mittelalters meist mit senior oder princeps wiedergegeben. Der Königstitel bezeichnete also den Stammes- oder Sippenältesten, der einen gewissen Vorrang genoß und etwa dem Häuptling der altslawischen Burgbezirke entspricht, wie wir ihn aus dem obotritischen Mecklenburg wie aus dem slenzanisch-opolanischen Schlesien kennen. Auch an die friesischen Dorfhäuptlinge wird man vergleichsweise denken dürfen.

Bei den Kuren hat es derartige Könige bis fast in die Gegenwart gegeben. Noch im vergangenen Jahrhundert führten die Einwohner von sieben Dörfern in Kurland den Namen „kurische Könige". Diese Könige waren Freibauern, die von vorgeschichtlichen Kurenkönigen abzustammen behaupteten. Sie hatten bis 1854 besondere Privilegien wie Abgabenfreiheit und Jagdrecht.

Die prußischen „Könige" haben nicht solange wie ihre kurischen Standesgenossen fortgelebt, sondern haben vermutlich großenteils beim Freiheitskampf ihres Volkes gegen den Orden ihren Untergang gefunden. Um so zäher aber hat sich die zweite und mittlere Schicht des Prußenvolkes forterhalten, in Resten, die nur durch ihren Namen erkennbar sind, sogar gleichwie die kurischen Könige bis in unsere Tage.

Der prußische „Mittelstand" nämlich erhielt seine Besitzungen vom Orden zu dem sogenannten Preußischen Erbrecht, und seine Angehörigen nannten sich danach „Preußische Freie". Diese Freien bildeten auch in der Ordenszeit einen mittleren Stand zwischen den adligen Grundherrn und den deutschen Bauern. Sie waren zum

leichten Reiterdienst verpflichtet, den sie „secundum morem Pruthenorum" verrichteten, und bildeten die Ordensreiterei. Da sie vom Zehnten und von bäuerlicher Arbeit befreit waren, und der Kriegsdienst ihre Hauptleistung war, wird man sie am besten als eine Art niederen Adel ansprechen, der der japanischen Kriegerkaste der Samurai vergleichbar ist. Auch der Vergleich mit den staufischen Ministerialen des deutschen Hochmittelalters liegt nahe, doch waren diese bekanntlich zum Teil unfreien Standes, während die Preußen schon durch ihren Namen als Freie gekennzeichnet waren.

Die anfänglich sehr hohe Zahl der Preußischen Freien schmolz infolge der beiden Prußenaufstände erheblich zusammen, da alle Freien, die an einem Aufstand gegen den Orden teilnahmen, ihrer Freiheit verlustig gingen. Doch gab es auch noch nach dem Ende der Ordenszeit so viele freie Preußen, daß Herzog Albrecht es für nötig fand, 1564 ein besonderes Dekret „Wegen der Pflichten der Freien" zu verfassen, das bis ins 18. Jahrhundert für die Regelung der Dienste der preußischen Freigüter die amtliche Grundlage bildete.

Im Südteil des ostpreußischen Kreises Heiligenbeil gibt es sogar noch heute zwei geschlossene Bezirke von typisch altpreußischen Haufen- und Weilerdörfern, die im Volksmunde Freienwinkel heißen. Ihre Bewohner nennen sich, ohne selber über den Ursprung und die Bedeutung ihres Namens noch etwas zu wissen, „die Freien" und gelten als eine Art Bauernadel, der sich der übrigen Bauernbevölkerung gegenüber als zusammengehörig fühlt. In dem Standesbewußtsein dieser „Freien" ist also ein letzter, halbbewußt oder unbewußt fortdämmernder Rest altprußischen Stammesbewußtseins erhalten geblieben. Im übrigen aber sind die freien ebenso wie die unfreien „Stammpreußen" schon vor Jahrhunderten im Preußenstamm und damit im Deutschtum aufgegangen.

Das schon viel früher untergegangene prußische „Königtum" aber hat ein Halbjahrtausend nach dem Beginn der Bekehrung, die ihm das Ende bereitete, im preußischen Königtum der Hohenzollern eine namensmäßige Wiedererstehung gefunden, die die Ausbreitung des preußischen Namens weit über den alten Stammesraum hinaus zur Folge haben sollte.

Preußischer Bund gegen Deutschen Orden

Die Geschicke des Preußenlandes wurden in den drei Jahrhunderten der Ordensherrschaft von drei recht verschiedenartigen Elementen bestimmt. Von diesen spielte die prußische Stammbevölkerung des Landes nur im Jahrhundert der Besitzergreifung und Eroberung eine wesentlich bestimmende und mehr als passive Rolle. Das folgende Jahrhundert der Ordensblüte stand ganz im Zeichen des Ordens und seiner zumeist aus Oberdeutschland stammenden Ritterschaft. Das dritte, nämlich das ständische Element dagegen trat erst im Jahrhundert des Verfalls bestimmend hervor, und zwar hat es den Verfall zu einem sehr wesentlichen Teil selber bewirkt.

Seit seiner Entstehung stand der Orden in engen Beziehungen zu den Kaufmannsstädten der norddeutschen Hanse. Kaufleute aus Hamburg und Bremen hatten 1190 vor Akkon jenen deutschen Krankenpflegeorden begründet, aus dem dann der Ritterorden hervorging. Und im selben Jahr 1226, in dem der Orden von Konrad von Masowien nach Preußen gerufen wurde, erhob Kaiser Friedrich II. unter der ausdrücklichen Zeugenschaft Hermanns von Salza Lübeck, das nachherige Haupt der Hanse, zur Freien Reichsstadt.

Diese Schicksalsgemeinschaft zwischen Hanse und Orden, die sich in den beiden ersten Jahrhunderten als außerordentlich segensreich erwies, zeigte aber schließlich auch eine schlimme Kehrseite. Denn die unter dem Schutz der Ordensmacht zu einer hohen Wirtschaftsblüte gediehenen hanseatischen Städte des Ordensgebietes begannen schließlich gegen die „armen Ritter" aus dem Reich aufzubegehren, die das Regiment über sie führten.

Dazu gesellte sich der Gegensatz zwischen dem landsässigen Adel und dem Ordensrittertum. Der preußische Landadel betrachtete, obwohl selbst zum großen Teil von Einwanderern herstammend, die Ordensritter als Landfremde. Darin sprach sich zum Teil ein Stammesgegensatz aus, da die preußischen Adligen anders als die mittel- und oberdeutschen Ritter hauptsächlich aus Niederdeutschland stammten.

Die lange latent vorhandenen Gegensätze führten schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu bedenklichen Auswirkungen. Nach Vorbildern aus dem Reich schloß sich der westpreußische Adel 1397 zum Bunde der Eidechsenritter zusammen, der zum ordensritter-

lichen Regime in Opposition stand und – in der natürlichen Konsequenz dieser Haltung – bei dem Zusammenbruch von Tannenberg eine verhängnisvolle Rolle spielte: der verräterische Abfall des Eidechsenbundes von der Ordensfahne zur Fahne des polnischen Feindes, der während der Schlacht erfolgte, gab dieser ihre entscheidende Wendung.

Die Hinneigung zum Landesfeinde sollte aber noch schlimmere Folgen haben als diese Schlacht, die infolge der umsichtigen Führung Heinrichs von Plauen nur den glimpflichen ersten Frieden von Thorn zur Folge hatte. Im Jahre 1440 schlossen sich Adel und Stände in Elbing zum Zwecke der Verteidigung ihrer Gerechtsame zum „Preußischen Bunde" zusammen, mit dessen Namen der schmählichste Abschnitt der preußischen Landesgeschichte verbunden ist.

Mag der Orden durch hartnäckiges Verweigern notwendiger Zugeständnisse an der Entwicklung der Dinge einen nicht unerheblichen Teil der Schuld tragen, so ist das reichsfeindliche Verhalten der preußischen Stände doch so wenig entschuldbar, wie es in einer nicht unähnlichen Situation das der sächsischen Rebellen gegen den Salier Heinrich IV. war, das zu der Katastrophe von Canossa geführt hat. Trotz aller schuldhaften Verstrickung vertritt in dem nun folgenden Kampf – dessen Canossa mit Tannenberg bereits vorangegangen war – der Orden die Sache des Reiches, und so wurde seine Niederlage im Kampf gegen ständische und polnische Reichsfeinde zu einem der schlimmsten Rückschläge, die die deutsche Reichsgeschichte je erlebt hat.

Als der Preußische Bund 1450 einen Geheimen Rat zur Leitung der Bundesangelegenheiten einsetzte, der eine unerträgliche Parteityrannei entfaltete und sich zu einer Konkurrenzregierung auszuwachsen drohte, wandte sich der Hochmeister hilfesuchend an Kaiser und Papst, die ihm beide auch Hilfe versprachen, aber nicht allzuviel leisten konnten. Als der Kaiser den Bund 1453 für gesetzwidrig erklärte und seine Auflösung befahl, hatte er damit keinen anderen Erfolg, als daß jener nun zum offenen Kampfe überging, dem Orden in einem Absagebrief den Gehorsam aufsagte und dem Polenkönig die Herrschaft über Preußen auftrug.

Damit begann ein dreizehnjähriger erbitterter Kampf, der sogenannte Westpreußische Städtekrieg, auch einfach „Dreizehnjähriger Krieg" genannt, der in der Hauptsache zwischen dem Orden

und den Ständen ausgefochten wurde. Der Polenkönig begnügte sich damit, die abgefallenen Stände in seine Untertanenschaft aufzunehmen und überließ die Führung des Krieges, den er dem Orden erklärte, im wesentlichen dem Preußenbund selber. Auch er hatte kein Interesse an einer allzu mächtigen ständischen Untertanenschaft, und so konnte ihm die gegenseitige Aufreibung der beiden Parteien in dem dreizehnjährigen Bürgerkrieg nur erwünscht sein.

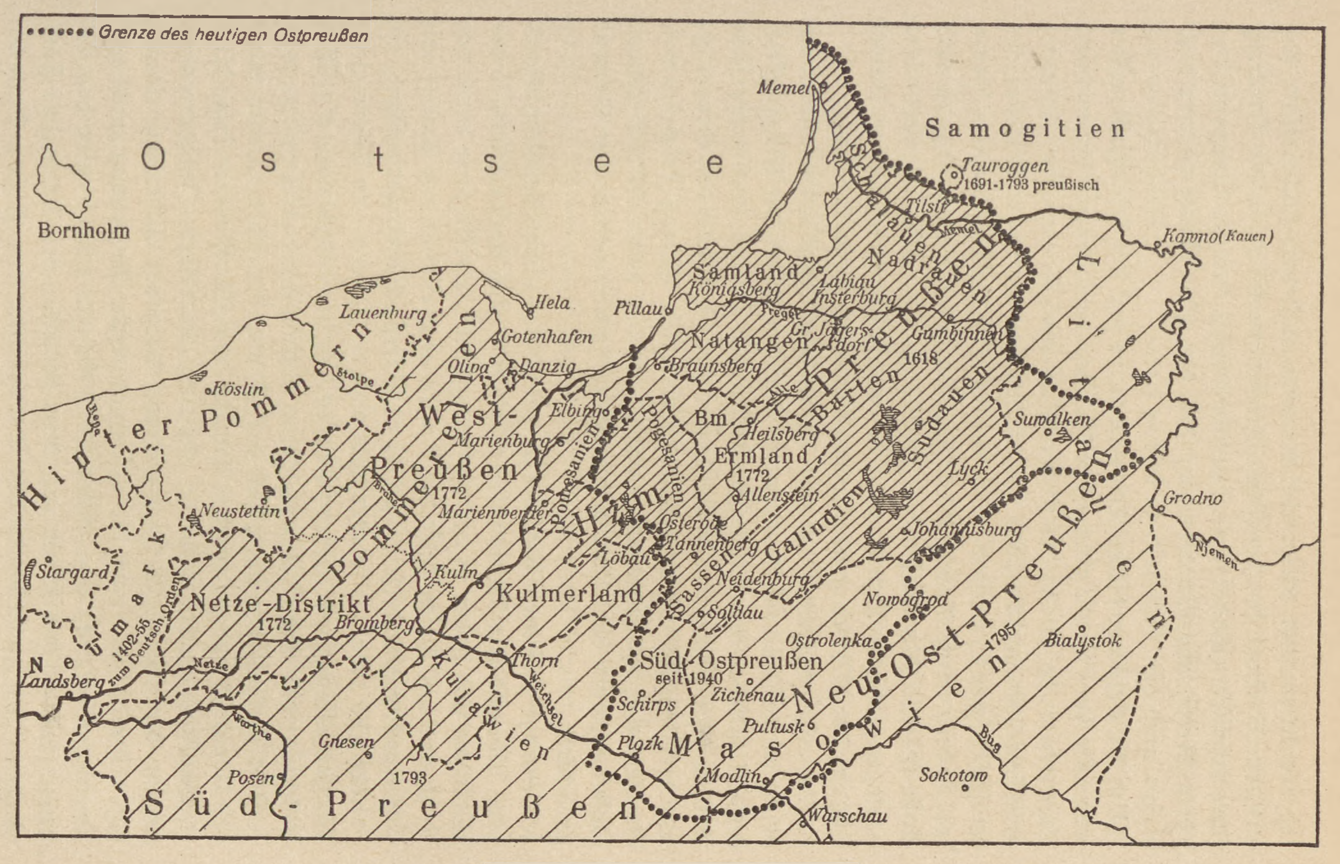
Daher erfuhr der Preußische Bund nur das verdiente Schicksal, wenn er, der inzwischen vom Kaiser mit der Acht und vom Papst mit dem Bann belegt worden war, bei dem 1466 zum zweitenmal in Thorn abgeschlossenen Frieden, der die kühnsten polnischen Wünsche und mehr als diese befriedigte, der Auflösung verfiel.

Königlich und Herzoglich Preußen

Der erste Friede von Thorn vom Jahre 1411 hatte dem Orden trotz Tannenberg nur geringe gebietsmäßige Einbußen gebracht. Im wesentlichen hatte sich der Polenkönig, der durch die Zähigkeit des Ordenswiderstandes in eine außenpolitische Zwangslage geraten war, mit dem Zugeständnis hoher Lösegelder begnügen müssen.

Der 55 Jahre später wiederum zu Thorn abgeschlossene zweite Friede zwischen Polen und dem Orden war von wesentlich anderer Art. Er bedeutete praktisch die Kapitulation des Ordens, dem nur noch kümmerliche Reste seiner einstigen stolzen Stellung verblieben. Der ganze westliche Teil des preußischen Ordensgebietes mußte an Polen abgetreten werden, und zwar nicht nur das pomerellische Weichselmündungsland, dessen Besitz die Polen schon nach dem Aussterben der Danziger Samboriden erstrebt hatten, sondern auch das Kulmerland, von dem einst der Siegeszug des Ordens seinen Ausgang nahm, sowie ein Teil Pomesaniens mit der reichen Handelsstadt Elbing und der glanzvollen Residenz der Hochmeister, der Marienburg. Aus dem restlichen Ordensgebiet wurde zudem, um es völlig zu zerstückeln, das Bistum Ermland als ein eigenes Fürstentum herausgeschnitten.

Der Orden selber konnte zwar seine alte Verfassung behalten, doch sollten die Ordensritter in Zukunft zur Hälfte Polen sein. Aus dem deutschen sollte also nach Möglichkeit ein polnischer Ritter-



19. Preußenstamm und Preußenland

orden werden, und entsprechend wurde auch der Hochmeister, der aus dem Verband des deutschen Reiches ausschied, in die Stellung eines polnischen Lehnsfürsten herabgedrückt, der zur Kriegshilfe in jedem Krieg verpflichtet war, den der Polenkönig führte und diesem auch den Lehnseid zu leisten hatte.

Um die Leistung dieses Lehnseides, zu der sich kein Hochmeister freiwillig bereitfand, gingen die Auseinandersetzungen der nächsten Jahrzehnte, bei denen der Orden keine noch so entlegene Bundesgenossenschaft verschmähte. Es erinnert an die ungarische Episode der schlesischen Stammes- und Landesgeschichte, daß bei den Plänen des Ordens auch König Matthias der Große von Ungarn eine Rolle spielte. Als dieser die Jagellonen aus Schlesien verdrängt hatte, ergriff der Orden 1478 in der Hoffnung auf seine Unterstützung die Waffen gegen Polen, allerdings ohne Erfolg.

Als auf einen letzten Ausweg – der schließlich zu einem wenn auch bescheidenen Ziele führte – verfiel der Orden auf die Möglichkeit, die Mitglieder deutscher Fürstenhäuser in die hochmeisterliche Würde einzusetzen, um diese Häuser für die Sache des Ordens zu interessieren. So wurde 1498 der wettinische Herzog Friedrich von Sachsen zum Hochmeister gewählt, der bei seiner Wahl schwur, Polen niemals den Huldigungseid zu leisten und diesen Schwur auch hielt.

Der 1510 zu seinem Nachfolger gewählte hohenzollernsche Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach ging noch weiter als der Wettiner und nahm in der Hoffnung auf Unterstützung durch das Reich und auf Kriegshilfe der Russen noch einmal den Kampf mit Polen auf, mußte diesen aber, da er schließlich doch allein stand, abbrechen und 1521 – also abermals nach 55 Jahren – in Thorn einen Waffenstillstand mit Polen schließen, der der endgültigen Entscheidung über das Schicksal des Ordens in Preußen den Weg bereitete.

Seit Tannenberg hatte sich der Orden, der schon vorher durch den Übertritt der heidnischen Litauer zum Christentum seine Missionsaufgabe verloren hatte, als eine überalterte Institution erwiesen, die neu an sie herantretende Aufgaben nicht mehr bewältigen konnte. Als nun die reformatorische Bewegung auch nach Preußen vordrang und zahlreiche Anhänger fand, verlor das Ordensrittertum mit seinen aus dem Zeitalter der Kreuzzüge stammenden Idealen vollends den Boden unter den Füßen. Auch der

Hochmeister neigte den Ideen der Reformation zu, und so hatte er, als er sich nach dem Thorner Waffenstillstand im Reiche nach Hilfe umsah, 1523 auch eine Zusammenkunft mit Luther, der ihm riet, den Orden aufzulösen und das Ordensland in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln.

Der Vorschlag des Reformators erwies sich dann in der Tat als die brauchbarste Lösung des Problems, was nicht nur von Luthers politischem Sinn und Instinkt Zeugnis gibt, sondern vor allem auch deshalb bedeutungsvoll ist, weil Luther sich sonst zumeist aller Eingriffe in die praktische Politik enthielt. Daß er gerade im Falle Preußens eine Ausnahme von dieser Gewohnheit machte, ist ein erstes Zeichen für die später immer stärker zutage getretene tiefe Schicksalsverbundenheit von Preußentum und Protestantismus.

So folgte auf den Thorner Waffenstillstand im Jahre 1525 der durch die schlesischen Verwandten des Hochmeisters vermittelte Friede von Krakau, der endlich dauerhafte Verhältnisse schuf: aus dem 1466 dem Orden verbliebenen Gebiet wurde ein erbliches hohenzollernsches Herzogtum, das gleichwie der Ordensstaat von Polen lehnsabhängig blieb. Dieses Herzogtum führte den schon lange vorher als Landesname in allgemeinen Gebrauch gekommenen Namen des altpreußischen Stammes, und da dieser Name gleicherweise auch für den 1466 gänzlich in Polen eingegliederten westlichen Teil des alten Ordenslandes galt, pflegte man von nun an zwischen dem königlichen und herzoglichen Preußen zu unterscheiden.

Preußen zwischen Polen und Schweden

Wir haben bereits im märkischen und im schlesischen Kapitel davon gehandelt, wie das herzogliche Preußen in der Folgezeit von der brandenburgischen Nebenlinie an Brandenburg selber gelangte, allerdings immer als ein polnisches Lehnsherzogtum, dessen Besitz noch durchaus ungesichert war. Da Kurfürst Johann Siegmund, der das preußische Erbe 1618 nach seines Schwiegervaters Tode angetreten hatte, schon im darauffolgenden Jahre starb, konnte sein Sohn Georg Wilhelm, von Muttersseite ein Urenkel des Hochmeisters und ersten Herzogs Albrecht, die Belehnung erst nach jahrelangen Bemühungen und unter beträchtlichen Geldopfern erlangen,

und dessen Sohn Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst, hatte keine geringeren Schwierigkeiten, da der polnische Adel die Forderung stellte, er solle Preußen als Lehen des polnischen Staates und nicht nur der polnischen Krone übernehmen.

Solange das preußische Herzogtum, wenn auch nur durch Lehnsherrschaft, polnisch war, konnte an einen Ausbau dieses Besitztums zu einer wirklichen Machtstellung nicht gedacht werden, zumal die preußischen Stände wie in den Zeiten des Preußischen Bundes noch immer rebellisch gesonnen waren und im polnischen König jederzeit einen Rückhalt ihrer Selbständigkeitsgelüste fanden. Die Beseitigung der polnischen Oberhoheit war der brandenburgischen Politik also als ihre erste große preußische Aufgabe gestellt.

Dieses Ziel wurde seltsamerweise auf dem Umwege über Schweden erreicht. Schon im Dreißigjährigen Krieg, der das preußische Land sonst verschonte, war es zeitweise zu schwedischem Einflußgebiet geworden. Das hing damit zusammen, daß die polnische Krone seit 1587 im Besitz der schwedischen Wasas war. So wurde Preußen in die langwierigen Kämpfe zwischen den schwedischen und den polnischen Wasas verwickelt, in deren Verlauf Gustav Adolf die wichtigsten preußischen Häfen besetzte und sich der Zolleinnahmen bemächtigte.

Die Entscheidung über Preußens Schicksal brachte dann jener neue schwedisch-polnische Krieg, der 1655 nach der Abdankung der Königin Christine und der Übernahme des Wasa-Erbes durch Gustav Adolfs pfälzischen Neffen Karl Gustav ausbrach. Von dem siegreichen Schwedenkönig zur Parteinahme gezwungen, mußte der märkische Kurfürst Preußen im Jahre 1656 von diesem zu Lehen nehmen. Aus einem jagellonischen und einem wasa-polnischen Lehen war Preußen damit zu einem schwedischen geworden – ein neuer Erfolg Schwedens in seiner Politik der Festsetzung an der südlichen Ostseeküste, die mit der Erwerbung Pommerns begonnen hatte.

Doch dauerte diese Episode nur ganz kurze Zeit. Durch seine Anteilnahme an der siegreichen Schlacht bei Warschau, der ersten Siegestat des von Friedrich Wilhelm geschaffenen brandenburgischen Heeres, erlangte der Kurfürst noch im gleichen Jahre 1656 von Schweden das Zugeständnis seiner Souveränität als Herzog von Preußen. Als Friedrich Wilhelm dann im folgenden Jahr mit dem

Abschluß des Wehlauer Vertrags zu Polen umschwenkte, war der Preis außer der Erwerbung der hinterpommerschen Ämter Lauenburg, Bütow und Draheim die Anerkennung der preußischen Souveränität auch durch den Polenkönig, die schließlich 1660 im Frieden von Oliva ihre endgültige Bestätigung fand. Fast 200 Jahre nach dem zweiten Thorner Friedensschluß war Preußen damit wieder frei geworden.

Die wegen dieser Folgen trotz ihrer Kürze wichtige schwedische Episode der preußischen Geschichte hatte dann noch ein kurzes Nachspiel. Wie Frankreich 1675 seinen schwedischen Bundesgenossen zum Einfall in die Mark veranlaßt hatte, so bestimmte es ihn 1678 zum Einfall in Preußen. Aber wie jener mit dem glanzvollen brandenburgischen Sieg bei Fehrbellin geendet hatte, so endete dieser im Januar 1679 mit der berühmt gewordenen Verfolgung des Schwedenheeres über die beiden zugefrorenen Haffe bis in den äußersten Nordostwinkel des Preußenlandes.

Prußen-Preußen und Russen-Reußen

War Preußen so, wie Pommern zwischen Polen und Dänen und Schlesien zwischen Böhmen und Polen deutsch geworden waren, zwischen Polen und Schweden brandenburgisch geworden – denn deutsch brauchte es nicht mehr zu werden, weil es das seiner Bevölkerung nach längst war –, so trat nun eine Gefahr an Preußen heran, die ähnlich paradox erscheint wie die Tatsache, daß Pommern zeitweise böhmisch und Schlesien ungarisch war. Denn an die Stelle der Polen und der Schweden traten jetzt die Russen als die neue Großmacht des Nordostens, die wie in den baltischen Ländern auch in Preußen Fuß zu fassen suchte und es in der Tat erreichte, daß Preußen, wenn auch nur für wenige Jahre, unter russische Herrschaft gelangte.

Preußisch-russische Beziehungen hatte es wegen der gemeinsamen Gegnerschaft gegen Polen schon seit langem gegeben. Wir erwähnten bereits die Hoffnungen, die Albrecht von Brandenburg als Hochmeister des Ordens auf die Hilfe Moskaus setzte. Von ganz entgegengesetzter Art war jedoch die Einflußnahme der Russen in Preußen während des Siebenjährigen Krieges. Als Feinde

Friedrichs des Großen in das Land eingefallen, hatten sie es nach der für sie siegreichen Schlacht bei Jägersdorf besetzt und behaupteten sich 1758 bis 1762, also vier Jahre lang in seinem Besitz. Sie hatten ganz offensichtlich die Absicht, Preußen für die Dauer dem russischen Reiche einzuverleiben, denn sie zwangen die Stände, der Zarin Elisabeth zu huldigen und richteten eine eigene Verwaltung, sogar mit selbständiger Münzprägung, ein. An ihre Spitze wurde der baltische Graf Fermor als Gouverneur von Preußen gestellt, der seinen Sitz in Marienwerder nahm. Der brandenburgische und der preußische Adler wurden also von dem russischen Doppeladler überschattet und schienen sogar von ihm verdrängt zu werden.

Erst die Wendung der russischen Außenpolitik nach dem Tode der Zarin beseitigte 1762 die Gefahr, die durch die zehn Jahre später erfolgte Schaffung einer brandenburgisch-preußischen Landbrücke über Pomerellen-Westpreußen ihre Bedrohlichkeit verlor. Zwar wurde noch 1814 ein Übergriff Rußlands auf das preußische Weichselland befürchtet, und hundert Jahre später standen wie im Siebenjährigen auch im Weltkrieg russische Heere wieder als Feinde im Preußenlande, doch waren dies wie schon die Episode im Siebenjährigen Krieg nur Ausnahmen von der Regel, als die eigentlich bereits seit den Tagen des Soldatenkönigs ein enges preußisch-russisches Einvernehmen gelten konnte, das die russische Gefahr für das preußische Land praktisch gegenstandslos werden ließ.

Die preußisch-russischen Beziehungen, die einer der wichtigsten Faktoren von Preußens Aufstieg zu geschichtlichem Range waren, haben eine eigenartige Analogie in der Namensentwicklung. Denn die beiden Namen sind sich nicht nur sehr ähnlich, sie sind von manchen Forschern sogar in eine unmittelbare Beziehung zueinander gesetzt worden. Man hat den preußischen Namen, dessen Etymologie unsicher ist, nämlich nach dem Vorbild des pomoranischen (und des polabischen, pomesanischen und pogesanischen) erklären wollen und hat ihm die Deutung Po=Russen (wie Po=Moranen, Po=Laben), also Nachbarn der Russen (wie Anwohner des Meeres oder der Elbe) gegeben.

Diese Erklärung und Deutung geht vielleicht auf die latinisierte Namensform Borussia zurück, die als nachträgliche gelehrte Bil-

dung zwar keine Beweiskraft besitzt, aber schon sehr früh, am frühesten in einer Urkunde des 13. Jahrhunderts vorkommt. Friedrich der Große gibt in seinen Memoiren zur Brandenburgischen Geschichte eine ähnliche Erklärung, wenn er sagt, Borussia, „woraus man Preußen gemacht hat", heiße: nahe bei der Russe, „denn bo heißt nahe bei". Doch hat diese Deutung sehr wenig Wahrscheinlichkeit, da die Russe – heute Ruß – als einer der Ausflüsse der Memel in das Kurische Haff keinerlei besondere Wichtigkeit hat.

So ist die Deutung der Preußen als auch namensmäßige Nachbarn der Russen immerhin plausibler. Sie ist mit Nachdruck vor allem von Preußens Geschichtsschreiber Johannes Voigt verfochten worden, der als das wichtigste Argument die Tatsache anführte, daß man die Prußen im Mittelalter, als man sie zuerst kennenlernte und benannte, tatsächlich für die nächsten Nachbarn der Russen hielt. Schon der jüdische Handelsfahrer Ibrahim ibn Jakub hielt die Russen für die Nachbarn der von ihm zum erstenmal genannten „Brusen".

Stehen so Prußen und Russen – wie übrigens auch die Ableitungen Pruthenen und Ruthenen – nebeneinander, so ist eine gewisse Ähnlichkeit auch bei der weiteren Entwicklung der beiden Namen zu verzeichnen. Wie die Prußen die Vorläufer der Preußen waren, so gibt es zum Namen der Russen die Nebenform Reußen (mittelhochdeutsch Riuzen), die über die Dynastie der Reußen von Plauen auch wieder zur Bildung eines deutschen Landesnamens geführt hat. Denn Heinrich Reuß von Plauen, der Stammvater der reußischen Linie des Hauses der Vögte, führte seinen Beinamen „der Reuße" (Ruthenus) nach der russischen Abkunft seiner Mutter. Im Zusammenhang mit der preußischen Stammesgeschichte ist es bemerkenswert, daß von den insgesamt zehn Ordensrittern aus dem Geschlecht der Vögte – darunter Heinrich von Plauen, ein Abkömmling des „böhmischen" Bruders des Reußen – allein fünf und unter ihnen ein weiterer Hochmeister des Ordens der reußischen Linie entstammen.

Von Altpreußen zu Ostpreußen

Als das westpreußische Weichselland 1772 zu Preußen zurückkehrte, hatte der preußische Name inzwischen manche Wandlungen erlebt. Nachdem der Sohn des Großen Kurfürsten sich 1701 in Königsberg zum „König in Preußen" gekrönt hatte, breitete sich der Preußenname, da der preußische Königstitel als der weitaus vornehmste der kurfürstlichen, markgräflichen und sonstigen Titulatur voranstand, allgemach auch auf den übrigen Territorialbesitz der brandenburgisch-preußischen Herrscher aus.

Das eigentliche Königreich Preußen im strengsten Wortsinne beschränkte sich zwar auf das Territorium des alten Herzogtums. Nur dieses war durch den Krönungsakt von 1701 zum Königreich erhoben worden, denn nur für diesen infolge des polnischen Zwischenaktes aus dem Gefüge des Reiches gelösten und souveränen Besitz der Hohenzollern hatte der habsburgische Kaiser, der ein Königtum im Rahmen des Reiches nicht dulden wollte, die Erwerbung der königlichen Würde zugestanden. Der brandenburgische Kurfürst sollte in ähnlicher Weise in Preußen König sein, wie der sächsische Kurfürst König von Polen und er, der Kaiser und österreichische Erzherzog selber, König von Ungarn war.

Aber da das kleine herzogliche Preußen kein Königreich wie Polen oder Ungarn darstellen konnte – am ehesten konnte man es noch mit dem alten, zum Reiche gehörigen Königreich Böhmen vergleichen –, so war die Ausbreitung des preußischen Namens auf den übrigen hohenzollernschen Machtraum ein ganz natürlicher Vorgang. Er stellt eine Parallele dar zu der Ausbreitung des märkischen Namens von der ursprünglichen sächsischen Nordmark über die ganze Mark Brandenburg. Und wie in diesem Falle die Nordmark zur Altmark geworden war, so erhielt im Falle Preußens das alte Herzogsland nun den Namen Altpreußen – eine Bezeichnung, die in mehr als einem Sinne zutraf, war das altpreußische Land doch vor der herzoglichen Zeit bereits das Kernland der Ordensherrschaft und noch weiter zuvor das Siedlungsgebiet jenes prußisch-preußischen Stammes gewesen, dessen Name in allen weiteren Namengebungen fortlebt.

Als nun aber das Weichselland zurückkehrte und in Erinnerung an seine preußische Geschichte den Namen Westpreußen erhielt, setzte

sich für das alte Preußen der Name Ostpreußen durch. Allerdings decken sich die beiden Begriffe Altpreußen und Ostpreußen nicht ganz, da die unmögliche Grenzziehung des zweiten Thorner Friedens, deren wichtigster Gesichtspunkt die Entmachtung des Ordens gewesen war, nach der Vereinigung der preußischen Länder in einem Staate nicht beibehalten werden konnte. Vor allem wurde bei der Neugliederung das beinahe rings von altpreußischem Gebiet umschlossene Ermland zu Ostpreußen geschlagen, während umgekehrt das Gebiet von Marienwerder, mit dem Altpreußen bis an die Weichsel vorstieß, an Westpreußen kam.

Im Jahre 1824 wurde das ganze ehemalige preußische Ordensland zu einer Provinz vereinigt, die den Namen Preußen erhielt, so daß es jetzt im offiziellen Sprachgebrauch ein Preußen im engeren und eines im weiteren Sinne gab. Diese Provinz Preußen im Königreich Preußen – wie inzwischen auch offiziell das ganze hohenzollernsche Staatsgebiet hieß – hatte über ein halbes Jahrhundert Bestand. Da sich aber Westpreußen hinter Ostpreußen als dem führenden Teil meist zurückgesetzt fühlte, wurde die von ihm gewünschte Trennung, zumal die preußische Doppelprovinz ohnehin ungewöhnlich groß war, im Jahre 1878 trotz des ostpreußischen Widerspruches durchgeführt. Seit 1878 ist der Begriff Preußen also seines Doppelsinnes entkleidet, denn seitdem pflegte man den Namen Preußen nur noch für das gesamte Königreich anzuwenden, während das einstige Ordensland je nach seiner Zugehörigkeit West- oder Ostpreußen genannt wurde.

Westpreußen, Südpreußen und Neuostpreußen

Wenn Westpreußen nach der Rückgewinnung durch Friedrich den Großen den preußischen Namen erhielt, so erfolgte damit keine Neubenennung, denn dieses drei Jahrhunderte lang polnische Preußen hatte schon in der Ordenszeit preußisch geheißen, obwohl es ursprünglich den pommerschen Namen getragen hatte, der ja auch in dem Namen Pomerellen fortlebt.

Schon der Ordenschronist Peter von Dusburg gebrauchte den Ausdruck terra Prussia für das ganze ordensstaatliche Gebiet mit Einschluß von Westpreußen. Dabei schrieb er seine Chronik im

14. Jahrhundert, in dem das Weichselland eben erst vom Orden erworben worden war. In diesem „Weichselpreußen" scheint der preußische Name sogar mit besonderer Vorliebe gebraucht worden zu sein, wie nicht nur die westpreußischen Stadtnamen Preußisch-Stargard und Preußisch-Friedland zeigen, sondern auch die Bezeichnung der an den Ufern der Weichsel gelegenen preußischen Städte sowie des sogenannten preußischen Viertels – neben dem sächsischen, westfälischen und wendischen Viertel – der Hanse. Nicht zuletzt zeugt auch der Name des Preußischen Bundes, der seine meisten Anhänger im westlichen Preußenlande hatte, für die Geltung des Namens in diesem ehemals pommerschen Land.

Das westpreußische Gebiet, das 1772 mit der ersten polnischen Teilung an den Preußenstaat Friedrichs des Großen kam, umfaßte außer Pomerellen das Ermland und das Kulmerland, neben diesen alten Ordensländern aber auch ein Gebiet, das der Orden nie besessen hatte, nämlich einen Teil jenes Warthelandes, das bereits dem Großen Kurfürsten angeboten worden war, den sogenannten Netzedistrikt. Dieser wurde mit dem Weichselland zusammen der neuen westpreußischen Regierung in Marienwerder unterstellt, kam aber später nur zum kleineren Teil zur Provinz (West-)Preußen.

Dagegen blieben Friedrich dem Großen 1772 die beiden wichtigen Städte Danzig und Thorn vorenthalten. Erst unter seinem Nachfolger gelangten sie 1793 mit der zweiten Teilung Polens an Preußen, das zu gleicher Zeit auch das ganze Mittelstück zwischen Schlesien und Preußen, das Flußgebiet der Warthe mit Posen und das Plocker Gebiet an der mittleren Weichsel erhielt. Dieses Land, das in der Hauptsache aus dem alten Großpolen bestand, erhielt als südliche Fortsetzung der beiden preußischen Länder den Namen Südpreußen, so daß nun außer dem Norden alle Himmelsrichtungen mit dem preußischen Namen verknüpft waren.

Nur zwei Jahre später folgte die dritte und gänzliche Aufteilung Polens, die dem preußischen Staatsgebiet einen neuen mächtigen Zuwachs brachte. Außer Neuschlesien (Sewerien) im Süden kamen jetzt das südlich und östlich an Ostpreußen angrenzende alte Masowien und Podlachien an Preußen, die den Namen Neu-Ostpreußen erhielten. Auch Warschau, die alte Residenz und Hauptstadt der masowischen Herzöge und sodann seit den jagellonischen Königen polnische Hauptstadt, wurde damals eine preußische Stadt.

Nach einem sodann vorgenommenen Gebietsaustausch zwischen Neuost- und Südpreußen umfaßte dieses schließlich seinem Namen gemäß das ganze südliche Neupreußen bis zur Weichsel mit Warschau als Hauptstadt, während Neuostpreußen ein halbkreisförmiges Glacis bildete, das Ostpreußen vorgelagert war. Hätte die damals gefundene Lösung längeren Bestand gehabt, so wäre es nicht undenkbar, daß an diesem neuesten und östlichsten Preußen der Name Ostpreußen schließlich allein haften geblieben wäre. Dann hätte man Ostpreußen, das diesen Namen ja erst wenige Jahrzehnte trug, seiner Lage unter den vier preußischen Provinzen entsprechend in „Nordpreußen" umbenennen können, womit tatsächlich alle vier Himmelsrichtungen in Preußen vertreten gewesen wären.

Die Lösung hatte jedoch nur ein ganzes Jahrzehnt Bestand, innerhalb dessen allerdings von preußischer Seite außerordentlich viel für die Erschließung und Kultivierung der neupreußischen Provinzen getan wurde. Der aus der Reformzeit bekannte damalige Minister für Ost-, West- und Neuostpreußen Leopold von Schrötter leistete mit seinen Mitarbeitern, zu denen sowohl E. T. A. Hoffmann als auch Theodor von Schoen, der spätere erste Oberpräsident der vereinigten Provinzen Preußen, gehörten, wertvolle Aufbauarbeit, die mit Recht als ein Vorbereitungsstadium der später im preußischen Gesamtstaat geleisteten Reformarbeit betrachtet wird.

Diesem provinziellen Preußen, das in ähnlicher Weise neben dem königlichen Preußen stand wie einst das königlich polnische neben dem herzoglichen Preußen, bereitete Napoleon nach dem preußischen Zusammenbruch des Jahres 1806 ein Ende. Er trennte die 1793/1795 erworbenen neupreußischen Provinzen mitsamt einigen westpreußischen Randgebieten im Tilsiter Frieden ab und schloß Südpreußen (Großpolen) samt dem Netzegebiet mit Neuostpreußen (Masowien) samt dem Kulmerland – unter gleichzeitiger erneuter Abtrennung Danzigs – zu einem Herzogtum Warschau zusammen, das in seiner Ausdehnung ungefähr dem Piastenstaat in seinen frühesten geschichtlichen Anfängen entsprach.

Der auf diese Weise aus einem Teil von Preußen entstandene polnische Kleinstaat, zu dessen Herzog in Anknüpfung an die sächsisch-polnischen Traditionen der neuerhobene König von Sachsen ernannt wurde, erhielt 1809 nach der Niederlage Österreichs eine

gewisse Abrundung durch die Angliederung von Westgalizien (Kleinpolen mit Krakau), das bei der dritten polnischen Teilung österreichisch geworden war. Trotz dieser Abrundung sollte die damalige Regelung der polnischen Frage aber noch kürzeren Bestand haben als die durch die dritte Teilung erfolgte.

Bei der Neuregelung auf dem Wiener Kongreß kam 1815 der Großteil des Warschauer Herzogtums als Königreich Polen (Kongreßpolen) an Rußland. Der ehemals südpreußische westliche Teil aber wurde unter dem Namen und Titel eines Großherzogtums Posen an die preußische Krone zurückgegeben, bei der er als Provinz Posen bis 1918 verblieb.

Die Grenzziehungen von Versailles, durch die der größte Teil von Posen und Westpreußen zu Polen geschlagen und insbesondere die westpreußische Provinz wie das ganze Deutsche Reich durch den Weichselkorridor in zwei lebensunfähige Teile zerspalten wurde, können wir übergehen, da sie inzwischen von der Geschichte überholt worden sind. Einen Hinweis verdient lediglich die Tatsache, daß die Polen den preußischen Namen auch in Westpreußen auszulöschen versuchten und das ihnen zugefallene Gebiet daher Pomorze = Pommern nannten.

Um so aktuellere Bedeutung haben dafür die jüngsten Grenzveränderungen, da durch sie außer dem westpreußischen Korridorgebiet auch der alte südpreußische Warthegau und das neuostpreußische Masowien zum Deutschen Reiche zurückgekommen sind. Und indem der in seinem Umfang ungefähr dem alten masowischen Herzogtum entsprechende Regierungsbezirk Zichenau an Ostpreußen angegliedert wurde, kann dieses Gebiet in doppeltem Sinne als ein Neuostpreußen gelten.

Masuren – Masauer werden Prußaken

So gibt es heute zweierlei Masuren in Ostpreußen. Wie die Bewohner der gleichnamigen ostpreußischen Landschaft heißen nämlich auch die Bewohner Masowiens Masuren. Diese können sogar einen weit älteren Anspruch auf den Namen machen, denn das polnische Mazury bezeichnete zunächst die Bevölkerung Masowiens, von deren Namen ja auch der des polnischen Nationaltanzes Ma-

zurka abgeleitet ist. Doch bedeutet all das keineswegs, daß die (alt-) ostpreußischen Masuren, wie die polnische Propaganda behauptete, Polen wären, sondern der wahre Sachverhalt ist sehr viel komplizierter.

Die Bewohner Masurens sind tatsächlich einmal aus dem benachbarten Masowien, dessen Herzog ja einst den Orden nach Preußen gerufen hatte, nach Ostpreußen eingewandert. Aber zu der Zeit, als das geschah, gehörte Masowien als ein Teilfürstentum mit eigenen Herzögen nur sehr lose zum polnischen Reiche. Die Masowier waren also keine Nationalpolen, sondern eben Masuren, sodaß man die preußischen Masuren also ungefähr zu den pommerschen Kaschuben in Parallele setzen kann.

Während in Ostpreußen die masurische Landschaft nach ihrer Bevölkerung den Namen erhielt, hat Masowien selber nie Masuren geheißen. Es wurde von den Deutschen früher die Masau und seine Bewohner entsprechend die Masauer genannt. Diese Masauer, die als geschickte Waldarbeiter geschätzt wurden, wanderten besonders nach der Tannenbergschlacht in das Ordensland ein, wo sie die Landschaft der altpreußischen Galinder besiedelten.

Bestanden damals vor einem halben Jahrtausend enge Beziehungen über die masurisch-masowische Grenze hinweg, so wurde das mit den Jahren 1525 und 1526 völlig anders, in denen hier eine wirkliche politische wie konfessionelle Grenzscheide entstand. Seitdem hat das preußische Masurentum eine Sonderentwicklung genommen, die mit seinem völligen Aufgehen im Preußentum und Deutschtum endete.

Zur Ausbildung der politischen Grenzscheide führte das Jahr 1526, in dem die piastischen Herzöge von der Masau ausstarben und das Masauerland dem polnischen Einheitsstaat der Jagellonen einverleibt wurde. Die Piasten von Masowien hatten sich bis dahin schon des Alters ihrer Dynastie wegen einer gewissen Selbständigkeit erfreut und beispielsweise öfter mit der polnischen Krone als mit dem deutschen Orden in Gegensatz gestanden. Nun verlor das Land seine Mittel- und Brückenstellung zwischen Polen und Preußen und wurde zur polnischen Provinz.

Als noch wirksameres Scheidemittel zwischen Masowien und Masuren erwies sich der konfessionelle Gegensatz, der mit der 1525 erfolgten Umwandlung des Ordenslandes in ein protestantisches Her-

zogtum begann. Zwar fand die Reformation wie in ganz Polen auch in Masowien Eingang, aber dort wie hier wurde sie durch die Gegenreformation völlig zurückgedrängt. Daher kam zwar mit den glaubenstreuen polnischen Protestanten eine letzte Einwanderungswelle aus südlicher Richtung nach Preußen und speziell auch in das masurisch besiedelte Land, seitdem aber hat sich gerade der Glaubensunterschied als das stärkste Bollwerk gegen jede weitere Einwanderung erwiesen.

Wie gering ausgebildet das Sonderbewußtsein der masurischen Bevölkerung Ostpreußens war, kann man daraus ersehen, daß der Name Masuren für das von ihr besiedelte Land erst um 1800 auftauchte. Wahrscheinlich stand die Benennung mit der Erwerbung Neuostpreußens im Zusammenhang, da es sich wohl als notwendig erwies, zwischen den masurischen und den masowischen Masuren zu unterscheiden, die sich in den dazwischenliegenden Jahrhunderten gänzlich voneinander fortentwickelt hatten.

Die Bewohner Masurens waren ähnlich wie die der Kaschubei bei Bewahrung ihrer slawischen Sprache jedweder Regung eines slawischen Nationalismus abhold. Und wenn die Kaschuben trotz ihrer Abkunft von den Pomoranen ein pommersches Stammesbewußtsein vermissen ließen, so haben sich die Masuren immer um so entschiedener als Preußen gefühlt. Sie haben es daher auch stets abgelehnt, durch die ihnen verhaßte Bezeichnung Polak als Polen angesprochen zu werden. Mit Stolz und Überzeugung nennen sie sich vielmehr Prußaken.

Diese Bezeichnung ist eine namensgeschichtlich sehr interessante Bildung ganz analog der des Schlonsakennamens. Wie in diesem Namen die alte Form des schlesischen, so ist in jenem die alte Form des preußischen Namens erhalten geblieben. Haben die Schlonsaken den Nasal des Slenzanennamens fortbewahrt, so haben die Prußaken dasselbe mit dem alten Vokal des Namens der Prußen getan.

Die preußische und deutsche Gesinnung der Masuren aber hat sich nicht allein in dieser Namenswahl erwiesen. Sie hat in Zeiten des Niedergangs und Verfalls auch ihre politische Feuerprobe bestanden. Als die Polen nach dem deutschen Zusammenbruch von 1918 auch ihre „masurischen Brüder" von dem preußischen Joch erlösen wollten, haben diese und die ebenfalls zur Abstimmung aufgerufenen Ermländer sich mit 97,5 Prozent als Deutsche bekannt. So ist es

auch kein Zufall, daß in Lyck, der Hauptstadt des Masuren- und Prußakenlandes, das Lied: „Ich bin ein Preuße" gedichtet worden ist.

Hochpreußisch – Breslauisch und Niederpreußisch

Die Ähnlichkeit des masurischen und kaschubischen Stammesschicksals erinnert an die alten preußisch-pommerschen Beziehungen, die bis in die prußisch-pomoranische Zeit zurückgehen. Ähnlich kann uns die prußakisch-schlonsakische Analogie an die preußisch-schlesischen Beziehungen erinnern. Diese gehen bis in die Zeit Herzog Heinrichs des Bärtigen zurück, jenes Breslauer Piasten, der nächst Konrad von Masowien der wichtigste Wegbereiter des Ordens im Preußenlande war.

Auch zahlreiche deutsche Siedler sind aus Schlesien nach Preußen gekommen. Der Ostwanderung des Schlesierstammes, die bis in die Zips und bis nach Wolhynien reichte, entsprach eine Nordwanderung bis an die Ostsee, infolge deren ein erheblicher Teil der mittelalterlichen Bevölkerung Danzigs schlesischen Ursprungs war. Auch der große Kopernikus ist von Herkunft ein schlesischer Preuße, denn die Thorner Familie Koppernigk, der er entstammt, saß vorher in Krakau, wohin sie aus dem schlesischen Dorf Köppernig bei Neiße gekommen war.

So spricht auch die gesamte Bevölkerung des Ermlandes noch heute eine schlesische Mundart, die man, da schlesisch und breslauisch einmal nahezu identische Begriffe waren, als breslauisch bezeichnet. In dem im ganzen niederdeutschen Stammesgebiet Ostpreußens bildet das Ermländisch-Breslauische zusammen mit der ebenfalls mitteldeutschen Mundart des benachbarten Oberlandes eine umfangreiche hochdeutsche Sprachinsel, für die die Bezeichnung „hochpreußisch" geprägt wurde.

Im Gegensatz zu diesem Hochpreußischen werden die niederdeutschen Mundarten des übrigen Preußenlandes als niederpreußisch bezeichnet. Zur Besiedlung dieses niederpreußischen Landes haben so gut wie alle niederdeutschen Stämme bis nach den Niederlanden hin beigetragen. Gerade die niederländischen Kolonisten haben in der Frühzeit der Besiedlung Ostpreußens sogar eine besonders

wichtige Rolle gespielt. Es ist eine kleine namensgeschichtliche Paradoxie, daß die Niederländer vor allem im Oberland angesiedelt wurden, wo in einem Ortsnamen zwar nicht der niederländische, aber doch der holländische Name fortlebt, da die alte Ortschaft Pazluk in der Nähe des heutigen oberländischen Kanals den Namen Preußisch-Holland erhielt.

Preußen und Balten

Haben wir das preußische Kapitel mit einem Rückblick auf die Goten begonnen, so können wir es mit einem Ausblick auf die Balten zwar noch nicht beschließen, aber uns seinem Abschluß nähern. Damit aber rundet sich der Kreis der Betrachtungen nicht allein dieses Kapitels, sondern der gesamten Arbeit, denn die Balten folgen den Preußen, wie die Kimbern den Wandalen vorangingen, und führte uns deren Ursprung bis zum mitteleuropäischen Nordkap zurück, so gelangen wir mit den Balten sogar noch höher in den Norden des europäischen Festlandes hinauf.

Unmittelbare Beziehungen wie zwischen Goten und Preußen gibt es zwischen Goten und Balten nicht. Zwar ist es wahrscheinlich, daß wie die preußischen auch die baltischen Aisten zum Gotenreiche Ermanarichs gehörten, aber das will bei dessen gewaltiger Ausdehnung nur wenig besagen. So ist es auch nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß ein berühmtes gotisches Königsgeschlecht, dem die Westgotenkönige von Alarich bis Amalarich angehörten, den Namen Balten trug. Eher noch gehört es in unseren Zusammenhang, daß der preußische Orden 1398 in Fortführung seiner baltischen Aufgabe die mitten im Baltischen Meer gelegene alte Goteninsel Gotland erwarb, über die vielleicht die vorzeitliche Einwanderung in das Gotenland an der Weichsel erfolgt ist.

Der baltische Name wird zufrühest bei Plinius genannt, der eine große Bernsteininsel Baltia in Nordeuropa erwähnt, was wahrscheinlich nicht auf die heutigen Baltischen Inseln (Ösel und Dagö), sondern des Bernsteinvorkommens wegen auf Ostpreußens samländische Halbinsel zu beziehen ist. Danach wurde im Mittelalter die Ostsee – zuerst bei Adam von Bremen – Baltisches Meer (mare Balticum) genannt. Als baltische Länder galten alle Küstenländer

der Ostsee, außer an der östlichen insbesondere auch die an der südlichen Küste.

Noch heute bezeichnet der Name des Baltischen Landrückens die Höhenzüge, die der südlichen Ostseeküste parallelgehen. Der Baltische Landrücken umfaßt daher den Preußischen, Pommerschen, Mecklenburgischen und Holsteinschen Landrücken und sendet Ausläufer sogar bis in die Kimbern- und Wandalenheimat Jütland vor, wie auch das Baltenland selber ebenfalls nur von Ausläufern des Landrückens erreicht wird. Ebenso verhält es sich mit der Baltischen Seenplatte, die in der Hauptsache aus der Mecklenburgischen, Pommerschen und Preußischen Seenplatte besteht.

Die Südküste und Ostküste des Baltischen Meeres gehören auch in anderer Hinsicht zusammen. Josef Nadler spricht in sehr eindrucksvoller Weise von den fünf natürlichen Küstenlandschaften des ostniederdeutschen Raumes, die der Küste von Bucht zu Bucht folgen und durch breite Flüsse voneinander geschieden sind, (Groß-) Mecklenburg und (Alt-) Pommern durch die Oder, Pommern und Preußen durch die Weichsel, Preußen und Kurland (mit Litauen) durch die Memel, Kurland und Livland durch die Düna. „Drei von ihnen krönen ihre Mündung mit einer großen Stadt" – die Oder mit Stettin, die Weichsel mit Danzig und die Düna mit Riga – und alle vier landschaftscheidenden Ströme bilden vor oder bei ihrer Einmündung in das Baltische Meer Haffe oder haffähnliche Seen, die Oder das Pommersche, die Weichsel (Nogat) das Frische, die Memel das Kurische Haff und die Düna entsprechend den Rigaer Meerbusen, bei dem Ösel und Dagö wie beim Pommerschen Haff Usedom und Wollin die Stelle der Nehrung vertreten.

Preußen bildet zwischen Pommern und Mecklenburg, den südbaltischen, und Kurland und Livland, den ostbaltischen Landschaften, die südostbaltische Mitte. So war es mit den östlichen und eigentlichen Baltenländern als den Nachbarn im Norden in seiner Geschichte nicht nur nicht minder eng, sondern sogar noch weit enger als mit den Nachbarn im Westen verbunden. Livland war für Preußen – nach einer weiteren ausgezeichneten Formulierung Nadlers –, was Preußen für Brandenburg war: „die ferne Aufgabe, die das Ziel rascher und höher zu nehmen zwang".

Begann die Erschließung Mecklenburgs im 11., die Pommerns

im 12. und die Preußens im 13. Jahrhundert, so wäre folgerichtig anzunehmen, daß das ferne Kurland und Livland erst zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt in den Gesichts- und Machtraum des Reiches rückten. Aber die Entwicklung ist nicht ganz so logisch verlaufen, und so hat die Erschließung Livlands, wie ursprünglich der gesamte baltische Raum mit Einschluß von Kurland und Estland hieß, sogar noch früher als die Preußens begonnen.

Schon vor der 12. Jahrhundertwende war Livland von Bremen her „aufgesegelt" und zum Gegenstand mehrerer Missionsversuche gemacht worden. Mit der Jahrhundertwende selber aber erfolgte der entscheidende Vorstoß. 1199 war der Missionsbischof Berthold von Livland als Märtyrer gefallen, worauf der Bremer Erzbischof, der ihn ausgesandt hatte, mit seinem Neffen Albert den Mann mit der Aufgabe betraute, der sie zu ihrer glücklichen Lösung führen sollte.

Albert von der Ropp, wenn wir ihn mit dem späteren baltischen Namen seines Geschlechts bezeichnen, oder Albert von Livland, wie er zumeist genannt wird, war ein Staatsmann von glänzenden Gaben, einer der bedeutendsten, die je aus unserem Volke hervorgegangen sind. Er ist in vielen charakteristischen Zügen Hermann von Salza vergleichbar, wenn er in der Reichsgeschichte auch keine ganz so bedeutende Rolle wie dieser gespielt hat. Wie der Hochmeister der Deutschritter verband Albert tiefe christliche Frömmigkeit mit entschiedener und kämpferischer Reichsgesinnung, und so war er der rechte Mann, die große livländische Aufgabe anzupacken.

Nach umsichtiger diplomatischer Vorbereitung, die ihm des Papstes wie auch des staufischen Königs Hilfe gesichert hatte, brach Albert im Frühjahr 1200 mit einem Kreuzheer von Lübeck auf und erzielte alsbald so bedeutende Erfolge, daß er schon 1201 das vorher von bremischen Seefahrern angelegte Riga als Stadt begründen und seinen Bischofssitz hierher verlegen konnte. Noch bedeutsamer war die 1202 erfolgte Begründung des Ordens der fratres militiae Christi, zu deutsch: des Schwertbrüderordens, durch Bischof Albert, der sich damit ein Machtinstrument schuf, wie es Hermann von Salza bei seiner Wahl zum Ordenshochmeister bereits vorfand.

Der Schwertbrüderorden, der nur eben ein Dutzend Jahre und

als Ritterorden sogar nur vier Jahre jünger als der Deutsche Orden war, kam diesem im Osten um ein ganzes Menschenalter zuvor. Man darf in ihm sicher sogar das unmittelbare Vorbild der Betätigung der Deutschritter sowohl im Burzen- als im Prußenlande sehen, so daß er Vorbild und Bahnbrecher auch für die Lösung der preußischen Aufgabe wurde.

Doch konnten sich die Schwertbrüder, weil sie nicht wie die Ritterorden im Morgenlande ein souveränes Gebilde, sondern nur die ritterliche Truppe eines Bischofs waren, aus eigenen Kräften nicht auf die Dauer halten. Nach einer schweren Niederlage, die ihm 1236 durch die Litauer widerfuhr, ging der Orden in dem erst wenige Jahre zuvor nach Preußen gekommenen Deutschen Ritterorden auf. Die Verschmelzung erfolgte 1237 noch unter der Hochmeisterschaft Hermanns von Salza und war eine der letzten bedeutenden Handlungen vor dessen zwei Jahre später erfolgtem Tode.

Damit stand dem Deutschen Orden das ganze weite Gebiet zwischen Weichsel und Peipussee als Machtraum offen. Der baltische Raum war sozusagen preußisch geworden. Doch gilt dies nur mit gewissen Einschränkungen, denn die Bischöfe Livlands hatten, anders als die dem Orden unterstellten preußischen, reichsfürstlichen Rang – sie waren 1225 von Kaiser Friedrich II. mit den Rechten und Pflichten deutscher Markgrafen betraut worden –, und besonders der Rigaer Erzbischof trat vielfach als Nebenbuhler des Ordens auf.

Auch erfreute sich die Ordensprovinz Livland einer gewissen Eigenständigkeit. Sie stand wie die innerdeutsche Provinz unter einem eigenen Landmeister, der im Binnenlande Deutschmeister und in Livland Heermeister hieß. Und während der Nachwuchs des preußischen Ordens in der Hauptsache aus Oberdeutschen bestand, die Rheinländer genannt wurden, waren diese im livländischen Ordensteil, der aus Niederdeutschen oder „Westfalen" bestand, von der Aufnahme geradezu ausgeschlossen.

Sogar in der außenpolitischen Orientierung unterschied sich der preußische und livländische Teil: wie Preußen den Polen, so verlegte Livland den Russen den Weg zur Ostsee. So suchte der preußische Hochmeister oft gegen die Polen bei den gleichen Russen Unterstützung, deren sich der livländische Heermeister nur mit Mühe erwehren konnte. Und so konnte es geschehen, daß Albrecht

von Brandenburg seinen letzten Kampf gegen Polen in der Hoffnung auf russische Hilfe begann, nachdem der livländische Heermeister Walter von Plettenberg 1502 einen großen und entscheidenden Sieg über die Russen erfochten hatte.

Mit der Verweltlichung Preußens im Jahre 1525 trennten sich die fast 300 Jahre lang miteinander verbundenen Schicksale der beiden Länder wieder. Aber wie der livländische Orden seinerzeit 35 Jahre nach seiner Gründung im Deutschen Orden aufgegangen war, so folgte er jetzt 36 Jahre später dem in Preußen gegebenen Beispiel. Im Jahre 1561 wandelte Gotthard Kettler, der letzte Heermeister von Livland, auch sein Ordensgebiet in ein weltliches Herzogtum unter polnischer Oberhoheit um. Er nannte sich Herzog von Kurland – genauer: „Von Gottes Gnaden in Livland zu Kurland und Semgallen Herzog" – und begründete eine Dynastie, die Kurland fünf Generationen hindurch regierte.

Kettler hatte ursprünglich Herzog von ganz Altlivland werden wollen, wo wenig später der dänische Königssohn Magnus von Iwans des Schrecklichen Gnaden „König von Livland" wurde. Nach dessen Scheitern bot Zar Iwan dem Kurländer Herzog den Königstitel und ganz Livland an. Trotz Kettlers Ablehnung kann diese Episode unser Interesse beanspruchen, weil sie zeigt, daß es in Livland wie in Preußen zum mindesten den Ansatz zu einem eigenen Königtum gab.

Auch im übrigen geht die Geschichte Kurlands weitgehend mit der Preußens parallel und berührt sich vielfach aufs engste mit ihr. Besonders eng waren die dynastischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Schon der Sohn Gotthard Kettlers heiratete eine Hohenzollerin, Sophie von Preußen, Herzog Albrecht Friedrichs jüngste Tochter. Beider Sohn Jakob heiratete 1645 Luise Charlotte von Brandenburg, die Schwester des Großen Kurfürsten, und ein Sohn aus dieser Ehe, Herzog Friedrich Kasimir, war mit des Großen Kurfürsten Tochter Elisabeth, einer Halbschwester des ersten preußischen Königs, vermählt.

Der bedeutendste der kurländischen Herzöge war Gotthards Enkel Jakob Kettler, der in vielen Zügen an den Großen Kurfürsten, seinen Vetter und Schwager erinnert. Wie dieser begründete er eine Anzahl von überseeischen Kolonien. Er erwarb in Afrika Besitzungen in Gambia und in Amerika die Insel Tobago, und ver-



20. Goten, Preußen und Balten

handelte wegen der Insel Trinidad eine Zeitlang mit Spanien. Durch seinen Unternehmungssinn, der sich auch auf den Walfischfang erstreckte, bereitete er seinem Lande eine wirtschaftliche Blüte, wie es sie weder vorher noch nachher erreicht hat.

Weniger glücklich war Herzog Jakob in seinem Streben nach Souveränität. Auch die Reichsstandschaft strebte er an, die Kurland 1561 mit der Unterstellung unter die polnische Hoheit verloren gegangen war. Dabei ergibt sich eine eigentümliche Beziehung der kurländischen zur schlesischen Geschichte, denn Königin Christine von Schweden schenkte 1648 dem Vetter und der Base von Kurland das Herzogtum Jägerndorf, durch dessen Besitz Jakob Reichsstand zu werden hoffte. Doch blieb ihm dieser Besitz ebenso wie dem brandenburgisch-preußischen Schwager versagt.

Der letzte wirklich regierende Herzog von Kurland aus dem Hause Kettler war Jakobs Enkel Friedrich Wilhelm, der den Namen seines mütterlichen Großvaters von Brandenburg und damit auch seines Vetters, des preußischen Soldatenkönigs, trug. Er war durch Mutter, Großmutter und Urgroßmutter zollernschen Blutes, also – sofern eine solche Rechnung erlaubt ist – zu sieben Achteln seiner Abstammung ein Preuße.

Diese nahe Verknüpfung mit dem brandenburgisch-preußischen Hause ließ die Erwartung nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß Kurland eines Tages wie Preußen selber an Brandenburg fallen könnte und damit die beiden Hälften des alten Deutschordensgebietes wieder unter einer Herrschaft vereinigt würden. Aber die Entwicklung nahm einen anderen Gang. Statt der Preußen wurden die Russen die Erben der Kettlerschen Dynastie.

Herzog Friedrich Wilhelm hatte 1710 als Achtzehnjähriger Peters des Großen Nichte Anna Iwanowna geheiratet. Als er wenige Monate später starb, wurde Kurland zum Streitobjekt zwischen Anna von Rußland und Ferdinand Kettler, einem überlebenden Oheim Friedrich Wilhelms. Während dieser Auseinandersetzungen wurde 1726 von den kurländischen Ständen Moritz von Sachsen, der natürliche Sohn Augusts des Starken von Polen, zum Herzog gewählt, der aber schon im folgenden Jahr verzichtete. Er nahm damit die Rolle vorweg, die 1758 bis 1763 sein Neffe Karl von Sachsen, der Sohn König Augusts III. und Bruder des spätern Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, spielte.

Inzwischen hatte Anna Iwanowna, die seit 1730 russische Zarin war, nach Ferdinand Kettlers Tode im Jahre 1737 ihren Günstling Biron zum Herzog von Kurland wählen lassen, der ein neues, gänzlich von Rußland abhängiges Herzoghaus begründete. So war es nicht viel mehr als eine Formalie, als Birons Sohn Peter Kurland 1795 an Rußland abtrat. Er hatte schon vorher das ehemals piastische Herzogtum Sagan in Schlesien erworben, und sein Bruder begründete ebenfalls eine schlesische Linie des Hauses, die bis heute fortbesteht.

Da Livland und Estland schon seit 1721 russisch waren, bedeutete der Abtretungsakt von 1795 eine Wiedervereinigung der seit dem Ende der Ordensherrschaft voneinander getrennten Ostseeländer mit ihrer gemeinsamen deutschen Oberschicht. Livland hatte vorher nahezu ein Jahrhundert lang, Estland sogar bereits seit 1561 unter schwedischer Herrschaft gestanden, so daß der deutsche Adel beider Länder an dem glanzvollsten Jahrhundert schwedischer Geschichte von Gustav Adolf bis zu Karl XII. führenden Anteil nehmen konnte.

Die Gemeinsamkeit ihres nicht immer leichten Schicksals unter der zaristischen Herrschaft brachte den Kurländern, Livländern und Estländern, wie die Deutschen der Ostseeprovinzen sich nannten, die Gemeinsamkeit ihrer Herkunft erneut zu Bewußtsein und führte schließlich auch zur Entstehung und Durchsetzung eines gemeinsamen Stammesnamens. Denn erst in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kam der Gebrauch des Wortes „baltisch" als Gesamtbezeichnung der Ostseeprovinzen auf, und sogar erst um die Mitte des Jahrhunderts wurde der Baltenname als Stammesname üblich.

Da er einem wirklichen Bedürfnis entsprach, hat er sich ungewöhnlich rasch durchgesetzt, obwohl er einen sehr vieldeutigen Sinn hat. Denn der baltische Name wird nicht nur von den Philologen zur Bezeichnung des lettisch-litauischen Zweiges der indogermanischen Sprachenfamilie gebraucht, sondern hat als Landesname auch eine politische Abstempelung erfahren. Seit dem Aufkommen eines lettischen Nationalismus diente das Wort Baltija den Letten zur Kennzeichnung der kulturellen und politischen Gemeinsamkeiten des lettischen und estnischen Volkes, teilweise aber sogar auch als Landesname von Lettland. Als daher nach dem

Weltkrieg die drei Völker der russischen Ostseeprovinzen eigene Staaten erhielten, wurden diese als baltische Staaten bezeichnet, und das zwischen ihnen geschlossene Bündnis hieß entsprechend Baltische Entente.

Als Balten im Sinne einer Stammesbezeichnung wurden jedoch immer nur die Deutschen der Ostseeländer benannt. Der Ausdruck Deutschbalten ist daher unsinnig, philologisch gesprochen: eine Tautologie, die man aber vielleicht wegen der relativen Neuheit des Namens entschuldigen muß.

Daß der Name neu im Gebrauch ist, zeigt sich auch darin, daß er nicht zur Prägung eines allgemein üblichen Landesnamens geführt hat. An Vorschlägen zur Benennung der baltischen Stammesheimat hat es nicht gefehlt: sowohl Baltenland und Baltland als auch einfach Balten – analog zu Preußen, Pommern, Sachsen, Franken und allen anderen von Stammesnamen hergeleiteten Landesnamen – sollte es genannt werden. Aber durchgesetzt hat sich allein die gelehrte Bildung Baltikum, von der es sogar eine ganz mißglückte Ableitung „Baltikumer" – meist als Bezeichnung der Baltikumkämpfer – gibt.

Weit über 700 Jahre haben die Balten im „Baltikum" gesessen, davon annähernd die halbe Zeit – von 1200 bis 1561 – als Untertanen und nach Osten vorgeschobene Bastion des Reiches, bis sich in unseren Tagen ihr Schicksal erfüllte. Wenn wir zu Eingang unseres Kapitels den Preußen als einem baltischen Stamme begegneten, so sind die Balten heute umgekehrt nach ihrer 1939 erfolgten Umsiedlung in das von Polen zurückgewonnene Land zu einem preußischen Stamme geworden und haben damit an Stelle ihrer jahrhundertealten Mission eine neue deutsche Aufgabe übernommen.

Preußischer Staat und Deutsches Reich

Um die Bedeutung Preußens in der Reichsgeschichte in ihrem ganzen Umfang zu begreifen, müssen wir den Blick noch einmal bis zu den Ursprüngen und sogar noch weiter zurückwenden. Die preußische Staatlichkeit ruht zu einem wesentlichen Teil auf den Fundamenten der Ordensgeschichte. Der Deutsche Orden aber dankt seine Entstehung den Kreuzzügen, die wiederum eine unmittelbare Folge

der Katastrophe von Canossa sind, mit der die Einheit des Reiches zum ersten Male auseinanderbarst.

Mit Canossa ging die alte Ausgewogenheit von geistlicher und weltlicher Macht im Rahmen des Reiches verloren, und an ihre Stelle trat ein rücksichtsloser Durchsetzungskampf beider Mächte gegeneinander. Der natürliche Dualismus von Kirche und Reich wurde von einem quasi monistischen einseitigen Machtstreben abgelöst, bei dem jede Macht in die Sphäre der anderen überzugreifen bemüht war. Die Päpste strebten nach weltlicher, die Kaiser wenigstens zum Teil nach geistlicher Gewalt – daher der Name des Sacrum (nicht Sanctum) Imperium –, wobei die Kreuzzüge als ursprüngliches Werkzeug des päpstlichen Machtstrebens keine geringe Rolle spielten. Nicht zufällig wurde die Kreuzzugsidee von Gregor VII., dem Papst von Canossa, zuerst gehegt und von Urban II., seinem ersten fähigen Nachfolger, verwirklicht.

Insoweit die Kreuzzüge dem Machtstreben der Kirche ihren Ursprung verdanken, beruht auch der Deutsche Orden und seine geschichtliche Leistung in Preußen auf Canossa als bestimmender Voraussetzung. Aber der Gedanke des ritterlichen Ordens bedeutete zugleich auch eine gewisse Überwindung der durch Canossa verursachten Aufspaltung des Abendlandes und der Christenheit. Wenn das Reich ohne Kirche der Gefahr eines Cäsaropapismus ausgeliefert schien – die Entwicklung unter dem letzten großen Staufer weist deutlich in dieser Richtung –, und die Kirche der nicht minder großen Gefahr eines anmaßenden Papa-Cäsarismus ganz offensichtlich ausgeliefert war, so waren in den Ritterorden die beiden Elemente, das ritterlich-weltliche und ordens-geistliche, erneut vereint.

Doch wurde die damit eingeleitete Entwicklung erst mit der Bildung eines eigenen Ordensstaates abgeschlossen, in dem das Nebeneinander von Staat und Orden dem alten Nebeneinander von Reich und Kirche entsprach. Auch dies zwar war eine monistische Lösung, auf die vielleicht das Vorbild des Orients nicht ohne Einfluß war, denn mit der gleichzeitigen Trägerschaft der weltlichen und der geistlichen Gewalt entsprach die Hochmeisterwürde des Ordens ungefähr dem islamischen Kalifat, aber es war die einzige Lösung, mit der der seit 1077 klaffende Abgrund wirklich überbrückt werden konnte und auch überbrückt wurde.

Der einzige Ort aber, an dem dies geschah, war Preußen. Ver-

suche zu ordensstaatlichen Bildungen hat es auch anderwärts gegeben. Wir erwähnten bereits den siebenbürgischen Versuch der Deutschen Ritter, der dem preußischen vorangegangen war. Auch die Templer, die mit ihrer machtvollen Organisation einen Staat im Staate oder vielmehr einen Staat innerhalb vieler Staaten bildeten, gehören hierher. An dem Mißerfolg in Siebenbürgen sowie an der Katastrophe der Templer in Frankreich aber wird ersichtlich, daß und warum es zur Bildung eines echten Ordensstaates nur im Machtraum des Reiches kommen konnte.

Sowohl der ungarische wie der französische König mußten die Entstehung eines Staatswesens innerhalb ihrer Grenzen fürchten, weil sie selber nur über Staaten geboten. Das Reich hingegen duldete nicht allein, sondern förderte die Entstehung des Ordensstaates in Preußen auf jede erdenkliche Weise und erwies sich eben hierdurch als ein Gefüge höherer Ordnung als die Staatenwelt ringsum. Mit Recht wird daher gerade in der goldenen Bulle von Rimini vom Jahre 1226, mit der Kaiser Friedrich II. dem Deutschen Orden seine Rechte im Kulmerlande und im zu erobernden Preußenlande bestätigt, das Kaisertum als Macht gekennzeichnet, die „über die Könige des Erdkreises hoch erhöht" sei.

Überwand der Orden also in seiner geschichtlichen Erscheinung den Zwiespalt von Canossa und setzte damit die Überlieferung des Reiches fort, so knüpfte er mit seiner preußischen Leistung zugleich unmittelbar an dessen politische Traditionen an. Beide Aufgaben des Ordens in der Reichsgeschichte werden aufs sinnfälligste durch die Gestalt des großen Ordensmeisters Hermann von Salza symbolisiert, der seinen Orden von kleinen und unbedeutenden Anfängen zu einer Machtstellung geführt hat, die ihn als werdende Großmacht erkennen ließ.

Hermann von Salza war als „ritterlicher Diener des Kaisers und zugleich treuer Sohn der Kirche" der letzte Staatsmann, der die zerstörte Einheit des christlichen Abendlandes noch einmal herzustellen und zu erhalten vermochte. Da die Unantastbarkeit seines Charakters auf beiden Seiten anerkannt wurde und er zudem eine außergewöhnliche diplomatische Begabung besaß, gelang es ihm in mehr als einer kritischen Situation, den staufischen Kaiser, mit dem ihn eine nahe Freundschaft verband, mit der Kurie zu versöhnen.

Schon bei den Verhandlungen, die im Jahre 1220 zu der Kaiser-

krönung Friedrichs II. führten, war Hermann von Salza führend beteiligt. War er damit bereits, mit den Worten eines neueren Biographen zu sprechen, „sichtbar als Mittler zwischen die Fronten des Gegensatzes getreten, der seit den Tagen Heinrichs IV. und Gregors VII. zwischen Kaiser und Papst bestand", so gelang ihm nach der Bannung und dem Kreuzzug des Kaisers sogar die Vermittlung mit dem fanatisch-unversöhnlichen Gregor IX., einem echten Nachfolger des gleichnamigen Papstes von Canossa.

Aber der 1230 vermittelte Friede von San Germano war nur ein Waffenstillstand zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Schwert. Bald brachen neue Konflikte aus, und am 20. März 1239, dem gleichen Tage, an dem Hermann von Salza starb, sprach der Papst erneut den Bann über den Kaiser aus, womit der Endkampf zwischen den beiden Weltmächten begann. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir das am Todestag des Hochmeisters vollzogene Ereignis ein neues Canossa nennen, denn jetzt erst wurde die Katastrophe, die dann mit dem Untergang des Stauferreiches erfolgte, unvermeidbar und unausweichlich.

Der Orden aber wurde nach der staufischen Katastrophe zum wichtigsten Träger der Reichsidee. Wie den Reichsadler in seinem Wappenschild, den der Kaiser an Hermann von Salza verliehen hatte, bewahrte er diese Idee über die Jahrhunderte hinweg. Und wie der Adler des Ordenswappens dann zum preußischen Adler und endlich erneut zum Reichsadler wurde, so konnte die staatliche Leistung des Ordens schließlich zur Grundlage eines neuen Reichsbaues dienen.

Wie entschieden der Orden im Sinne Hermann von Salzas dem Reich die Treue wahrte, kann man daraus ersehen, daß er ähnlich wie das Kaisertum später selber zeitweise dem päpstlichen Bann und Interdikt verfiel. Das geschah zu der Zeit, als das Papsttum in Avignon saß und hier sein Streben nach weltlicher Macht mit völliger Entmachtung büßte, während der Orden etwa gleichzeitig seinen Sitz nach der Marienburg verlegte und damit eine für die Päpste unangreifbare Machtstellung gewann.

Entwickelte sich der Orden so zumindest ansatzweise zu einer Gegenmacht der Kurie, so hielt er doch im ganzen an seiner Zwischenstellung fest. So stand er beispielsweise im Kampfe Ludwigs des Bayern gegen Avignon treu zum Kaiser, der dem Orden zu seiner

glänzendsten Entfaltung verhalf, spielte aber zugleich wie einst Hermann von Salza, wenn auch ohne dessen Erfolg, die Rolle des versöhnenden Vermittlers zwischen den feindlichen Lagern.

Vielleicht darf man in dem Gegensatz zwischen Avignon und der Marienburg eine frühe Vorwegnahme des dann mit der Reformation Luthers aufgebrochenen Gegensatzes zwischen Rom und Wittenberg und damit die erste Anbahnung der späteren schicksalhaften Verbundenheit zwischen Preußentum und Protestantismus erblicken. Denn beide Gegensätze haben ihre tiefste Ursache in dem Ereignis von Canossa. Schon Ranke hat auf die geschichtliche Linie hingewiesen, die den Kampf der Staufer mit dem Luthers verbindet.

Von diesem aber führt eine noch deutlichere Linie zu Bismarcks Kampf um das Reich, der zwar auf einer Vielzahl von Voraussetzungen beruht, aber ohne die Tat Luthers schlechthin undenkbar ist. So haben wir auch an dieser Stelle noch einmal auf den Einfluß hinzuweisen, den Luther auf die Umgestaltung Preußens nahm, denn auch diese gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen der staatsmännischen Leistung Bismarcks.

Der 1525 erfolgte Brückenschlag zwischen Brandenburg und Preußen hat eine lange Vorgeschichte, die bis in die preußische Anfangszeit des Ordens zurückweist. Schon im ersten Jahrhundert preußischer Ordensgeschichte spielte in Preußen neben Böhmen (und zeitweise Schlesien) Brandenburg von den ostdeutschen Territorialmächten die wichtigste Rolle. Bereits Hermann von Salza gewann Markgraf Otto von Brandenburg als Bundesgenossen, und in der Folgezeit haben die Askanier zwischen 1248 und 1266 nicht weniger als fünf Kreuzzüge nach Preußen unternommen, darunter jenen vom Jahre 1255, in dem ein Kreuzheer von 60 000 Mann, das von König Ottokar von Böhmen und Markgraf Otto von Brandenburg geführt wurde, den Ordensrittern zu Hilfe kam und das Samland unterwarf. Wie das von König Ottokar gegründete Königsberg in seinem Namen die Erinnerung an die böhmische, so bewahrt das von Otto von Brandenburg gegründete Brandenburg am Haff die Erinnerung an die märkische Hilfe.

Kurz vor dem Ende der Askanier stießen Brandenburg und der Orden im Weichselland aufeinander, ohne daß daraus eine nachhaltige Gegnerschaft entstanden wäre, und als die Mark dann wit-

telsbachisch geworden war, kam es wieder zu einem engen märkisch-preußischen Einvernehmen. Über den brandenburgischen Schwiegersohn des Dänenkönigs erwarb der Orden 1346 das lange umstrittene Estland von Dänemark und dehnte seine Herrschaft damit bis an den Finnischen Meerbusen aus.

Noch enger war in dieser Zeit allerdings das Zusammenwirken mit Böhmen, das als Parallele zwischen der preußischen und der schlesischen Geschichte unsere Beachtung verdient. Wie König Ottokar und in ausdrücklicher Erinnerung an sein Vorbild leistete König Johann von Böhmen, unter dem die schlesischen Herzogtümer böhmische Lehnsstaaten wurden, dem Deutschen Orden die tatkräftigste Hilfe gegen Polen. Wie die schlesischen, so machte Johann auch die Piastenherzöge von Masowien zu seinen Lehnsleuten und vergabte andere polnische Gebiete an den Orden, so daß Polen zu seiner Zeit von Preußen und Böhmen wie von zwei Armen einer Zange umfaßt wurde.

Unter König Johanns Enkel Siegmund erwarb der Orden 1402 die Neumark von Brandenburg, worauf das Machtgebiet der Deutschen Ritter ein halbes Jahrhundert lang von der Narwa bis zur Oder reichte. Die Nöte des westpreußischen Städtekrieges zwangen den Orden aber schon 1455, diese märkische Erwerbung an Brandenburg zurückzugeben, wo inzwischen die Hohenzollern wieder eine feste Machtbasis geschaffen hatten.

Ein Urenkel des ersten Hohenzollern von Brandenburg tat dann 1525 den für die Zukunft Brandenburgs wie Preußens entscheidenden Schritt, der mit gutem Recht mit der im folgenden Jahr geschehenen Erwerbung Böhmens und Ungarns durch die Habsburger verglichen worden ist. Nadler stellt die beiden Entscheidungsjahre des nördlichen und des südlichen Ostens eindrucksvoll einander gegenüber und sagt: „Das Jahr 1525, in dem sich Hochmeister Albrecht zum Herzog eines selbständigen und weltlichen Preußen erklärte und damit den Ordensstaat zerriß, läßt sich in seiner weltgeschichtlichen Tragweite und Schicksalsbedeutung für den Osten nur mit dem Jahr 1526 vergleichen, in dem Österreich, Böhmen und Ungarn im Erbgang zusammengefügt und damit dem ostdeutschen Siedelwerk in einem anderen Raume Aussicht auf eine neue Zukunft eröffnet wurde."

Allerdings schuf das Ereignis des Jahres 1525 nur die erste Vor-

aussetzung der weiteren Entwicklung, die erst nach vielen Zwischenstadien zum Ziele führen sollte, wie ja auch die Habsburger 1526 durchaus nicht in den gesicherten Besitz Ungarns gelangten, sondern dieses erst in langwierigen Kriegen, die sich annähernd zwei Jahrhunderte hinzogen, von den Türken erobern mußten. In eben diesen beiden Jahrhunderten faßte Brandenburg schrittweise immer fester in Preußen Fuß: auf die Mitbelehnung von 1569 folgte 1603 die Übernahme der Regentschaft und 1618 der Antritt des Erbes, dann 1660 die Erwerbung der Souveränität und endlich 1701 die Königskrönung. Es ist bemerkenswert, daß dem Kronvertrag von 1700, in dem der Kaiser dem Kurfürsten das Recht der Königserhebung zugestand, fast unmittelbar der Friede von Karlowitz voranging, der 1699 die Türkenkriege, an denen brandenburgische Truppen erheblichen Anteil genommen, fürs erste beendete und Ungarn als Ganzes Österreich zubrachte.

Der brandenburgisch-preußischen Entwicklung läuft also nicht nur die österreichisch-böhmische – die an die alten preußisch-böhmischen Beziehungen erinnert –, sondern noch deutlicher die österreichisch-ungarische parallel, und so ist wie Brandenburg-Preußen auch Österreich-Ungarn ein feststehender Begriff geworden. Es gibt aber noch einen bereits andeutend erwähnten weiteren Parallelvorgang: noch bevor sich 1701 der brandenburgische Kurfürst die preußische Königskrone aufsetzte und auch noch vor dem Karlowitzer Frieden, der dem österreichischen Erzherzog und deutschen Kaiser 1699 den Besitz des ungarischen Königreichs sicherte, hatte der sächsische Kurfürst 1697 die polnische Königskrone erworben.

Da Böhmen damals innerhalb, Preußen aber außerhalb des Reiches lag, gab es also seit der 17. Jahrhundertwende jenseits der östlichen Reichsgrenzen nicht weniger als drei Königreiche, die deutschen Fürsten gehörten. Während aber Ungarn und Polen von fremden Nationen besiedelt waren, war Preußen dank der Siedlungstätigkeit des Ordens ein deutsches Land und konnte so trotz der trennenden Reichsgrenzen viel inniger mit dem Stammland seiner Fürsten verschmelzen, als das im habsburgischen oder gar im wettinischen Herrschaftsraum möglich war.

Wenn der Schwerpunkt Österreich-Ungarns in Österreich, der Sachsen-Polens dagegen in Polen lag, so hatte der brandenburgisch-preußische Staat gleichsam zwei Schwerpunkte. Der wichtigere

blieb zweifellos Brandenburg, dessen Hauptstadt Berlin zugleich die größte Stadt des werdenden Preußenstaates war. Dessen zweitgrößte Stadt aber war die preußische Haupt- und Krönungsstadt Königsberg, die immer in Notzeiten der Zufluchtsort des Hofes blieb. Schon des Großen Kurfürsten Vater, der zweite brandenburgisch-preußische Herzog Georg Wilhelm, flüchtete vor den Nöten des Dreißigjährigen Krieges hierher, und in noch dringenderer Not folgten seinem Beispiel zu Napoleons Zeiten Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise.

Mußte in dem preußischen Tilsit dann der schmähliche Friede von 1807 geschlossen werden, so konnte sich das Preußenland danach als fester Kern des Staates bewähren, dem es den Namen gegeben hatte, denn von hier ging die Erhebung des Jahres 1813 aus, die den französischen Usurpator aus dem preußischen und deutschen Lande vertrieb und seinen schließlichen Sturz herbeiführte.

Erwies sich das ostpreußische Land damals als Kern des preußischen Staates, so sollte sich dieser alsbald als Kern des werdenden Reiches erweisen. Und zwar gerade darum, weil dieser Staat nicht allein dem Namen nach preußisch war. Nadler meint, Preußen habe das Wesen des Kriegerstaates nicht von Brandenburg, sondern vom Ordensstaat übernommen, und Treitschke glaubt den in diesem ausgebildeten Absolutismus nicht nur auf das sizilische Vorbild des Stauferkaisers Friedrich, sondern sogar auf dessen sarazenische Vorbilder zurückführen zu sollen – ein bestechender Gedanke schon um des Vergleiches willen, der sich daraus zwischen dem hohenstaufischen und dem hohenzollernschen Friedrich II., zwei in vieler Hinsicht ähnlichen Gestalten, ergibt.

Lassen wir die Ursprünge dieser spezifisch preußischen Staatlichkeit dahingestellt sein, so hat der Gang der Geschichte doch auf jeden Fall gezeigt, daß allein der preußische Staatswille und das preußische Staatsethos, auf wie vielfältige Widerstände sie auch stoßen mochten, fähig waren, die Grundlagen eines neuen Reichs zu bilden. Wie die Franken das Reichsvolk unter den Altstämmen waren, das diese Stämme erst zu einem Ganzen geschmiedet hat, so erwiesen sich die Preußen – im weitesten Sinne, der alle „Wahlpreußen" wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau mitumschließt – als das Staatsvolk des neuen Reichs.

Wir können diesen Vergleich, da er gerade für das Verständnis

der deutschen Stammesgeschichte höchst aufschlußreich ist, noch weiter führen. So zufallsbedingt die Königreiche von Napoleons oder eigenen Gnaden erscheinen mögen, die nach dem 1804 besiegelten Ende des alten Reichs entstanden, so zeigten sich doch in ihrem Nebeneinander immer noch die Umrisse der alten Stammesgliederung unseres Volkes. Hatte es am Ende der Karolingerzeit fünf Stämme und Stammesherzogtümer gegeben, so gab es jetzt fünf Königreiche, deren jedes außer dem preußischen einem alten Stamme zugeordnet werden konnte, das bayrische dem Bayernstamm, das württembergische dem schwäbischen, das (ober)sächsische dem thüringischen und das hannöversche dem (nieder)sächsischen Stamme. Und wenn noch vor der Neubegründung des mittelalterlichen Reiches die Thüringer ihr Herzogtum verloren hatten, so erging es bei der Begründung des neuen Reiches den Niedersachsen ähnlich, da das Königreich Hannover 1866, also fünf Jahre vor der Reichsgründung, seine Selbständigkeit verlor und in Preußen aufging.

Alle großen Altstämme sind so damals in Königreichen wiedererstanden, nur jener eine nicht, von dem einst die Gründung des Reiches ausgegangen war: der Frankenstamm. An die Stelle dieses alten Reichsstammes waren jetzt die Preußen getreten, deren Herrscherhaus aus dem Frankenlande nach Brandenburg gekommen und noch lange in engen Bindungen zur fränkischen Erde verblieben war. Wir können hier auch auf die Feststellung Josef Nadlers verweisen, nach denen im ostniederdeutschen, also in dem im weiteren Sinne preußischen Volke und speziell im brandenburgischen Stamm viel (nieder-)fränkisches Siedlertum aufgegangen ist, und nicht ganz belanglos will es uns auch scheinen, daß der preußische Staat in seinem letzten Jahrhundert mit den Rheinländern den zahlenmäßig stärksten Stammesteil des alten fränkischen Großstammes mitumfaßte.

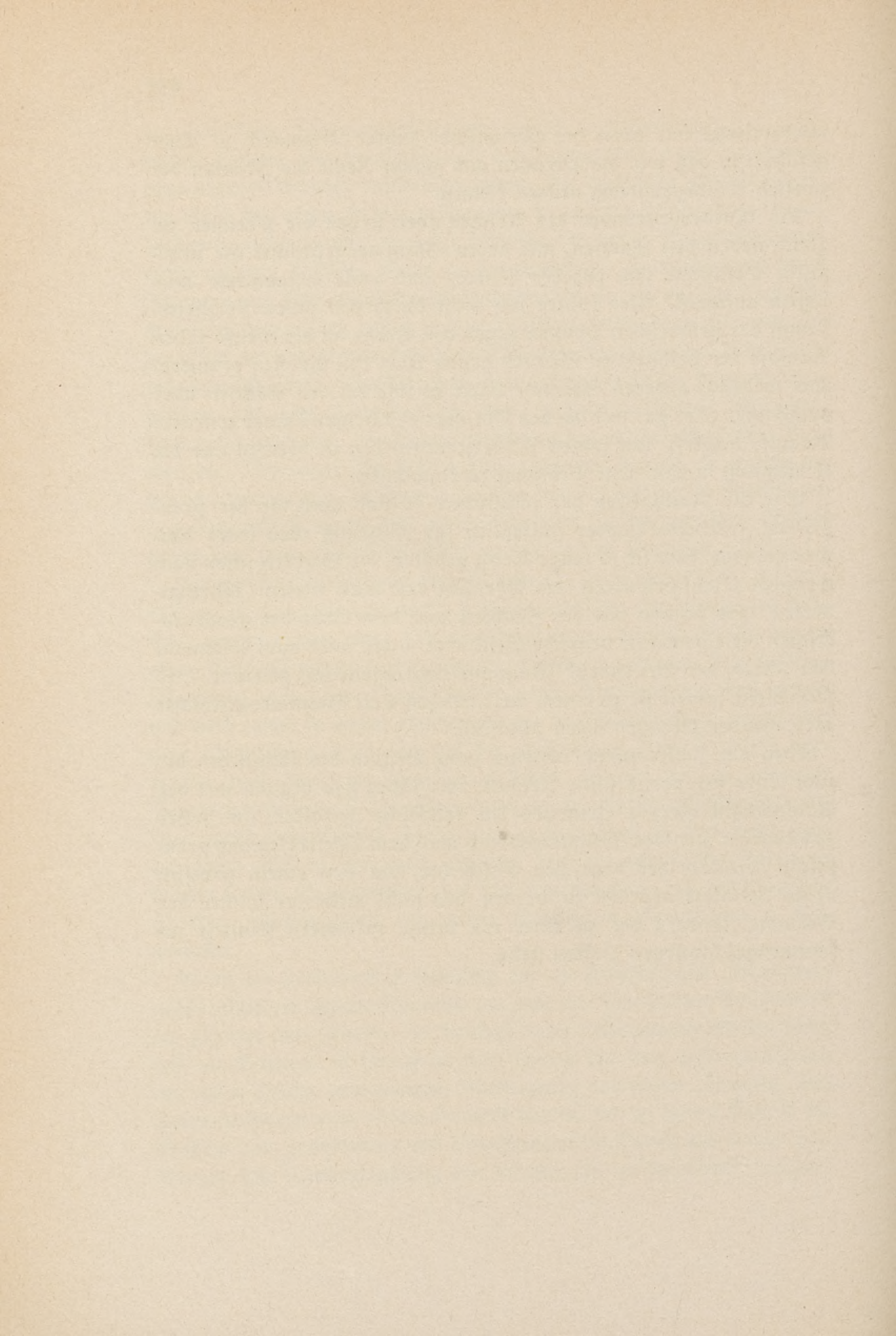
Es ist ein prachtvolles Sinnbild für die schicksalhafte Zusammengehörigkeit der beiden Stämme, die man wie ihre beiden Teilstämme der Pfälzer und Märker als Reichsstämme nebeneinanderstellen kann, daß die Erneuerung Preußens nach seinem mit dem Zusammenbruch des alten Reichs verbundenen Niedergang von einem Franken, dem Reichsfreiherrn vom Stein bewirkt wurde, der in seiner Gestalt die Einheit von Frankentum und Preußentum im Dienst am Reiche verkörpert. Die Neubegründung des Reiches, die der fränkische Freiherr

vorbereitete, hat dann der preußische Junker Bismarck zu Ende geführt, so daß wir die Preußen mit gutem Recht die Franken der zweiten Reichsgründung nennen können.

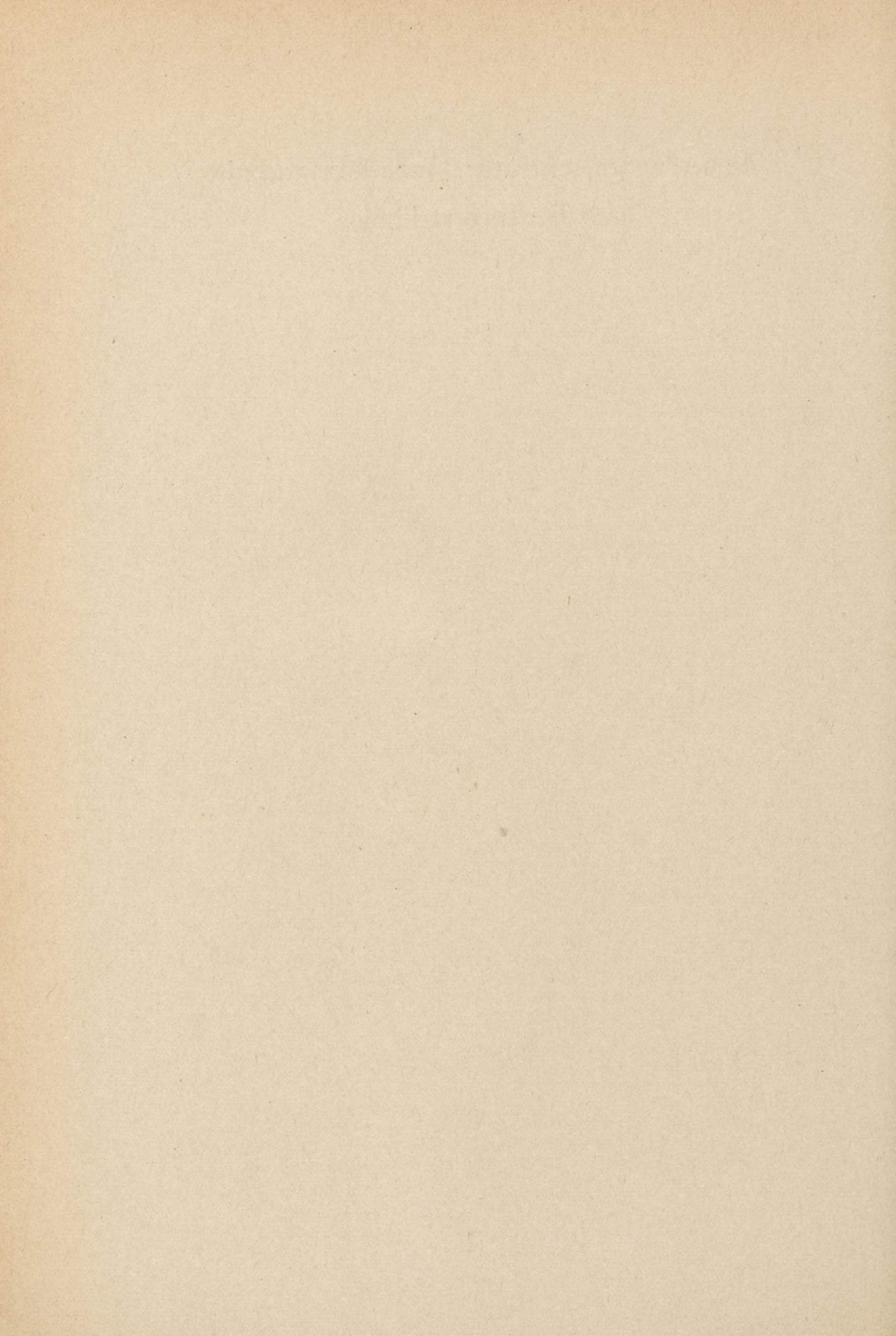
Als Wiederbegründer des Reiches aber stehen die Preußen zugleich neben den Sachsen, mit deren Stammesgeschichte die preußische Geschichte (im engeren Sinne) auch viele erstaunliche Analogien aufweist. Wer fühlte sich nicht durch den zähen Freiheitskampf der heidnischen Prußen gegen den Orden an die ebenso zähen Kämpfe der heidnischen Sachsen gegen Karl den Großen erinnert? Bei welchem anderen Stamme hätte es wie bei den Sachsen über 30jähriger oder gar wie bei den Preußen 53jähriger immer erneuter Kämpfe bedurft, um seinen Widerstandswillen zu brechen und die Einfügung in eine neue Ordnung zu erzwingen?

Wie die Nachfahren der sächsischen, so sind auch die der preußischen Freiheitskämpfer schließlich zur Führung eben jenes Reiches gelangt, dem sie so lange Trotz geboten, die Sachsen schon nach wenigen Menschenaltern, die Preußen erst nach vielen Jahrhunderten. Und begann mit den Sachsen nach dem Ende der großfränkischen die eigentliche deutsche Geschichte – 919 wird zum erstenmal das „Reich der Deutschen" (Regnum Teutonicorum) genannt –, so fand diese, soweit sie zu einem wesentlichen Teil Stammesgeschichte war, mit den Preußen ihren Abschluß.

Eben ein Jahrtausend verging vom Beginn des sächsischen bis zum Ende des preußischen Reiches: im Jahre 919 begann mit der Königswahl Herzog Heinrichs das sächsische Zeitalter, im Jahre 1918 endete mit dem Zusammenbruch nach dem Weltkrieg das preußische Zeitalter der deutschen Geschichte, um von einem gänzlich neuen Zeitalter abgelöst zu werden, das nicht mehr im Zeichen der Stämme, sondern des zu einer nie zuvor gekannten Einheit zusammengeschlossenen Volkes steht.



Anmerkungen, Literatur, Inhaltsverzeichnis und Kartenverzeichnis



Anmerkungen

Wandalen

S. 19: Gudmund Schütte nennt Bojorix den ersten uns bekannten germanischen Sagenhelden, da er annimmt, daß der König Berich der gotischen Heldensage, der noch um 500 als der erste Führer der aus Skandinavien an die Weichselmündung wandernden Goten besungen wurde, den Namen des bojischen Kimbernführers trägt (§ 199).

S. 19: Unweit von dem ersten kimbrischen Schlachtenort Noreja wird ein Ort Cimbrianae (bei Stuhlweißenburg) genannt, der wahrscheinlich auf ein kimbrisches Lager zurückgeht.

S. 20: Nach Schütte bedeutet der Name der tirolischen Zimbern soviel wie Zimmerer, Holzarbeiter; als italienische Namensform führt er Cembri an (§ 139).

S. 22: Der Name der Haruden wird zu einem altgermanischen Wort für „Wald" gestellt, das althochdeutsch harod und mittelhochdeutsch hart lautete und zu dem die Namen mehrerer deutscher Waldgebirge, wie der pfälzischen Haardt, des Harzes und des Spessarts gehören. Die Haruden wären also wie die polabischen Drawehnen, von denen im Pommernkapitel die Rede sein wird, durch ihren Namen als „Wäldler" gekennzeichnet.

S. 24: Die Weichsel als Vandalicus amnis bei A. Clemens Schöner: „Germanen und andere frühеuropäische Namen nordischer Stämme" (Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1934), S. 49.

S. 26: Nach Otto Jessen („Die Straße von Gibraltar", S. 162), der sich auf R. Dozy bezieht („Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le Moyen âge", 1860, Bd. I, S. 310f.), ging der Name Andalusiens von seiner südlichsten Spitze gegenüber der Küste Afrikas, dem antiken Transducta und heutigen Tarifa aus, das nach den Wandalen Vandalos geheißen habe: „Dieser Name ist . . . später von den Mauren auf Südspanien, ja auf ganz Maurisch-Spanien ausgedehnt worden (Vandalitia, Vandalusia)."

Nach einer anderen, von Jessen in einer Anmerkung (S. 170) zitierten Arbeit (Artbauer, Kreuz und quer durch Marokko, 1925, S. 11) ist der Wandalenname in Nordafrika für die Nachkommen der andalusischen Mauren noch heute in Gebrauch. Nach Jessen berichtet Artbauer, „daß in den Familien der ‚Andalos', d. h. der Nachkommen der einst aus Spanien vertriebenen Mauren, allwöchentlich . . . um das Nahen des Tages gebetet wird, an dem sie von ihrem rechtmäßigen Eigentum jenseits der Meerenge wieder Besitz ergreifen".

S. 28: Wilhelm Obermüllers „Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch zur Erklärung der Fluß-, Berg-, Orts-, Gau-, Völker- und Personennamen Europas, Westasiens und Nordafrikas im allgemeinen und insbesondere Deutschlands" (Berlin-Paris-London 1872) führt den Namen Wendelsee, da er im Hildebrandslied wahrscheinlich das Adriatische Meer bezeichnen soll (über das Geiserich und seine Wandalen nie geherrscht haben), auf die Veneter zurück. Wenn er in seinem Wörterbuch zudem auch die Ostsee als Wendelsee oder Venetersee aufführt, so dürften hier die Wenden die Namengeber gewesen sein.

S. 30f.: Als Vandalennamen erwähnt den Namen Wendelsee für den Thunersee Karl Simon: „Frühgeschichtliche Siedlungsstudien", Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. 74.

S. 31ff.: Über Wandalismus und Wandalen-Wenden vgl. den ausgezeichneten Aufsatz von Erich Biehahn „Vandalismus und Vandalen" im Januarheft 1940 der Zeitschrift Germanien (S. 16f.).

S. 31f.: Nach der in den Anmerkungen zum Langobardenkapitel zu zitierenden namensgeschichtlichen Arbeit von Marguerite Zweifel stammt das älteste Beispiel für die Bedeutungsgleichung Wandal = Barbar aus dem Jahre 1732, dem Erscheinungsdatum von Voltaires Histoire de Charles XII., in der der Wandalenname zum erstenmal in dieser Bedeutung gebraucht wurde.

Goten

S. 35 f.: Über das Fortleben des gotischen Mythos bei den Schweden unterrichtet ein Aufsatz von Licentiat Alfred Forswall, Stockholm, mit dem Titel „Schwedische Heldendichtung des 19. Jahrhunderts" (in der Zeitschrift „Die Buchbesprechung", Dezemberheft 1938).

S. 37: Über Danzig und Gdingen-Gedingen Karl Heusing in der Zeitschrift „Muttersprache", Heft 9, 1937.

S. 37 f.: Die Schwierigkeit bei der Herleitung der Namen Danzig und Gdingen (wie auch Graudenz) von dem der Goten (und Greutungen) beruht darauf, daß das unverschobene d auf eine Entlehnung vor der Lautverschiebung weist. Die Goten müßten also schon im Weichseldelta gesessen und ihren Namen einem anderen Volke weitergegeben haben, bevor diese erfolgte, d. h. spätestens im 2. vorchristlichen Jahrhundert. Vgl. den Hinweis von Friedrich Lorentz in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über die Kaschuben in Volz, Der ostdeutsche Volksboden, S. 244.

S. 38: A. Clemens Schoener bringt die Hreidgoten mit dem Namen des Flusses Rheda in Zusammenhang, der sich der Halbinsel Hela gegenüber in die Danziger Bucht ergießt.

S. 41: Vielleicht waren die trapezitischen Kaukasusgoten nicht einmal das östlichste Gotenvolk. Nach Richard Loewes ethnologischer Untersuchung „Die Reste der Germanen am Schwarzen Meer" (Halle 1896, Verlag von Max Niemeyer) ist auch mit der Möglichkeit der Fortexistenz gotischer Volksreste an der Küste des Kaspischen Meeres zu rechnen. Loewe widmet den etwaigen Kaspiseegoten ein ganzes Kapitel seines Buches und verweist einleitend auf eine Bemerkung Friedrich Schlegels, der von „Resten des Deutschen in der Krim, am Kaukasus und Kaspischen Meere" spricht. Wenn in einem Briefe des David Komnenos, letzten Kaisers von Trapezunt, vom Jahre 1459 in einer Aufzählung der gegen die Türken verbündeten christlichen Fürsten des Orients eine „Natio Githorum et Aranorum" erwähnt wird, so spricht einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir es hier mit den Namen der auch sonst vielfach zusammen genannten Goten und Alanen zu tun haben, und zwar um so mehr, als die beiden Völker in einer anderen Erwähnung als Githiarani zu einem einzigen Volke verschmolzen erscheinen. Ist Katalonien in der Tat „Got-Alanien", so haben wir in den Githiaranen also ein östliches Gegenstück zu den Katalanen vor uns.

S. 41 f.: Weitere wichtige Einzelheiten über Krimgoten und Trapeziten in dem Krimgotenabschnitt von Ludwig Schmidts „Geschichte der deutschen Stämme", S. 398—400. Hier ist auch von einem „König", also wohl immerhin einem selbständigen Herrscher der taurischen Goten die Rede, der 404 von Johann Chrysostomus einen neuen Bischof für Gotien erbat.

S. 43: Weitere Nachrichten über die Krimgoten, die im einzelnen nicht nachgeprüft werden konnten, bringt ein interessanter Aufsatz von Edmund Hoehne: Die letzten Spuren der Goten (Monatsschrift für das deutsche Geistesleben, Juniheft 1939, S. 359—362). Hoehne berichtet unter anderem, der älteste Sohn des großen Türkensultans Suleiman der Prächtige, Mustapha, sei das Kind einer krimgotischen Sklavin, also ein Halbgote gewesen. Bei den Türkenzügen gegen das deutsche Reich mit dem Ziel der Eroberung Wiens sei Mustapha der Abgott der Janitscharen gewesen, die glaubten, das Nordreich könne nur der Sohn des Nordens besiegen. Daher habe sein Vater um den Thron fürchten müssen und ihn erwürgen lassen, was zu Aufständen unter einem falschen Mustapha führte: „Endloser Hader lähmte die Kraft der Türken, und so hat eigentlich der Halbgote Mustapha Wien in Wirklichkeit gerettet."

Nach Hoehne gibt es auch heute noch Nachkommen der einstigen „Herzöge von Gothien" aus dem komnenischen Hause, die die von alters her mit der Kaiserwürde von Byzanz und Trapezunt verbundene Würde eines Großmeisters des Konstantinordens noch immer innehaben. Der Konstantinorden wurde 1917 durch den russischen Generalleutnant Iwan von der Launitz, Prinz Komnin Palaelog, Herzog der Stadt Theodoro und von ganz Gothien und Alanien usw. restituiert (nach Mitteilung von Friedrich Wilhelm Polchow). Der jetzige Großmeister des Ordens ist Baron Igor von der Launitz, Herzog von Gothien, der in Berlin lebt. In seinem Titel lebt als historische Erinnerung der Name der Krimgoten also bis heute fort.

S. 43 f.: Der Hinweis Hallers auf die Inguschen als Nachfahren der Krimgermanen findet sich in einer Anmerkung des Göschenbändchens „Der Eintritt der Germanen in die Geschichte" (Sammlung Göschen, Bd. 1117, S. 38).

S. 49: Gamillscheg (Romania Germanica, I, S. 301f.) zählt außer den genannten noch zahlreiche andere französische Ortsnamen auf, die mit dem gotischen Stammesnamen gebildet sind. Noch zahlreicher sind die Gotennamen auf der iberischen Halbinsel: Gamillscheg nennt nicht weniger als 80 Belege. Vereinzelte Gotennamen gibt es nach Gamillscheg auch im Rumänischen, so in Siebenbürgen Gotea und Gotesti sowie den Namen des „Gotenberges" Munte Gotului. In Spanien blieb nach Gamillscheg vor allem auch das gotische Recht erhalten, das später Streitgegenstand zwischen Leon und Kastilien war.

S. 50: Als Nachkommen der Goten werden die sogenannten Cagots in den westlichen Pyrenäen betrachtet, die hier noch heute das Dasein einer verachteten Bevölkerungsgruppe führen, nachdem ihnen die französische Revolution wenigstens die gesetzliche Gleichstellung gebracht hatte. Im Mittelalter mußten sie ähnlich den Juden ein Dasein in völliger Absonderung führen und besondere Abzeichen (eine Eierschale oder einen roten Tuchfetzen) auf ihrer Kleidung tragen. Begründet ist diese Sonderung wahrscheinlich in der religiösen Sonderstellung der Goten als Arianer, worauf auch der Name Cagot hinweist, der als canis gotus, „gotischer Hund", gedeutet wird. Die spanische Namensform ist Agotes, die baskische Agotak. Da unter den Cagots-Agotes, die nur unter sich heiraten durften, der Aussatz sehr verbreitet war, ist von ihrem Namen das spanische Wort agote „aussätzig" abgeleitet worden, wogegen cagot im Französischen den Heuchler oder Scheinheiligen und cagoterie die Heuchelei und Scheinheiligkeit bezeichnet. Die gotische Namensgeschichte erinnert in dieser Hinsicht lebhaft an die langobardisch-lombardische.

S. 51: Über gotische Mauren und maurische Goten in Spanien siehe einen Aufsatz von Hoenerbach: Anthropologische Beiträge aus alten arabischen Werken, Zeitschrift für Rassenkunde, 7. Bd. (1938), S. 113ff.

S. 54: Insbesondere hat der Gotenname bei den antiken Autoren ähnlich wie der wandalische als Gesamtbezeichnung für die Ostgermanen gedient. Wenn Plinius die Goten mit zu seinen „Vandiliern" zählt, so nennt Prokop in seinem „Wandalenkrieg" die Wandalen neben (Ost-)Goten, Wisigoten und Gepiden als „gotische Völker" und fügt an anderen Stellen die Rugier und Skiren sowie die nichtgermanischen Alanen hinzu. Bei anderen Autoren erscheinen auch die Burgunder (von Plinius zu den Vandiliern gezählt) und die Heruler als gotisch, so daß uns also außer den Bastarnern, die Plinius neben seinen Vandiliern als eigene Hauptgruppe aufführt, in der Tat alle Ostgermanen als Goten begegnen.

S. 55: Neuerdings sind auch gewisse Zusammenhänge zwischen der Baukunst der Goten und der „gotischen" Baukunst wahrscheinlich gemacht worden. Wie Hermann Harder in einem Aufsatz über „Die Ursprünge des gotischen Stils im Spiegel der Schrift" (Die Sonne, Jahrgang 1936, Heft 3, S. 99ff.) berichtet, wurden 1930 bei Serajewo vor einer von den Goten erbauten Kirche Säulen mit eingeritzten Runen gefunden, deren Kapitelle mit spitzbogenförmigen Nischen von südslawischen Forschern als einzig in ihrer Art bezeichnet wurden. Die beiden Gelehrten, die diesen bemerkenswerten Fund bearbeitet haben, wurden durch die eigenartigen Kapitelle zu der Überzeugung gebracht, „daß der gotische Stil, soweit er sich auf den Spitzbogen bezieht, mit vollem Recht seinen Namen führt und tatsächlich auf die Goten zurückgeht". Der erwähnte Aufsatz Harders weist dann noch auf die stilmäßigen Übereinstimmungen zwischen der gotischen Baukunst und der gotischen Schrift hin: „Die wesentlichen Züge des gotischen Baustils finden sich in jener hochstrebenden Schrift, die vielgewinkelt und reich an Spitzbogen und Zieraten ist."

Langobarden

S. 56f.: Die Frage der Zugehörigkeit der Langobarden zu einer der großen germanischen Völkergruppen ist umstritten. Ihrer Herkunft nach gehören sie zu den Nordgermanen, ihr Schicksal ist gleich dem der Ostgermanen verlaufen, und ihre Sitze an der Niederelbe sowie einige Spracheigenheiten lassen auf eine Stellung zwischen den Ingwäonen als den eigentlichen Westgermanen und den später deutschen „Südgermanen" schließen, an die sie sich dann durch ihre Anteilnahme an der hochdeutschen Lautverschiebung noch enger anschlossen und in deren Geschichte die ihrige schließlich ausmündete.

S. 58f.: Mit der keltischen Dichterzunft der Barden hat das Restvolk der germanischen Langobarden trotz der Namensgleichheit nichts zu tun.

S. 64: Auf den raschen und fast mühelosen Sieg Karls des Großen über die Langobarden

wird es zurückgeführt, wenn der Name Lombard in der altfranzösischen Epik als Synonym für Feigling gebraucht wurde. Auch zur Bezeichnung des Verräters diente der Lombardenname, was wohl mit den häufigen Verrätereien und Aufständen der Langobarden zunächst gegen ihre eigenen und sodann gegen die fränkischen und deutschen Könige in ursächlichem Zusammenhang steht. Wenn, wie es in einer Untersuchung dieser Zusammenhänge heißt, „das Anhören des Wortes lombard so selbstverständlich den Begriff von „feig" auslöste, daß das erste an die Stelle des letzteren gesetzt werden konnte", so ist das ein geradezu paradoxer Sachverhalt angesichts der Tatsache, daß sich die Langobarden nach den Aussagen römischer Chronisten sogar vor den übrigen Germanen noch durch ihre besondere Tapferkeit auszeichneten, wie ja auch ihr ursprünglicher Name Winniler „die Kampflustigen" bedeutet.

S. 66: Bruckners Untersuchung über die „Sprache der Langobarden" nennt ein letztes Zeugnis für das Fortleben der Sprache aus dem Jahre 1003, doch gibt es bereits aus dem 8. Jahrhundert, in dem der langobardische Staat unterging, Anzeichen dafür, daß das romanische Lautsystem in das langobardische eingedrungen ist, ein Beweis für die beginnende Zweisprachigkeit der Bevölkerung. Bei Bruckner finden sich auch Zeugnisse für das Fortleben der langobardischen Heldensage, während Gamillscheg vom Fortleben des langobardischen Rechts im Tridentinischen bis ins 11. Jahrhundert berichtet. Gegen Ende des gleichen Jahrhunderts erfolgte eine Zusammenfassung des langobardischen Rechts in der sogenannten Lombarda, die dann den Studien der besonders im 12. Jahrhundert in Bologna blühenden „lombardistischen" Rechtsschule als Grundlage diente.

S. 67: In ähnlicher Weise, wenn auch mit entgegengesetzter Akzentuierung, unterscheidet zwischen Langobarden und Lombarden Albrecht Haushofer in dem Abschnitt „Der Alpenraum in der deutschen Geschichte" des Werkes „Das Werden des deutschen Volkes" (S. 358f.), wenn er sagt: „Der Widerstand der städtischen Lombardei gegen die kaiserliche Gewalt, der unter Heinrich IV. zum erstenmal auftritt und in der Abwehr Mailands gegen Friedrich Barbarossa seinen Höhepunkt erreicht, ist etwas völlig anderes als der Widerstand, den Arduin von Ivrea Kaiser Heinrich II. geleistet hatte. Aus den Langobarden sind mittlerweile Lombarden, d. h. Norditaliener, geworden."

S. 70f.: Als Ländername wurde der der Langobarden außer für Oberitalien, für Unteritalien und für ganz Italien auch für Oberitalien samt der Toskana gebraucht, was den historischen Gegebenheiten entspricht, denn außer „Austrien" (Ostland) und „Neustrien" (Neuland) hatte das Langobardenreich schon unter dem Erobererkönig Alboin als dritte Provinz Tuszien mitumfaßt. Für den späteren Sprachgebrauch ist es kennzeichnend, daß die berühmte Mathilde von Tuszien auch unter dem Namen Mathilde de Langobardia genannt wird.

S. 72f.: Über die Bedeutung des Langobardentums für die deutsche und die gesamtabendländische Kunstgeschichte siehe besonders Emerich Schaffrans „Geschichte der Langobarden" (v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig 1938, „Deutsches Ahnenerbe", Reihe C: Volkstümliche Schriften, Sechster Band), S. 130ff. und 156.

S. 73: Der Lombardenname ist auch sonst als Familienname verbreitet. So gab es einen preußischen Staatsmann hugenottischer Abkunft namens Johann Wilhelm Lombard, der vom Kabinettssekretär Friedrichs des Großen zum Leiter der Außenpolitik Preußens in der ersten napoleonischen Zeit aufstieg. In England kommt Lombard als jüdischer Familienname vor, was mit der in unserem Abschnitt „Von der Lombardei nach London" behandelten späteren Gleichstellung der Händler-Lombarden mit den Juden zusammenhängt.

S. 73: Die erwähnte Studie über den langobardisch-lombardischen Namen, der wir auch im übrigen weitgehend folgen, stammt von Margerita Zweifel und hat den Titel „Untersuchung über die Bedeutungsentwicklung von Langobardus-Lombardus" (Halle 1921).

S. 74: Der genaue Titel der zitierten Untersuchung ist: Herbert Meyer „Das Hehlerrecht der Juden und Lombarden", in Forschungen zur Judenfrage, Bd. 1, S. 92ff. (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg).

S. 75: Gamillscheg erwähnt auch eine Reihe italienischer Ortsnamen, in denen der Langobardenname erhalten geblieben ist, so zwei Orte namens Lombardore bei Turin und bei Asti, deren einer 1019 als Castello Lombardorum erwähnt ist, ebenfalls bei Turin ein Lombarnero und bei Ravenna ein Massolombardo „langobardischer Hof". Außerdem in Süditalien Sant' Agata de' Lombardi bei Benevent — hier auch Sant' Agata di Goti — sowie Guardia Lombardi, Torello dei Lombardi und Longobardi bei Cosenza.

S. 79: Von den bei Margerita Zweifel aufgezählten 113 Namensbedeutungen seien hier noch die auch im Grimmschen Wörterbuch genannte Lampertsnuß oder Lambertische Nuß (für Haselnuß, lateinisch nux lombardica) sowie der im ganzen deutschen, französischen und provenzalischen Sprachgebiet verbreitete Name der lombardischen Traube — elsässisch Lamber schweizerdeutsch Lämpersch — erwähnt.

Margerita Zweifel sagt am Schluß ihrer namensgeschichtlichen Untersuchung zusammenfassend: „Was für ein Bild ergäbe sich von den Lombarden, wenn man der Entwicklung, die ihr Name genommen hat, glauben dürfte! Sie sind ungesittet, plump, faul, liederlich, schmutzig, verlottert, eßgierig, habgierig, räuberisch, diebisch, geizig, wucherisch, hinterlistig, verräterisch, feig. Es besteht die Frage, ob auch nur eine dieser Eigenschaften über ihren wahren Charakter etwas aussagt."

S. 81: Über den Brauch der Franzosen des Mittelalters, die Italiener Lombarden zu nennen, berichtet im Anschluß an die Dantestelle: „Und Guido von Castell, in Frankenlanden genannt der biedere Lombard" Friedrich Freiherr von Falkenhausen in den Erläuterungen zu seiner neuen Übersetzung der Göttlichen Komödie (Im Insel-Verlag zu Leipzig 1937, S. 591).

S. 83: Da die österreichische Südbahn, die in die Lombardei führte· lombardische Bahn hieß, wurden auch deren Aktien Lombarden genannt.

Burgunder

S. 89: Über die ostdeutschen Namen vom Typus Bargenda siehe: M. Vasmer, Der Burgundername bei den Westslawen: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1933.

S. 94: Ernst Gamillscheg hat den Forschungen über das Fortleben burgundischer Sprachreste den ganzen dritten Band seines grundlegenden Werkes „Romania Germanica" (Berlin, Walter de Gruyter Verlag) gewidmet.

S. 100f.: Über die Auseinandersetzung der burgundischen Welfen mit dem ersten deutschen König aus dem sächsischen Hause sowie über die Auslieferung der Heiligen Lanze vgl. Albert Brackmann, Die politische Bedeu.ung der Mauritius-Verehrung im frühen Mittelalter (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 16. Dezember 1937).

S. 103: Über die These vom burgundischen Ursprung der deutschen Kaiserkrone: Geschichte im Widerschein der Reichskleinodien, Historisches Geleite durch die Wiener Schatzkammer von Arvad Weixlgärtner (Rudolf M. Rohrer Verlag, Baden bei Wien), S. 30f.

S. 104ff. Das Rektorat der Zähringer in Burgund, das als schwäbisch-burgundische Sonderform neben dem Dukat, Palatinat und Komitat anderer deutscher Stämme und Landschaften steht, nur daß es — wenn man es nicht als Richteramt auffassen will — im Gegensatz zu dem Herzogs-, Pfalzgrafen- und Grafenamt einen unübersetzbaren Titel umschreibt, hat seinen Ursprung vielleicht im zähringischen Herkunftslande, dem heute badischen Breisgau, in dem unweit der Stadt Freiburg die Stammburg Zähringen steht. Karls des Großen schwäbischer Urenkel Karl der Dicke, später fränkischer König und römischer Kaiser, war als Nachfolger seines Schwiegervaters zuerst Rektor des Breisgaus (vgl. Gerd Tellenbach, „Die Entstehung des Deutschen Reiches", Verlag Callway, München 1940, S. 79). Wenn die Zähringer sich also später gelegentlich rectores Alemanniae et Burgundiae nannten, so kehrte der Rektorentitel damit auf dem Umwege über Burgund wahrscheinlich nur in seine ältere Heimat zurück. Die älteste Heimat dieses immer fremdartig und vereinzelt gebliebenen Titels ist allerdings wohl auch der alemannische Breisgau nicht. Er weist vielmehr in die letzten Jahrhunderte des römischen Imperiums zurück, in dem seit der Zeit Konstantins des Großen die den Präfekten oder Exarchen untergeordneten Statthalter einzelner Provinzen rectores („Lenker, Leiter, Regierer", von derselben Wurzel wie rex „König" und regere „richten, lenken, regieren") hießen. Was den Breisgau angeht, so führte dieses ehemalige „Rektorat" zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts vor seiner Eingliederung in Baden für kurze Zeit den Titel eines Herzogtums.

S. 108: Die Zwischen- und Mittellage der burgundischen Grafschaft wird aufs sinnfälligste dadurch gekennzeichnet, daß die durch den Ahnherrn der Dynastie bestehende Beziehung zur Lombardei auch fortbestand und daß die Lombarden später den Herzog Wilhelm von Aquitanien

und Poitou als den Gemahl einer burgundischen Enkelin Adalberts von Ivrea als ihren König in die Lombardei zu ziehen suchten. Diese Burgunderin hieß Agnes wie ihre Tochter Agnes von Poitou, die spätere Gemahlin Kaiser Heinrichs III. und Mutter Heinrichs IV.

S. 109 f.: Bereits unter Friedrich Barbarossa bewies Burgund seinen Zwischenreichscharakter auch gegenüber Spanien. Seit der 1150 vollzogenen Vereinigung Aragons mit Katalonien hatte sich in Niederburgund spanischer Einfluß geltend gemacht und sogar das Übergewicht erlangt. Eine Seitenlinie der Markgrafen von Barcelona und nunmehrigen aragonischen Könige hatte die Grafschaft Provence in ihren Besitz gebracht. Barbarossa machte die Grafen, die bis zu ihrem Aussterben 1245 im Besitz der Provence blieben, zu seinen Lehensmännern und Reichsvasallen — ein erster Akt deutsch-spanischer Kooperation über die burgundische Brückenstellung.

S. 110 f. Über das Fortleben von Eigentendenzen in der burgundischen Freigrafschaft vgl. Kleo Pleyer „Die Landschaft im neuen Frankreich" (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1935), S. 60 f. Danach hätten viele Freigrafschafter noch im 18. Jahrhundert lieber zur Schweiz gehört als zu Frankreich. Und „noch knapp vor der Revolution hielt das Parlament von Bisanz dem König vor, um wieviel besser es die Freigrafschaft unter den Fittichen des deutschen Reiches gehabt hatte".

Über die preußischen Bestrebungen im burgundischen Raume gibt es eine ausführliche Arbeit von W. Peters: „Die Franche-Comté, Neuchâtel und die oranische Sukzession in den Plänen der preußischen Politik während des Spanischen Erbfolgekrieges" (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 28. Band, 1915, S. 83—138 und S. 423 bis 474).

S. 118: Die Verbundenheit Karls V. mit der burgundischen Tradition hat Karl Brandi in seinem Werk über den Kaiser besonders herausgearbeitet (Karl V., Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreichs, Bruckmann Verlag, München 1937).

S. 119: Deutsche Bestrebungen nach Wiedererwerbung altburgundischen Reichsgebiets erwähnt der Franzose Emile Dard in seinem Buch über „Napoleon und Talleyrand": „Die Deutschen, vor allem die Preußen, dürsteten nach Rache (nach der zweiten Niederwerfung Napoleons durch den Sieg von Waterloo). Sie forderten Elsaß-Lothringen, das französische Flandern, die Franche Comté und sogar Burgund."

S. 122: Über die Walser als Burgunder siehe den Aufsatz „Burgundererbe im deutschen Volk" von Dr. Georg Bründl in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung", Märzheft 1939.

S. 122: Über den Namen der „Burgonden" hat ausführlich Edward Schröder in einem Aufsatz gehandelt, der in der zu seinem 80. Geburtstag herausgegebenen Festgabe seiner Freunde und Schüler, S. 57—63, erschienen ist (Deutsche Namenkunde, Gesammelte Aufsätze zur Kunde deutscher Personen- und Ortsnamen, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1938).

Sachsen

S. 125 f.: Einen Hinweis darauf, daß der Name des Saxschwertes ein fortlebender Zeuge für die Kultur der Steinzeit ist, enthält der kleine Aufsatz „Kultur im Spiegel der Sprache" von Dr. M. W. Esser in der Zeitschrift „Volk und Rasse", 1936, X, S. 421 ff.

Nach Gustav Paul („Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der Großdeutschen Geschichte", J. F. Lehmanns Verlag, München 1938) hat der niedersächsische Stammeskundler Schroller „unwiderleglich nachgewiesen, daß Wurzeln der niedersächsischen Kultur in die Steinzeit zurückreichen."

S. 128: Nach Ludwig Schmidt weisen auf nicht zurückgewanderte Reste der mit Alboin nach Italien gezogenen Sachsen die im späteren Italien mehrfach nachgewiesenen Personennamen Saxo, Saxa und Saxulus sowie der Ortsname Sassinoro = Saxonorum curtis in Benevent hin.

S. 130 f.: Als ein Zeichen für die Fortdauer sächsisch-angelsächsischer Verbundenheitsgefühle kann man es vielleicht auffassen, wenn an der alten Pariser Universität die „englische Nation" auch die Deutschen und Nordländer mitumfaßte, so daß im damaligen Paris also alle Germanen als Engländer galten (Schütte, § 178).

Umgekehrt betrifft der älteste urkundliche Beleg der Sprachbezeichnung theodisce, von der der deutsche Volksname abzuleiten ist, eine Erwähnung der angelsächsisch-englischen Volkssprache. Vgl. dazu den Aufsatz „Der Name Deutsch" von Karl Erdmann in der Sammelschrift

„Karl der Große oder Charlemagne? Acht Antworten deutscher Geschichtsschreiber" (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1935), S. 96.

S. 134: Eine weitere karolingisch-ludolfingische Verwandtschaftsbeziehung, durch die Otto der Große als Nachfahr Karls des Großen erscheint, wird vermutet. Danach war die Gattin Ottos des Erlauchten und Mutter König Heinrichs I. namens Hathui eine Urenkelin Karls des Großen, nämlich eine Tochter Eberhards von Friaul und der Karolingerin Gisela. Durch seine Mutter Mathilde stammt Otto der Große übrigens in direkter Linie von Widukind ab, wonach also das Blut der beiden für den Sachsenstamm und seine Eindeutschung entscheidenden geschichtlichen Persönlichkeiten sich in dem großen Sachsenkaiser vereinten. (Vgl. Familiengeschichtliche Blätter / Deutscher Herold, Jahrgang 1938, Heft 2/3: „Eine Karolinger Abstammungslinie des schweizerischen Generalstabschefs Sprecher von Bernegg.")

S. 134: Es wird zumeist angenommen, daß Ludolf ein Sohn des sächsischen Grafen Egbert und der heiligen Ida war, da er diese in ihrem westfälischen Besitz beerbte. Da Egbert als Neffe Widukinds — Sohn von dessen Bruder Bruno — und Ida die Heilige als Base Karls des Großen — Tochter des Karolingers Bernhard, eines natürlichen Sohnes von Karl Martell — angesprochen werden, wäre damit eine verwandtschaftliche Verbindung zu den beiden großen Gegenspielern des Sachsenkrieges und zudem eine erste karolingisch-ottonische Beziehung gegeben. Doch sind diese Zusammenhänge sehr umstritten.

Dr. Heinrich Böttger hat in zwei Arbeiten („Die Brunonen / Vorfahren und Nachkommen des Herzogs Ludolf in Sachsen von 775 bis 9. Dezember 1117 nebst den Voreltern desselben überhaupt", Hannover 1865, und „Geschichte der Brunonen-Welfen", Hannover 1880) auf Grund einer Untersuchung der Allodialgüter und ihrer Vererbung eine andere Sippschaftstafel aufgestellt. Danach wäre Ludolf ein Urenkel des sächsischen Heerführers Bruno in Engern. Da sein als Brunos Sohn bezeichneter Großvater Berno mit Widukinds Tochter Hasela vermählt war, wäre Herzog Ludolf auch ein Urenkel Widukinds. Egbert und die heilige Ida aber erscheinen bei Böttger als Ludolfs Großeltern mütterlicherseits, da Ludolfs Vater Bruno (II.) mit deren Tochter vermählt war.

S. 135: Was das brunonische Motiv angeht, so gehört hierher auch die Tatsache, daß das berühmte Familienkloster der Ludolfinger-Brunonen zu Gandersheim zunächst 852 von Herzog Ludolf in Brunshausen gegründet und erst vier Jahre später nach Gandersheim verlegt wurde. In Brunshausen ist Ludolf dann auch bestattet worden. Andere mit dem brunonischen Geschlechtsnamen zusammengesetzte Ortsnamen sind — außer dem berühmtesten, Braunschweig, von dem noch eigens die Rede sein wird — Brunsbüttel, Brunsberg, Brunsleben, Brunsdorp und Brunsrode.

S. 136: Daß König Heinrich der Nahmensahn aller künftigen Heinriche auf den europäischen Königsthronen wie auf den deutschen Fürstensitzen war, hat Edward Schröder in einem Aufsatz „Von der Verbreitung des Namens Heinrich und dem Schicksal der Fürstennamen überhaupt" in seinem Buch „Deutsche Namenkunde" festgestellt.

S. 137f.: Die erwähnte Arbeit von Heinrich Böttger über die Brunonen enthält umfassende Stammtafeln der älteren und der jüngeren Brunonen, auf denen die jüngeren Brunonen insofern als die älteren erscheinen, als sie auf Ottos des Erlauchten älteren Bruder Bruno zurückgeführt werden. Böttger nennt in der Vater-Sohnfolge von Herzog Ludolf an: Ludolf I., Bruno III., Ludolf II., Bruno IV., (Ludolf III. und) Bruno V., Bruno VI. Der letztere erscheint bei ihm als Gründer Braunschweigs und Gatte der Gisela von Schwaben. Er gehört danach der gleichen Generation wie Kaiser Otto III. an und soll nach dessen Tode Ansprüche auf die deutsche Krone erhoben haben, die später von seinem Urenkel Egbert II., dem letzten aller Brunonen, gegen den Salier Heinrich IV. erneuert wurden.

S. 139: Durch seine eigene Abkunft stand Lothar von Supplinburg in einer Verwandtschaftsbeziehung zu den Billungern, denen er als Sachsenherzog folgte. Lothars Mutter Hedwig von Formbach, die einem bayrischen Geschlecht entstammte, war eine Stiefschwester des letzten Billungers Magnus. Dessen Töchter Eilike und Wulfhild Billung waren daher Stiefbasen Lothars von Supplinburg. Da die eine Billungerin Albrechts des Bären, die andere Heinrichs des Stolzen Mutter war, bestand also eine mittelbare Verwandtschaftsbeziehung Lothars sowohl zu dem von ihm eingesetzten ersten askanischen Markgrafen wie auch zu seinem späteren welfischen Schwiegersohn und Erben.

S. 140: Die nacheinander mit einem Brunonen, einem Babenberger und einem Salier vermählte Konradingerin Gisela von Schwaben stammte durch ihre Mutters-Mutters-Mutter von

König Heinrich I. Ihre Mutter war die burgundische Welfin Gerberge, ihre Großmutter die westfränkische Karolingerin Mathilde und ihre Urgroßmutter die Ludolfingerin Gerberge, eine Tochter König Heinrichs.

S. 149: Nach einer Anmerkung Dr. Otto Plaßmanns, des Herausgebers der Zeitschrift „Germanien", zu einer Aufsatzveröffentlichung über den Stammesnamen der Sachsen hat es tatsächlich auch eine sächsische Schweiz oder vielmehr schweizerische Sachsen gegeben. Nach Plaßmann sind die Walser, deren wir bereits im burgundischen Abschnitt Erwähnung taten, Sachsen gewesen, die vor ihrer Einwanderung in das Wallis an der unteren Elbe saßen. So sei auch ihr Name in die schweizerischen Hochtäler gelangt, wo er in einigen Ortsnamen fortlebt. Dr. Plaßmann führt die Namen Obersaxen (im Engadin) und Misox an, deren zweiter Mittelsachsen bedeutet und so eine Art rätische Abwandlung des englischen Middlesex darstellt.

S. 149: Die Ostpläne der sächsischen Polenkönige erwähnt das populäre Bändchen „Die deutschen Volksstämme in Vergangenheit und Gegenwart / Eine deutsche Stammeskunde" von Dr. Otto Appel (Limburg an der Lahn, Verlag Steffen 1937), S. 102ff.

S. 149: An Polens sächsisches Jahrhundert, das mit Unterbrechungen von 1697 bis 1815 gedauert hat, erinnert in Warschau der von Pöppelmann gestaltete Sächsische Garten sowie der später von den Polen Pilsudskiplatz genannte Sächsische Platz.

S. 152: In der „Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte" Kulischers wird in einem Abschnitt über die Sachsen und Friesen als Händler des Mittelalters gesagt, im Finnischen bezeichne der Name saxa als Erinnerung an diese Frühzeiten des Handels den Kaufmann schlechthin (I, 86).

S. 152f.: Über „Die Bezeichnung Sachsen in Estland" vgl. Alexander v. Stryk im Deutschen Adelsblatt, Jahrgang 1937, Nr. 37 vom 11. 7., S. 1146f.

Nach dem Aufsatz „Altgermanisches Sprachgut in den ostbaltischen Ländern" des finnischen Germanisten T. E. Karsten („Baltische Lande", I, S. 60—87) erscheint der sächsische Name in Finnland in zweifacher Gestalt, als „Saksa" und als „Sassi". Die ältere Form Saksa, die ihren Ausgangspunkt im altschwedischen Saxar hat und sich ursprünglich auf die Altsachsen bezog, ist heute gemeinsame Bezeichnung für „Deutscher", „Deutschland" und den „umherziehenden Kaufmann". Die Form Sassi, die auf die mittelniederdeutsche Namensform Sasse zurückgeht und wahrscheinlich in der Blütezeit der Hanse übertragen wurde, ist in finnischen Hofnamen erhalten.

S. 154: Über das Sachsenfeld und den Sachsenfluß im südlichen Serbien vgl. den Aufsatz „Deutsche besiedeln den Donauraum" im Deutschen Adelsblatt, Jahrgang 1938, Nr. 20 vom 14. Mai, S. 656ff.

S. 155: Keine Erwähnung konnten in dem Kapitel die zahlreichen und namensgeschichtlich nicht uninteressanten Fälle finden, in denen der Stammesname als Personenname vorkommt. Schon der altdänische Chronist Saxo Grammaticus — von den Dänen Sakse genannt — gehört hierher, ebenso der Schuhmacher und Meistersinger Hans Sachs, aber auch der berühmte Marschall von Sachsen und der Chevalier de Saxe, die beiden natürlichen Söhne des Sachsenpolenkönigs August der Starke. In einem besonders eigenartigen Fall hat der sächsische Personenname sogar weiter namengebend gewirkt: Das erst in unserer Zeit in Mode gekommene Saxophon ist nämlich — ebenso wie das Saxhorn, die Saxtuba und die Saxtromba — eine Erfindung des im vergangenen Jahrhundert in Paris gestorbenen belgischen Blasinstrumentenmachers Adolphe Sax, dessen Vater aus Sachsen nach Dinant in Belgien ausgewandert ist.

S. 155: Otto der Große war bei den Ungarn, die von ihm auf dem Lechfeld besiegt wurden, ebenso wie sein Vater nur als Herzog von Sachsen bekannt, obwohl der den Ungarn nächste deutsche Stamm die Bayern waren. Da sowohl die Zips wie Siebenbürgen mit ihren Sachsen-Deutschen zum Bereich der späteren ungarischen Stefanskrone gehören, ist ein Zusammenhang nicht ausgeschlossen.

Hingewiesen sei auch kurz auf die Tatsache, daß König Geisa von Ungarn, der die ersten deutschen Ansiedler in das siebenbürgische Sachsenland rief, zeitweise mit Heinrich dem Löwen im Bunde stand, was ebenfalls bei der Namengebung von Einfluß gewesen sein könnte.

Franken

S. 156 f.: Der anglisch-englische Name erinnert an den der Ingwäonen, zumal die Angeln und ihre angelsächsisch-englischen Enkel in der Tat Ingwäonen waren; Much denkt an ein Ablautverhältnis der beiden Namen. In den Formen „Inglis" (wie die Engländer bei den Orientalen heißen) und in Ingilterra tritt die Ähnlichkeit noch deutlicher hervor.

S. 157: Die Frage des Fortlebens der alten Stämmegliederung in den späteren deutschen Mundarten hat Theodor Frings in einem Aufsatz „Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache" in der „Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft" (I. Jahrgang, Heft 3) behandelt. Wenn er als drei deutsche Sprachgruppen das „Küstendeutsche", „Binnendeutsche" und „Alpendeutsche" aufweist und zum Ingwäonischen, Istwäonischen und Erminonischen in Beziehung bringt, so stellt er damit das aus dem „Küstendeutsch" entwickelte Niederländische zum Ingwäonischen und das „Binnendeutsch"-Niederdeutsche zum Istwäonischen, was den geschichtlichen Überlieferungen insofern widerspricht, als die Niederländer trotz ingwäonischer Einschläge auf die istwäonischen Franken zurückgeführt werden. Judem bleibt die wichtige Frage nach der Einordnung der Angelsachsen-Engländer bei einer solchen, an sich sehr bestechenden Gliederung ungeklärt.

S. 159: Die Franken werden zuerst im Jahre 258 erwähnt. Doch tauchen schon drei Jahrhunderte vorher bei Cicero Frangones neben Suevos auf, die wir trotz der völligen Vereinzelung dieser Namensnennung als Vorläufer der Franken auffassen können. Die griechische Namensform, die Cicero gebraucht, läßt darauf schließen, daß er seine Kenntnis einer griechischen Quelle, wahrscheinlich dem Poseidonios, dankt. Die lange Erwähnungspause erinnert an die zwischen Ermunduren und Thüringern sowie zwischen Chatten und Hessen.

S. 165 f.: Die Auflösung des fränkischen Herzogtums und des Frankenstammes vollzieht sich paradoxerweise unmittelbar nach der weitesten Ausbreitung der fränkischen Herrschaft und des fränkischen Namens. Noch Notker der Stammler von St. Gallen sagte, daß „Frankenland" alle Länder diesseits der Alpen genannt werden, und Otfried von Weißenburg gebraucht im 9. Jahrhundert für die deutsche Sprache den Namen frenkisgiu zunga. Und das Fränkische Recht blieb nicht nur — wie das Sächsische in Niederdeutschland — in ganz Oberdeutschland gültig, sondern es ist außerdem zur Grundlage des französischen und auf dem Wege über die französischen Normannen des englischen und des unteritalienischen Rechtes geworden.

S. 169: Vgl. den von Joseph Dünninger verfaßten Abschnitt über die Mainfranken in dem Wählerschen Sammelwerk „Der deutsche Volkscharakter", S. 254—263.

S. 170 f.: Außer am Main gibt es bekanntlich auch an der Oder eine Furtstadt der Franken. Frankfurt an der Oder wurde im 13. Jahrhundert wahrscheinlich als Patenstadt Mainfrankfurts an einem wichtigen Oderübergang angelegt und stand als Handelsort immer in lebhaften Beziehungen zu ihrer Namensvetter- oder Schwesterstadt am Main. Kaufherren aus Main-Frankfurt waren auf den großen Märkten in Frankfurt an der Oder vertreten, Oder-Frankfurter erschienen umgekehrt am Main, und noch jüngst trafen sich die Ratsherren der beiden Frankfurtstädte zu einer gemeinsamen Tagung in Frankfurt am Main.

Auch außer Main- und Oder-Frankfurt gibt es eine große Zahl von Orten namens Frankfurt oder Frankfort in aller Welt. Es soll insgesamt über 40 Frankfurts geben, darunter je eines in den nordamerikanischen Staaten Kentucky und Indiana und eines bei East London in Südafrika.

S. 177: Nach den Feststellungen des Romanisten W. v. Wartburg kann man das Französische immerhin insofern doch als eine fränkische Sprache bezeichnen, als der Unterschied zwischen der nordfranzösischen Hochsprache und den provenzalischen Mundarten auf die fränkische Besiedlung des Nordens zurückzuführen ist: „Die Franken sind es, die dem Latein nördlich der Loire die besonderen Wesenszüge gegeben haben, durch die es die ersten markanten Eigenzüge erhielt, durch die es zum Französischen wurde" (W. v. Wartburg, Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume, Zeitschrift für romanische Philologie 56; vgl. auch Forschungen und Fortschritte, 8. Jahrgang 1932, S. 268 f.)

S. 183 f.: Von dem orientalischen Europäernamen, nach dem Europa selber Ferenghistan oder Frankistan — wie Indien Hindostan und die Türkenheimat Turkestan — heißt, kommt noch eine weitere Ableitung her, die auf einem seltsamen Umweg wieder nach Europa zurückführt. Nach einem Aufenthalt in der Türkei nämlich nannte sich der jüdische Sektenstifter Jankiew Lejbowicz aus Podolien Jakob Frenk oder Frank. Dieser, ein Schwärmer und Hochstapler zu-

gleich, der sich in Österreich „Baron Frank" nennen ließ, trat zuerst als Messias einer jüdischen Sekte auf, ließ sich dann mit seinen Anhängern taufen, trat auch einmal zum Islam über und begründete schließlich die jüdisch-christliche Sekte der „Frankisten", für die er eine eigene Lehre von der Viereinigkeit erfand. Die frankistische Bewegung hatte auch über das Ende ihres hochstaplerischen Begründers hinaus Bestand und soll in den slawischen Ländern sogar heute noch über eine gewisse Anzahl von Anhängern verfügen. Zu einem früheren Abschnitt unserer Darstellung gehört die Tatsache, daß die Söhne des „Barons" Frank, der seinen Namen selber aus dem Orient mitgebracht hatte, sich in dem Paris der Revolutionszeit, bevor sie unter der Guillotine endeten, „Frei" nannten, also den Namen unter Zugrundlegung seines französischen Sinnes aus dem Orientalischen ins Deutsche übersetzten.

Schwaben

S. 185 f.: Die spezifische Deutschheit der Schwaben erweist sich auch an einzelnen Zügen. So wird heute von verschiedenen Autoren ihre nordisch-germanische Rassenprägung hervorgehoben: Keyser weist in seiner Bevölkerungsgeschichte darauf hin, daß die Bevölkerung Württembergs im frühen Mittelalter und auch heute noch stärkere nordische Züge aufweist, als es bei den Franken der Fall ist, und Gustav Paul nennt die Alemannen „bis in die Karolingerzeit überwiegend nordisch"; bei den Schwaben Württembergs stellt er eine starke Beimischung fälischer Rasse fest, womit er die Charakterzüge in Zusammenhang bringt, die die Schwaben auffälligerweise mit den Niederdeutschen gemeinsam haben. Eine entsprechende Gemeinsamkeit zwischen Niedersachsen- und Alemannentum stellt übrigens auch die Mundartforschung fest, nach der der alemannische Sprachraum neben dem niederdeutschen den konservativsten Charakter zeigt, so daß hier wie dort ungewöhnlich viel alte Formen gewahrt geblieben sind. Vielleicht darf man diese Gemeinsamkeiten auf das Erminonentum der in den Niedersachsen aufgegangenen Cherusker zurückführen, die das bedeutendste nichtswebische Erminonenvolk waren.

S. 188: Über die nordische Urheimat der Sweben vgl. insbesondere den Aufsatz „Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt" von Professor Gustav Schwantes (Erstes Nordisches Thing in der Böttcherstraße zu Bremen, Angelsachsen-Verlag Bremen 1933, S. 47—56), in dem Schwantes als erste Germanenwanderung nach dem Ende der Bronzezeit die für die Zeit um 550 angesetzte Einwanderung der Elbgermanen aus dem nordischen Gebiet erwähnt.

Einen sprachgeschichtlichen Zusammenhang zwischen den Namen der Sweben und Schweden nimmt nach Karsten („Die Germanen", S. 149) der nordische Sprachforscher Helmquist an, der den Namen der Suevi als eine Labialerweiterung zu sve- im Namen der Svear begreift.

Am nachdrücklichsten tritt für einen Zusammenhang zwischen Schweden und Schwaben Karl Simon in seinen „Frühgeschichtlichen Siedlungsstudien" (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, LXXIV. Band, Berlin 1937) ein. Simon vermutet, daß sie schon im Norden einen politischen oder Kulturverband darstellten, in dem die Svear oder Sweonen — wie im Süden später die Semnen oder Semnonen — das Kernvolk bildeten.

Außer dem schwäbischen wird auf den schwedischen von manchen auch der schweizerische Name zurückgeführt. Die Simonschen Studien bringen reiches Material für diesen Zusammenhang bei, der auf eine auch namensmäßige Zusammengehörigkeit der beiden heutigen Alemannenstämme der Schwaben und Schweizer schließen ließe. In der Schweiz selber gibt es eine alte Überlieferung, nach der Schweden das Heimatland jener Auswanderer war, die Schwyz und damit der späteren Schweiz den Namen gegeben haben. Fragt man die Bewohner des Haslitales, die sich durch ihren auffälligen nordischen Typus von ihren Nachbarn unterscheiden, nach den Ursachen dieser Verschiedenheit, so geben sie mit Stolz zur Antwort, daß sie Schweden seien.

S. 188: Rudolf Much sagt in seinem Aufsatz „Germanische Stammesnamen" in der Festschrift für Herman Hirt (Germanen und Indogermanen, Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur. Herausgegeben von Helmut Arntz. Indogermanische Bibliothek, III. Abteilung, 15. Band, II. Teil, S. 493 ff.): „Die Semnonen haben sich zwischen Elbe und Oder wohl schon angesiedelt, bevor es Ostgermanen in Deutschland gab", und führt als Beweis für alte unmittelbare Nachbarschaft zwischen Sweben und Illyrern die Tatsache an, daß aus Istrien ein Name Suefia überliefert ist. Nach Muchs Meinung kann der Swebenname von den Illyrern in ähnlicher Weise nach dem Süden mitgeführt worden sein wie von den Westgoten der preußische Name Galindus.

S. 189: Das Schwäbische Meer, das vorher das Brigantinische und noch früher das Venetische hieß, bildete später den geographischen Mittelpunkt des alemannisch-schwäbischen Stammesgebiets. Verlief nach Chlodwigs Alemannensieg von 496 am Bodensee die Grenze zwischen dem fränkischen und dem gotischen Teil Alemanniens, so bildete er nach der 1096 erfolgten Aufteilung Alemannien-Schwabens zwischen Zähringern und Staufern die Grenze zwischen dem staufischen Restschwaben und dem neuen „Herzogtum Zähringen". Und auch heute noch stellt das alte Schwabenmeer die Grenze zwischen dem württembergischen Schwabentum und dem schweizerisch-vorarlbergischen Alemannentum dar. Da außer den Elsässern und den bayrischen Schwaben (die aber nicht weit entfernt sind) alle alemannischen Teilstämme, auch die badischen Alemannen im engeren Wortsinne, an den Bodensee grenzen, ist dieser noch immer der unumstrittene Mittelpunkt Großalemanniens.

S. 189: Zu den schon in der Frühzeit in den Südwesten vorgestoßenen swebischen Auswandererstämmen gehören auch die Nicretes oder Neckarschwaben, die man in einem noch engeren Sinne als Markomannen oder Ermunduren als Sweben ansieht. Sie siedelten am unteren Neckar, wo das ehemals keltische Lobodunum, das heutige Ladenburg zwischen Mannheim und Heidelberg, ihre Hauptstadt war. Sie sind später wahrscheinlich in den Alemannen, ihrem swebischen Bruderstamm, aufgegangen.

S. 193: Der Name der Quaden bedeutet nach Much „die Schlimmen". Wir begegnen dem gleichen Grundwort im späten Mittelalter im Beinamen des welfischen Herzogs Otto der Quade (der Böse) von Braunschweig-Göttingen (1367—1394).

S. 195: Nach Alfons Dopsch („Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen und Mähren", in: Der ostdeutsche Volksboden S. 27) lassen eine große Anzahl alter Ortsnamen in Mähren noch heute ein altes Quadengebiet erkennen, das vom niederösterreichischen Waldviertel bis Mittelmähren und von der ostböhmischen Grenze bis etwa zur March gereicht hat. Sprachliche Gründe weisen nach Dopsch auf ein höheres Alter als die spätere Kolonisation: „Gewisse lautliche Erscheinungen können nur gedeutet werden, wenn man eine dauernde deutsche Besiedlung seit der Quadenzeit annimmt." Die Tatsache, daß es ähnliche Namensbildungen auch am Vogelsberg und im Hessischen gibt, spricht nach Dopsch dafür, daß die Quaden aus diesen Gebieten nach Mähren gewandert sind.

S. 196: Gamillscheg erwähnt auch einen Schwabennamen in Frankreich, der durch seine absonderliche Form auffällt. Man würde hinter dem Namen Ecoivres schwerlich die Schwaben suchen, wenn der gleiche Ortsname nicht aus dem Mittelalter (1150) als Suavia belegt wäre. Ein Zwischenglied der Entwicklung stellt die 1079 belegte Form Esquaviae dar, die den schwäbischen Namen gleichsam in westfälischer Aussprache wiedergibt. Die Einschiebung des Gutturals erinnert an das Wort Sklave, das aus dem Volksnamen der Slaven entstanden ist, doch entstammt der Guttural hier dem Griechischen.

S. 197f.: Nach Schönfelds Wörterbuch der altgermanischen Personen und Völkernamen gehört der Name der Semnen-Semnonen wahrscheinlich zu althochdeutsch samana „zusammen" und bedeutet vielleicht „Allmänner". Trifft diese Etymologie zu, so wäre der Alemannenname nur eine jüngere Entsprechung zu dem älteren semnonischen.

S. 197ff.: Wenn der Name Erminonen, wie Otto Bremer annimmt, „Gesamt-Sweben" „Groß-Sweben" oder „Sweben im weiteren Sinne des Wortes" bedeutet, so könnte man Alemannen als eine Entsprechung zu Erminonen, wenn nicht sogar als eine Übersetzung dieses Namens ansehen.

Bremer stellt im übrigen für die Zusammenhänge zwischen alten und neuen Stammesgruppen die folgende sehr interessante Gleichung auf:

Istraiwen	: Chamavi	: Salii	(Ripuarii, Hessen)	: Franken
Ingwiaiwen	: Chauci	: Sachsen	(Angeln, Friesen)	: Anglofriesen
Erminen	: Suebi Semnones	: Alemannen	(Bayern, Thüringer)	: Hochdeutsche

S. 201: Die mangelnde Volkstümlichkeit des alemannischen Namens läßt sich auch daran erweisen, daß er nie zum gebräuchlichen Landesnamen geworden ist. Es gibt zwar den Namen Alemannien für das schwäbische Stammesland, doch weist dieser sich schon durch seine ungewöhnliche Bildung als eine Entlehnung aus dem Lateinischen aus. Auch die anderen Landesnamen haben ihre lateinischen Entsprechungen, aber darum wurde Sachsen doch nicht (nach Saxonia) etwa Sachsonien oder Franken (nach Franconia) Frankonien oder — ein etwas näherliegendes Beispiel — Thüringen nach Thuringia Thüringien genannt. Auch die meisten anderen Stammesnamen — Schwaben, Bayern, Lothringen, Hessen, Pommern, Preußen —

kehren unverändert — trotz Suebia, Bavaria, Lotharingia, Hassia, Pomerania, Borussia und Prussia — in den entsprechenden Landesnamen wieder, was am ehesten bei Lothringen verwundert, weil hier der Name des Landes älter als der des Stammes ist. Unter den alten Stämmen machen nur die Friesen eine Ausnahme, deren Land nicht schlechthin „Friesen", sondern Friesland genannt wird — was vielleicht damit zusammenhängt, daß die Friesen von jeher mehr dem Meer als dem Lande zugewandt waren. Die Pfalz und die Mark fallen dadurch aus dem Rahmen des Üblichen, daß hier — wie bei Lotharingien-Lothringen — der Stammesname vom Landesnamen hergeleitet ist, und entsprechend verhält es sich mit Mecklenburg und den Mecklenburgern. So ist von allen deutschen Stammes-Landesnamen nur Schlesien (Silesia) mit Alemannien vergleichbar, doch trifft der Vergleich auch hier nur zum Teil zu, da wie der Landes- auch der Stammesname der Schlesier — vielleicht wie der der nachbarlichen Märker und Mecklenburger vom Landesnamen hergeleitet — das charakteristische dazwischengeschaltete i enthält. Um eine völlige Entsprechung zu Alemannien zu finden, müssen wir uns zu den Frühstämmen zurückwenden, bei denen uns der Name Gotien (hauptsächlich für das Krimgotenland) begegnet. Auf eine ganz entsprechende lateinische Form weist der Name der Lombardei zurück, doch hat die lateinische Ableitungssilbe hier eine Wandlung nach deutschen Lautgesetzen erfahren, so daß dieser Name — im Gegensatz zum mittelhochdeutschen „Lamparten" — neben denen der Walachei, der Türkei, der Mongolei und der Mandschurei steht. Eine abseitige Stellung nimmt das Wandalenland Andalusien ein, und einzigartig ist auch der Name Burgund für das Land der Burgunder, die damit ihr letztes Siedlungsgebiet unmittelbar nach ihrem ältesten Ursprungslande benannten, von dem sie selber den Namen führten.

S. 203: Über die große Schwabenstraße des Mittelalters vgl. Gustav Pauls „Gestaltungskräfte", S. 110, sowie die dazu angegebene Literatur S. 157.

S. 204: Auch Karls des Dicken natürlicher Sohn Bernhard, den der Vater der Obhut seines Nachfolgers Arnulf von Kärnten anempfohlen hatte, machte 890 noch einmal einen Versuch zur Erneuerung des schwäbischen Königtums. Da er sich zu diesem Zweck in eine Verschwörung gegen König Arnulf einließ, mußte er fliehen und wurde später erschlagen.

S. 209: Daß Schwaben auch nach der Aufteilung von 1096 noch als stammes- und gebietsmäßige Einheit angesehen wurde, kann man der Tatsache entnehmen, daß 1165 das oberitalienische Chiavenna — zu deutsch Kläfen — zum Herzogtum Schwaben gezogen wurde.

S. 213: Zum Thema „Schwabenstamm" gehören auch geläufig gewordene Begriffe wie „Schwabenstreiche" oder „Schwabenalter", die wenigstens an dieser Stelle angeführt seien; das erste Wort kennzeichnet den schwäbischen Humor, das zweite, von dem Schwaben Wieland 1793 zuerst gebraucht, die Schwerfälligkeit der Schwaben, die erst im Schwabenalter von vierzig Jahren gescheit werden sollen.

S. 214: Bahnsons Stamm- und Regententafeln (III. Band, Tafel 101) führen Albrecht von Österreichs Enkel Leopold III. den Frommen, also einen Urenkel Rudolfs von Habsburg, 1365 noch einmal als Herzog von Schwaben auf, doch dürfte sich sein Herzogtum auf die sogenannten vorderösterreichischen Länder der Habsburger im alemannischen Stammesraum beschränkt haben.

S. 216: Daß auch einmal von der Möglichkeit eines badischen Königtums die Rede war, können wir aus dem dritten Bande von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" entnehmen. Es werden hier die Pläne eines badischen Politikers von Roggenbach erwähnt, der 1866 eine Vergrößerung Badens auf Kosten Bayerns erstrebte und wahrscheinlich der Urheber der 1881 auftretenden Gerüchte war, nach denen Baden zum Königreich erhoben werden sollte. In einem in der Anlage abgedruckten Briefe des Kronprinzen Friedrich an Bismarck vom August 1881 nimmt jener, obwohl der badische Großherzog sein eigener Schwager ist, entschieden gegen derartige Pläne Stellung.

S. 216: Auch der Ortsname Schwabmünchen (nahe Augsburg am Lechfeld) trägt den schwäbischen Stammesnamen, und zwar zur Unterscheidung dieses „Mönchen"-Ortes von dem unweit gelegenen bayrischen München und von Waldmünchen im Böhmerwald.

S. 217: Über kuriose schweizerische Pläne, nach dem Vorbild des Niederländischen eine eigene alemannische Schriftsprache zu schaffen, berichtet unter dem Titel: „Alemannisch als Schriftsprache?" Georg Schlebe in der Zeitschrift „Deutsche Arbeit" des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland (37. Jahrgang, S. 225ff.): „Der Traum des alten Bodmer feiert fröhliche Urständ, die alemannische Mundart zur schweizerischen Nationalsprache und damit Schweizer Hoch- und Schriftsprache zu erklären."

Bayern

S. 223: Zu dem Namenstypus der Bayern-Bajowaren gehört nicht nur der bereits erwähnte Name der (Alemannen-)Ziuwaren, sondern ebendahin gehören die noch näher zu betrachtenden Namen der fränkischen Chattuarier und Ripuarier und der gotisch-preußischen Widiwarier. Als von anderen Volksnamen abgeleitete Namen gehören Bajowaren und Chattuarier sogar enger zueinander. Zu ihnen sind außerdem die Bruktuarier, die zweifelhaften Teutonoarier des Ptolemäus und vielleicht die Falchowarier, bestimmt aber die Sturmarier im Lande Stormarn (mit dem Hauptort Hamburg) zu stellen, neben Holsten und Dithmarschen einer der drei Teilstämme der nordalbingischen Sachsen; sie führen ihren Namen sicher nach den späteren Bewohnern des pagus Sturmi um Verden an der Aller, der noch im Gudrunlied als Sturmlant oder lant ze Stürmen erwähnten Landschaft. Der am meisten dem bayrischen entsprechende Name dieses Typus ist aber zweifellos der der schwäbischen Rießer. Dieser lautet nämlich in seiner ältesten Form Raetobarii und kennzeichnet die Bewohner des nördlich der Donau gelegenen Teils der römischen Provinz Raetia in ähnlicher Weise als Nachfolger des rätischen wie der Bajowarenname die Bayern als Nachfolger des bojischen Volkes.

Einem anderen Teiltypus gehören die Namen der nach einer Flußlandschaft benannten Chasuarier (an der Hase) und Amsiwarier (an der Ems) zu, die wir neben den Marahwarja-Mährern (an der March) bereits nannten. Sie berühren sich mit den ebenfalls nach einer Landschaft benannten Angriwariern (im Angerland, den späteren Angrariern, Angariern, Engern) und Widiwariern (im Widland) und den Namen der angelsächsisch-jütischen Cantuari (in Kent) und Vectuarii (auf der Insel Wight). Weiter gehört aber hierher auch die angelsächsische Bezeichnung romware für den Römer und nicht zuletzt auch unser Wort Bürger für den Burg- oder Stadtbewohner, das in unserem Zusammenhang deshalb Beachtung verdient, weil von dem Grundwort Burg ja eine ganze Anzahl von Stammesnamen, neben dem der Brandenburger und Mecklenburger vor allem der der Burgunder abgeleitet ist. Da unser „Bürger" auf mittelhochdeutsches burgaere und althochdeutsches burgare und burgware — lateinisch burguarius — zurückgeht, gehört dieser deutsche Standesname seinem Typus nach ebensosehr zum bayrischen wie seiner Wurzel nach zum burgundischen Stammesnamen.

S. 223: Außer in der gelehrten Bezeichnung Bajowaren ist der zweite Bestandteil des alten Bayernnamens auch in dem lateinischen Landesnamen Bavaria gut erhalten geblieben, der auch darum interessant ist, weil in ihm der Diphthong ai nach romanischer Weise zu a monophthongiert ist.

S. 225: Nach Helmut Preidel („Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger" Kassel-Wilhelmshöhe 1930) sind im markomannisch-bayrischen Volke gar nicht einmal wenig keltische Reste aufgegangen. Preidel nimmt an, „daß die Markomannen schon kein reinblütig germanisches Volk mehr waren, als sie Böhmen besiedelten", da sie bereits vorher vieles von ihrem Kulturgut von den Kelten übernommen hatten. Infolge der Besiedlung Böhmens wurde dieser keltische Einschlag noch erheblich verstärkt; zahlreiche böhmische Fluß- und Bergnamen keltischen Ursprungs (wie Iser und Eger) geben von der Fortexistenz der bojischen Vorbevölkerung Zeugnis.

S. 233: Die alte Bezeichnung des böhmischen Groschens oder Dreikreuzers als „Böhm" sei hier beiläufig erwähnt, weil sie eine Parallele zum französischen Franc und schweizerischen Franken darstellt.

S. 235: Über die Bestrebungen des Bayernherzogs, den Böhmenkönig aus der Kur zu verdrängen, hat Zeumer in einem interessanten Aufsatz in der Historischen Zeitschrift (Jahrgang 1905, Band 94) behandelt.

S. 238: Wahrscheinlich bestand zwischen den karolingischen Unterkönigen und den luitpoldingischen Stammesherzögen von Bayern sogar eine nahe Sippenbeziehung. Graf Luitpold war ein Verwandter, vermutlich ein Vetter Arnulfs von Kärnten durch dessen bayrische Mutter Luitswinda und erscheint entsprechend als Markgraf außer vom Nordgau auch von Kärnten. Nach dem kaiserlichen Vetter hat dann wohl Luitpold seinem Sohne Arnulf den Namen gegeben, der sich also bei seiner Königserhebung im Jahre 919 mindestens namensmäßig auf eine karolingische Tradition berufen konnte.

So können sich als Nachfahren der Luitpoldinger die Wittelsbacher der Anknüpfung an die älteste deutsche (Vor-) Namenstradition, die karolingische, rühmen, denn diese Tradition

führt über Arnulf von Kärnten bis zum Ahnherrn der Karolinger, Arnulf dem Heiligen (612—628 Bischof von Metz) zurück. Daß die Wittelsbacher sich der (luitpoldingisch-)arnulfingischen Namensüberlieferung bewußt waren, zeigt die Wiederkehr der Namenswahl nach genau einem Jahrtausend. König Ludwig „der Teutsche" nannte seinen 1821 geborenen dritten Sohn, den späteren Prinzregenten von Bayern, nach dem Ahnherrn Luitpold, und wie der dux und marchio der Frühzeit hatte der gleichnamige Prinzregent einen Sohn Arnulf, der 1907 starb — auf das Jahr genau ein Jahrtausend nach dem ruhmvollen Tod des Ahnherrn in der Magyarenschlacht von 907. Als Enkel Ludwigs des Teutschen aber steht dieser wittelsbachische Arnulfinger neben dem Karolinger Arnulf von Kärnten, dem Enkel Ludwigs des Deutschen, des vom bayrischen zum ersten ostfränkisch-deutschen König aufgestiegenen Enkels Karls des Großen.

S. 242: Der Angliederung Istriens, Trients, Aquilejas und Veronas an Bayern entsprach auch eine gewisse bayrische Besiedlung dieser Landschaften. Nach Schütte war Friaul während der Stauferzeit von deutschen Kolonien bedeckt, deren Spuren in Ortsnamen wie Solimbergo und Spilimbergo fortdauern. Die Stadt Trient hatte — nach Erich Keyser — noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu einem Viertel deutsche Bevölkerung. Und im Bergland von Vicenza und Verona, also im Umkreis der „Berner Klause" und mitten in der eigentlichen Veronesischen Mark, entstanden die Sieben und Dreizehn Gemeinden der sogenannten Zimbern, wogegen allerdings umgekehrt im tirolischen Stubaital nördlich vom Brenner noch im 15. Jahrhundert romanisch gesprochen wurde.

S. 245: Die 1180 vollzogene Abtrennung der Steiermark von Bayern wurde nach dem Aussterben der Babenberger noch einmal für kurze Zeit rückgängig gemacht. Die Stände von Steiermark wählten 1253 Heinrich von Niederbayern zum Herzog, der sich aber gegen Ottokar von Böhmen und Bela von Ungarn nicht durchsetzen konnte. Da Herzog Heinrich mit einer Tochter König Belas vermählt war, konnte sein Sohn Otto nach dem Aussterben der Arpaden die ungarische Königskrone beanspruchen. In der Tat war Otto von Niederbayern 1305—1308 König von Ungarn, mußte aber vor dem neapolitanischen Anjous aus dem Lande weichen. Hier zeichnet sich als niederbayrisch-steirisch-ungarische Ausbreitung andeutungsweise bereits die spätere Expansionslinie des österreichischen Bajowarentums unter den Habsburgern ab.

S. 247: Die Auffassung, daß die Gewinnung Tirols für Bayern die letzte Wiederaufnahme seiner „markomannischen" Grenzaufgabe war, wird auch von Albrecht Haushofer vertreten („Der Alpenraum in der deutschen Geschichte" in „Das Werden des deutschen Volkes", S. 365): „Von entscheidender Bedeutung für das Werden des österreichischen Alpenstaates wurde die Tatsache, daß es der geschickten Politik der Habsburger gelang, die wittelsbachische Herrschaft über Tirol wieder zu beseitigen und so zu verhindern, daß das binnenländisch gewordene Bayern wiederum Anschluß an die Volksgrenze gewann."

S. 248: Der Österreichische Erbfolgekrieg wäre zweifellos vermieden worden, wenn der letzte Habsburger den ihm von Prinz Eugen in seiner letzten großen Staatsschrift aus dem Feldlager von Brüssel gegebenen Rat befolgt hätte, seine Tochter Maria Theresia mit dem Kurprinzen von Bayern zu vermählen, womit das Haus Habsburg wittelsbachisch (statt lothringisch) und Österreich wieder bayrisch geworden wäre. (Vgl. Alfons von Czibulka: Prinz Eugen und das Reich, Adolf Luser Verlag, Wien 1938, Reihe Süd-Ost, I. Folge, Nr. 2, S. 46 ff.)

S. 249: Nach Albert von Hofmann tauchte in Bayern nach Weltkrieg und Zusammenbruch der Gedanke eines Großbayern auf, das sich auf den Trümmern Österreichs erheben sollte. Hofmann führt diese Idee ad absurdum und sagt: „Das Letzte von allem war, daß Österreich in Bayern aufging."

S. 250: Wenn die bajowarischen Mundarten neuerdings auf Grund der dialektgeographischen Studien am Marburger Sprachatlas etwas anders eingeteilt werden — man unterscheidet vom „Nordbairischen" das „Ostbairische" sowie das „West- und Südbairische" (vgl. Bruno Schweizer: „Die Bairisch-Österreichische Mundart — ein Spiegel des Volkstums" in „Deutsches Volk kehrt heim", Das Ahnenerbe Berlin-Dahlem 1939) —, so sind doch auch nach dieser Gliederung das altbayrische und österreichische Bajowarentum durch keine Mundartgrenzen voneinander getrennt.

S. 250: Wenn uns an der böhmischen und ersten deutschen Universität Prag eine „bayrische Nation" neben der böhmischen, polnischen und sächsischen begegnet, so ist der Name hier keine eigentliche Stammesbezeichnung, denn wie die „sächsische Nation" alle niederdeutsch sprechenden Studenten, so faßte die bayrische alle mit hochdeutscher Muttersprache zusammen.

In diesen Zusammenhang gehört auch die bei den Lausitzer Wenden übliche Bezeichnung

Bawarski für das deutsche Gesamtvolk, die dem ähnlichen Gebrauch des sächsischen, fränkischen (nur bei Otfried) und schwäbischen Namens entspricht. Diese eigenartige Namengebung geht nach Ludwig Schmidt auf die Zeit der mittelalterlichen Ostsiedlung zurück, in der bayrische Einwanderer sich im Slawenlande niederließen.

Die Zugehörigkeit Salzburgs zum bayrischen Reichskreis veranlaßt uns, der besonderen Bedeutung Salzburgs als des bayrischen Stammes-Erzbistums wenigstens anmerkungsweise Erwähnung zu tun. Das Gebiet der Salzburger Erzdiözese stimmt weitgehend mit dem des alten bayrischen Stammesherzogtums sowie dem des heutigen bajowarischen Stammes überein, indem es vom Fichtelgebirge bis Brixen und ostwärts bis Wien reichte und auch das früh abgetrennte kärntnische Herzogsland mit einschloß. Bei keinem anderen Stamm lassen sich so weitgehende Übereinstimmungen zwischen Diözesan- und Stammesgrenzen feststellen.

S. 251: Die Verwandtschaft zwischen Friedrich Barbarossa und Otto von Wittelsbach geht auf des Staufers welfisch-billungische Großmutter Wulfhild zurück, deren Halbschwester Richgard einen scheyrisch-wittelsbachischen Pfalzgrafen heiratete und so Herzog Ottos Großmutter wurde. Die Mutter beider Schwestern und gemeinsame Ahnin des Kaisers und seines Gefolgmannes war Sophie von Ungarn, die in erster Ehe mit einem Markgrafen von Krain und Istrien aus dem Hause Weimar und in zweiter Ehe mit Magnus Billung vermählt war. Vgl. die „Historia Welforum", neu herausgegeben, übersetzt und erläutert von Erich König (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1938), S. 113f.

S. 251 ff.: Die gleichzeitige Anwärterschaft Bayerns, Böhmens und Österreichs auf das Kaisertum nach dem Interregnum ist von Albert von Hofmann im Schlußabschnitt seines Buches „Das bayerische Land und seine Geschichte" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1936) in einer der von uns vorgetragenen Auffassung so überraschend ähnlichen Weise dargelegt worden, daß wir im folgenden einen Großteil dieses Abschnittes zitieren:

„Wir haben am Schluß unserer Kurzausgabe ausführlich gesprochen über die historisch politische Bedeutung der Mark Brandenburg; wir schließen unsere Betrachtung Bayerns mit der Bemerkung, daß wenn es ein Gegenstück gab in Deutschland zur Mark, dies in einer Territorialbildung gesucht werden müßte, die an der Kreuzung des Inntals mit der Donau möglich war. Genau wie die große Zeit der askanischen Mark nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. kam, so kam damals auch vielleicht die Zeit einer großen bayrischen Machtstellung. Der Druck von Schwaben hört auf; die Babenberger in Österreich sterben aus und ebenso die Grafen von Tirol. Regensburg, völlig eingekreist, schien reif zum Fall. Eine Wittelsbacherin ist die deutsche Königin. Da kam die Teilung der Wittelsbacher im Jahre 1253. In dem Augenblick, in welchem im Osten durch die Ehe Otakars II. von Böhmen mit Margarete von Österreich eine neue Kombination Böhmen-Österreich im Entstehen war, mußte ein geeintes Bayern nach Osten sehen. Den Bayern kamen die Habsburger zuvor, und das Erbe Bayerns in den Alpen trat nach und nach das Haus Habsburg an. Es kam zum Kampf zwischen Bayern und Böhmen; vor allem aber hat sich Bayern im Jahre 1273 hinter Rudolf von Habsburg gegen Böhmen gestellt. Sobald Bayern aber merkt, daß die Habsburger an der Donau bleiben werden, wechselt es die Front. Da aber war es zu spät . . . Es wurde nicht zuletzt die militärische Kraft der Alpenländer, die das Haus Habsburg in die Höhe gehoben hat. Diese Kraft war aber eigentlich bestimmt, bayrisches Erbe zu sein."

Thüringer

S. 260: In der aus Hermunduri durch Dissimilation entstandenen vereinzelten Nebenform Hermunduli ist die zweite Namenshälfte, die den eigentlichen Namen enthält, wie eine Ableitungssilbe behandelt.

S. 260: Den verschiedenen Anlaut des (Ermun-)Duren und des Thüringernamens erklärt Schütte nach dem bekannten Vernerschen Gesetz und führt als Parallelerscheinung die Verschiedenheit des Anlautes im Worte Sachs und des Auslautes im Worte Messer an. Unser „Messer" nämlich geht auf althochdeutsches mazirahs (z = stimmhaftes s) und dieses auf eine ältere Form matizahs zurück, die wir aus dem altenglischen metiseax erschließen können. Matizahs aber heißt Speisesachs, Speisemesser (mit demselben Bestandteil, wie ihn das Wort Mettwurst noch enthält) und zeigt, wie — nach Verner — in schwachtoniger Stellung ein stimmloser Konsonant zum stimmhaften wurde.

S. 261 ff.: Wenn der Thüringerstamm aus einer Mischung so vieler Stämme hervorgegangen ist, so erklärt sich das vor allem aus der Eigenart ihres Landes, das ein typisches Durchgangsland ist. Der ständige Durchzug germanischer Stämme wie schon der frühen Sweben und später der Alemannen und Burgunder konnte nicht ohne Einfluß bleiben.

Aber sogar außergermanische Einflüsse haben sich in Thüringen nachweisen lassen. So muß aus den in Mitteldeutschland gemachten Funden einiger Schädel mit den Spuren gewaltsamer Umformung geschlossen werden, daß im 5. Jahrhundert thüringische Edle mit Frauen von hunnischer Abkunft verheiratet waren. (Vgl. dazu Ernst Wahle „Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit", Zeitschrift für Rassenkunde, Jahrgang 1936, S. 201 bis 203, sowie Heinrich Butschkow „Deformierte Schädel aus Mitteldeutschland", Mitteldeutsche Volkheit, 1935, Heft 2, S. 7—10).

S. 263: Nach den schon mehrfach angeführten „Frühgeschichtlichen Siedlungsstudien" von Karl Simon sind Siedlungen der Angeln, die ihren Namen tragen, in vielen Landschaften Deutschlands vertreten. Der bekannteste der von Simon aufgeführten Namen ist der des berühmten Pfalzortes Ingelheim, von dem es ältere Formen mit Angoln-, Angle-, Engilin- gibt.

S. 264: Über die Rheinthüringer in „Dorringen" vergleiche Eduards Heycks „Deutsche Geschichte" (Verlag von Velhagen & Klasing, Bd. I, S. 514f.)

S. 265: Das Kötzschke-Zitat entstammt einem wertvollen und anregenden Aufsatz über „Die mittelelbischen Lande in der deutschen Geschichte" in der Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart" 1930, S. 193—213. In dem gleichen Aufsatz ist auch die auf S. 16f. behandelte Bedeutung des Jahres 928 für die ostdeutsche und für die gesamtdeutsche Geschichte ausgezeichnet herausgearbeitet.

S. 267: Man hat es — wohl kaum zu Unrecht — als ein Zeichen für die ehemalige Ausdehnung des thüringischen Stammesraumes in den Norden gedeutet, daß die Grenze des sogenannten Sachsenhauses, die von der Oberweser die Leine abwärts zwischen Hildesheim und Braunschweig zur oberen Aller läuft, weit hinter der sächsischen Stammesgrenze zurückbleibt (vgl. Georg Schnath in „Das Werden des deutschen Volkes", S. 128).

S. 269: Über die Ansätze zu einem neuen thüringischen Stammesherzogtum unter den Markgrafen Poppo und Burchard vergleiche: Gerhard Läwen, „Stammesherzog und Stammesherzogtum", S. 21 ff.

S. 279 ff.: Nach dem Kolonisations- oder Osterlande Meißen führte zunächst auch der thüringische Neustamm des Kolonisationsgebietes den Meißner Namen. Wenn im gleichen ostdeutschen Entscheidungsjahr 928 Brandenburg erobert und die Burg Meißen gegründet wurden, so entspricht dem das spätere nachbarliche Nebeneinander des brandenburgischen und des meißnischen Stammes. Wie der Stammesname der Brandenburger dann vor dem märkischen, so trat der der Meißner vor dem sächsischen in den Hintergrund. Daß der meißnische Name aber ein echter Stammesname war, wird nicht allein durch die Häufigkeit des Familiennamens Meißner nahegelegt, der Namen wie Sachs, Frank, Schwab, Bayer, Böhm, Heß und Preuß entspricht, sondern durch einige Tatsachen auch unmittelbar bezeugt. So gab es an der Universität Leipzig — also auf meißnisch-sächsischem Boden — außer der fränkischen (oberdeutschen) und der polnischen eine sächsische (niederdeutsche) und eine meißnische Nation nebeneinander. Da das Wort Nation hier im Sinne von Stamm gebraucht ist, erscheint damit in Leipzig ein ausdrücklich vom sächsischen geschiedener meißnischer Stamm. Auch die Bezeichnung der halbhochdeutschen Sprache im (sächsisch-) niederdeutschen Sprachraum als „Missingsch", die auf die Kennzeichnung des Hochdeutschen als meißnische Sprache zurückweist, legt den Schluß nahe, daß das Meißnertum als Teil des deutschen Stammestums einst ein lebendiger Begriff gewesen ist. Josef Nadler bezeichnet entsprechend noch heute die Obersachsen vorzugsweise als Meißner und läßt auf der seinem „Stammhaften Gefüge" beigegebenen Karte „Thüringer und Meißner" nebeneinander erscheinen.

S. 281 f.: Über den engeren und weiteren Sinn des alten Namens Osterland orientiert am besten der Osterland-Artikel von Ferdinand Wachter in der „Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste" (Ersch und Gruber, Leipzig im Verlag von F. A. Brockhaus). Der umfassendste Sinn, den Wachter feststellt, nämlich Osterland gleich Morgenland oder Orient (in der althochdeutschen Evangelienharmonie), hat in unserem Zusammenhang nur theoretisches Interesse. Um so bedeutsamer ist seine weitere Feststellung, daß auch Österreich Osterland genannt wurde, so im Nibelungenlied und in einem Meistersinger-Kodex, wo es heißt: „Denn wäre ich Herr in Osterland, ehe ich verlöre die gute Stadt zu Wien." Vorzugsweise aber führt

diesen Namen von Anfang an das sächsische oder thüringische Osterland, auf lateinisch ursprünglich oriens, später terra orientalis genannt. „Die Behandlung dieses Artikels ist einer der schwierigsten geschichtlichen Gegenstände", sagt der Verfasser, doch gelingt es ihm, in eingehenden Ausführungen dieser Schwierigkeiten meisterhaft Herr zu werden. Fassen wir die Ergebnisse dieser Ausführungen zusammen, so können wir sagen, daß der Name ursprünglich alles Land östlich der Saale umfaßte, „soweit sich die Herrschaft der Teutschen darüber erstreckte" — er hatte zufrühest also den Sinn, der ihm in unserem Zwischentitel gegeben ist. Später erst erhielt die meißnische Mark ihren eigenen Namen, und noch später sonderten sich weitere ostthüringische Grenzgebiete ab, so daß der Name nur einem kleinen Teilgebiet verblieb, das ihn übrigens bis heute führt.

Auch über die Begriffsverwirrung, die durch die Bezeichnung sowohl des Osterlandes als auch der Lausitzer Mark als marchia orientalis entstanden ist, verbreitet sich Wachter eingehend. Um dieser Verwirrung zu steuern, tun wir gut, die Ostermark (marchia orientalis) vom Osterlande (terra orientalis) zu sondern und zu unterscheiden. Nicht ohne Interesse ist in unserem Zusammenhang auch die von Wachter festgestellte Tatsache, daß Lambert von Hersfeld, der die Ostermark Lausitz zu Sachsen rechnet, den Markgrafen von Meißen als Markgrafen der Thüringer bezeichnet, wie er entsprechend auch den Markgrafen von Österreich den Markgrafen der Bayern nennt.

In der neueren historischen Literatur finden sich Hinweise auf einen umfassenderen älteren Gebrauch des Namens Osterland bei Walter Heinrich „Wiprecht von Groitzsch und seine Siedlungen" (Mitteldeutsche Heimat, Volkstümliche Schriftenreihe, Heft 8, Dresden 1932, Verlag C. Heinrich) und Dr. Heinrich Leo „Untersuchungen zur Besiedelungs- und Wirtschaftsgeschichte des thüringischen Osterlandes in der Zeit des früheren Mittelalters" (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte, VI. Band, 3. Heft, Leipzig 1900, Druck und Verlag von B. G. Teubner). Nach Leo „ist von jeher die Bezeichnung terra orientalis zuweilen auch im weiteren Sinne gebraucht worden, und es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, sie als kürzesten Ausdruck für die in Frage kommenden Gebiete beizubehalten".

S. 285: Der bekannteste Träger des thüringischen Stammesnamens ist durch die Jahrhunderte der Thüringer Wald geblieben, dessen Name eine ähnliche Bildung wie der des Böhmer Waldes aufweist. (Der Name des zwischen beiden liegenden Frankenwaldes zeigt einen anderen Typus.) In der Frühzeit ermundurisch-thüringischer Geschichte hatte dieses mächtige Waldgebirge in der Mitte des weit nach Norden und Süden ausgreifenden Stammesgebietes gelegen, ist aber dann fast zum Grenzgebirge geworden. Immerhin gibt es noch heute Thüringer auch südlich des Thüringer Waldes, die man als Südthüringer von der Hauptmasse des Stammes unterscheidet.

S. 288: Über Friedrich den Freidigen als Enkel und Erben des Stauferkaisers Friedrich II. siehe Otto von Taubes Betrachtung auf Seite 373 ff. seiner „Geschichte unseres Volkes" (Erster Band: „Die Kaiserzeit", Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1938).

S. 288: Auch mit chiliastischen Bestrebungen war der thüringische Friedrich- und Kaisermythos zeitweise verbunden. So wurde der Führer des thüringischen Geißlerordens namens Konrad Schmid in der Mitte des 14. Jahrhunderts vom Volke „Kaiser Friedrich" und „König von Thüringen" genannt — zugleich also eine höchst seltsame Wiedererstehung des altthüringischen Königtums. (Vgl. Friedrich Kampers „Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter", 1895, S. 139 f.)

S. 289: Über Friedrich als „Friedensfürsten" und als ursprünglichen Mittelpunkt der Kyffhäusersage vergleiche die letzten Abschnitte von Heinrich Günters Werk „Das deutsche Mittelalter", Erste Hälfte: „Das Reich (Hochmittelalter)", S. 347. Die vorher auf S. 345 gemachte Angabe, Kaiser Friedrich habe seinem Enkel Friedrich von Meißen in seinem Testament Österreich und Steiermark vermacht, beruht jedoch auf einer Verwechslung. Friedrich der Freidige war im Todesjahr des Kaisers noch gar nicht geboren; seine Mutter heiratete Albrecht von Thüringen erst nach ihres Vaters Tode. Statt des freidigen (kecken) Friedrich ist der gleichnamige Sohn des im Aufstand gegen den kaiserlichen Vater gescheiterten deutschen Königs Heinrich im Testament genannt, da dieser, der 1251 starb, als Sohn einer Babenbergerin das nächste Anrecht auf das österreichische Erbe hatte.

Lothringer

S. 292: Über „Karlinger" als französischen Volksnamen vgl. Wolfgang Windelband in der polemischen Schrift „Karl der Große oder Charlemagne?", S. 111: „So bringt das Ende des dreizehnten Jahrhunderts schon die Möglichkeit, daß Frankreich mit der Berufung auf Karls Nachfolge sich an die bisher von Deutschland behauptete Stelle setze, und die Deutschen waren kurzsichtig genug, ihrerseits durch die vielfach übliche Benennung der Franzosen als ‚Karlinger' diesem Anspruch scheinbare Berechtigung zuzuerkennen und ihm damit selbst die Wege zu bereiten."

S. 292: Nach Schönfelds Wörterbuch der germanischen Personen- und Völkernamen geht der erste Bestandteil des Namens Chlotar-Lothar (und Chlodwig-Ludwig) auf eine indogermanische Wurzel zurück, von der auch das lateinische inclutus „vielgepriesen, berühmt" und entsprechende griechische und Sanskritworte abgeleitet sind. Und entsprechend dem germanischen Brauche sind auch im Gallischen (mit Cluto- und Cloto-), im Griechischen (mit Klyto-) und sogar im Sanskrit (mit Çruta-) Eigennamen zusammengesetzt.

S. 292: Ernst Förstemann führt in seinem „Altdeutschen Namenbuch" unter anderem folgende Namensformen auf, in denen sich die Entwicklung von Chlothachar zu Lothar widerspiegelt: Chlothachar. Chlotachar, Chlodachar, Chlotahar, Chlodahar, Chlodoare, Chlodchar, Chlodhar, Chlothar, Chlotar, Clotar, Hlothari, Hlodhari, Hlodhar, Hlodar, Hlothar, Hlotar, Lodhari, Lothar und Lotar; dazu: Lotharingi, Lotharingii. Lotharingia, Lothringia sowie die vereinzelte Form Lotha-Carlenses.

Die weitere Entwicklung des Namens zur Form Luther hin ist schon an sehr alten Belegen zu bemerken. Förstemann führt auf: Chlutar, Hluthar, Hludher sowie Luthoringi, Luteringi, Lutharii, Lutoringa, Lutheringia, Luteringia und Luthorium regnum.

S. 296: Nach dem Artikel über Arnulf von Kärnten in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" wurde Zwentibold — übrigens in der Gegenwart König Odos von Westfranken, der dem Kaiser zuvor gehuldigt hatte — 895 zum „unabhängigen König von Lothringen und Burgund" erhoben.

S. 308: In den Stammtafeln von H. Grote wird Lothier zu Lothoregia gestellt, während Lotharingia als das Land der „Lothar-inge", der Angehörigen König Lothars des Jüngeren erklärt wird.

S. 313: Die französische Abwandlung des Lothringernamens ist uns auch von dem Pseudonym des großen Malers Claude Gelée her geläufig, der sich als gebürtiger Lothringer — er war in der Nähe von Toul beheimatet — Claude Lorrain nannte.

S. 316: Zur Sonderstellung des Elsaß neben den Stammesgebieten im Mittelalter siehe Gerhard Läwen a. a. O., S. 50: „Franken, Schwaben, Bayern, dazu das fast autonome Elsaß sind die Einheiten, in denen sich die alte natürliche Einteilung des Reiches in die regna oder provinciae wiederfindet . . . Wo, wie im Elsaß und in Sachsen eine starke herzogliche Gewalt fehlt, ist der Stamm selbst Träger der Landfrieden."

S. 321: In der habsburgischen Zeit Spaniens bildeten die Niederlande samt Luxemburg mit der Franche-Comté (und Mailand) ein spanisches „Lotharingien" zwischen Frankreich und dem Reich, das die Spanier im Dreißigjährigen Krieg durch die Erwerbung der Pfalz abzurunden strebten. Zu dieser spanisch-lotharingischen Kombination gab es nach Albert von Hofmann bereits im 13. Jahrhundert einen Vorläufer. Als damals Alfons von Kastilien als Enkel Philipps von Schwaben zum deutschen König gewählt worden war, stellten sich Burgund, Trier, Lothringen, Brabant und Flandern hinter ihn, worauf sich Frankreich, England und Aragonien zu einem Gegenbündnis mit Richard von Cornwallis zusammenfanden.

S. 322: Die zitierte Schrift enthält je einen Aufsatz von Franz Steinbach und Franz Petri. Der Steinbachsche Aufsatz behandelt „Gemeinsame Wesenszüge der deutschen und der französischen Volksgeschichte" (erschienen als Band 1 der „Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung", Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1939).

Zur Kennzeichnung des lotharingischen Raumes als Herzraum des germanischen Abendlandes vgl. die zusammenfassende Formulierung Steinbachs: „Es geht um die Frage, warum die Mitte des Abendlandes im Mittelalter von den Küstenländern des Mittelmeeres nach Nordfrankreich

und ins Rheingebiet verlagert worden ist, warum in West-Mitteleuropa das neue Macht- und Kulturzentrum entstanden ist, aus dem der neue Mittelpunkt der Erde werden sollte."

S. 323: Wenn wir Lothringen mit Thüringen vergleichen, so gilt dieser Vergleich besonders für das lotharingische Belgien und das aus der thüringischen Mark hervorgegangene Meißen (Obersachsen). Ist jenes das dichtest bevölkerte Land Europas, so dieses entsprechend von Deutschland, wie es Nadler anschaulich formuliert: „Die Meißner sind auf kleinstem Raume der verhältnismäßig volkreichste Stamm. Denn Meißen ist das am dichtesten bevölkerte deutsche Land ... Da vordem der mittlere und kleine Grundbesitz überwog, ist Meißen die Landschaft der Städte geworden."

Hessen

S. 326: Much vermutet, daß die Chattuarier mit den auf jeden Fall mit ihnen und den Chatten verwandten Marsern identisch seien, wonach sich die Marser zu den (Chatwaren-) Chattuariern wie die Markomannen zu den Bajowaren (= Baioariern) verhielten.

S. 327: Aus der Grafschaft des Chattuariergaues sind später Grafschaft und Herzogtum Kleve hervorgegangen.

S. 328: Von Much wird der für die Hessen bei ihren Nachbarn gebräuchliche Beiname Hundehessen angeführt, bei dem Much einen Zusammenhang mit dem mittelhochdeutschen hessehunt „Hetzhund" vermutet, das zu hessen „hetzen" gehört.

S. 328: Zur Chasuarier-Theorie vgl. Theodor Steches Buch „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus" (Kabitzsch-Verlag, Leipzig 1937), S. 78f.

S. 329: Eine Dreiteilung der Franken in eine salische, ripuarische und chattische Gruppe nimmt sowohl Bühler in seiner „Deutschen Geschichte" (Bd. I, S. 81 f.) als auch Walther Schulze in Gebhards Handbuch der deutschen Geschichte vor.

S. 330: Im niederhessisch-niedersächsischen Grenzraum zwischen Eder und Diemel entstand später die Grafschaft Waldeck, deren Mittelpunkt das hessische Gericht Waldeck bildete. Sie war seit 1438 von Hessen lehnsabhängig. Noch 1842 nahm Kurhessen die Lehnshoheit über das inzwischen zum Fürstentum erhobene Land in Anspruch, allerdings ohne Erfolg. Das waldecksche Fürstentum überlebte den Zusammenbruch der Dynastien im Jahre 1918 und wurde erst 1929 Preußen einverleibt. Trotz überwiegend niederdeutscher Bevölkerung wurde es aber nicht zur Provinz Westfalen, sondern zu Hessen-Nassau geschlagen, in dessen Rahmen es gleichsam die Rolle des alten sächsischen Hessengaus fortführt.

S. 338: Nach Helfrich Bernhard Wencks „Hessischer Landesgeschichte" (Frankfurt und Leipzig 1803, bei Varentrapp & Werner, 3. Band) führte bereits der thüringische Ludowinger Ludwig III. in einer Urkunde von 1189 den Titel eines Landgrafen von Thüringen und Hessen.

S. 343: Über die von Napoleon in Aussicht gestellte „Erlaubnis" zur Errichtung eines hessischen Königreichs vgl. Heinrich von Srbik: „Die Schicksalsstunde des alten Reiches" (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937), S. 47.

S. 344: Mit der Unterscheidung zwischen Niederhessen und Oberhessen stehen vielleicht die beiden eigenartigen althessischen Straßenbezeichnungen in Zusammenhang, in denen der Stammesname in ziemlich ungewöhnlicher Weise gebraucht ist: Man unterschied die beiden wichtigsten Überlandwege als die „kurzen Hessen" und die „langen Hessen". Die kurzen Hessen führten von Friedberg durch Oberhessen über Alsfeld und Hersfeld nach Vacha, die langen Hessen durch Niederhessen nach Eschwege.

Friesen

S. 351: Nadler vergleicht die Friesen speziell mit den Goten, allerdings unter Herauskehrung ihrer gegensätzlichen Eigenschaften, wenn er sagt: „Zweierlei Germanenart steht warnend beiderseits der rechten Mittelstraße, die von den Deutschen beschritten wurde: die allzu seßhaften Friesen und die allzu beweglichen Goten . . . Die Deutschen sind ein Weltvolk geworden und haben die Erde mit Staaten untergründet, weil ihnen weder die friesischen noch die gotischen Tugenden zu Fehlern wurden."

S. 356: Das Zitat aus Johannes Bühlers „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 161.

S. 359 ff.: Über die Rolle der mittelalterlichen Friesen als Seefahrer und Handelsleute vgl. Josef Kulischer „Allgemeine Wirtschaftsgeschichte", I. Bd. „Das Mittelalter", S. 86 (Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1928).

S. 360: Eine ganze Anzahl von Friesen- (und Flamen-)Namen in Finnland erinnert an das Ausgreifen der friesischen Seefahrt bis zu den Ostküsten des Baltischen Meeres. Eine Übersicht über diese Namen bei J. E. Karsten, Helsinki: „Altgermanisches Sprachgut in den ostbaltischen Ländern" (Baltische Lande, Bd. I, S. 60—86), S. 69 ff.

S. 361: Nach Otto Hövers „Deutsche Seegeschichte" (Athenaion-Verlag Potsdam), Abschnitt „Die Friesen, ihre Fahrten, Schiffe und Deiche", S. 43 ff., machte Karl der Große dem islamischen Kalifen Harun al Raschid einen friesischen Mantel zum Geschenk. In die gleiche Himmelsrichtung verweist die ebendort vermerkte Tatsache, daß mit dem ersten Kreuzzug neben Seefahrern aus Flandern und Friesland 1097 auch eine friesische Seeräuber-Eidgenossenschaft den Hafen Tarsus an der syrischen Küste erreichte.

S. 367 ff.: Die freibäuerliche Verfassung und Stammesgliederung ist dargestellt in dem Abschnitt: Altfriesische Bauernverfassung des Buches „Wir Friesen!" von Gregor Heinrich (Edwin Runge Verlag, Berlin 1934).

S. 369: C. Borchling hat mit R. Muuß zusammen ein ausgezeichnetes Werk über die Friesen herausgegeben (Verlag Ferdinand Hirt in Breslau 1931).

S. 373 f.: Nordfriesland wurde im Mittelalter auch Frisia minor genannt, was an die Frisii minores des Tacitus erinnert. Außerdem hieß es, von Schleswig her betrachtet, auch Westenland.

S. 375: Allzuwenig bekannt ist es, daß in Versailles sogar der Plan erwogen wurde, das Hinterland der ostfriesischen und nordfriesischen Küste als einen „Kanalstaat" zu organisieren. In einem im „Temps" vom 21. Februar 1919 erschienenen Artikel eines maßgebenden Mitgliedes der französischen Friedensdelegation heißt es: „Laßt uns entschlossen Preußen aus den Gebieten entfernen, die an die Dardanellen des Nordens stoßen . . . Warum sollten die drei Republiken Bremen, Hamburg und Lübeck in dem künftigen Deutschland nicht die Grundmauern eines neuen Bundesstaates, eines Hansischen Staates sein, der außerdem Ostfriesland, die zwei Splitter des Großherzogtums Oldenburg, den nördlichen Teil von Hannover, Holstein, Lauenburg und Südschleswig umfassen würde? . . . Die Natur hat an den Mündungen von Ems, Weser und Elbe ebenso Niederlande vorgezeichnet wie an den Mündungen der Maas und des Rheins."

S. 375: Wie sehr auch die Niedersachsen noch lange auf ihre Sonderung von den Friesen Wert legten, kann man aus der humorvollen Bemerkung eines niederdeutschen Sittenbüchleins des 15. Jahrhunderts ersehen, in dem es heißt: „Du schalt de boteren nicht kleven mit dem dumen uppe din brot alse ein Vrese" — „Du sollst die Butter nicht wie ein Friese mit dem Daumen auf dein Brot kleben!"

S. 376: Das friesische Jeverland hat ein besonders wechselreiches Schicksal gehabt. Nachdem es mehr als 200 Jahre lang unter einheimischen Häuptlingen gestanden hatte, als deren erster Sibeth Wimken Papinga schon 1330 erwähnt ist, und dann von dem Fräulein Maria, gleichsam einer letzten Häuptlingin, 1575 an Oldenburg gekommen war, fiel es nach dem Aussterben der Oldenburger Grafen 1667 nicht wie Oldenburg an Dänemark, sondern als Kunkellehen an die zerbstische Nebenlinie der askanischen Fürsten von Anhalt. Als letzte Anhalt-Zerbsterin wurde Kaiserin Katharina von Rußland 1793 Erbin von Jever, wodurch sie Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstag erwarb. Auch ihr Sohn und Enkel, die Zaren Paul und Alexander aus dem ursprünglich oldenburgischen Hause Holstein-Gottorp besaßen das kleine friesische Küstenländchen, das Alexander 1807 an den napoleonischen König von Holland abtrat. Vorübergehend wie das ganze Küstenland zu Frankreich geschlagen, kam Jever dann 1814 zu Oldenburg zurück, bei dem es seither verblieben ist.

Pfälzer

S. 390: Palatine wurde als Ableitung von dem französischen palatine auch der Halspelz der Frau genannt, der zur vornehmen weiblichen Tracht jener Zeit gehört. Die Bezeichnung ist eine Ableitung von dem pfälzischen Stammesnamen, da diese Mode durch die Pfälzerin Liselotte von Orléans und ihre pfälzischen Hofdamen an den französischen Hof gelangte. Später wurde die gleiche Bezeichnung für eine dem Halspelz ähnliche, den tiefen Kleiderausschnitt be-

deckende Halsbekleidung aus zartem Stoff und endlich im 19. Jahrhundert auch für gewöhnliche Hals- und Brusttücher gebräuchlich. (Vgl. die nach der Marquise Pompadour benannte Markise).

S. 391: Die Entwicklung des Pfalzgrafenamtes in Italien hat auch für Deutschland wieder Bedeutung erlangt, da aus diesem dort eine neue Institution hervorging, die in den Norden zurückverpflanzt wurde: das Amt des sogenannten Hofpfalzgrafen oder Hochgrafen (comes palatinus caesareus, auch comes sacri palatii).

Das ursprüngliche italienische Palatinat, dessen Träger die den karolingischen Teilkönigen von Italien beigegebenen Pfalzgrafen waren, erlosch sehr bald und lebte in einigen Titularpfalzgrafschaften auf italienischem Gebiet nur als Titel fort. Die neue Würde des Hofpfalzgrafen — eigentlich eine Tautologie, da Pfalz ja Königssitz heißt — knüpfte an die alte Stellung des Pfalzgrafen als eines Hofbeamten an. Kaiser Karl IV. übertrug die Würde, nachdem sie in Italien ausgebildet worden war, nach Deutschland. Die neuen Pfalzgrafen waren wie die ältesten wieder Hofbeamte und Richter, doch war ihre Würde weder erblich noch mit irgendwelchen außerhöfischen Befugnissen verknüpft. Nach der Errichtung der Reichsgerichte wurde das Hofrichteramt der Pfalz- und Hochgrafen überflüssig, und der Pfalzgrafenname wurde nun zu einem nahezu inhaltsleeren Titel, der zu einem gewissen, in der Reichstaxordnung festgesetzten Preise verliehen wurde. Mit dem Titel war die Befugnis zur Ausübung einiger kaiserlicher Reservatrechte, der sogenannten Komitive, verbunden, und zwar wurde zwischen dem großen und dem kleinen Komitiv unterschieden, von denen dieses das Recht, bürgerliche Wappen zu erteilen, jenes das Recht zur Verleihung des Adels enthielt. Da die mit diesen Komitiven verbundene Pfalzgrafenwürde nicht nur an Fürsten, sondern auch an Städte und Universitäten, ja sogar an Privatpersonen verliehen wurde, wurde ihr Wert immer fragwürdiger, doch hat sie gleichwohl bis zur Auflösung des Reiches in der napoleonischen Zeit fortbestanden, mit der sie endgültig erlosch.

S. 391: Als Palatini wurden auch die Geistlichen des päpstlichen Palastes bezeichnet, die seit dem 14. Jahrhundert neben den Kardinälen eine eigene hervorragende Klasse von Klerikern, den sogenannten Palatinalklerus bildeten. An die deutsche (und italienische) Pfalzgrafenwürde erinnert es, daß diese Palastprälaten zum Teil Jurisdiktionsbefugnisse hatten.

S. 391 f.: Eine eigentümliche Wandlung hat der palatinische Name an der dalmatinischen Küste erfahren, wo er im Namen der bedeutenden Hafenstadt Spalato fortlebt. An deren Stelle lag früher Salona, die alte Hauptstadt Dalmatiens, in deren Mauern der aus Dalmatien stammende römische Kaiser Diokletian einen Palast von riesenhaftem Umfang erbaute. Als dann Salona von den Awaren zerstört wurde, siedelten sich seine restlichen Einwohner innerhalb des diokletianischen Palastes an, der so den Kern einer neuen Stadt bildete. Diese wurde anfangs Palatium, dann Spalatium (Salonae Palatium) genannt, woraus dann Spalato entstand. In slawischem Munde wurde der Name dann noch weiter zu Spljet und dem heutigen Split gewandelt, in dem die Ausgangsform Palatium noch weniger als in dem deutschen Pfalz erkennbar ist.

S. 394: Nach dem Vorbild der durch Bayern ziehenden Limesmauer heißt auch ein zwischen anderem Gestein mauerartig aufragender nackter Felskamm mit bizarren Auszackungen im Bayrischen Wald „der Pfahl". Dieses „Pfahl-Gebirge" erstreckt sich weit in die Oberpfalz hinein, wo sich also Pfahl und Pfalz unmittelbar begegnen.

S. 396: Das Zitat nach Walter Hotz, „Staufische Reichsburgen am Mittelrhein" (Berlin 1937, Deutscher Kunstverlag).

S. 397: Gottfried Schlag „Die deutschen Kaiserpfalzen" (Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1940).

S. 397: Dem Bedeutungswandel Pfalz—Rathaus entspricht es ungefähr, wenn das russische Palata (Palast) ursprünglich die kaiserliche Residenz und später die Behörde bezeichnete, die in dieser ihren Sitz hatte.

S. 400: Von der pfalzgräflichen Sendung Eberhards von Franken in das eben dem Reiche zurückgewonnene Lothringen ist die Rede in Ludwig Häussers „Geschichte der rheinischen Pfalz" (Heidelberg 1845).

S. 402: Für den nicht lothringischen, sondern rheinfränkischen Charakter der Pfalzgrafschaft bei Rhein ist eines der wichtigsten Zeugnisse die Tatsache, daß die Erzämter der Pfalz von rheinfränkischen Dienstmannen besetzt sind. So gehört das wichtige Truchsessenamt der staufischen Pfalzgrafschaft Werner von Alzey, der einem „aus dem alten Wormser Herzogsgut übernommenen Geschlecht" entstammt. In Alzey hatte Pfalzgraf Konrads und Friedrich Barbarossas Vater residiert, und in Alzey ist er 1147 auch gestorben.

S. 403: Eine eigenartige und vielleicht nicht zufällige Parallele zu der Stellung des Pfalz-

grafen bei Rhein als Erztruchsessen des Reiches ist die Stellung des bayrischen Pfalzgrafen als Truchseß oder Seneschall des Herzogs von Bayern. Der Stammespfalzgraf war in Bayern also in ähnlicher Weise der Stammestruchseß, wie der „Reichspfalzgraf" der Truchseß des Reiches war.

S. 405 f.: Der Erbstreit um Jülich-Kleve-Berg beruht auf der auch sonst sehr engen und vielfältigen Versippung und Verschwägerung zwischen den pfälzischen Wittelsbachern und den märkischen Hohenzollern, durch die Ottokar Lorenz bei der Abfassung seiner genealogischen Tabellen veranlaßt wurde, dem Thema „Brandenburg und Pfalz" eine eigene Tafel zu widmen. (Genealogisches Handbuch der Europäischen Staatengeschichte, 3. Auflage 1908, Tafel 23.)

S. 410 f.: Die genauen Abgrenzungen der pfälzisch-mittelrheinfränkischen Mundart finden sich auf den entsprechenden Karten des Pfälzischen Geschichtsatlas (im Auftrag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften herausgegeben von Dr. Wilhelm Winkler, Neustadt an der Haardt 1935).

S. 412: Über Austria-Lotharingien und Westerland-Lothringen vgl. den außerordentlich materialreichen namenskundlichen Aufsatz von Joseph Schnetz „Der Name Österreich und seine Geschichte" in dem Sammelband „Deutsches Land kehrt heim", herausgegeben von J. O. Plaßmann und G. Trathnigg (Ahnenerbe-Stiftung-Verlag Berlin 1939), S. 16 ff.

S. 413 f.: Als hauptsächliche Ursache der massenhaften pfälzischen Auswanderung zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird die Verwüstung der Pfalz im Pfälzischen Erbfolgekrieg angesehen. Nach Gustav Paul haben die Bewohner ihre Heimat vielfach schon vor der Ankunft der französischen Truppen verlassen und sind nach deren Abzug nicht mehr zurückgekehrt.

S. 414: Zwei wertvolle Karten des Siedlungsgebietes der Pfälzer in Pennsylvanien enthält der Pfälzische Geschichtsatlas. Hier auch weitere „Karten zur pfälzischen Auswanderung".

S. 414 f.: Nach einer Arbeit von Hans Koch über die Pfälzer im Ausland referiert Hans Roeseler in seinem Beitrag „Die Ausbreitung der Deutschen in der Welt" in dem Sammelwerk „Das Werden des deutschen Volkes" (S. 519): „So sehen wir noch heute in Amerika den großen Stamm der Penna-Deutschen. Anderthalb Millionen Pennsylvanien-Deutsche leben noch heute in den Vereinigten Staaten. Sie sprechen neben dem Englischen das sogenannte „Pennadeutsch" als Umgangssprache. Es ist soziologisch gesehen durch das Aussterben des Hochdeutschen in ihrem Bereich entstanden, also praktisch gesehen eine selbständige, dem Hochdeutschen nebengeordnete Sprache geworden, ein pfälzischer Dialekt, den man als deutsche Tochtersprache bezeichnen kann. H. Koch meint, daß es daneben noch mehrere Millionen bereits vollständig zur englischen Alleinsprache übergegangener Menschen gebe, die sich aber noch zur pfälzischen Abstammung bekennen (Palatine descent, Pennsylvania German ancestry)."

S. 415: In einer interessanten Arbeit „Nebensprachen / Eine sprachpolitische Studie über die Beziehungen engverwandter Sprachgemeinschaften" (Niederländisch, Deutsch, Jiddisch, Afrikaans, Friesisch, Pennsylvania-Deutsch, erschienen 1929 in der Universitäts-Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller, Wien), wertet Heinz Kloß das Pfälzische der Pennsylvanier ähnlich dem Niederländischen und dem Afrikaans der Buren als eine „Nebensprache" der deutschen Hochsprache.

S. 415 f.: Nach Karl Haushofer („Das Schicksal des altbairischen Stammes" in „Das Werden des deutschen Volkes", S. 428 f.) geht die Verbindung zwischen Rheinfranken-Pfalz und Nordgau-Oberpfalz sogar bis in die Zeit des konradingischen Königtums zurück: „Schon Eberhard vereinigte das Herzogtum in Rheinfranken mit der Markgrafschaft im Nordgau, als Bruder König Konrads I., der das zerfahrene Ostreich nach dem Tode des letzten Karolingers wieder zusammenzuraffen versuchte und in dieser Aufgabenvereinigung ebenso eine Reichsklammer sah wie Ludwig der Bayer, als er am 4. August 1329 im Hausvertrag zu Pavia Rheinpfalz und Nordgau, diesen als obere Pfalz, seinem Neffen überließ."

S. 419: König Ruprecht war durch seine Mutter Beatrix von (Aragon-)Sizilien ein Nachkomme der großen staufischen Kaiser: Sein Urgroßvater Friedrich II. von Sizilien (1296—1337) war der Urenkel des gleichnamigen Stauferkaisers, der als sizilischer König Friedrich I. hieß.

S. 419: Zum Thema der pfälzisch-englischen Beziehungen gehört auch die Tatsache, daß Ruprecht I. von der Pfalz gegen Karl IV. 1348 Eduard III. von England zum deutschen König wählte. Erst nachdem der Engländer die Krone ausgeschlagen hatte, erhob die pfälzisch-wittelsbachische Partei Günther von Schwarzburg zum König.

S. 419: Die Kleeburger Pfälzer spielten schon vor ihrer Thronbesteigung in Schweden

eine gewisse Rolle. So war Gustav Adolfs Neffe Karl Gustav von Kleeburg, der später seiner Base Christine auf dem Throne folgte, im Dreißigjährigen Kriege unter dem Namen „der Pfalzgraf" schwedischer Generalissimus.

S. 419: Der Name Ruprecht war durch die Heirat des pfälzischen Bruders Ludwigs des Bayern mit der Tochter Adolfs von Nassau in die Pfalz gekommen. Während die Nassauer diesen Erbnamen bald nach König Adolf aufgaben, fand er bei den Pfälzern um so stärkere Verbreitung und war eine Zeitlang der charakteristische Name der rheinischen Pfalzgrafen. Mit dem Namen des Kronprinzen Ruprecht haben in unseren Tagen die bayrischen Wittelsbacher auf diese pfälzische Namenstradition zurückgegriffen.

S. 420: Karl Haushofer („Das Schicksal des altbairischen Stammes" in dem Sammelwerk „Das Werden des deutschen Volkes", S. 428) deutet die Geschehnisse von 1619 ähnlich, wenn er sagt, daß die Gefahr der Mainlinie gegenstandslos wurde, „als ein Pfälzer Wittelsbacher als Führer der Union versuchte, die Klammerfunktion der Pfalz am Rhein mit dem Zusammenschluß von Oberpfalz und böhmischer Krone zu vereinigen".

Märker

S. 425: Zu der Schreibung des Titels Marquis und zudem zu der Aussprache des englischen Marqueßtitels (markweß) kann man den alten deutschen Namen des Eichelhähers stellen: er heißt Marquard, auch Markwart, eine Bezeichnung, die wohl als Markwalt im Sinne von Markwächter zu deuten ist.

S. 436: Eine Mark im Sinne von Gebiet ist sicher auch das friesische Humsterland, dessen erster Bestandteil auf älteres Hummerze und noch älteres Hugmerke zurückgeht, was als Chaukenmark im Sinne von Gebiet der Chauken gedeutet wird. Das Wort Mark ist hier also auf zwei Buchstaben reduziert, von denen der zweite noch dazu einer jüngeren Lautentwicklung entstammt.

S. 438: Eine Berührung zwischen den Begriffen Mark und Wald liegt nach Haller („Der Eintritt der Germanen in die Geschichte", S. 86) auch in dem Namen Marklo des Versammlungsortes der alten Sachsen vor, als dessen Bedeutung Haller Grenzwald angibt.

S. 438: Mit den Markgenossenschaften oder Märkerschaften dürfen die Marktgenossenschaften oder Marktgilden nicht verwechselt werden, die es ebenfalls gegeben hat und aus denen sich das städtische Patriziat entwickelte. Das Lehnwort Markt (althochdeutsch markat aus lateinischem mercatus) hat mit dem deutschen Wort Mark nichts zu tun.

S. 442: In ähnlichem Sinne, wie Österreich im südlichen Osten eine Erweiterung des bayrischen Stammesraumes darstellt, hat es eine Erweiterung des sächsischen Stammesraumes im nördlichen Osten nicht gegeben. Nach Bremers Ethnographie (S. 161) kann man am ehesten noch die alte billungische Mark, also das heutige Mecklenburg, in diesem Sinne auffassen. Daher auch die übliche Auffassung der Österreicher, Steirer, Kärtner und Tiroler als bajowarische Teilstämme, während die großenteils aus den Sachsen hervorgegangenen Stämme des Nordostraums als eigene Neustämme gezählt werden.

S. 446: Über den Vorgang der märkischen und ostdeutschen Stammesneubildung sagt Bühler („Deutsche Geschichte", Bd. 2, S. 291): „Hier vollzog sich nun im vollen Lichte der Geschichte ähnliches wie die Stammesbildungen zur Zeit der Völkerwanderung: aus besonderen landschaftlichen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Bedingungen und aus der Vermischung deutscher Volksteile untereinander und mit Resten fremdem Volkstums erwuchs ein neuer deutscher Menschenschlag."

S. 447: Nach einem Aufsatz von Herbert Ludat über „Die Namen der brandenburgischen Territorien" (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 46. Bd., Jahrgang 1934, S. 166ff.) bedeutet Brandenburg die Burg auf gebrannter Rodung (und damit das gleiche, was Görlitz — Sgorzelcia — im Slawischen bedeutet). Nach Ludat besteht kein Zweifel an der deutschen Herkunft des Wortes, das sogar in den Umschriften slawischer Münzen des 12. Jahrhunderts (die vielleicht in Brandenburg geprägt worden sind) in der deutschen Form erscheint. Dazu paßt es, daß auch der Name des Harlungerberges bei Brandenburg sowie der der Havel (zu Haff, Hafen) germanischer Herkunft sind und wie der brandenburgische Name die slawische Zeit überdauert haben.

Wenn Albrecht der Bär sich gerade nach Brandenburg benannte, so steht das damit in Zu

sammenhang, daß diesem Hauptort des Havelgaus in der slawischen Zeit eine überragende Bedeutung zukam. Widukind von Corvey berichtet, daß sich nach der Eroberung der Hauptstadt Brandenburg alle Gebiete bis zur Oder unterwarfen. Die Stadt Brandenburg ist später von Berlin überflügelt worden, doch hat sie immer eine gewisse Bedeutung für die märkische Stammesüberlieferung behalten. So blieb das 948 von Otto dem Großen begründete und zwei Jahrhunderte später von Albrecht dem Bären erneuerte Bistum Brandenburg bis zur Reformation bestehen. Zu Ende des Jahres 1848 tagte in Brandenburg die von Berlin hierher verlegte preußische „Nationalversammlung".

Von der Mark Brandenburg erhielten auch die nach der Erwerbung der Mark zu Nebenländern herabgesunkenen fränkischen Besitzungen der Hohenzollern ihre neuen Namen. Das Wort Markgrafschaft hatte so sehr seinen Sinn Grenzgrafschaft verloren, daß es auf diese Binnenbezirke übertragen werden konnte. Aus den Teilen der alten Burggrafschaft Nürnberg entstanden so die Markgrafschaften Brandenburg-Ansbach, Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Kulmbach.

Auch eine unebenbürtige Abzweigung vom brandenburgisch-preußischen Hause führte den Brandenburger Namen: die aus der morganatischen Ehe König Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Dönhoff stammenden und 1909 mit dem letzten Enkel des Königs ausgestorbenen Grafen von Brandenburg. Graf Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der „preußische Bastard" genannt, spielte 1848 eine bedeutende politische Rolle. So war er es auch, der das Parlament erst nach Brandenburg schickte und dann auflöste.

Auch nach der Mark waren unebenbürtige Nachkommen des hohenzollernschen Hauses benannt: die Kinder Friedrich Wilhelms II. von der Gräfin von Lichtenau hießen Grafen und Gräfinnen von der Mark.

S. 450f.: Kurmark und Neumark bildeten in der Gliederung der Deutschen Adelsgenossenschaft noch bis 1939 verschiedene Landesabteilungen, die erst mit dem Beginn des Jahres 1940 vereinigt wurden.

S. 450f.: Schon unter den Luxemburgern war die Neumark zeitweise von der Kurmark gesondert. Kaiser Karl IV. hatte die Neumark 1378 samt der Lausitz seinem dritten Sohne Johann hinterlassen, der die ihm zustehenden Gebiete zu einem Herzogtum Görlitz vereinigte, das aber nur knappe zwei Jahrzehnte bestand und nach seinem söhnelosen Tode 1396 wieder auseinanderfiel.

S. 452: Über die askanischen Kaiserpläne des beginnenden 14. Jahrhunderts vgl. den Aufsatz von Arthur Diederichs über „Erbe und Erben Albrechts des Bären" (Vergangenheit und Gegenwart, Jahrgang 1938, S. 148ff.).

S. 457: Polnische Teilungen wurden, wie einer instruktiven Schrift von Hildegard Schaeder („Geschichte der Pläne zur Teilung des alten polnischen Reiches seit 1386") entnommen werden kann, schon im Mittelalter geplant, und zwar war damals auch Brandenburg als Teilungspartner in Aussicht genommen. Nach einem von dem schlesischen Piasten Wladislaus von Oppeln 1392 unterbreiteten Plan sollten Masowien und Kujawien an den Deutschen Orden, Krakau, Sandomir und Reußen an Ungarn und das Wartheland, das sogenannte Großpolen und spätere Südpreußen und Posen an Brandenburg fallen.

Mecklenburger

S. 463: Nach Feststellung des Slawisten Max Vasmer („Wikingisches am Südufer der Ostsee", Beiträge zur slawischen Altertumskunde, im Jahrgang 1929 der Zeitschrift für slawische Philologie, S. 152) führt Wagrien einen germanischen Namen. Vasmer führt den Namen, der sich weder aus dem Deutschen noch aus dem Slawischen deuten läßt, auf altnordisch vagr „Meeresbucht" zurück, das in Skandinavien in geographischen Namen bezeugt ist. Das nordgermanische vagr gehört mit dem althochdeutschen wâg, dem mittelhochdeutschen wâc und unserem neuhochdeutschen „Woge" zu einer Wortsippe, der auch der Flußname Waag zugezählt wird. Ungewöhnlich ist lediglich die Erhaltung des auslautenden r des nordischen Namens, die aber nach Vasmers Meinung den Deutungsversuch keineswegs unmöglich macht.

S. 465: Die Hauptlinie Mecklenburg zeichnete sich auch im übrigen durch den Gebrauch deutscher Erbnamen aus, während die östlichen Nebenlinien mehr zu Namen wendisch-obotrischer Prägung neigten. So hießen beide Fürsten der Parchimer Linie nach dem Ahnherrn Pribislaw,

die Rostocker Linie wurde von Heinrich Borwin III. gestiftet, um mit Niklot zu erlöschen, und die Werler Abzweigung brachte es bis zu Nikolaus (Niklot) IV.

S. 478: Der volle Titel Wallensteins lautete nach der Biographie von Francis Watson „Wallenstein / Soldat unterm Saturn" (Keil-Verlag, Berlin 1939), S. 217: „Albertus Dei gratia Dux Megalopolis Fridlandiae Sagani Glogoviae, Princeps Vandalorum, Comes Suerini. nec non Rostockii et Stargardiae Dominus, Caesariae Maiestatis Exercitus bellici Generalis superior capitaneus, nec non Oceani Balticique Maris Architalassus." An anderer Stelle (S. 29) wird erwähnt, daß der Matrikel Wallensteins an der Altdorfer Universität eine wahrscheinlich kurz nach seinem Tode geschriebene Notiz beigefügt ist, in der es heißt: „Dux Megapolitanus factus."

S. 478: Wenn wir die Mecklenburger als die „Großenburger" ins Neuhochdeutsche übersetzen, so erinnert das an die von der Vorgeschichtsforschung für eine „frühgermanische Keimzelle an der Weichselmündung" gebrauchte Bezeichnung als „Großendorfer Gruppe", nach einem ihrer unmittelbar am Fuße der Halbinsel Hela gelegenen Bestattungsplätze. (Vgl. Karl Engel, „Aus ostpreußischer Vorzeit", S. 58.)

Pommern

S. 483: Nadler sagt wörtlich: „Mecklenburg, Vorpommern und Rügen bilden die natürliche niedersächsische Landschaft. Nur Staat und Geschichte legten hier eine Grenze", und bei der Einteilung der fünf ostdeutschen Küstenlandschaften bis hinauf zum Peipussee beginnt er die Aufzählung: „Von der Lübecker Bucht bis zur Oder Mecklenburg, von der Oder bis zur Weichsel Pommern . . ." Ähnlich sagt Erich Keyser („Das Werden des deutschen Volkes", S. 196): „Mecklenburg ist der Raum zwischen der Lübecker Bucht und dem Greifswalder Bodden."

S. 484: Über die Siedlung der Bastarner in Pommern hat in einem am 2. Februar 1938 gehaltenen Vortrag an der Königsberger Universität über „Rasse und Volk im deutschen Osten" Prof. Dr. Loeffler, der Direktor des Königsberger rassenbiologischen Instituts, gehandelt.

S. 486: Vielleicht sind die slawischen Rugi in Böhmen, die im 9. und 10. Jahrhundert mehrfach urkundlich genannt und von Ludwig Schmidt als Tschechen aufgefaßt werden, ebenso wie die Ranen auf Rügen slawisierte Nachkommen der Rugier. Daß Reste von diesen im Donauraum zurückgeblieben sind, hält Schmidt für sehr wahrscheinlich und spricht die Vermutung aus, daß die auffälligen gotischen Sprachformen in einem Salzburger Güterverzeichnis aus der Zeit um 790 auf Nachkommen der Rugier zurückgehen.

S. 486: Über die Frage nach Resten der Rugier in Italien vgl. den Aufsatz „Die nordischen Rugier" von Karl Gustav von Platen in der Monatsschrift „Die Sonne", 13. Jahrgang (1936), Heft 7/8.

S. 494: Zu dem schon in seinem Namen ausgesprochenen Charakter Pommerns als eines Küstenlandes paßt es gut, daß eine ehemalige deutsche Südseebesitzung nordöstlich von Australien Neupommern hieß. In der unmittelbaren Nähe dieser neupommerschen Insel, die zuvor und nachher Neubritannien hieß, liegt die kleinere Insel Neu-Mecklenburg — oder Neu-Irland — und das noch kleinere Neuhannover, das seinen Namen von den Briten erhielt und daher schon vor der deutschen Zeit führte. Alle drei Inseln gehören zum Bismarck-Archipel (während Neubraunschweig — New Brunswick — eine Provinz von Kanada ist).

S. 496: Als Bildung mit dem slawischen Beiwort po gehört die südslawische Posawina zum pomoranischen und noch mehr zum polabischen Namen. Denn der wie Herzegowina und Bukowina gebildete Name bezeichnet die „po Save", bei der Sau oder Sawe gelegene Landschaft, wie die Polaben der an oder bei der Elbe siedelnde Stamm waren.

S. 501 f.: Über die Wanderungen und Wandlungen des Pommernnamens existiert eine als Greifswalder Dissertation entstandene ausgezeichnete Arbeit von Gerhard Renn mit dem Titel: „Die Bedeutung des Namens Pommern und die Bezeichnungen für das heutige Pommern in der Geschichte" (Greifswalder Abhandlungen zur Geschichte des Mittelalters, Heft 8, 1937),

deren reiches Material nicht nur in dem Abschnitt über die Namenswanderung, sondern im gesamten Pommernkapital verarbeitet wurde.

S. 509: Auch im preußischen Pommern erfolgte 1938 eine wesentliche Veränderung, indem die nördlichen Kreise der vorherigen Grenzmark und zwei Kreise der brandenburgischen Neumark an Pommern angegliedert wurden, was eine außerordentliche Vergrößerung speziell für Hinterpommern bedeutete, dem damit beträchtliche Teile des alten Pomerellen zufielen.

S. 510f.: In einer Denkschrift zur Neueinteilung des preußischen Staates aus den Jahren 1814/15 ist für das ganze östliche Pommern der Name Kassuben vorgeschlagen. Nach dieser Denkschrift eines Geheimen Staatsrats Hoffmann sollten Brandenburg und Pommern zu einer Provinz mit vier Regierungsbezirken Kurmark (Berlin), Neumark (Frankfurt), Pommern (Stettin) und Kassuben (Kolberg) zusammengefaßt werden.

S. 517: Die Möglichkeit einer Festsetzung der Russen an der pommerschen Küste wurde ziemlich genau 200 Jahre nach dem Nordischen Krieg noch einmal erwogen, da die Russen bekanntlich zu Anfang des Weltkrieges eine größere Truppenlandung in Pommern planten.

Schlesier

S. 518. Zu der Gliederung der deutschen Stämme in niederdeutsche Friesen—Sachsen—Preußen, mitteldeutsche Franken—Thüringer—Schlesier und oberdeutsche Schwaben—Bayern—Österreicher erinnere man sich des wichtigen Beitrages der schwäbisch-alemannischen Habsburger zur österreichischen Stammessonderung. Vgl. dazu auch Erich Keysers Beitrag zu dem Haushofer-Roeselerschen Sammelwerk „Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narwa", S. 179ff.: „Der Südosten war das bevorzugte Siedlungsland der süddeutschen Stämme, der Bayern und der Alemannen, gewesen. Im Mittelosten hatten sich mitteldeutsche Stämme, die Franken und Thüringer, ausgebreitet. Der Nordosten empfing seine Eigenart durch die Niederdeutschen."

S. 520: Der Frage nach dem Zusammenhang der polnisch-schlesischen Piasten mit den norwegischen Daglingern widmet die verdienstliche, umfassende Arbeit Friedrich Schillings über „Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Land Lebus / Forschungen zu den Urkunden der Landnahmezeit" (Band 4/5 der Ostdeutschen Forschungen, herausgegeben von Viktor Kauder, Historische Gesellschaft für Posen, Posen, Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1938) wertvolle Ausführungen, besonders auch im Anmerkungsband (S. 530—535). Einen Stammbaum der Daglinger enthalten Wilhelm Bahnsons „Stamm- und Regententafeln zur politischen Geschichte" (1912, Vossische Buchhandlung, Berlin), im dritten Band, Tafel 66 (Norwegen II, Ynglinger I).

S. 521: Nach dem vorgeschichtlichen Abschnitt (von Hans Seger) der unten genauer zitierten „Geschichte Schlesiens" sind Kulturbeziehungen zwischen Schlesien und der Wandalenheimat Jütland schon in der jüngeren Steinzeit wahrscheinlich. Die Urform der schlesischen Streitäxte jener Periode werden auf Vorbilder der gleichaltrigen Einzelgräberkultur Jütlands zurückgeführt, so daß also die Wandalen, als sie mit oder nach den Kimbern von Jütland nach Schlesien zogen, nur einem alten Kultur- und wahrscheinlich auch Handelswege folgten.

S. 525: Über die Ergebnisse der neueren Grabungen in Nimptsch berichtet ein Aufsatz von Ernst Petersen-Breslau im ersten Heft der Zeitschrift „Jomsburg" (Jahrgang I, 1936, S. 11ff.): „Der Ort Nimptsch und seine Bedeutung für Schlesiens Frühgeschichte."

S. 526ff.: Die historischen Abschnitte des Schlesier-Kapitels entstanden im engsten Anschluß an die ausgezeichnete „Geschichte Schlesiens" (herausgegeben von der historischen Kommission für die Geschichte Schlesiens unter Leitung von Hermann Aubin, Band I „Von der Urzeit bis zum Jahre 1526", Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1938), ein Geschichtswerk von derart reichen Qualitäten, wie es in vergleichbarer Art kein anderer deutscher Stamm besitzt. Besonders eng ist die Anlehnung unserer Darstellung an den von Erich Randt verfaßten Abschnitt über die politische Geschichte bis zum Jahre 1327.

S. 530. Die Bezeichnung Schlesiens als Breslauer Land (und der schlesischen Sprache als Breslauisch, die uns im Preußenkapitel begegnet) erinnert an die weitgehend entsprechende alte Benennung des anderen ostmitteldeutschen Siedlungsstammes der Obersachsen als

Meißner. In beiden Fällen ging der Name von dem städtischen Kulturzentrum des Siedlungsraumes aus. Nicht unähnlich verhielt es sich bei den an Meißner und „Breslauer" nördlich angrenzenden Brandenburgern, während der Fall bei den Mecklenburgern, dem einzigen Stamme, bei dem der Ortsname als Stammesname völlig zur Durchsetzung gelangte, insofern anders liegt, als hier der Ort Mecklenburg seine Bedeutung als Kulturzentrum schon sehr früh verlor. Wie Mecklenburg von Schwerin, so wurden allerdings auch Brandenburg von Berlin und Meißen von Dresden überflügelt und in den Schatten gestellt, und allein Breslau konnte seinen alten Rang — den ihm jedoch vorher Nimptsch streitig gemacht hatte — behaupten. Wenn man Nimptsch als die Hauptburg der Slenzanen und möglicherweise schon der Silingen mit der Obotritenfeste Wiligard-Mecklenburg vergleicht, so kann man vielleicht auch den Sieg des silingisch-schlesischen Namens über den breslauischen mit der Durchsetzung des mecklenburgischen in Parallele setzen: gerade seine Doppeldeutigkeit ließ den Stadtnamen als Landes- und Stammesnamen unzweckmäßig erscheinen, wie ja auch der brandenburgische vor dem märkischen und der meißnische vor dem sächsischen Namen in den Hintergrund treten mußte.

An die Rivalität zwischen dem Breslauer und dem Schlesiernamen erinnert übrigens auch die ziemlich späte Durchsetzung des pommerschen Landes- und Stammesnamens. Hier waren vordem die Namen der fürstlichen Residenzen, Stettin und Wolgast, als Landesnamen im Gebrauch.

S. 532: Eine noch entschiedenere Heinrichstradition herrschte (und herrscht) bekanntlich in dem Hause der Vögte von Weida, Gera und Plauen. Auch sie geht höchstwahrscheinlich auf die salischen Heinriche zurück, danken die Vögte ihren Aufstieg doch im wesentlichen den treuen Diensten, die sie Kaiser und Reich in Notzeiten geleistet hatten. Auch blutmäßig leiten sich die reußischen von den kaiserlichen Heinrichen her, denn ihre Stammutter war Bertha von Babenberg, eine Enkelin Kaiser Heinrichs IV. und Schwester jener babenbergischen Agnes, die Heinrichs des Bärtigen Mutter und die Stammutter aller schlesischen Heinriche war.

S. 543 f.: Eine für die Vielfalt der Kreuz- und Querverbindungen im nahöstlichen Raum bezeichnende Parallele zu der Tatsache, daß Pommern kurze Zeit böhmisch und Schlesien ungarisch war, ist es, daß Böhmen zeitweise im Begriff war, litauisch zu werden, da die Hussiten 1421 den Großfürsten Witold der noch halbheidnischen Litauer zu ihrem König wählten. Dessen Neffe Koribut (Siegmund) hielt 1422 als Stellvertreter Witolds seinen Einzug in Prag. 1424 kam er, jetzt als „postulierter König von Böhmen", nochmals in die böhmische Hauptstadt. Zeitweise scheint er besondere Absichten auf Schlesien gehabt zu haben, das ihm wohl für die Aufrichtung einer Dauerherrschaft geeignet schien, so daß also auch Schlesien einmal alle Aussicht hatte, „litauisch" zu werden.

S. 544: Die Lausitz, in deren Raum Schlesien unter Heinrich dem Bärtigen zum erstenmal vorstieß, ist auch in der Folgezeit mehrfach mit Schlesien verbunden gewesen. Doch wurde die Queis-Bober-Linie, die alte schlesische Stammesgrenze gegen die Lausitzen, endgültig erst 1815 überschritten, als der preußisch gewordene Teil der Oberlausitz (mit der Hauptstadt Görlitz) mit der Provinz Schlesien verbunden wurde, die sich seitdem westwärts bis fast zur mittleren Elbe erstreckt. Dagegen blieb das schon in brandenburgischer Zeit an die Hohenzollern gefallene ehedem schlesische Krossen weiter bei Brandenburg, dem auch das durch das Krossener Gebiet von Schlesien abgetrennte Schwiebus zugewiesen wurde.

S. 546: Mit der Frage des schlesischen Ursprunges der Stadt Frankfurt an der Oder hat sich besonders eingehend Friedrich Schilling in der oben zitierten Arbeit beschäftigt, die ja, wie schon in ihrem Titel ausgesprochen ist, außer Schlesien auch das Land Lebus umfaßt.

S. 546: Rudolf Kötzschke weist in seinem Aufsatz über „Die deutsche Wiederbesiedlung der ostelbischen Lande" (Volz, „Der Ostdeutsche Volksboden", S. 152 ff.) auf die Möglichkeit hin, auch den Namen von Zielenzig im Lande Sternberg auf die Silingen zurückzuführen.

S. 548: Nach Josef Pfitzner „Schlesiens Geschichte und Schlesiens Name" (Schlesisches Jahrbuch, 6. Jahrgang, 1933/34, S. 21—27) begegnen die Namen Nieder- und Oberschlesien seit dem 15. Jahrhundert, wobei zu Oberschlesien auch Troppau und Jägerndorf gezählt wurden. König Matthias trug der Sonderung dadurch Rechnung, daß er einen Hauptmann für Oberschlesien einsetzte.

S. 550: Nach dem bekannten Wort Maria Theresias hat bei der Teilung Schlesiens von 1742 der Preußenkönig den „Garten" und die Österreicherin den „Zaun Schlesiens" bekommen.

Doch bildet nicht allein das österreichische Schlesien einen Zaun des Landes. Wir können das Bild auch auf die südöstlich abgesplitterten Gebiete übertragen, so daß der Zaun um das schlesische Land von den Grenzen der Glatzer Grafschaft über Jägerndorf und Troppau (und das in der Zeit des tschechoslowakischen Staates abgetretene Huldschiner Ländchen) bis Teschen im Süden und weiter über Auschwitz-Sator und das 1815—1846 einen eigenen Freistaat bildende Krakauer Gebiet bis Sewerien oder Neuschlesien reicht und damit fast ganz Oberschlesien umgreift.

S. 554: Das hohenzollernsche Haus hat schon lange bevor es in der Mark Brandenburg Fuß faßte, eine nicht unwichtige Beziehung zu Schlesien geknüpft. Wir wiesen im Märker-Kapitel auf jene sächsische Askanierin unter den Ahnen Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg hin, durch die dieser zu den Nachfahren Albrechts des Bären zählt. Diese askanische Ahnin aber, Helene von Sachsen-Wittenberg, war die zweite Gemahlin Heinrichs III. von Breslau (und damit die Stiefmutter Heinrichs IV.), bevor sie in zweiter Ehe Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, den Freund und vertrauten Berater Rudolfs von Habsburg, heiratete.

Preußen

S. 559 f.: Die Frage nach den Goten im alten Preußen wurde schon im späten Mittelalter aufgeworfen; schon der Verfasser der „Preußischen Chronik", der Tolkemiter Mönch Simon Grunau, suchte einen Teil des Preußenvolkes auf gotischen Ursprung zurückzuführen.

S. 561: Heinrich Bauer nennt in seinem Buch „Geburt des Ostens", leider ohne besonderen Quellenhinweis, die „Witinge" Nachkommen skandinavischer Goten, die im 1. bis 4. nachchristlichen Jahrhundert an den Küsten des Samlandes gelandet waren und später die vornehmsten Geschlechter des Prußenvolkes bildeten, aus denen die meisten Führer des prußischen Freiheitskampfes hervorgingen. Schon die Namen dieser Führer — Glando, Glappo, Auktumo, Sclodo, Nabulo, Wargulo, Swayno — weisen nach Bauer mit ihrem auslautenden o im Gegensatz zu den preußischen Namen auf s auf germanische Abkunft. Bei der Ankunft des Ordens habe es in Preußen nur noch wenige Withinge gegeben, nicht ganz hundert an der Zahl, die sich aber im Besitz einer wesentlich höheren Kultur als das Prußenvolk zeigten und auch die Kunst des Lesens und Schreibens beherrschten. Als hervorstechendste Eigentümlichkeit erwähnt Bauer ihre Sozialverfassung, die es ermöglichte, daß eine Minderheit dieses versprengten Germanenstammes sich ein Jahrtausend lang unvermischt erhalten konnte. Während die große Menge des von Skandinavien nach Samland gekommenen Volkes im Prußenvolke aufging, trieben die Edelsten eine strenge Auslese, indem sie als erste und eigentliche Gemahlin immer nur eine gotische Frau nehmen durften. Bauer erwähnt als fünftes ihrer siebzehn Gesetze: „Die Männer mögen drei eheliche Weiber haben mit dem Unterschied, daß die erste und oberste soll sein vom Geschlechte und Geburt derer, die mit uns ins Land gekommen sind; die anderen mögen sein von den Gefundenen."

S. 561 f.: Über die Frage nach der Zusammengehörigkeit von Witingen und Wikingern äußert sich entschieden ablehnend der Slawist Alexander Brückner in seinem Aufsatz „Preußen, Polen, Witingen" in der Zeitschrift für Slawische Philologie, Bd. 6 (1929), S. 56 ff. Doch enthält der gleiche Jahrgang der gleichen Zeitschrift (Bd. 5, S. 394 ff.) einen ausgezeichneten Aufsatz von Ernst Schwarz, der „Zur Entlehnung des germanischen wiking ins Slawische" genau umgekehrt Stellung nimmt und vor allem die Möglichkeit der Übernahme einer palatalisierten friesischen Form erörtert.

S. 563: Keyser nimmt in seiner „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands" (S. 103) an, daß die Völker baltischer wie die finnischer Sprache im Ostseeraum auf die sogenannten Kammkeramiker der Steinzeit zurückgehen und jene durch deren „Indogermanisierung" entstanden sind.

S. 564 f.: Für die Deutung der Aisten als „Ostvolk" spricht vielleicht, daß der Grieche Pytheas, der erste, der über sie berichtet, sie Ostiäer nannte.

S. 567: Einen Volkssplitter, der den kurischen Namen trägt, gibt es in Ostpreußen bis heute. Die ostpreußischen Kuren, die seit dem 13. Jahrhundert vom Memelland her über die nach ihnen benannte Kurische Nehrung und den Rand des Samlandstrandes, wo Neukuhren, Groß- und Kleinkuhren ihren Namen tragen, bis zur Frischen Nehrung vorgedrungen sind, sprechen eine lettische Mundart. Nach ihnen sind auch die „Kurischen Wimpel" benannt. Vgl. auch die an

anderer Stelle betrachteten „Kurischen Könige". Die Kuren werden übrigens als Cori in Rimberts Lebensbeschreibung des heiligen Ansgar schon 853, also früher als die Prußen, erwähnt. Entsprechend der sonst üblichen älteren Namensform wäre eigentlich Corsi zu erwarten, wie sich auch die Memelländer Letten noch heute kursenieki und ihre Sprache kursisku nennen.

S. 567: Der Name der Galinder bedeutet wahrscheinlich Grenzbewohner, da litauisch galas „Ende" bedeutet. Als die am Ende oder an der Grenze Wohnenden waren die Galinder also die prußischen Markomannen. Der Name trifft auch auf die russischen Goljadj zu, die noch weit mehr als die Galinder „am Ende" wohnten.

S. 568: Die Deutung des Namens der Pomesanier und Pogesanier entnehmen wir dem Beitrag „Baltische Sprachen und Völker" von Dr. Valentin Kiparsky, Helsingfors, in dem wertvollen Sammelwerk „Baltische Lande", herausgegeben von Albert Brackmann und Carl Engel, I. Band: Ostbaltische Frühzeit, S. 48 ff.

S. 575 ff.: Über die altpreußischen „Könige" vgl. den Aufsatz von Bruno Ehrlich über „Die alten Preußen — die Urbevölkerung Ostpreußens" (Zeitschrift „Die Sonne", 13. Jahrgang, S. 486).

Von lettischen Kleinkönigen und Gauältesten handelt Hans Nordmann in der Zeitschrift „Jomsburg" (I. Jahrgang, 2. Heft) in einer Notiz: „Der sogenannte altlettische Staat Tolowa."

Der ganze Fragenkomplex des baltischen Kleinkönigtums ist mehrfach und von den verschiedensten Seiten betrachtet in dem zitierten Sammelwerk „Baltische Lande" (S. 117 f., S. 182 ff., S. 193, S. 234 ff., S. 294). Ein wirkliches Königtum gab es im baltischen Raume nur kurze Zeit in Litauen, dessen Großfürst Mindaugas sich 1252 in seiner Bedrängnis durch den deutschen Orden vom Erzbischof von Riga zum König krönen ließ. Sein Nachfahr Witold, der litauische Vetter Jagellos von Polen, ließ sich vom deutschen Kaiser Siegmund die Königskrone versprechen, starb aber, bevor er die Krönung vollziehen konnte. Lediglich ein Schattenkönigtum von russischen Gnaden war das des dänischen Prinzen Magnus, der sich 1570—1577 König von Livland nannte.

S. 576 f.: Über die Preußischen Freien und ihre Reste vgl. Erhard Riemann „Ein Blick in die ostpreußische Volkskunde", S. 496 („Die Sonne", 1936, Heft 11), sowie Heinrich Harmjanz „Die Stetigkeit der altpreußischen Bevölkerung in Ostpreußen" („Die Sonne", 1936, Heft 12, S. 529 ff.). Bei Harmjanz auch ein interessanter Hinweis auf das Erbfolgerecht der Preußischen Freien: „Die Erbfolge schloß ausdrücklich Töchter wie auch alle männlichen Seitenverwandten aus; fiel ein männlicher Erbe aus, kam das Freigut an den Orden zurück." Diese Rechtsgewohnheit erinnert auffällig an das spezifisch germanische Hausfolgerecht der mittelalterlichen Kaiserhäuser: nur wenn das „Haus" — ein von Geschlecht und Sippe verschiedener Begriff — erloschen war, erfolgte im Mittelalter eine Königswahl.

S. 586 f.: Auch in einer ziemlich abseitigen Sonderbedeutung stehen die Namen der Russen und Preußen nebeneinander. Nach Kluges Etymologischem Wörterbuch gibt es für das verschnittene männliche Pferd eine althochdeutsche Bezeichnung bruz („Preuße") neben der neuhochdeutschen Reuß („Russe"), zu der sich bei Hans Sachs ein Zeitwort reußen „verschneiden" findet. Diese Bezeichnungen, neben die Wallach („Rumäne") und das französische hongre („Ungar") zu stellen sind, finden ihre Erklärung in der Tatsache, daß Mitteleuropa verschnittene Hengste aus dem Osten kennenlernte.

S. 588: Nach Walther Franz „Wir Preußen!" (Edwin Runge Verlag 1936, Bd. 14 der Reihe „Deutsches Volk") nannte sich bereits Albrecht von Brandenburg Herzog in und nicht von Preußen, vermutlich von der Vorstellung aus, daß Preußen eigentlich größer als sein Staat war.

S. 589: Die Unterscheidung zwischen Preußen im engeren Sinne der Provinz und im weiteren Sinne des Gesamtstaates hat auch eine gewisse Schwierigkeit in der Benennung der „Provinzpreußen" im Gegensatz zu den „Staatspreußen" im Gefolge, soweit man nicht Ostpreußen und Westpreußen sagt. Erich Keyser gebraucht daher in seinem Beitrag „Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narva" des Sammelwerks „Das Werden des deutschen Volkes" (S. 201 und 208) den Ausdruck „Preußenländer" (wie Engländer oder Böheime = Böhme).

S. 590: Wie sehr Preußen und Polen infolge der durch die zweite und dritte Teilung erfolgten Besitzverschiebungen zu identischen Begriffen zu werden drohten, kann man aus den Memoiren von Napoleons Großstallmeister Caulaincourt entnehmen (unter dem Titel „Unter vier Augen mit Napoleon" 1937 im Verlag von Velhagen & Klasing erschienen). Caulaincourt

macht hier dem Kaiser den Vorwurf, daß er Preußen im Tilsiter Frieden vernichtete, statt es wiederaufzurichten, „selbst unter dem Namen eines Königreichs Polen".

S. 592ff.: Für den Abschnitt über die Masuren wurde der wertvolle Abschnitt über dieses Thema von Herman Gollub, Königsberg, benutzt, den das von Wilhelm Volz herausgegebene Sammelwerk „Der ostdeutsche Volksboden" (Verlag Ferdinand Hirt in Breslau 1926) enthält (S. 286—305).

S. 595: Nadler spricht von einer dreifachen landschaftlichen Abtönung des deutsch-preußischen Stammes: „Im Samland Prußen, die nur durch Sprache und Kultur deutsch wurden, im Oberland Städte und Dörfer mitteldeutschen Geblütes, im Pregelland Städte und Dörfer niederdeutscher Herkunft."

S. 596ff.: Für den Abschnitt über Preußen und Balten wurde mehrfach das Kapitel „Livland und Preußen" der „Geschichte unseres Volkes" aus der Feder des baltischen Barons Otto von Taube (Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1938, Bd. I: „Die Kaiserzeit", S. 333ff.) zu Rate gezogen, die wir dem Besten beizählen dürfen, was es heute in Deutschland an volkstümlicher Geschichtsschreibung gibt.

S. 600: Die 1539 erfolgte Erhebung von Herzog Albrechts (und Georgs von Jägerndorf) jüngerem Bruder Wilhelm von Brandenburg-Ansbach zum Erzbischof von Riga, schien für Livland die Aussicht auf eine ähnliche Entwicklung wie in Preußen zu eröffnen, doch erwies sich diese Hoffnung, obwohl die Reformation ganz Livland erfaßte, als vergeblich. Wenn Livland sowenig wie später Kurland preußisch oder brandenburgisch wurden, so war immerhin ein kurländisches Ordensamt — Grobin — zeitweise (bis 1609) an Preußen verpfändet.

S. 603f.: Über den baltischen Namen unterrichtet ausgezeichnet der Aufsatz von Reinhard Wittram „Baltische Lande — Schicksal und Name / Umrisse der äußeren geschichtlichen Wandlungen seit dem 13. Jahrhundert im Spiegel des Landesnamens" (S. 480—495 des Sammelwerks „Baltische Lande", Bd. I).

S. 604ff.: Zu den ideengeschichtlichen Ausführungen des letzten Abschnitts sei auf die wertvolle Arbeit von Gottfried Kunze „Glaube und Politik / Zur Idee des Deutschen Ordens" verwiesen (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1938). Besonders wertvoll ist der Hinweis auf die in den Statuten des Ordens als Vorbild genannte Symbolgestalt des Königs David, der König und Prophet in einer Person gewesen ist. Hier wird die Anknüpfung des Ordens an das seit Canossa in Frage gestellte germanisch-christliche Priesterkönigtum am deutlichsten. Doch konnte der Orden den seit 1077 offenen Abgrund zwischen geistlicher und weltlicher Macht nicht schließen, sondern nur eben mühsam überbrücken. Daß Canossa zugleich zu den wesentlichen Voraussetzungen für die Entfaltung des Ordens gehört, deutet Kunze an, wenn er sagt: „Ohne die für ihn schicksalhafte Situation, daß beide Weltmächte in einer derartigen Ausschließlichkeit standen, konnte er niemals zu dieser Zwischenstellung gelangen, zu der er sich frei entschlossen hat."

S. 606: Das Zitat über Hermann von Salzas gleichermaßen treuen Dienst am Reich und an der Kirche entnehmen wir der kurzen, aber um so gehaltvolleren Abhandlung von Christian Krollmann über „Die Politik des Deutschen Ordens" (S. 206—231 von „Der ostdeutsche Volksboden"), der wir auch in vielen Einzelheiten folgten.

S. 607: Das weitere Zitat über Hermanns Mittlerschaft zwischen den Fronten des Gegensatzes ist dem Aufsatz von Jürgen Uhde über den Hochmeister entnommen, den die Neue Deutsche Biographie „Die Großen Deutschen" (Herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz, Propyläen-Verlag Berlin, I. Bd. 1935, S. 143ff.) enthält.

S. 607: Der Schwarze Adler des Ordensschildes wurde dann zum Symbol eines neuen „Ritterordens" in einem abgewandelten Sinne, des gleichzeitig mit der Königskrönung von 1701 gestifteten Schwarzen Adlerordens, der die höchste Auszeichnung des preußischen Königreiches darstellte, während der nach dem brandenburgischen Wappenadler benannte Rote Adlerorden die zweite Stelle einnahm.

Entsprechend wurde das Schwarz-Weiß der Ordensherren dann zu den Landesfarben Preußens und lebte auch in der schwarz-weiß-roten Flagge des Bismarckreiches fort.

S. 607: „Ein verspätetes Denkmal des universalen Imperiumsgedankens" nennt Krollmann die von Kaiser Ludwig dem Orden gegebene, aber nie realisierte Verschreibung über Litauen. Namensgeschichtlich interessant ist ein von Heinrich Günter („Das deutsche Mittelalter", Zweite Hälfte: „Das Volk", S. 129) erwähnter Plan Ludwigs des Bayern, im Ordensgebiet ein Erzbistum „Bayern" zu gründen (que quidem ecclesia et archiespicopatus Beyern appelabitur in eternum)

S. 608: Zu dem Thema Preußentum und Protestantismus sei darauf hingewiesen, daß die für den Protestantismus typische Stellung des Landesherren als summus episcopus in gewisser Weise in der Stellung des Ordensmeisters als ,,militaris et religiosa persona", in der er vom Papst ausdrücklich bestätigt war, vorweggenommen worden ist.

S. 608: Ottokar von Böhmen, dem wohl die Idee eines Ostreiches zwischen Adria und Ostsee vorschwebte, verfolgte in Preußen auch territoriale Ziele. So war (nach Krollmann) sein Kreuzzug von 1267 mit Ansprüchen auf das Jadwingerland und sogar auf Litauen verbunden.

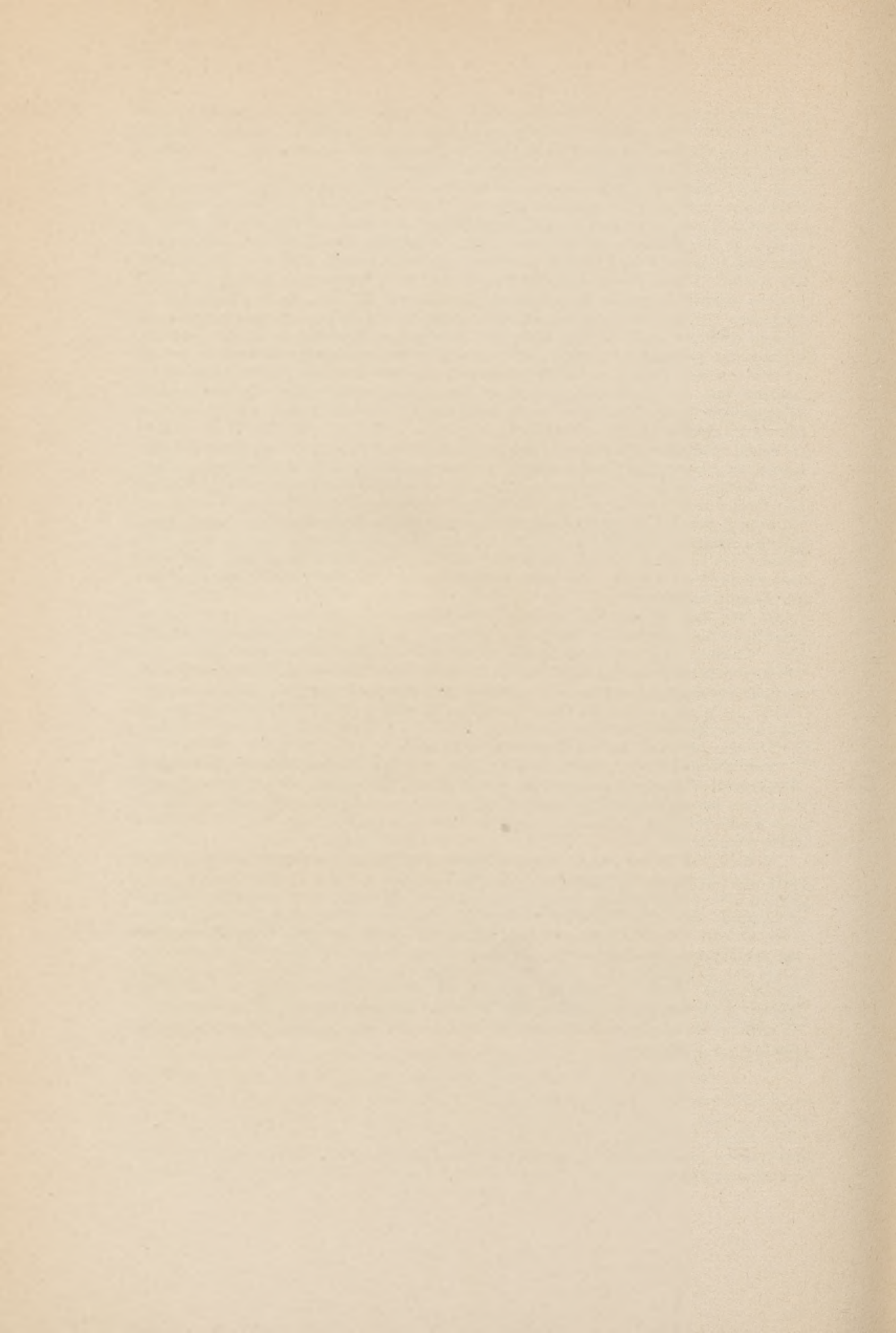
S. 610: Wie entschieden die brandenburgischen Kurfürsten ihre Blicke nach Preußen richteten, zeigt besonders deutlich die enge Versippung zwischen den beiden Linien des Zollernhauses. Wie Kurfürst Johann Georg in zweiter Ehe Sabine von Jägerndorf, so heiratete sein Sohn Joachim Friedrich in zweiter Ehe Eleonore Albertine von Preußen, die jüngste Tochter des preußischen Herzogs, womit er der Schwager seines Sohnes Johann Siegmund wurde, der Albrecht Friedrichs älteste Tochter Anna von Preußen zur Gemahlin hatte. Von den fünf Töchtern des geistesgestörten letzten Herzogs von Preußen waren nicht weniger als drei mit brandenburgischen Vettern verheiratet, denn auch Joachim Friedrichs Bruder Christian von Bayreuth hatte eine Preußin zur Frau, die zur Stammutter der Bayreuther Markgrafen wurde. (Eine weitere Herzogstochter war die im Baltenkapitel erwähnte Sophie von Preußen, die Mutter des Herzogs Jakob von Kurland.)

S. 611: Der Ostpreuße Walter Harich hat in einem geistvollen, aber doch stark überspitzten Aufsatz über den politischen Rationalismus im Osten (Zeitschrift „Orient und Occident", 2. Jahrgang) die Eigenart des Ordensstaates sogar unmittelbar aus der Berührung mit dem Sarazenentum ableiten wollen und die in ihm zum Ausdruck kommende Rationalisierung als „Gegengabe des Orients für die Kreuzzüge" angesprochen. Auch die Kunsthistoriker haben gewisse fremdländische Elemente festgestellt, die für die Ordensbauten charakteristisch sind; so erinnert das Ordensschloß zu Rheden stark an morgenländische Burgbauten der Kreuzzugszeit. Doch ist der ganze Fragenkomplex strittig und heikel, weshalb wir uns mit dem bloßen Hinweis auf seine Problematik begnügen.

S. 611: Eine unmittelbare Folge der Staatsleistung des Preußentums ist es, daß der preußische Name, nachdem er schon von dem Stamm auf das ganze Königreich übergegriffen hatte, schließlich zum Teil sogar zur Bezeichnung des deutschen Gesamtvolkes diente. Nach Wittram heißen die Deutschen im Nordosten im Volksmund Nichtdeutscher oft einfach Preußen, was hier allerdings wie im Falle des französischen Allemagne eine Benennung nach dem nächsten Stamm des Nachbarvolkes sein kann. Auf jeden Fall anders verhält es sich aber mit dem von Schütte verzeichneten marokkanischen Namen Bruß für die Deutschen, die uns die Erinnerung an Ibrahim zurückruft, der den Prußenstamm als einer der ersten bei Namen nannte.

Auch das französische ,,Prussien" ist oft mit gehässigem Unterton für die Deutschen des Bismarckreiches gebraucht worden. Im ganzen ist die Verwendung des Preußennamens als Synonym für die Deutschen demnach selten. Der Name des alten Prußenstammes hat also zwar einen erheblichen Teilraum des deutschen Volksgebietes, nicht aber den Gesamtraum erobern können.

S. 612f. Auf die äußeren und inneren Beziehungen zwischen Frankentum und Preußentum weist mit Nachdruck Universitätsprofessor Dr. Dr. Willy Hellpach (Heidelberg) hin in dem Aufsatz „Die Norddeutschen und ihr mitteldeutscher Ableger", einer sehr gedankenreichen Aufsatzreihe über „Die Wesensart der deutschen Stämme" (Velhagen & Klasings Monatshefte, Oktober 1940, S. 72ff.). Es heißt dort u. a.: „Gerade der Schneid des Preußentums, das unbekümmert Draufgängerische, das herrisch Kurzangebundene, rasch Absprechende, überhaupt das Raschblütige, das nicht viel Federlesens macht, also gerade geschichtlich wichtige Eigenschaften, weisen viel mehr ins Fränkische als ins Altsächsische zurück", und an anderer Stelle: „Auch das Laute und manchmal Überlaute erinnert an die fränkische Herkunft ... Je weiter es geschichtlich emporstieg und räumlich ausgriff, desto kräftigere fränkische Zuschüsse empfing das Preußentum."



Literatur

Da mit dieser Zusammenstellung nicht beabsichtigt ist, eine Bibliographie der umfangreichen Literatur zur Geschichte der deutschen Stämme zu geben, wird hier nur dasjenige Schrifttum aufgeführt, das in einer Mehrzahl von Kapiteln benutzt wurde. Für Spezialarbeiten über einzelne Stämme sei auf die Anmerkungen zu diesen verwiesen.

Wilhelm Bahnson, Stamm- und Regententafeln zur politischen Geschichte. Drei Bände, Berlin 1912, Vossische Buchhandlung.

Heinrich Banniza von Bazan und Richard Müller, Deutsche Geschichte in Ahnentafeln I. Alfred Metzner Verlag, Berlin 1939.

Otto Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Straßburg 1899), Karl Trübner.

Johannes Bühler, Deutsche Geschichte, Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Erster Band: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100 (1934); Zweiter Band: Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von 1100 bis um 1500 (1935); Dritter Band: Das Reformationszeitalter (1937).

Ernst Gamillscheg, Romania Germanica, Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreichs. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Band I: Zu den ältesten Berührungen zwischen Römern und Germanen. Die Franken. Die Westgoten (1934); Band II: Die Ostgoten. Die Langobarden. Die altgermanischen Bestandteile des Ostromanischen. Altgermanisches im Alpenromanischen (1935); Band III: Die Burgunder. Schlußwort (1936).

H. Grote, Stammtafeln. Mit Anhang: Calendarium medii aevi, Leipzig 1877, Hahnsche Verlagsbuchhandlung.

Heinrich Günter, Das deutsche Mittelalter, Verlagsbuchhandlung Herder, Freiburg im Breisgau. Erste Hälfte: Das Reich (Hochmittelalter) 1936; Zweite Hälfte: Das Volk (Spätmittelalter) 1939.

Karl Haushofer und Hans Roeseler (Herausgeber), Das Werden des deutschen Volkes, Deutscher Verlag, Berlin 1939.

Albert von Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 1930 (3 Bände).

Johannes Hoops (Herausgeber), Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Verlag von Karl J. Trübner, Straßburg 1911-19 (4 Bände).

Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Erste Hälfte 1913, Zweite Hälfte 1923 (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, V. Band, I. Teil).

Erich Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1938.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Elfte Auflage. Mit Unterstützung durch Wolfgang Krause, bearbeitet von Alfred Götze. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934.

Gerhard Läwen, Stammesherzog und Stammesherzogtum, Beitäge zur Frage ihrer rechtlichen Bedeutung im 10. bis 12. Jahrhundert. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1935 (Neue Deutsche Forschungen, Abteilung Mittelalterliche Geschichte, Band 1).

Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900 (Sammlung Göschen 126).

Joseph Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes, Kösel & Pustet Verlag, München 1934 (Veröffentlichungen des Instituts für neuzeitliche Volksbildungsarbeit).

Gustav Paul, Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte, J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1938.

Hans Reinerth (Herausgeber), Vorgeschichte der deutschen Stämme, Germanische Tat und Kultur auf deutschem Boden. Bibliographisches Institut, Leipzig, Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1940. 3 Bände (Konnte erst nach Fertigstellung der Arbeit und nur flüchtig eingesehen werden.)

Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. Die Ostgermanen 1934; Die Westgermanen, Erster Teil 1938.

Hermann Schneider (Herausgeber), Germanische Altertumskunde. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1938 (S. 1—49: Volkstum und Wanderung, von Siegfried Gutenbrunner).

M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, nach der Überlieferung des klassischen Altertums bearbeitet. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1911 (Germanische Bibliothek, Herausgegeben von Wilhelm Streitberg, I. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, IV. Reihe: Wörterbücher, Zweiter Band).

Gudmund Schütte, Gotthiod, Die Welt der Germanen. Verlag der Frommannschen Buchhandlung Walter Biedermann, Jena 1939 (Jenaer Germanistische Forschungen, herausgegeben von A. Leitzmann, Band 35).

Otto von Taube, Geschichte unseres Volkes. Die Kaiserzeit. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1938.

Gerd Tellenbach, Königtum und Stämme in der Werdezeit des Deutschen Reiches. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1939 (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit, Band VII, Heft 4).

Martin Wähler, Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937.

Inhaltsverzeichnis

Die germanischen Frühstämme

Die deutschen Altstämme

Teil- und Nebenstämme

Die „Reichsstämme"

Die Neustämme des Ostens





Kartenverzeichnis

